Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 27. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und H. J. Homann

MU

1926

6. Jahrgang

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege"
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

Bücherschau.

Register.

1. Verfasser-Verzeichnis.

2. Liste der behandelten Personen, Orte und Sachen.

---

3. Buchbesprechungen.

a) Wissenschaftliche Literatur.

---

b) Schöne Literatur.

c) Jugendschriften.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 6 1926 Heft 1

Bemerkungen über Deutschlands und Dänemarks Büchereiarbeit.

Von Professor Andr. Sch. Steenberg, Charlottenlund, Dänemark.
Übersetzt von Joh. Langfeldt d. J.

Wir freuen uns, den folgenden Aufsatz des Volksbüchereimannes bieten zu können, der unter allen europäischen Bibliothekaren der Gegenwart wohl über die reichsten Erfahrungen und über die größte Kenntnis des Büchereiwesens in Europa und Amerika verfügt. Wir hoffen, daß sich aus seinen von kollegialem Geiste getragenen kritischen Anmerkungen über die Entwicklung des deutschen Büchereiwesens eine für alle Beteiligten fruchtbare Aussprache in unserer Zeitschrift entwickelt.

Die Herausgeber.

Seit ich im Jahre 1892 mit meiner Arbeit für die dänischen Volksbüchereien anfing*), habe ich in Verbindung mit Männern gestanden, die in Deutschland für dieselbe Sache arbeiteten. Zuerst trat ich in Beziehung zu Dr. Ed. Reyer, Wien, dessen Buch „Entwicklung und Organisation der Volksbibliotheken, Leipzig 1893" mir die erste Bekanntschaft mit den Büchereien in England und Amerika vermittelte, jenen beiden Ländern, von denen ich am meisten gelernt habe. In diesen ersten Jahren hatte ich überdies Verbindung mit Dr. C. Nörrenberg, damals Bibliothekar in Kiel, mit Dr. Ernst Schultze, Hamburg, mit dem Sekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung J. Tews, mit dem Magistratsbibliothekar Dr. A. Buchholtz, Berlin, mit dem Bibliothekar in Charlottenburg Dr. G. Fritz. Und diese Verbindung mit Deutschland ist geblieben, sodaß ich habe lernen können vom Sekretär des Rhein-Mainischen Verbandes G. Volk, von P. Ladewig, Bibliothekar in Essen, und von E. Jaeschke, Stadtbibliothekar in Elberfeld. Da meine Arbeit immer eine breitere Grundlage gehabt hat als das eigentliche Büchereiwesen, ist mir die Freundschaft mit Professor G. Hamdorff, Malchin, Mecklenburg, sehr wertvoll gewesen. Hierzu kommen meine neuen Verbindungen mit Dr. E. Ackerknecht, Stettin, Dr. F. Schriewer und Dr. J. Langfeldt d. J., Flensburg. Ich nenne alle diese Namen, teils weil daraus hervorgehen wird, daß meine Verbindungen mit deutschen Bibliothekaren langdauernd und umfassend gewesen sind, teils weil ich dadurch gerne meiner Dankbarkeit Ausdruck geben möchte.

Durch diese Männer und durch Reisen in Deutschland habe ich manche Eindrücke von deutscher Büchereiarbeit erhalten. Es ergab sich

---

*) Vgl. Bücherei und Bildungspflege 1924, S. 87—91, J. Langfeldt d. J.: Die Entwicklung der Volksbüchereien in Dänemark.

für mich ganz von selbst das Bedürfnis, sie gegenüberzustellen meinem Wissen von dänischer Büchereiarbeit, welches ich mir dadurch erworben habe, daß ich beinahe dreißig Jahre hindurch an der Spitze der Entwicklung der dänischen Volksbüchereien gestanden habe. Aus diesem Gegenüberstellen und Vergleichen habe ich den Stoff für den folgenden Artikel gewonnen.

Seit dem Weltkrieg scheint neues Wachstum in die deutsche Büchereiarbeit einzudringen. Hierüber gibt „Bücherei und Bildungspflege" sehr deutliche Auskunft. Das zeigt sich schon an dem weiteren Blick auf die Büchereiarbeit, wie er sich im Haupt- und Untertitel der Zeitschrift verrät. Das zeigt sich in den Programmen der Lehrgänge, wie sie die Zentralen abhalten lassen. Das zeigt sich in solchen Plänen, wie Dr. Ackerknecht sie in seinem Buch „Vorlesestunden" entwirft; in dem Interesse der Bibliothekare für Lichtspiel und Rundfunk. Das zeigt sich auch in der Verbindung der Büchereien, besonders in den Städten, mit der für Deutschland eigentümlichen Form von Volkshochschulen (die übrigens nur in den an einigen Orten errichteten Heimvolkshochschulen ähnliche Arbeitsformen wie die dänischen Grundtvigschen Volkshochschulen haben, von welchen die Deutschen angeben, daß sie die Grundlage ihrer ganzen Volkshochschularbeit seien). Um diesen weiten Blick auf die Büchereiarbeit können wir die Deutschen mit Recht beneiden; bei uns arbeitet man vielmehr so, daß jede einzelne Form der Bildungsarbeit für sich wirbt, ohne weitere Verbindung mit den andern.

Da ist noch eine andere Sache, bei der ich den Eindruck habe, als ob die deutschen Büchereien die dänischen überträfen; doch muß ich hinzufügen, daß ich nicht weiß, in welchem Umfang die folgenden Bemerkungen auf die deutschen Büchereien zutreffen. Ich vermeine, an deutschen Kollegen stärkeres Bestreben danach gespürt zu haben, die Büchereiarbeit so anzulegen, daß sie wie Seelsorge auf die Leser wirke, sie moralisch hebe, ihnen dabei helfe, ein reicheres Geistesleben zu leben, das ihnen ein Trost sein kann in den Beschwerlichkeiten und Sorgen des Lebens. Natürlich versuchen auch die dänischen Büchereien eine solche Arbeit zu leisten; aber mir scheint, daß dies von deutschen Bibliothekaren stärker hervorgehoben worden ist als von dänischen. Darauf, daß die deutschen Büchereien andererseits anscheinend weniger als die dänischen ihren Lesern Hilfe in den mehr materiellen Angelegenheiten des Lebens bieten, komme ich später zurück.

Dann sind da einige Organisationsfragen. Immer wieder hat es mich in Erstaunen gesetzt, daß sich in Deutschland so gut wie keine Organisation für das Büchereiwesen der einzelnen Länder vorfindet oder vorfand. Ich habe nicht einmal eine in Preußen gefunden, das doch sonst so bekannt ist als Organisator. Daß eine solche nicht von der Regierung, von oben ausgegangen ist, steht wohl in Zusammenhang mit dem Fehlen der Staatsunterstützung für die Büchereien. (Wenn ich hier und im folgenden das Wort Bücherei gebrauche, meine ich die Volksbücherei.)

Es sind in Preußen Anfänge dazu vorhanden, daß sich eine Provinzorganisation um eine Zentralbücherei bilde, die anscheinend tüchtige Leistungen gezeitigt haben; ich kenne einiges hiervon in Pommern und in Han-

nover. Aber mir scheint, daß eine Provinz ein zu großes Gebiet sei, solche Arbeit durchzuführen, wie sie eine Zentrale ausführen kann. Die Zentrale muß näher bei den kleinen Büchereien sein, sodaß deren Leiter leicht, auch vermittels des Telephons, in persönliche Verbindung mit dem Zentralbibliothekar treten können. Unsere Zentralbüchereien waren ursprünglich dazu bestimmt, für einen „Kreis" zu wirken. (Dänemark ist in 25 Kreise eingeteilt, jeder durchschnittlich 1700 Quadratkilometer groß mit etwas über 100 000 Einwohnern; aber die Tendenz geht dahin, die Kreise zu teilen, was die Zentralbüchereien angeht*), sodaß ihr Gebiet noch kleiner werde**). Zum Vergleich führe ich an, daß Hannover 38 000 Quadratkilometer groß ist mit etwa 3 Millionen Einwohnern, Pommern 30 000 Quadratkilometer mit rund 2 Millionen Einwohnern. Es fehlt also sicherlich an einem Glied in der Organisation zwischen diesen Provinzzentralen und den einzelnen Büchereien***). Umgekehrt fehlt uns in Dänemark das umfassendere Organisationsglied. Man hat in Dänemark vorgeschlagen, etwa fünf der Zentralbüchereien so zu entwickeln, daß sie als „Landesbibliotheken" wirken können mit erweitertem Buchbestand für gewisse Fächer, z. B. dänische Geschichte und dänische Topographie sowie hinsichtlich der Zeitschriftenliteratur. Aber dieser Plan ist noch nicht ausgeführt. Die Landesbibliothek in Apenrade ist ein Anfang hierzu. Die Staatsbibliothek in Aarhus dient als Zentrale für das ganze Land.

Weiter habe ich beobachtet, daß, zum mindesten früher, keine engere Verbindung zwischen den kleinen Büchereien auf dem Lande und den größeren in den Städten bestand. Am ehesten wird vielleicht deutlich, was ich meine, wenn ich die Frage auf das Gebiet des Persönlichen hinüberleite. Ich habe viele Jahre in Verbindung mit dem Generalsekretär J. Tews, Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, gestanden, habe sein Kontor besucht und bin mit seinen Anleitungen zur Büchereitechnik bekannt. Ebenso bin ich der Bewegung gefolgt, die u. a. durch Dr. Nörrenberg verursacht wurde, um die Stadtbüchereien auf eine höhere Ebene zu heben. Aber mir scheint, daß ich niemals darauf gestoßen bin, daß diese beiden Arbeiten etwas miteinander zu tun hatten. Und ich habe oft Stadtbibliothekare getroffen, die sehr wenig über Generalsekretär Tews und seine Wirksamkeit wußten. Das hat mich so sehr in Erstaunen gesetzt, daß ich mich daran gemacht habe, über die Ursachen hierfür nachzudenken. Ist es vielleicht deshalb, weil die ökonomische Verbindung zwischen der Stadt und dem umliegenden Land nicht so entwickelt ist, wie es in Dänemark der Fall ist, wo ein Teil der Stadtbüchereien von Anfang an so angelegt war, daß sie auch für die Umgebung wirkten? Oder ist es, weil die Ausgangspunkte so verschieden gewesen sind; das eine die Arbeit der

*) z. B. Kalundborgs Zentralbücherei neben Holbaeks Zentralbücherei im Kreise Holbaek.

**) Das Lesen des Artikels wird erleichtert, wenn man sich mit dem erwähnten Artikel von J. Langfeldt bekannt macht. Vgl. auch den Artikel „Neues von der dänischen Zentralbücherei" 5. Jg. B. u. B. S. 21.

***) Die neu errichteten Kreiszentralen werden ja dahin wirken, diesem Mangel abzuhelfen.

Volksschullehrer, das andere die des akademisch gebildeten Bibliothekarstandes? Wenn es so ist, wie ich hier zuletzt andeute, steht dann der Mangel an Zusammenarbeit — denn die müßte doch möglich sein, auch wenn die Ausgangspunkte auseinanderlagen — in Verbindung mit einem scharfen Trennungsstrich zwischen der Welt des Volksschullehrers und der des Akademikers? Mir kommt es so vor, als ob diese Kluft zwischen den Stadt- und Landbüchereien weniger tief sei bei den Arbeiten in den Provinzorganisationen der späteren Jahre, z. B. in Pommern und Südschleswig.*)

Der von mir besprochene Mangel an Organisation hat es auch mit sich gebracht, daß eine gleichmäßige Form für Katalogisierung und Klassifizierung nicht vorhanden ist. Dieser Mangel erschwert im übrigen eine weitere Entwicklung der Organisation. Mir kommt es so vor, als ob es eine der dringendsten Organisationsaufgaben für die deutschen Büchereimänner sei, Formen für Katalogisierung und Klassifizierung zu schaffen, die von allen Büchereien benutzt werden könnten. Diese Formen müßten so gebaut sein, daß sie der Größe einer Bücherei angepaßt werden könnten und also sowohl für kleine als für große Büchereien brauchbar wären. Was die Klassifizierung betrifft, so glauben wir in Dänemark in der umgearbeiteten Form des Deweyschen Dezimalsystems das gefunden zu haben, was wir brauchen. In Schweden ist kürzlich eine Systematik eingeführt, die mehr an Charles Cutters „Expansive classification" erinnert, und mit der man zufrieden zu sein scheint. Das schwedische System erlaubt eine stärkere Durchführung logischer Einteilung. Für mich ist von großer Bedeutung gewesen, daß unser System eine sehr praktische Form für die Signierung der Bücher abgibt, wenn man sie mit einer Umformung

---

*) Bei der Frage des Zusammenwirkens von Stadt und Land läßt Professor Steenberg einen Umstand, glaube ich, aus dem Auge. In jener früheren Zeit war von einer Büchereibewegung bei uns nur in großen Städten die Rede. Sehen wir uns nun in Dänemark eine größere Stadt an, es kommt eigentlich nur Kopenhagen in Frage, so bemerken wir, daß auch hier eine Zusammenarbeit mit dem Lande völlig fehlt. Kopenhagen beschränkt sich mit seiner Büchereiarbeit so sehr auf sich selber, daß Vororte, die ganz in die Stadt eingebettet sind, aber nicht zur Stadt gehören, mit ihren Büchereieinrichtungen keinerlei Verbindung mit der Hauptstadt haben; noch mehr gilt das natürlich von der weiteren Umgebung. Die große Stadt ist eben viel schärfer von ihrer ländlichen Umgebung getrennt als die kleinere.

Es kam aber noch ein anderes hinzu, das diese Mitwirkung für das Land bei uns erschwerte. Die Leiter von Büchereien in größeren Orten waren meistens mit Geldmitteln so wenig reichlich versehen, daß es die Anspannung aller Kräfte erforderte, mit der Büchereiarbeit nur in der Stadt selbst vorwärts zu dringen. Zeit, sich auf dem Lande umzusehen, blieb da gar nicht. Erst recht nicht konnten irgendwie Erfahrungen mit ländlicher Büchereiarbeit gemacht werden. Man war daher, wie ich glaube mit Recht, sehr zurückhaltend, Vorschläge für die Organisationsform der Dorfbücherei zu machen (etwa ohne weiteres städtische Formen aufs Land übertragen zu wollen). Etwas besser wurde das erst, als Beratungsstellen eingerichtet wurden; doch auch nur dort, wo Wunsch und Vermögen nicht infolge ungenügender Unterstützung allzu weit auseinanderklafften. Erst in allerletzter Zeit konnte die Zusammenarbeit an einigen Orten unter besonders günstigen Bedingungen und bei besonders energischer Einstellung auf dies Ziel wesentlich gefördert werden. Der Übersetzer.

von Cutters „Author marks“ verbindet.*) Wir haben in Dänemark mit Freuden bemerkt, wie sehr unsere Büchereiarbeit dadurch gefördert wurde, daß wir ein gleichmäßiges Klassifikationssystem durchführten, das an allen großen und an vielen, sich ständig vermehrenden kleinen Büchereien in Brauch ist und das auch in unserm Jahresverzeichnis der Zeitschriftenartikel („Zeitschriftenindex“) und in den vom Buchhandel herausgegebenen Jahresverzeichnissen der Neuerscheinungen benutzt wird, sowie in den mehrjährigen Buchkatalogen, die in mehrjährigen Zwischenräumen erscheinen.

Und hier kann ich mit einer Bemerkung nicht zurückhalten, die vielleicht auf einem Irrtum meinerseits beruht. Mir scheint bei meinen Untersuchungen deutscher Büchereiarbeit, daß ich so gut wie nie eine Einwirkung von den beiden großen Nationen gespürt habe, den Engländern und Amerikanern, die, besonders diese, über 50 Jahre eifrig daran gearbeitet haben, die besten Formen für die Büchereiarbeit und ihre technischen Hilfsmittel solcher Büchereien zu finden, die für die große Menge da sind, also für den gleichen Leserkreis, dem man auch auf dem europäischen Kontinent hat helfen wollen; dieser ist mit der Sache

---

*) Ich habe bei Deutschen oft eine starke Furcht vor den üblen Wirkungen des Dewey-Systems gefunden; eine ähnliche Furcht fand ich in Dänemark vor 30 Jahren. Wenn in Dr. Langfeldts Darstellung vom schwedischen Klassifikationssystem (B. u. B. 1925 S. 169) anerkennend darauf aufmerksam gemacht wird, daß man dort nicht rein logisch eingeteilt hat, was einige ungeheuerliche Signaturen ergeben hätte, sondern daß man so gegliedert hat, wie das praktische Bedürfnis es vorschreibt, so ist zu sagen, daß man sich damit ja gerade in Richtung auf jene Zweckmäßigkeit bewegt, die Melvil Dewey meiner Ansicht nach so vorzüglich durchgeführt hat.

Zusatz des Übersetzers: Es ist gegen das Dewey-System schon so viel gesagt worden, und die Möglichkeit, daß es bei uns noch eingeführt werden könnte, ist so gering, daß man sich hier ganz kurz fassen kann. Wir sehen eigentlich gar nicht ein, warum wir uns beim systematischen Aufbau unserer Büchereien in die Zwangsjacke des Zehnermechanismus hineinzwängen sollen; zu ungereimt erscheinen uns beide aufeinander. Die internationale Geltung des Systems — ein Grund, den man an sich wohl gelten lassen könnte — fällt fort, wenn man es, wie in Dänemark, den Bedürfnissen des Landes anpaßt. Zugegeben, daß praktische Bedürfnisse vor logischen hier den Vortritt haben: aber ist denn das Deweysystem so praktisch? Mir scheint es dafür zu wenig Spielraum zu lassen. Das schwedische erscheint unverhältnismäßig praktischer, denn es läßt Platz für die Ellenbogen. Hinzu kommt eins: Prof. Steenberg meint, daß das Dewey-System mit Cutters „Author marks“ verbunden eine einfache Signierung ergäbe. Das mag zutreffend sein, wenn man offene Regale hat. Geschieht aber die Ausleihe von einer Schranke aus und holt eine Magazinhilfe auf Zuruf ein gewünschtes Buch herbei, dann ist die „einfache“ Signierung doch nicht einfach genug. „Poincaré, H.: Wissenschaft und Hypothese“ hat in Kopenhagen folgende Signatur: „50.4 Po 35 wi“; das dürfte für eine Ausleihe von der Schranke her reichlich kompliziert sein. Damit mündet die Frage des Dewey-Systems mit einem Arm in die der offenen Regale, die von Prof. Steenberg nicht erörtert ist. Sehr beachtenswert aber erscheint mir, was der Verfasser darüber sagt, daß die Schaffung eines einheitlichen Systems der Katalogisierung für die Stoßkraft der Büchereiarbeit von nicht abzusehender Bedeutung gewesen sei. Wir neigen dazu, solche Wirkungen zu unterschätzen. Besonders erfreulich wäre es daher, wenn von dem Aufsatz Prof. Steenbergs ein wirklicher Anstoß ausginge, die Arbeit der systematischen Gliederung und Katalogisierung nun, auf Grund des von Einzelnen erarbeiteten Materiales, gemeinsam zu beginnen.

fast ein halbes Jahrhundert später unterwegs gewesen. Vielleicht hat ein kleines Volk wie unseres es leichter, bei andern Völkern in die Lehre zu gehen, als das große deutsche.

Dr. Ackerknecht spricht in seiner Anzeige von Hermann Eschers Buch über das amerikanische Büchereiwesen (B. u. B. 1924, S. 281) davon, daß „eine unüberbrückbare weltanschauliche Kluft" da sei, die das amerikanische und das deutsche Büchereiwesen trennt, und erläutert dies näher, indem er hervorhebt, daß für Amerika das Ziel „ein Aufklärungsideal" sei, für Deutschland ein „seelsorgerlich begründetes Ideal goethescher Menschenbildung". Er erwähnt öfter Dänemarks Büchereiwesen, das seine wesentlichen Charakterzüge von Amerika angenommen habe. Hier, wo ich einige vergleichende Bemerkungen über deutsches und dänisches Büchereiwesen entwickle, will ich gern etwas über die Entwicklung bei uns sagen.

Es ist richtig, daß wir bei Amerika in die Schule gegangen sind, wenn wir auch ständig versucht haben, die amerikanischen Formen unsern eignen Verhältnissen anzupassen. Aber diese Schule ist uns in einer gewissen Weise aufgezwungen worden. Als ich am Ende des vorigen Jahrhunderts Formen für das dänische Büchereiwesen finden mußte — wir selber hatten keine brauchbaren — und mich deshalb in der Welt umsah, was fand ich? Auf dem europäischen Kontinent war nichts zu lernen. Ich entsinne mich eines Besuchs in einer Volksbücherei in Paris, wo ein Bibliothekar, der wie ein Unteroffizier aussah, sehr erstaunt darüber war, daß ein Fremder auf den Gedanken verfallen konnte, Aufklärung über Büchereien zu suchen; da war übrigens auch wirklich nichts zu erfahren. Die Aufklärung, die ich in Deutschland suchte, zeigte mir, daß hier einige fast tote Stadtbüchereien existierten, die eher eine Volksbüchereientwicklung zu hemmen als zu fördern schienen. In Preußen unterstützte der Staat die Volksbüchereien. Im Jahre 1893 sandte die preußische Regierung ein Rundschreiben an die Landräte, in dem sie die Einrichtung von Volksbüchereien zur Bekämpfung des Sozialismus empfahl. 1899 waren im preußischen Haushaltsetat 50 000 Mark zur Förderung der Volksbüchereien aufgeführt, sie wurden vor allem in den östlichen Provinzen verbraucht — wohl im Dienste der Verdeutschung. Berlin hatte ungefähr 30 Volksbüchereien, die sechs Stunden in der Woche, vor allem um die Mittagszeit, geöffnet waren. Der einzige Staat, der etwas für die Organisation seiner Volksbüchereien tat, war das Königreich Sachsen, aber etwas Besonderes zu lernen gab es hier auch nicht. In Österreich schien Dr. Ed. Reyer ganz allein zu arbeiten; eine vereinzelte Bücherei arbeitete mit amerikanischen Formen; sie war von einem Österreicher eingerichtet, der in Amerika ein Vermögen erworben hatte.

Es waren also wirklich keine andern da, von denen man hätte lernen können, als England und Amerika. Es schien, als ob in England zur Jahrhundertwende eine stärkere Bewegung einsetzte, die die Stagnation nach dem langsamen Fortschreiten von der vorigen Jahrhundertmitte an ablöste. Doch nur von den Stadtbüchereien konnte man etwas lernen; das Land war fast völlig vernachlässigt.

Nein, in den Vereinigten Staaten, dort mußte man in die Schule gehen! Dort fand man in der Öffentlichkeit Verständnis für die Bücherei-

sache, wie wir sie nicht kannten und welche die einzelnen Staaten dahin brachte, bei der Organisation der Büchereien durch eine staatliche Büchereikommission mitzuarbeiten. Dort war es leicht, Geld von Kommunen und Privatpersonen zu erhalten; dort wurden praktische Formen für den Büchereimechanismus entwickelt. Und was die Hauptsache war: dort entwickelte sich bei den Bibliothekaren ein Büchereigeist, der unabhängig und ungehemmt von dem alten Geist in Europa war, wo die Bibliothekare in der Bibliothek oft mehr ein Museum als einen Gebrauchsgegenstand sahen und daher in ihrer Stellung zum Teil mehr die Art eines Wachhundes hatten als die eines Volkslehrers.

Hierzu kam noch, daß gerade in dieser Zeit, als ich meine Landsleute den Gebrauch und die Einrichtung von Büchereien lehren wollte (mein Buch über Volksbüchereien erschien 1900), daß damals die amerikanischen Bibliothekare ihre Technik ungefähr fertig entwickelt hatten. Für den internationalen Bibliothekskongreß auf der Weltausstellung in Chicago 1896 wurde das Ergebnis 40jähriger Arbeit in einem Bericht gesammelt, der von dem Bureau of Education der U. S. A. herausgegeben wurde.

Diese amerikanische Büchereiorganisation haben wir in unserm Lande einzuführen versucht, doch mit gewissen Veränderungen, wie sie die heimatlichen Verhältnisse forderten; von ihnen habe ich schon gesprochen. Und wir haben es nicht bereut; unsere Stellung innerhalb des europäischen Büchereiwesens zeigt, daß wir richtig gehandelt haben.

Ich glaube auch, daß Dr. Ackerknecht richtig handelt, wenn er seinen Landsleuten empfiehlt, trotz der tiefen Kluft zwischen deutschem und amerikanischen Büchereiwesen und daher mit einer gewissen Vorsicht, bei den Amerikanern in die Lehre zu gehen. Er klärt sie über die amerikanischen Büchereien auf, indem er das neue, vortreffliche und trotz seiner Kürze umfassende Buch „Amerikanisches Bibliothekwesen" von dem Schweizer Bibliothekar Hermann Escher anzeigt. Das meiste aus dem Inhalt dieses Buches sind Dinge, über welche deutsche Bibliothekare schon um 1900 und früher geschrieben haben: Ed. Reyer, A. B. Meyer, C. Nörrenberg, Ernst Schultze u. a. Das Büchereisystem Amerikas war ja, wie bereits erwähnt, in seinen Hauptzügen am Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelt. Ein neues Glied in der Organisation ist allerdings hinzugekommen: die Countybücherei, die zuerst in Californien im Jahre 1905 eingerichtet wurde, als der Staat merkte, daß die Wanderbüchereien, die er durch seine Staatsbibliothek hinausschickte, nicht genügten, um den Landbewohnern zu helfen. Unsere Zentralbüchereien erinnern etwas an sie, worauf auch Dr. Ackerknecht aufmerksam macht.

Wie eine nähere Bekanntschaft mit der amerikanischen Büchereiarbeit auf die deutsche einwirken würde, ist für einen Fremden natürlich unmöglich, zu beurteilen. Vielleicht ist es auch anmaßend von einem Fremden, wenn er als seine Ansicht es ausspricht, daß die deutschen Bibliothekare doch vielleicht dessen bedürfen, an diese Seite der Büchereiarbeit, deren Ziel Aufklärung (auch rein journalistische) und Information ist, erinnert zu werden. Hierzu bin ich durch einen Artikel von F. Plage, Frankfurt a. O., geführt: „Vom Lesen und seinen Früchten" (B. u. B. 1924, S. 177). Er enthält manche richtigen und schönen Gedanken, aber wie

einseitig und unvollständig ist er, nach meiner Meinung! Er erinnert mich stark an einen Artikel der dänischen Zeitschrift „Tilskueren" vor etwa 20 Jahren, gegen den mich zu wenden ich damals für nötig hielt.*) Der Verfasser hob hervor, daß Bücher der Stille und ausgeglichenen Seelenstimmung bedürfen; die Gedanken, die sie aufwecken, sollen ihrer Natur gemäß still fortschreiten und sich in der Ruhe der Einsamkeit sammeln. Die Bücher leben von der Kraft der Freizeit, und die Freizeitstimmung sei ihr natürlicher Erdboden. Die Bücher wenden den Blick der Menschen nach innen, streben in die Richtung inneren seelischen Wachstums. Bücher stimmen zur Einsamkeit, zur Stille, zu gesammeltem Befinden, gesammelter Haltung. Das Buch hebe große Gedankenlinien herauf, gebe weite Perspektiven und tiefe seelische Atemzüge. Die Vortrefflichkeit solcher Art der Buchbenutzung steht außer Zweifel. Aber man muß gleichzeitig die Bücher unter einem anderen Gesichtswinkel sehen: als Arbeitsgerät in dem Leben, wo es nicht auf die Entfaltung von Gedanken ankommt, sondern auf handelndes Eingreifen. Bücherhilfe wird oft nicht in Form von Gedankenreihen gegeben, sondern von Einzelheiten; zu sehen, wie diese, jede für sich, in das eingreifen, was geschieht oder ausgeführt werden soll, kann wichtiger sein, als das Zusammenspiel der Einzelheiten zu verstehen. Dieser Gebrauch der Bücher ist nicht Beschäftigung der Freizeit, sondern Arbeitshilfe; er wendet den Blick des Menschen nicht nach innen, sondern er läßt ihn nach außen wirken; er stimmt nicht zur Einsamkeit, sondern zur gemeinsamen Erörterung, weil darin größere Sicherheit liegt; er führt selten tiefe seelische Atemzüge mit sich, weil er sich oft einer Arbeit anpassen muß, die im Handumdrehen ausgeführt werden will.

Dieser weitere Blick auf die Bücher hat uns in Dänemark dazu geführt, möglichst die Büchereien dahin zu bringen, daß sie ihren Lesern Hilfe in ihrer praktischen Arbeit bieten können, auch in ihren Bestrebungen, Geld zu verdienen und ihre Arbeit so zu machen, daß der wirtschaftliche Nutzen größer wird. Wir glauben, daß dadurch die Büchereien zu Menschen hinaus gedrungen sind, die sie sonst nicht erreicht hätten. Der Blick des Volkes auf die Büchereiarbeit ist erweitert, und das hat wieder mit sich gebracht, daß die Bücherei Freunde gewonnen hat, die ihr in ihrem Streben, sich eine wirtschaftlich gesicherte Stellung zu erobern, geholfen haben, was dann wiederum auch der weiteren Arbeit der Büchereien, die man vielleicht ihre „höhere" Arbeit nennen kann, zu Gute gemateriellen Entwicklung beruht? (Womit aber nicht gesagt sein soll, daß kommen ist. Ist es im übrigen zu viel gesagt, daß alle Kultur auf der die materielle Entwicklung immer eine reiche geistige mit sich führe, sowohl was den einzelnen als auch was ein Volk angeht.) Soll die

*) C. Lambek: Bücher und Zeitungen. A. S. Steenberg: Buch und Leben. Tilskueren 1907.

Zusatz des Übersetzers: Was die Erwähnung Lambeks angeht, so möchte ich nur kurz darauf hinweisen, daß die Bekanntschaft Lambeks jedem Deutschen zugänglich ist. Sein Buch „Zur Harmonie der Seele", bei Diederichs erschienen, ist aller Beachtung wert und verrät einen tiefblickenden und feinsinnigen Psychologen.

Büchereiarbeit eine wirkliche Volkssache werden und nicht nur ein Bestreben von oben sein, die niederen Volksschichten zu einer höheren Kultur hinaufzuheben, dann müssen die Büchereien meiner Ansicht nach versuchen, diese Bevölkerungsschichten zu gewinnen, indem sie ihnen, die auf Grund der Formen, welche das wirtschaftliche Leben nun einmal angenommen hat, genötigt sind, den Erwerb als eine so wichtige — fast als die wichtigste — Sache anzusehen, indem sie ihnen hierbei hilft. Die Bücherei wird dadurch dazu beitragen, die Grundlagen für ein Kulturleben in allen Bevölkerungsklassen zu legen, und Grundtvigs Wort zur Wirklichkeit zu machen, ein Wort, das auch für geistigen Reichtum gilt:

Dann ist ein Volk erst wahrhaft reich zu nennen,
wenn wenige das Zuviel, noch weniger das Zuwenig kennen.

Ich habe hier versucht, einige vergleichende Bemerkungen über deutsche und dänische Büchereiarbeit vorzutragen. Auf solche Bemerkungen stößt man in unserer Büchereiliteratur sehr selten; die internationale Verbindung zwischen den Volksbüchereien beginnt ja erst eben. Ich habe diese Bemerkungen vorgetragen, ohne dagegen blind zu sein, daß ich als Fremder fehlgreifen kann. Aber ich habe diesen Artikel im Hinblick darauf geschrieben, daß nun größere Aussicht auf eine Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Dänen vorhanden zu sein scheint als früher — abgesehen von dem, was zwischen einzelnen vor sich geht. Und die Zusammenarbeit muß wachsen; die Bibliothekare mit ihrer ganzen ideellen Arbeit müssen unter den ersten sein, die es versuchen, Brücken zwischen den Völkern zu bauen, zur Förderung der größten und edelsten Aufgabe der Menschen.

Bodenständigkeit in der ländlichen Büchereiarbeit.

Von Dr. Franz Schriewer, Flensburg.

Die Versuche, ein ländliches Büchereiwesen zu schaffen, nehmen gerade augenblicklich sehr zu. Angesichts dieses Vorganges müssen wir uns daher fragen, wo die bodenständigen Voraussetzungen der Büchereiarbeit auf dem Lande liegen. Vor die Notwendigkeit, sich darüber stärkere Rechenschaft zu geben, wird man aber auch schon durch Wesen und Aufgabe der volkstümlichen Büchereien gestellt. Man kann ihre Aufgabe ganz allgemein so andeuten, daß sie unmittelbar dem Leben des Volkes dienen sollen, indem sie dies Leben in seinen geistig-seelischen, wie praktischen Inhalten zu gestalten und zu fördern versuchen. Dieser unmittelbare Dienst am Volksleben ist der eigentliche Gegensatz zur Bibliothek wissenschaftlicher Art, welche eine ihrer Hauptaufgaben darin sehen muß, die Zeugnisse des Volkslebens aufzubewahren und dann bestenfalls dem Volke mittelbar durch die Forschung zu dienen.

Eine Bücherei nun, welche im Bauernleben stehen will, darf nicht an der Tatsache vorbeisehen, daß dieses bei uns in Deutschland je nach den Landschaften starke Verschiedenheiten aufweist. Nun liegt es nahe, hier zunächst an stammestümliche Unterschiede zu denken. Wir sind viel-

leicht gerade heute in einer gewissen Gefahr, diese zu scharf zu sehen und den gemeinsamen tragenden Untergrund zu wenig zu beachten. Wenn man glaubte, daß die Frage nach der Bodenständigkeit in der Büchereiarbeit sich mit derjenigen nach der Stammestümlichkeit decke, dann wäre sie allerdings sehr schnell beantwortet. Es ließe sich dann sagen, stammestümlich sei die gesamte Heimatliteratur, und wenn man diese als Kern der Büchereiarbeit nähme, hätte man die geforderte Bodenständigkeit. Abgesehen davon, daß ja manche Gebiete kaum eine nennenswerte Heimatliteratur haben, so wäre doch eine solche Lösung des Problems oberflächlich, wie man schon ohne weitere Überlegung, rein gefühlsmäßig feststellen wird. Nein, vor den Problemen des Stammestums steht ein allgemeineres: dasjenige der Bauernkultur überhaupt.

Dieses ist dadurch gekennzeichnet, daß das Bauerntum in Auflösung begriffen ist zur Landwirtschaft und daß städtischer Geist und städtische Lebensformen auf das Land vordringen. Vor unseren Augen vollzieht sich dieser Rationalisierungsprozeß, als den wir ihn bezeichnen müssen. Gerade der Umstand, daß heute die Stadt plötzlich sozusagen ihre Fangarme auf das Land hinauswirft, — man denke an die sich mehrenden Autobuslinien, die schon fast jedes Dorf berühren — beschleunigt diesen Vorgang sehr stark, und es ist selbstverständlich, daß, je mehr dieser fortgeschritten ist, umso mehr auch der geistige und seelische Zuschnitt des Bauern sich ändert. Je mehr die Rationalisierung vordringt und fortschreitet, umso mehr wird das gesamte Land in die geistigen Wünsche und Bedürfnisse der Stadt hineingezogen.

Dieser Prozeß hat nun zweifellos in den verschiedenen Gegenden recht verschiedene Stufen erreicht. Das abgeschlossene Bauerntum eines tirolischen Alpendorfes wird noch sehr viel patriarchalischer sein als dasjenige in der Nähe der großen Städte, welches entweder schon aufgelöst ist oder sich in voller Auflösung befindet. Nach dem, was ich davon weiß, will mir scheinen, daß der Bauernstand in Dänemark in diesem Prozeß am weitesten fortgeschritten ist, sodaß wir hier etwa den Gegenpol zu dem Bauern des einsamen Heide- oder des tirolischen Alpendorfes haben. Die gezeichnete Entwicklungslinie läßt aber starke bodenständige Verschiedenheiten zu, die sogar innerhalb ein und derselben Landschaft sehr stark sein können. Je nachdem, wie weit dieser Zersetzungsvorgang — das Wort soll hier ohne werturteilenden Sinn gebraucht werden — schon fortgeschritten ist, wird man aus erziehlichen Gründen zu einer anderen Grundeinstellung des Inhalts der Bücherei kommen. Je ursprünglicher die Bauernwelt erhalten ist, umso mehr wird man sich auf Märchen-, Sagen-, Volks- und Jugendbücher und einfache Volksschriften einzustellen haben. So fordert z. B. Laßmann, der Referent für das Volksbildungswesen in Niederösterreich in seinem Heft „die Dorfbücherei" im wesentlichen diese Literatur, ob zu Recht, kann der Nichtkenner der dortigen Verhältnisse nicht sagen. (Er macht diese Forderung allerdings insofern wieder illusorisch, als er die „Auswahl" der Leipziger, also einer unter ganz anderen — eben großstädtischen — Verhältnissen arbeitenden Bücherei als Ratgeber nennt.) Im allgemeinen ist wohl festzustellen, daß viele Beobachter sich aus einer gewissen romantisch-volkskundlichen Einstellung zu dieser

Frage im Urteil leicht irren und dort noch ursprüngliches Bauerntum sehen, wo es im Grunde genommen schon nicht mehr vorhanden ist, jedenfalls nicht in der Form, wie wir es uns eigentlich seit Riehls Naturgeschichte des deutschen Volkes und l'Houets Psychologie des Bauerntums vorstellen.

Je stärker der Bauer rationalisiert ist, umso stärker treffen ihn auch die Probleme des gesamten Gegenwartslebens. So muß die Bücherei für diesen Zustand auch diejenigen Bücher heranziehen, in denen jene zu finden sind. Der Zeitroman wird also eine wichtige Rolle spielen. In ihm spiegeln sich die Zeitfragen, nicht so sehr des Tages als der Generationen, am lebhaftesten, und so ist dieser zweifellos als eins der wichtigsten Bildungsmittel anzusehen, ganz abgesehen von seiner natürlichen Eignung, die darin liegt, daß er sich an die Phantasie des Lesers wendet. Es ist hier nicht bloß jener Roman gemeint, welcher die sogenannten „echten" Werte enthält, sondern auch der andere, welcher, obwohl mehr vergängliches Erzeugnis, doch echte Auswirkungen haben kann. Oder wer wollte leugnen, daß Kohne und Speckmann, die typischen Unterhaltungsromane des jetzigen Bauerntums, Unechtes und Sentimentales genug aufweisen, aber doch sittlich bildend, d. h. echt auf den einfachen Menschen wirken.

Liegt die Grundeinstellung einer Bücherei eines noch patriarchalischen Bauerntums in der vorhin angedeuteten Richtung, so diejenige eines rationalisierten in der Richtung Polenz, Bock, Skjoldborg, Hamsun. Es liegt auf der Hand, daß diese bodenständigen Unterschiede auch in die Frage der sogen. belehrenden Bücher hineinragen, nicht nur was das Verhältnis derselben zur Gesamtzahl des Bestandes angeht, sondern auch hinsichtlich einzelner Abteilungen. Diese Frage soll hier aber nicht angeschnitten werden. Es sei nur allgemein betont, daß das Weltbild des rationalisierten Bauern ein viel weiteres ist, als daß man stofflich bei dem bloß Bauerntümlichen oder Heimatlichen stehen bleiben dürfte. Die Lektüre dieses Bauern wird ganz wesentlich von der Stadt her bestimmt, was der Volksbildner, wenn auch mit tiefem Bedauern, so doch mit klaren Augen zu sehen verpflichtet ist. Daraus braucht noch nicht zu folgen, daß er diesen Vorgang begünstigt, wohl aber muß er daraus methodische Folgerungen ziehen. In der Stadt erblickt das Land die gesellschaftlich führende Oberschicht, und nach uraltem Gesetz der Volkskultur trachtet die untere Schicht nach den Kulturgütern der oberen, auch wenn es sich dabei nur um vermeintliche handelt. Das Modebuch spielt also in Orten, die sehr im Bannkreis der Stadt liegen, eine fast ebenso große Rolle wie in ihr selbst.

Diese Tatsache betrifft auch die sogenannten Heimatbücher. Man darf es sich ja nicht so vorstellen, als ob der Bauer diese darum in so starkem Maße lese, weil in ihm das Heimatgefühl so viel bewußter sei als im Städter. Nein, die literarische Heimatbewegung, das im Schillerschen Sinne sentimentalische Verhältnis zur Heimat, ist von der Stadt erzeugt — natürlich nicht in rein lokalem Sinne — und breitet sich über das Land aus, hier nun das alte naive Verhältnis des Bauern zum Boden wandelnd und weitend in ein solches zum Boden und der Heimat.

Ist das Heimatgefühl im ersten Falle ein konkret lokalisiertes, so wird es im zweiten allgemeiner und weiter, woraus bezüglich der Verwendung von Heimatliteratur auch wieder gewisse naheliegende Folgerungen zu ziehen sind, indem der Begriff Heimatliteratur weitergefaßt werden kann.

Die Verschiebung des Lebensgefühls, des Lebenszuschnitts und der Lebensbedürfnisse des Bauern, die wir heute am Werke sehen, vollzieht sich nun nicht in geschlossenen, gleichmäßigen Schichten an einer ganzen Bevölkerung. Nein, wer glaubt, in den oben gemachten Ausführungen ein Rezept für den Aufbau einer Dorfbücherei zu haben, wird in der Praxis bald eines Besseren belehrt. Denn eine eindeutige Beantwortung dieser Fragen kann es garnicht geben, da die Dorfgemeinschaft aus einer Fülle von Individuen zusammengesetzt ist, die durchaus auf verschiedenen Stufen dieses Entwicklungsvorganges stehen können. Man wird also innerhalb der allgemeinen Tendenz, die man unschwer erkennt, einen feinen Instinkt für mehr oder weniger hervortretende Besonderheiten haben müssen, um zu einem richtigen Aufbau seiner Bücherei zu kommen, eben einer Bücherei, die im Volks*leben* drinsteht, — wenn man es gelehrter ausdrücken wollte, könnte man sagen, einer Bücherei, die soziologisch gegründet ist.

Ausschlaggebend für den richtigen Aufbau ist aber auch die grundsätzliche Einstellung zu dieser Rationalisierung. (Die folgenden zugespitzten Formulierungen, bitte ich, cum grano salis aufzufassen und daraus nicht Rückschlüsse ziehen zu wollen auf einen Rationalismus des Verfassers.) Es handelt sich nämlich darum: sollen wir versuchen, uns diesem Vorgang gegenüber mit der Bücherei als hemmendes Moment einzuschalten, sollen wir also, um bei praktischen Beispielen zu bleiben, das ältere literarische Volksgut immer wieder an die Leser heranzubringen versuchen, auch wenn wir glauben, daß die Voraussetzungen dafür nicht mehr genügend da sind, oder sollen wir sozusagen den Entwicklungsprozeß fördern, indem wir das Bauerntum bewußt durch andere Bücher in die Weite allgemeiner geistiger Fragen der Gegenwart führen. Diesem Problem müssen wir gerade heute ernsthaft ins Gesicht schauen, da wir mancherorts entweder eine Scheinromantik oder museumsartige Betriebsamkeit auf dem Gebiete des Volkstums sich betätigen sehen. Ich glaube, wir dürfen uns *der* Erkenntnis nicht verschließen, daß hier eine Entwicklung abläuft, die unabänderlich ist und daß wir daher als weitsichtigere Pädagogen handeln, wenn wir sie abzukürzen versuchen. Wir müssen damit rechnen, daß sich auf dem Lande die gemeinschaftsbildenden Formen der Sitte früherer Zeiten mehr und mehr auflösen und daß die Menschen dort, heraustretend aus dem Verband der Gemeinschaft, mehr und mehr ihr individuelles Wollen in den Vordergrund schieben. Hier gibt es für den Erzieher keine andere Möglichkeit, als *die*, daß er die Individualität zu erfassen, zu führen und zu vertiefen sucht, damit ein solcher Mensch aus vertiefter Erkenntnis seiner selbst wieder Gemeinschaftsgefühl bekommt und nunmehr neue Formen wachsen. Daß dies ein Weg ist, glaube ich allerdings, und manche ländliche Genossenschaften könnten dann, wenn sie vor der Hand auch reine Zweckverbände sind, doch einmal wirkliche, auch innerlich gegründete Gemeinschaften werden. Schließlich waren doch wohl

auch manche Gemeinschaftsbildungen früherer Zeiten, die wir wegen ihrer inneren Kraft so sehr bewundern, zu Beginn Zweckverbände. Daß wir auch im Bauerntum vielleicht schon daran sind, auf dem Wege über das Individuum zu einer neuen Gemeinschaft zu streben, zeigt doch wohl die Jungbauernbewegung in ihren besten Kräften. Ob der Weg zu einem Ziel führt, hängt davon ab, wie stark die rein kulturellen Kräfte bleiben oder werden. Die Gefahr, daß die Aufgabe zu oberflächlich genommen wird, besteht.

Bei der Inhalts- und Zielsetzung der Büchereiarbeit auf dem Lande darf man nun eins nicht vergessen, daß der Bildung die Ausbildung vorhergeht. Das bedeutet für die Bücherei, grob ausgedrückt: dem wirklich echten Lesen geht das äußere Lesenlernen voraus. Die ländliche Bücherei muß recht sehr bemüht sein, sich ein genaues Bild von der technischen Seite des Lesens, von der Lesefertigkeit der Bevölkerung zu machen. Eine gute Lesefertigkeit ist die Voraussetzung für ein inneres und dauerndes Verhältnis zwischen Leser und Buch. Man muß sich gerade beim Bauern sehr hüten, allzu voreilig aus dem äußeren Lesezustand auf die innere Lesemöglichkeit zu schließen. Die klare Auseinanderhaltung dieser beiden Dinge wird bei der Auswahl sehr mitsprechen. Man wird z. B. ein nach Form und Inhalt gehaltvolleres Buch, etwa Möschlins „Amerikajohann", wohl einstellen, trotz vielleicht noch gering entwickelter Lesefähigkeit, wenn man an die inneren Möglichkeiten seiner Leser glaubt. Es ist doch wohl nicht anzuzweifeln, daß, wenn vor etwa 100 Jahren auf dem Lande die ganz einfachen Volksgeschichten, Märchen und Sagen, die Volksbücher, Kalender usw. gelesen wurden, dieses auch mit daran lag, daß bei diesen Büchern die technischen Schwierigkeiten des Lesens am geringsten waren. Hier ist natürlich nicht an Schwierigkeit des Drucks, sondern an Stoff und Stil zu denken. Wie der ausübende Musiker an den innersten Kunstgehalt eines Musikstückes überhaupt erst herankommen kann, wenn er sein Instrument völlig beherrscht, so auch der Leser an den Bildungsgehalt der meisten Bücher erst dann, wenn er das Lesen — sagen wir es einmal drastisch — fleißig geübt hat.

Hier geht ja nun die Schule viel zweckmäßigere Wege als früher, und so dürfen wir auch hier in gar nicht ferner Zeit eine wesentliche Verstärkung — und damit auch Besserung — des Verhältnisses Bauer und Buch erwarten. Daran hilft auch die Zeitung mit, und wenn auch gerade der Bildungspfleger alle Ursache hat, sie als eine kulturelle Gefahr kritisch zu betrachten, einen Dienst leistet sie ihm für die Bücherei auf alle Fälle, wenn nicht für heute, so doch für morgen: sie fördert die Lesefähigkeit, auf die die Bücherei rechnen können muß. Dem Büchereimann hilft es nicht weiter, wenn er, im Grunde seines Herzens ein finsterer Pessimist, den Glauben hegt, es wäre unserem Volke besser, es bestünde aus lauter Analphabeten. Man muß es schon in Kauf nehmen, daß mancher seine geistige Nahrung nur aus der Zeitung bezieht. Das ist nicht eine Frage geistiger Verblödung, sondern — jedenfalls in der Stadt — vielfach eine solche der Zeit und der Wirtschaftslage, und bei vielen ist das auch bloß ein vorläufiger Zustand. So ist denn wohl kaum zweifelhaft, daß wir in gar nicht mehr ferner Zeit auf

dem Lande eine so weit entwickelte Lesefähigkeit haben werden, daß Bücher, die jetzt noch schwer erscheinen, dann gut gelesen werden können.

Hat diese Frage etwas mit der Bodenständigkeit zu tun? Sicher! Denn der Lesezustand kann auf Grund der Schulverhältnisse ganz verschieden sein. Es kann z. B. Orte geben, in welchen ein großer Teil der jüngeren Generation die höhere Schule der nahegelegenen Stadt besucht hat, und es sind doch Bauerndörfer. Es gibt eben heute auf dem Lande sehr viel mehr Leute mit gründlicher Schulbildung als früher, wo der Pastor und der Lehrer auf dem Dorfe in der Regel die einzigen waren. Namentlich die Orte mit bequemen Bahnverbindungen nach den Städten haben hier eine ziemliche innere Verschiebung erfahren und erfahren sie immer noch. Und eine größere intellektuelle Ausbildung bringen auch die landwirtschaftlichen Schulen, die ebenfalls meist in der Stadt liegen. Nun ist damit freilich noch nicht gesagt, daß Leute mit besserer geistiger Schulbildung bessere Leser im Sinne der Büchereiarbeit seien. Vielfach kommen sie auch über die Verbildung nicht hinaus. An und für sich hat aber der Büchereileiter bessere äußere Vorbedingungen, die er wahrzunehmen verstehen muß; denn was diese Leute lesen, die auch meist die führenden Personen im Dorfe sind, hat Aussicht, auf Grund mündlicher Weiterempfehlung auch von anderen gelesen zu werden. — Die Zusammensetzung der Bücherei hängt also durchaus mit von dem Lesezustand ab. Da hier mit einer schnellen Weiterentwicklung zu rechnen ist, soll man mit seinen Forderungen nicht ängstlich sein und etwa gar unterhalb des gerade jeweilig vorliegenden Lesezustandes bleiben, sondern eher, aufs Ganze des Inhalts gesehen, oberhalb.

Zu diesen allgemeinen Fragen, die bei der Bodenständigkeit im Auge zu behalten sind, treten nun noch eine ganze Reihe besonderer, an die man wohl in erster Linie denkt, wenn man bodenständige Büchereiarbeit fordert. Sie ergeben sich aus der sozialen Zusammensetzung des Dorfes. Ein Dorf mit starkem Einschlag von Industriearbeitern muß diesen auch in dem Aufbau des Bestandes erkennen lassen. Wiederum wird dieser anders aussehen, wenn größerer Grundbesitz und Bauern sich mit Landarbeitern mischen. Wenn wir z. B. das bekämen, was man in Dänemark die Häuslerbewegung nennt und dem in Schleswig-Holstein der jüngst in Angeln entstandene Bund der Kätner als etwas Ähnliches an die Seite zu stellen ist, so würde dieser soziale Vorgang auch auf die Bücherei abfärben müssen, nicht weniger als wenn der Zustand vorhanden wäre, daß in einer Gegend überwiegend „Salonbauern" lebten. Ganz besonders schwierig werden die Dinge natürlich, wenn konfessionelle oder politische Verschiedenheiten vorliegen. Wie schwer oder leicht diese Faktoren zu nehmen sind, kann nur an Ort und Stelle abgeschätzt werden. Da namentlich der letztere, der politische Faktor, in Grenzgebieten wichtig ist, so verträgt er vielleicht noch eine kleine Unterstreichung. Wenn trotz verschiedener staatspolitischer Einstellung die Grenzbevölkerung freundnachbarlich in Handel und Wandel zusammenlebt, so ist es nicht Aufgabe der Bücherei, politische Schärfe in den stillen Kampf zu tragen und eine gewaltsame Scheidung der Geister herbeizuführen. Im Worte Kulturpolitik liegt vielmehr der Nachdruck auf Kultur. Halten wir uns in unserer

Arbeit an diese, dann sind wir auch politisch auf dem richtigen Wege, auch mit der Bücherei. Auf dem neutralen Boden der Bücherei finden sich dann alle die, welche vielleicht noch innerlich unsicher sind, ja sogar auch die anderen, die sich schon zur Gegenseite gewendet haben. Das deutsche Buch bietet aber doch eine hervorragende Möglichkeit, die Schwankenden mit den das Deutschtum bejahenden Werten dauernd in Berührung zu bringen, und sei es in gemischtsprachigen Gebieten auch nur mit der Sprache. Ist der Büchereileiter der kulturelle Seelsorger seines Dorfes, dann wird die Bevölkerung auch in der Stunde der Politik — ich meine nicht die eigentliche Parteipolitik — auf ihn hören.

Alle diese und die vorher erwähnten Gesichtspunkte muß man bei dem inhaltlichen Aufbau einer Bücherei im Auge behalten, wenn sie bodenständig sein soll. Gestreift werden muß aber noch, daß die persönliche Individualität des Büchereileiters mit in Rechnung zu setzen ist. Es gilt auch hier der Satz: Eines schickt sich nicht für alle. Dies zu beachten ist besonders wichtig, da die Bücherausleihe immer die Übertragung des eigenen Verhältnisses zur Bücherwelt einschließt.

Aber damit hört ja die Frage der Bodenständigkeit noch nicht auf, sondern sie erstreckt sich bis in die organisatorische Grundlegung der Bücherei hinein. Davon sei dann noch, wenn auch etwas weniger ausführlich, die Rede. Man trifft vielfach auf dem Lande Wanderbüchereien, welche von den Landratsämtern ausgehen. Nun ist es an und für sich schon mit der Bodenständigkeit der Wanderbücherei schlecht bestellt. Sie kann mit ihrem geistigen Inhalt gar nicht im Dorf verwurzeln, da sie keine Erfahrung sammeln kann, die sie etwa das nächste Jahr ausnutzt, und da die mündliche Weiterempfehlung nicht recht in Betrieb treten kann. Wenn nun aber gar die Zusammenstellung einer Wanderbücherei und ihr Aussenden als eine rein büromäßige Angelegenheit angesehen wird, — das Buch gleich seiner Registriernummer — so kann natürlich von einer Bodenständigkeit überhaupt nicht gesprochen werden. An einer solchen Wanderbücherei wird die Bevölkerung auch keinen inneren Anteil nehmen und daraus nicht die Anregung und Verpflichtung empfangen, nun aus eigener Kraft eine Bücherei einzurichten. Von einem Wanderbüchereiwesen muß man zweierlei fordern: 1. daß es von der Praxis einer Bücherei ausgeht, seine Leitung also eine berufliche ist, 2. die organisatorische Form desselben so beschaffen ist, daß sie als Saat für die Standbücherei dienen kann. Was damit gemeint ist, veranschaulicht lebhaft die Pommersche Landeswanderbücherei, die ja auch u. a. durch ihre Bedingungen daraufhin zielt, Standbüchereien zu erzeugen oder zu fördern. Eine solche Wanderbücherei muß natürlich von einer bodenständigen Bücherei des betr. Gebietes ausgehen. Man darf aber doch nicht dazu kommen, das großzügige Wanderbüchereiwesen, wie es die Gesellschaft für Volksbildung betrieben hat und noch betreibt, auf Grund dieser Forderung völlig abzulehnen. Es sei hier doch einmal ausdrücklich festgestellt, daß die geschichtliche Aufgabe der Gesellschaft für Volksbildung im Büchereiwesen darin bestand, daß sie durch ein weitherziges Ausstreuen der Büchersaat zunächst einmal das Interesse für das Buch in weiten Kreisen erweckte und damit gleichsam den Boden für den

Büchereigedanken auflockerte. Wenn die Vorarbeit dieser Gesellschaft nicht gewesen wäre, so könnten wir zweifellos in langer Zeit noch nicht daran denken, auf dem Lande zu tiefer gegründeten Büchereieinrichtungen zu kommen. Heute allerdings ist wohl die Form, welche die Gesellschaft für Volksbildung — von der geschichtlichen Situation her gesehen, durchaus mit Recht — gewählt hat, nicht mehr ganz zeitgemäß. Der Aufbau des Büchereiwesens müßte, wo er denn um der ersten Urbarmachung des Büchereigebietes willen vor sich gehen muß, von den Beratungsstellen ausgehen. Diese werden auch die verkehrstechnischen Fragen der Organisation des Wanderbüchereiwesens am besten lösen können, welche durchaus als bodenständige, nach den Bevölkerungs-, Verkehrs- und geographischen Verhältnissen betrachtet werden müssen.

Ob die Wanderbücherei in einem Gebiet noch nötig ist, das kann ebenfalls nur die Beratungsstelle mit einiger Sicherheit entscheiden. Das hängt eben von der kulturellen Lage des Bauerntums dortselbst ab. Es sind aber wohl fast überall schon Standbüchereien möglich, weil sich gerade im letzten Jahrzehnt das Verhältnis des Bauern zum Buch bedeutend zu Gunsten des Büchereigedankens verschoben hat. Dabei kann man nicht von vornherein entscheiden, welche Größe ein Ort dafür haben muß. Im Grenzgebiet Schleswig-Holsteins ist die Einrichtung einer Standbücherei in einem Ort mit einer Einwohnerzahl von 200—300 recht schwer durchzuhalten. Bei 300—400 geht es schon ganz gut. Die besten Vorbedingungen scheinen bei einer Größe von 500—600 Einwohnern gegeben zu sein. (Hier spricht natürlich auch die Art der Siedlungsanlage mit, ob Haufen- oder Reihendorf usw.) Der Ort hat dann in der Regel noch rein dörflichen Charakter, wird er größer, so ist er meist ein Flecken, das hat für die Bücherei bisweilen wieder neue Schwierigkeiten im Gefolge.

Auch die Standbücherei kann nun in ihrer organisatorischen Grundlegung ein recht verschiedenes Gesicht haben. Und das hängt wieder ab von der allgemeinen Kulturlage des Ortes. Das Ideal und endgültige Ziel der Bücherei ist natürlich, eine feste Position im Gemeindeetat zu haben, wodurch sie als öffentliche Bildungseinrichtung anerkannt wird. Man wird diese aber in hinreichender Höhe nur bei sehr fortschrittlichen Gemeinden erreichen. Vorläufig scheint es, tut die Bücherei gut, sich, zum mindesten außerdem noch, auf einen Büchereiverein mit familienweiser Mitgliedschaft zu stützen, der für die Mitglieder einen festen Jahresbeitrag (5,— RM pro Jahr) festsetzt. Ein noch früherer Zustand wäre dann der, daß die Bücherei im wesentlichen eine Privatbibliothek des Lehrers ist, aus welcher er gegen ein Lesegeld pro Band verleiht. Mit dieser Form wird man in patriarchalischen Verhältnissen wohl zunächst anfangen müssen, in etwas fortgeschrittenen wird man die zweite, Büchereiverein + Gemeinde, wählen, und in den am weitesten entwickelten Gegenden die Gemeinde selbst, wie es ja in Dänemark der Fall ist, wo außerdem der Staat die Gemeinde sehr weitgehend unterstützt. Das Gesagte dürfte genügen, um darzutun, wie man auch hier die bodenständigen Voraussetzungen prüfen muß und daß der inhaltliche und organisatorische Auf-

bau ganz eng zusammenhängen. Jedenfalls liegen die Fragen der Dorfbücherei in diesen beiden Dingen mehr als in der bloßen Ausleihtechnik.

Auch die Frage des Standorts kann man nicht allgemeingültig entscheiden. Schule, Pastorat und Privathaus sind alle drei möglich. Solange die Lesebetätigung auf dem Lande aber technisch noch unentwickelt und solange noch keine genügende Erkenntnis vom Erziehungs- und Bildungswert der Bücherwelt vorhanden ist, werden wir die Büchereien zweckmäßig in die Schule hineinstellen, weil so die heranwachsende Generation zu Trägern des Büchereigedankens erzogen werden kann, indem sie von Jugend auf planmäßig in die Benutzung der Bücherei eingeführt wird. In einem dünn besiedelten Gebiet, in welchem die einzelnen Höfe weit auseinander gezogen liegen, wird man ebenfalls der Schule den Vorzug geben, weil dann die Kinder als Vermittler des Buches da sind, da die Erwachsenen wegen der weiten Wege nur sehr schwer kommen werden. Es braucht aber nicht immer die Schule zu sein. Es hängt dies auch mit davon ab, welche Persönlichkeit im Dorfe geistig führend ist. Ist der Pastor dies, oder etwa der Arzt, oder der Gemeindevorsteher, dann sollte die Bücherei ruhig dort stehen. Für die Beratungsstellen ist die Arbeit allerdings am leichtesten, wenn sie als Büchereileiter einen geschlossenen Stand wie die Lehrerschaft zur Verfügung haben.

Ist nun ein Gebiet verhältnismäßig wenig durch Büchereiarbeit erschlossen, so wird eine Beratungsstelle, falls sie planmäßig zu organisieren in der Lage ist, wahrscheinlich nicht gleich mit den Dörfern anfangen, sondern erst einmal die größeren Orte, Kleinstädte und Flecken, nehmen, damit von diesen nachher die Anregung zur eigenen Bücherei in die Dörfer hinausstrahlt. Hat man aber ein kulturell schon ziemlich gehobenes Gebiet, so darf man den sofortigen Aufbau vieler Dorfbüchereien wohl wagen. Man hat allerdings die Aufgabe, diese einzelnen Büchereien nicht isoliert stehen zu lassen, sondern zu einem — wiederum bodenständigen — Büchereiorganismus zusammenzufassen. Wie weit man dabei dezentralisieren muß, kann von außen her ebenfalls nicht entschieden werden. Der Gedanke, daß irgendwo eine mit der Beratungsstelle nicht zusammenhängende Nebenstelle mit selbständigen Befugnissen besteht, welche ohne den Rückhalt eigener Büchereipraxis ist, muß völlig abgelehnt werden.

Stellen wir uns zum Schluß die Frage, wie man denn die Bodenständigkeit der Büchereiarbeit herstellen und sichern könne. Hier müssen zwei Kräfte zusammenarbeiten, die Beratungsstelle und der dörfliche Büchereileiter. Die fachlich arbeitende Beratungsstelle, die sich auf eine Bücherei stützt, hat die Kenntnis der allgemeinen Gesetzmäßigkeit des Aufbaues. Sie kennt ebenfalls den allgemeinen soziologischen Zustand ihres Gebietes, kann also jedenfalls zunächst obenhin sagen, wie der bodenständige Buchinhalt der Bücherei vermutlich aussehen wird. Sie kann auch die wahrscheinliche Organisationsform bestimmen. Die letzte Kenntnis der bodenständigen Verhältnisse hat aber der Büchereileiter. Wenn nun die Fachkräfte der Beratungsstellen und die jeweiligen Büchereileiter Hand in Hand arbeiten, dann wird sich die Bodenständigkeit vollkommen wahren lassen. Die Büchereien dürfen auch nicht isoliert für sich da-

stehen, sondern müssen sich fest um die Beratungsstelle zusammenschließen und müssen diese auch unterstützen, indem sie ihr Anschauungs- und Vergleichsmaterial liefern, in Form von Berichten und Statistiken (Statistiken natürlich von vernünftiger Art, wie die Beratungsstelle sie vorschlägt). Aus solchem Material wird die Beratungsstelle den allgemeinen Zug der Büchereibewegung in ihrem Gebiet erkennen und kann nun daraus wiederum den einzelnen Büchereien, sei es in Büchervorschlägen oder Lehrgängen, neue Gesichtspunkte geben.

Wenn man nun von der Bodenständigkeit her die Lage unseres ländlichen Büchereiwesens betrachtet, so zeigen sich sofort große Mißstände. Zunächst ist festzustellen, daß die Beratungsstellen ganz anders ausgebaut werden müßten, um diesen Fragen gehörig gerecht werden zu können. Aber immerhin, daß sie vorhanden sind, gibt doch eine gewisse Gewähr, daß die Entwicklung in diesem Sinne vor sich geht oder doch vor sich gehen kann. Darauf wird es allerdings ankommen, daß wirklich Hemmendes von der Bodenständigkeit ferngehalten wird. Da sind zunächst einmal jene Einrichtungen zu nennen, die, auf rein geschäftlicher Grundlage ruhend, lediglich auf organisatorischem Wege das Buch, wenn es hoch kommt, das gute Buch, zu verbreiten suchen, zu ihrem Nutzen, aber nicht zu dem der Dorfbüchereien, für die wir heute, genau so wie für die Stadt, die Forderung wirklich planmäßiger und pädagogischer Büchereiarbeit erheben. Sogenannte Bücherstuben größeren oder kleineren Formates, welche in der Regel mit dem Anspruch volkserzieherischer Absichten ins Werk gesetzt werden, erweisen sich bald als Gegner wirklicher Büchereiarbeit, zumal sie häufig genug unter dem Einfluß der modernen Jugendbewegung stehen.

Es sind aber in den letzten Jahren Bestrebungen aufgetreten, welche an und für sich nicht geschäftlich, sondern kulturell orientiert sind, aber doch nicht ohne Bedenken zu betrachten sind, sei es, daß sie die echte Kulturarbeit von vornherein durch das Hereintragen einer bestimmten Tendenz — etwa einer politischen — beeinträchtigen, sei es, daß sie aus Mangel an Fühlungnahme mit den maßgebenden Stellen die Aufgaben auch nur mechanisch-organisatorisch anfassen. In solchen Fällen werden sich künftig die Beratungsstellen mehr und mehr geltend machen müssen, sodaß bei verständiger Zusammenarbeit zwischen ihnen und den zentralen Stellen bodenständige Lösungen und Leistungen erreicht werden.

Weniger klar zu erkennen sind die Gefahren, die sich aus einer geistigen Zentralisation ergeben müssen, wie sie gegenwärtig von Leipzig aus versucht wird. Der Einwand, daß diese Zentralisation gar nicht beabsichtigt sei, wird sofort entkräftet, wenn man auf einige Tatsachen hinweist. Es wird z. B. nicht leicht jemand unter den Praktikern des ländlicher Büchereiwesens geben, der von einer Zentralisation auf bestimmter bildungspolitischer Grundlage, wie sie seinerzeit die „Preußische Nothilfe“ im Grunde genommen doch darstellte, ein inneres und bodenständiges Wachstum der ländlichen Büchereien erwartet. Die Lagerliste der Nothilfe konnte bei Umgehung der Beratungsstellen nicht viel anders wirken als die Lagerliste eines geschäftlichen Büchereiunternehmens der oben erwähnten Art. Denn der ungeübte Büchereileiter auf

dem Lande kann auch nicht durch eine künstliche Gliederung der angezeigten Bücher vor „Blindgängern" bewahrt werden, was doch die Behauptung und die Absicht war, weshalb man denn auch nur das sogenannte Qualitätsbuch zugelassen hatte. Es ist ja aber ein längst von allen Büchereileuten erarbeiteter Grundsatz, daß das Qualitätsbuch allein noch keine Gewähr für eine erfolgreiche Büchereiarbeit bietet. Es ist zu wünschen, daß die ländlichen Büchereien nicht noch einmal eine solche Sünde wider den heiligen Geist bodenständiger Büchereiarbeit über sich ergehen lassen müssen. Man kann diese Dinge nicht von einer Großstadt aus „machen".

Dem ländlichen Büchereiwesen wird auch nicht damit geholfen, wenn die Leipziger Zeitschrift „Der Volksbibliothekar", früher „Hefte für Büchereiwesen", worin fast nur Leipziger, also großstädtische Büchereifragen behandelt werden, immer wieder propagiert wird. Ein anderes ist die Stadt, ein anderes ist das Land, ein anderer ist der Berufsbibliothekar, ein anderer der nebenamtliche Bücherwart. Ein jeder und ein jedes hat seine besondere Not, und solange wir in der gegenwärtigen Bedrängnis des Büchereiwesens stecken, müssen wir dort mit der ersten Arbeit ansetzen, wo jeweils die dringendste Not liegt. In dieser Beziehung versagt der „Volksbibliothekar" für das Land völlig, wird aber trotzdem immer wieder als *die* Büchereizeitschrift hingestellt.

Die Nöte des ländlichen Büchereiwesens hebt man auch nicht, wenn man von Leipzig aus (es war wohl vor einigen Jahren) an die Provinzen herantritt — wieder einmal unter Umgehung der Beratungsstellen — und ihnen Lehrgänge aufzureden versucht, deren Programme schon jegliches Augenmaß für provinzielle Erfordernisse vermissen lassen. Sie bedeuteten ungefähr dasselbe, als wenn man in der Mittelstufe nach dem Lehrplan der Oberstufe unterrichten wollte. Wenn aber solches Verfahren Platz greift, dann kommen jene hochtrabenden theoretischen Bekenntnisse zustande, wie etwa die des österreichischen Volksbüchereikatalogs, denen leider so gar nicht die Praxis entspricht. Es sollte aber für jeden, der nicht eine lässige Praxis betreiben will, Ehrensache sein, seine Theorien zu befolgen oder ehrlich einzugestehen, daß er einen Kompromiß schließt. Freilich gibt es viele Leute, die Kompromisse schließen, ohne zu wissen, daß sie es tun. Für uns, die wir hier besonders schwierige Probleme sehen und uns des Suchen-Müssens sehr bewußt sind, ist es angesichts solcher und anderer Tatsachen ohne Schrecken zu sehen, wie aus der finsteren Wolke, die über dem Kitschproblem hängt, der Bannstrahl gegen uns gezückt wird. Difficile est, satiram non scribere.

Für uns gibt es noch andere wichtige Dinge, die eben für das provinzielle Büchereiwesen unter den Begriff der Bodenständigkeit fallen, und wir halten uns für verpflichtet, solange von Leipzig aus die Probleme der *Großstadt*bücherei einseitig dargestellt und überall hin verbreitet werden, das *Land* vor einem Gottschedianismus und einer Dogmatik zu bewahren, die schließlich nur zu häufig als ein trauriges Surrogat von Berufskunde, einen häßlichen Hochmut, aber eine läßliche Praxis erzeugen.

Wie man Jean Paul lesen soll.

Von Studienrat W. Schäfer, Stettin.

Die meisten Romanleser, die es versuchen, sich Jean Paul zu nähern, scheitern, weil sie mit dem Titan beginnen. Wer den Titan lesen will, versuche es immerhin mit der gekürzten Ausgabe von Hermann Hesse. Viel mehr empfiehlt es sich aber, zuerst die Flegeljahre zu lesen oder auch den Siebenkäs. Selbst der mehr empfindsame Hesperus ist noch zugänglicher als der Titan. Einmalige Lektüre wird selten zum Ziel führen. Nur in allen Dingen wahlverwandte Geister können Jean Paul im Sturm erobern, und sie bedürfen keiner Ratschläge. Alle anderen können sich nur langsam hineinarbeiten. Die „Vielstimmigkeit" Jean Pauls erfordert es, daß man Kapitel um Kapitel wieder und wieder liest. Er schreibt zugleich kosmisch und irdisch nüchtern, naturhaft und papieren, traumhaft und verstandesmäßig, sentimental und zynisch, niederländisch und romantisch, zopfig und modern, witzig und idyllisch, schweifend und pedantisch, musikalisch und philosophisch, bürgerlich-liberal und allgemein-menschlich. Leser, die nicht einige dieser Gegensätze in sich selber haben, dürfen auf Jean Paul verzichten. Wer aber fühlt, daß ihm die Flegeljahre oder der Siebenkäs wenigstens auf einigen Dutzend Seiten etwas Unmittelbares zu sagen haben, hat die Anwartschaft darauf, Jean-Paul-Leser zu werden.

Manche werden sich anfangs oder auch für immer mit einigen Auswahlstücken oder einigen kleinen Geschichten des Dichters begnügen. Etwa mit den Ausgaben von Benz, Eulenberg, Schneider. Wer visionäre Phantasiekunst liebt, wird die Traumdichtungen (Inselbücherei), etwa die Rede des toten Christus bevorzugen; vielleicht auch die Wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht oder das Seebuch des Luftschiffers Gianozzo. Freunde grotesker Satire können nach Katzenbergers Badereise oder nach der Reise des Feldpredigers Schmelzle greifen, von der Raabe behauptet hat, daß wir alle auf derselben Reise nach Flätz begriffen seien. Liebhaber idyllischer Dichtung beginnen mit dem Wuz und dem Quintus Fixlein. Wer zuerst den Dichter kennen lernen will, kann mit Hartungs Lebensroman in Briefen, der zugleich in Jean Pauls Schreibweise angenehm einführt, oder Berends Gesprächen oder Harichs Biographie den Anfang machen, und dann über Jean Pauls eigene Kindheitserinnerungen weitergehen zu einer der genannten Dichtungen. Pädagogen, Kinder- und Menschenfreunde, gebildete Väter und Mütter mögen Gefallen finden an der Levana in den Ausgaben von Hadlich oder Kleibömer. Für belesene philosophische, kunstkritische, schönwissenschaftliche Köpfe ist die Vorschule der Ästhetik eine reizvolle problematische Lektüre. Es entsteht gegenwärtig eine neue Jean-Paul-Gemeinde; sie wird sich zusammensetzen aus einzelnen Freunden Raabes, Kellers, Stifters, Fr. Theodor Vischer; aus Anhängern E. T. A. Hoffmanns, Caspar David Friedrichs und der Romantik; aus Lesern von Ludwig Klages, Stefan George, Hermann Hesse; aus Liebhabern des englischen Humors (Swift und Sterne) oder älterer deutscher Humoristen (Fischart, Hippel, Lichtenberg).

Der sicherste Wegweiser zu Jean Paul bleibt sein eigenes Wort: „Es gibt wirklich kein Mittel, einen Autor von Genie zu verstehen, als ihn zehnmal zu lesen".

Zum neuen Entwurf eines Schundliteraturgesetzes

von Dr. Erwin Ackerknecht.

Wieder einmal ist es fast so weit, daß gesetzliche Grundlagen geschaffen werden, um das für Schundwirkungen empfänglichste Alter vor den Verlagserzeugnissen eines gewissenlosen Unternehmergeistes zu schützen. Das ist an sich erfreulich. Und noch erfreulicher ist, daß man diesmal ganz darauf verzichtet hat, von einer Bestimmung des Begriffes Schundliteratur auszugehen (Sinn hätte immer nur eine Definition der Schundwirkungen), sondern daß man die Entscheidung darüber, ob eine Schrift auf Normalleser unter 18 Jahren gefährdend im Sinne der Schundliteratur wirke, Prüfstellen — und zwar der Länder — anvertrauen will. Als Berufungsinstanz soll ein dem Reichsministerium des Innern angegliederter Ausschuß aus vier vom Reichsrat ausgewählten Vertretern der Länder dienen, der also in seiner oberinstanzlichen Bedeutung ungefähr der „Oberprüfstelle" auf dem Lichtspielgebiet entspräche.

Dieser Lösungsversuch scheint mir grundsätzlich richtig*), da sowohl die Prüfstellen aus Sachverständigen zusammengesetzt sein sollen, als auch der Ausschuß, von dessen Mitgliedern der Gesetzentwurf freilich leider nicht den Nachweis eigenen Sachverständnisses fordert, bei seiner Nachprüfung Sachverständigen-Gutachten (und zwar von Sachverständigen, die bei der Vorentscheidung nicht mitgewirkt haben) einzuholen hat. Wir dürfen jedoch, wie ich glaube, nicht versäumen, auf einen Mangel hinzuweisen, der sich hernach bei der praktischen Ausführung herausstellen wird. Als die vier Gebiete, die durch je einen Sachverständigen in den Prüfstellen vertreten sein sollen, bezeichnet der Gesetzentwurf Kunst und Literatur, Buch- und Kunsthandel, Jugendwohlfahrt, Volksbildung. Damit wäre dem ästhetischen, dem gewerblichen, dem sozialen und dem volkserziehlichen Gesichtspunkt sozu-

*) Es ist allerdings in der bekanntlich recht heftigen Erörterung der Rechtsform des Gesetzentwurfes im Bildungsausschuß des Reichstages und in der Presse mit Recht auf folgende Gefahr hingewiesen worden: Jede Ächtung einer Schrift durch eine einzelne Prüfstelle würde zur Folge haben, daß diese Schrift vom Reichsminister des Innern, der sich den Entscheidungen der Landesprüfstellen gegenüber zunächst lediglich passiv verhält, binnen drei Wochen auf die öffentliche Schundliste gesetzt wird, womit für diese Schrift die sehr weitgehende gesetzliche Vertriebsbeschränkung nicht nur innerhalb des Landes sofort in Kraft tritt, in dem die ächtende Prüfstelle liegt, sondern innerhalb des gesamten Reichsgebietes. Es könnte so unschwer der Fall eintreten, daß in einem Lande, das eine (vorwiegend) konfessionell befangene Bevölkerung hat, eine „freigeistige" Broschüre oder ein Erzählungskunstwerk von kühner naturalistischer Form geächtet und so im ganzen Deutschen Reiche — auch in Ländern, deren Prüfstellen mit jenem Urteile nicht im mindesten einverstanden wären! — vom normalen buchhändlerischen Vertriebe ausgeschlossen würde. Und dasselbe könnte einem Werk eng patriarchalischen Geistes durch ein Land geschehen, das eine (vorwiegend) entgegengesetzt gerichtete, aber weltanschaulich ebenso engherzige Bevölkerung hat. Hier fehlt offenbar eine Einrichtung zur sachverständigen Nachprüfung der Entscheidung der Prüfstellen, ehe sie über das jeweilige Landesgebiet hinaus Rechtsgültigkeit erlangt.

Auch wäre es gewiß zweckdienlich, wenn (nach dem Vorschlage des Hamburger Amtsrichters Dr. Hermann Popert in seiner Schrift „Hamburg und der Schundkampf") in § 1 des Gesetzes der Satz aufgenommen würde: „Eine Schrift kann nicht wegen ihres politischen, religiösen oder konfessionellen Charakters als Schmutz- und Schundschrift angesehen werden."

sagen verfassungsmäßig sein Recht an der Mitwirkung zur Urteilsbildung gewährleistet. Wer soll aber jeweils der Vertreter der Volksbildung sein? Aus der pädagogischen Fachpresse und aus der Tagespresse war in letzter Zeit wiederholt zu ersehen, daß die Lehrerschaft diesen Sachverständigen-Posten grundsätzlich für ihre Vertreter in Anspruch nimmt. Nun ist es ja selbstverständlich, daß die Mitwirkung der Lehrerschaft an den Prüfstellen im Hinblick auf den so wichtigen Schutz der schulpflichtigen Kinder von größter Bedeutung ist, von einer größeren sogar als die Mitwirkung der Künstlerschaft, die sich doch — begreiflicherweise — nur in Ausnahmefällen in die Erlebnisweise des vorkünstlerischen Lesers zu versetzen vermag. Aber es handelt sich hier nicht bloß um die schulpflichtige Jugend, sondern besonders auch um die Jugend zwischen 14 und 18 Jahren. Und zur Beurteilung des für *sie* geeigneten Lesestoffes sollten unbedingt Vertreter des Volksbüchereiwesens ergänzend herangezogen werden. Ich habe es vor dem Kriege selbst erlebt, daß der Vorsitzende einer Jugendschriften-Prüfungskommission, der aus seinen Erfahrungen als Lehrer heraus auf dem Gebiet der Lektüre für Schulkinder durchaus sachverständig war, in einer Vorschlagsliste für eine Jugendheimbücherei eine Reihe von besonders geeigneten Werken, die er offenbar nicht kannte, beanstandet hat, z. B. die — damals allerdings noch wenig bekannte — Biographie der Amalie Dietrich und den harmlos-gemütvollen Roman „Die sieben Sorgen des Dr. Joost" von Marie Diers.

Wir müssen also die Forderung erheben, *daß die Landesregierungen*, denen der Gesetzentwurf die Pflicht zuweist, von jeder der vier Gruppen auf drei Jahre eine Anzahl Sachverständige zu ernennen (deren Heranziehung von Fall zu Fall durch den beamteten Vorsitzenden der Prüfstelle entschieden wird), *bei der Gruppe Volksbildung auch das Büchereiwesen berücksichtigen.* Seine Vertreter sind heute in allen Fragen der literarischen Erziehung von „Jugendlichen" und Erwachsenen die gegebenen Sachverständigen. Das muß auch seinerzeit in den *Ausführungsbestimmungen* zu dem Gesetz deutlich zum Ausdruck kommen.

Übrigens sollte in diesen Ausführungsbestimmungen auch einmal besonders darauf hingewiesen werden, daß unter Schundwirkungen nicht nur die auf der Erregung der antisozialen Masseninstinkte Grausamkeit und Geschlechtsgier sich ergebenden Regungen und Handlungen zu verstehen sind, sondern daß auch die nicht minder antisozialen Masseninstinkte der Habsucht und des Kastengeistes ins Auge zu fassen sind, mit andern Worten, daß Schriften, die zweifellos auf ihre Erregung spekulieren, *auch* als Schundliteratur anzusehen sind.

Lehrgänge und Versammlungen.

Lehrgang der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen in Schleswig-Holstein.

Am 13. und 14. Oktober 1925 veranstaltete die Beratungsstelle einen *Lehrgang* in Kiel. Dazu hatten sich 58 Teilnehmer eingefunden, zumeist Büchereileiter aus dem Holsteinischen.

Im Namen des Magistrats der Stadt Kiel begrüßte Herr Stadtrat Professor Philipp die Versammlung und nach ihm der Leiter der Beratungsstelle. Der Herr Vertreter des Oberpräsidiums konnte erst später zur Tagung erscheinen. — Dr. Schriewer-Flensburg sprach über „Probleme der Dorfbücherei". Die Bildungsaufgabe der ländlichen Bevölkerung müsse anknüpfen an die soziologischen Bedingtheiten der ländlichen Bevölkerung. Der vordringenden rationalistischen Entwicklung des Bauerntums müsse die Bücherei Rechnung tragen durch Bestand und Arbeitsweise. Herr Hansen, der Leiter der Dithmarscher Landesschule, forderte in der Aussprache von der Bücherei besonders Mitarbeit für die Erhaltung der in der Landbevölkerung vorhandenen, aus der naturgebundenen Arbeit erwachsenen Kräfte. — In seinem Vortrage „Jugendpflege durch Volksbüchereien" zeigte der Unterzeichnete zunächst die geistigen und seelischen Grundlagen der Jugendpflegearbeit durch die Volksbücherei, die Grundgedanken für die Buchauswahl und die in der Bücherei entstehenden büchereitechnischen Sonderarbeiten. Für die Darlegung dieser praktischen und theoretischen Fragen waren zwei Vorträge nötig. — Der Vortrag Dr. Schriewers über „Statistik" und der von Dr. Eggebrecht über „Volksbüchereiwesen im Auslande" sind auch auf dem Lehrgang der Zentrale für Nordmarkbüchereien gehalten worden. Ich verweise auf den Bericht in Heft 5 Jahrgang 5 der „Bücherei und Bildungspflege". Eine einheitliche Durchführung der Statistik ist im Bezirk der Beratungsstelle vorderhand noch schwer durchzuführen, weil die Bestände der einzelnen Büchereien verschieden gegliedert sind. Es sollen Schritte getan werden, die zu einer einheitlichen Gliederung führen. — Buchbindermeister Schumann sprach an der Hand reichen, aus seiner Werkstatt stammenden Anschauungs-Materials über „Den guten Bibliotheks-Einband", wie er für die Stadtbücherei und für die vom Verband schleswig-holsteinischer Büchereien und von der Beratungsstelle broschiert gekauften Bücher hergestellt wird. Die für den Vortrag gefertigten Modellstücke können von unseren Büchereien zur Information für ihre Buchbinder von der Beratungsstelle entliehen oder gekauft werden. Gern hätten wir auch den Modelleinband der Deutschen Zentralstelle gezeigt, doch war uns eine käufliche Erwerbung abgeschlagen worden. — In einer Vorlesestunde wurde das in Dr. Schriewers Heft „Vorlesestunde auf dem Lande" verzeichnete Programm so abgewandelt: 1. Kröger: Sturm und Stille; 2. Groth: Wi güng'n tosam; 3. Voigt-Diederichs: Ein gefühlloser Mensch; 4. Meyer: Mannshand baben. Die Vorlesestücke mit Ausnahme des Grothschen Liedes sind enthalten in den für die Nordmark-Lotterie besonders hergestellten Heften. — Die Teilnehmer besichtigten in drei Gruppen die Ausleihe der Stadtbücherei, oder die Bücherei des Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr, oder eine Ausstellung, in welcher „Das Bilderbuch im 20. Jahrhundert" und Jugendschriften ausgelegt waren.

An den Lehrgang schloß sich eine Versammlung des Verbandes schleswig-holsteinischer Büchereien an. Fast alle Teilnehmer des Lehrganges nahmen auch an dieser Versammlung teil. Nach Vorlegung der notwendigen Berichte und Erledigung einiger geschäftlicher Angelegenheiten referierte der Unterzeichnete über „Buchgemeinschaften" und über die „Arbeit des Nordwestdeutschen Dürerhauses". Der Beitritt zu den verschiedenen Buchgemeinschaften wurde von der Versammlung als wenig vorteilhaft erkannt. Die Büchereien wurden gewarnt, mit dem Dürerhaus einen von ihm vorgeschlagenen Vertrag abzuschließen. Am Schluß der gut verlaufenen Tagung wurde festgestellt, daß in Zukunft für die Abhaltung eines Lehrganges mehr Zeit als zwei Tage zur Verfügung stehen müssen.

Jungclaus.

Bericht über den 6. Volksbücherei-Lehrgang für die Provinz Pommern.

Am 7. und 8. September 1925 fand in Köslin der 6. Lehrgang für Leiter und Mitarbeiter pommerscher Volksbüchereien statt. Die Wahl des Tagungsortes hatte den gewünschten Erfolg, daß die Leiter der Büchereien Hinterpommerns, insbesondere der Grenzkreise, zahlreicher vertreten waren, als das infolge der weiten Verkehrswege bei den in Stettin stattfindenden Lehrgängen der Fall sein kann; namentlich die Leiter von ländlichen Büchereien des Ostens der Provinz pflegen zu den Stettiner Tagungen wenig zu erscheinen, und gerade diese bildeten in Köslin die Mehrzahl der 80 Teilnehmer. — Der Lehrgang hatte

dem insoweit Rechnung getragen, als vor allem die ländlichen Büchereien im Blickpunkt der meisten Vorträge standen. Wo jetzt das ländliche Büchereiwesen wieder einen größeren Aufschwung nimmt, sollen deshalb in Zukunft nach Möglichkeit Sonderlehrgänge ausschließlich der ländlichen Büchereiarbeit gewidmet werden.

1. Tag des Lehrgangs: Auf die Eröffnungsworte des Leiters der Beratungsstelle, Büchereidirektors Dr. Ackerknecht, folgte eine Begrüßungsrede des ersten Vorsitzenden des Kösliner Volkslesehеims, Geh. Oberstudiendirektor Dr. Olsen, dem sich Regierungsrat Templin als Vertreter der Kösliner Regierung und Stadtrat Breder als Vertreter der Stadt Köslin mit Willkommensgrüßen anschlossen. Dann nahm Dr. Ackerknecht das Wort zu seinem Vortrag über „Weltanschauliche und soziale Gesichtspunkte bei der Bücherauswahl für den Grundstock einer kleinen Bücherei". Eine Modellbücherei von 300 Bänden, die allen Teilnehmern während des Lehrganges zugänglich war, zeigte typische Beispiele für die einzelnen Fragen der Buchauswahl; ein nach Stoffgruppen geordnetes Verzeichnis derselben befand sich in den Händen der Teilnehmer. Der Vortragende ging insbesondere ein auf die soziologischen Voraussetzungen für diese bildungspflegliche und volkserziehliche Verwendbarkeit der verschiedensten Bücher der Schönen und der Belehrenden Literatur. Vor allem wurde hierbei der ländlichen Bücherei mit ihren meist noch nicht vom Getriebe der Zivilisation mißgeformten Lesern gedacht. Der Vortrag gab reichlich Gelegenheit, auf die allgemeinen Fragen der Volksbildungsarbeit und ihr Ziel, die Schaffung einer Kultur- und Schicksalsgemeinschaft, einzugehen.

Der folgende Vortrag, „Die Verwaltung der Kleinbücherei", den Bibliothekar Dr. Braun-Stettin hielt, wandte sich den verwaltungstechnischen Aufgaben des Büchereileiters zu; der Inhalt des Vortrages wird demnächst in richtlinienartiger Zusammenfassung von der Beratungsstelle herausgegeben werden.

Der Nachmittag des ersten Tages gab Gelegenheit zur Besichtigung des ausgestellten Studienmaterials; neben der Modellbücherei umfaßte es noch eine größere Bücherauswahl, Schriften zur Bildungspflege und büchereitechnische Schriften und Formulare. — Sodann folgte eine Vorlesestunde von Dr. Ackerknecht. Sie sollte vor allem den Teilnehmern als Anregung zu eigenen Versuchen dienen und wurde deshalb eingeleitet durch Hinweise auf die besonderen Aufgaben dieser für jede Bücherei auf die Dauer unentbehrliche Hilfseinrichtung zur literarischen Erziehung ihrer Leser. — Den Abend verschönte ein wohlgelungenes Konzert des von Musiklehrer Zenke-Köslin geleiteten Chores.

Der zweite Tag begann mit einem Vortrag des Leiters der Nordmarkbüchereien in Flensburg, Bibliothekar Dr. Schriewer, über „Bodenständigkeit in der Büchereiarbeit". Der Vortrag war für die Büchereileiter des östlichen Pommern, das ja auch Grenzland ist, von erhöhter Bedeutung, da er auf den Erfahrungen der Grenzarbeit in den Nordmarkbüchereien beruhte. Sein Inhalt ist zum größten Teil in diesem Hefte abgedruckt. Der anschließende Vortrag von Dr. Braun beschäftigte sich mit dem Lesezimmer der Kleinstadtbücherei; das Thema war auf die Tagesordnung gesetzt worden, weil verschiedene kleinere Städte der Provinz Pommern sich mit dem Gedanken tragen, ein Lesezimmer einzurichten. Der Vortrag wird gleichfalls in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift wiedergegeben werden. Den Vormittag beschloß der Leiter und Mitbegründer des Kösliner Volkslesehеims, Rektor Kasten, indem er einen Überblick über die Entwicklung des Volkslesehеims gab, das sein Dasein und seine Ausgestaltung vor allem der zähen und unermüdlichen Arbeit des Vortragenden verdankt. An diesen Vortrag schloß sich eine Führung durch das Kösliner Volkslesehеim.

Der Nachmittag blieb Einzelbesprechungen vorbehalten, ein Teil der Teilnehmer fand sich zu einem improvisierten Vortrag von Musiklehrer Zenke-Köslin zusammen, der über das Thema sprach: „Wie bringe ich ein Lied zum Erleben?"

Aus der Beratungspraxis.

Volkshochschul-Ideologie.

Welchem Leiter einer Volkshochschule ist es noch nicht begegnet, daß ihm von wohlwollenden — sagen wir einmal: Nichtpraktikern der Volksbildung (akademischer Herkunft) großzügige Pläne vorgelegt worden sind, wie die Bildung an das „Volk" — darunter werden dann immer die Arbeiter verstanden — besser „herangebracht werden" könne? Und welcher Leiter einer Volkshochschule ist nicht schon bei dem glücklichen Vater eines solchen Planes, wenn er diesem klar zu machen versuchte, daß sein Kind ein Homunkel sei, in den Verdacht geraten, es fehle ihm an Verständnis für „wahre Volksbildung" oder gar, er wolle nichts gelten lassen als seine Volksbildungsarbeit? Es schien deshalb angezeigt, ein typisches Beispiel in der Weise sozusagen durchzudeklinieren, daß der Vater des Planes gebeten wurde, seine Sache kurz und bündig aufzuschreiben und daß diese Niederschrift dann vervielfältigt und solchen Vertretern der zu beglückenden Kreise, die als langjährige Besucher der Volkshochschule schon mit einer gediegenen Volksbildungspraxis vertraut waren, zu schriftlicher Begutachtung vorgelegt wurde. Zu Nutz und Frommen aller Volkshochschulleiter geben wir im folgenden erst den Plan und dann vier gutachtliche Äußerungen wieder.

Der Plan:

Um unserer Arbeiterschaft die Bildungsmöglichkeiten zu erleichtern, wäre es eine dankenswerte Einrichtung, wenn ihnen die Lehrgegenstände nicht nur räumlich, sondern auch stofflich nähergebracht würden. Das heißt, die Vorträge müßten erstens auf der Arbeitsstätte, zweitens über Gegenstände abgehalten werden, die sich unmittelbar aus dem Arbeitsgebiet ergeben. So würde man mehr Verständnis finden, und der schwere Entschluß, am Abend noch einen Vortrag aufzusuchen, ist nicht zu fassen.

Ausgehend von der Wirkung der Maschinen der betreffenden Fabrik, der Gewinnung der Rohstoffe, der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Fabrikate, wird man dann allmählich tiefer schürfend auf allgemeinere physikalische, chemische, mathematische, wirtschaftliche usw. Fragen stoßen und so die Weiterbildung, die dann die Volkshochschule fortsetzt, anregen. Die Vorträge werden wohl praktischerweise anfangs nicht länger als eine halbe Stunde dauern dürfen, auch das Zuhören will geübt sein. Sie wären nach Möglichkeit von den Leitern, Ingenieuren und Werkmeistern, aber auch von den Arbeitern selbst zu halten, wodurch diese in einen ganz anderen Konnex als bisher miteinander treten werden: der Arbeiter würde erkennen, welche geistige Arbeit notwendig ist, um den Betrieb in Gang zu halten und zu fördern, er würde aber auch erkennen, welche Bedeutung seine Arbeit, irgendein Maschinenteil, den er täglich tausendmal anfertigt, hat. Er wird sich als ein Teil eines großen Ganzen fühlen, und das wird ihm seine oft recht stumpfsinnige Arbeit erleichtern. Vielleicht wird er auch zum Nachdenken über Verbesserungen angeregt, und manche nützliche Erfindung könnte so gemacht werden. Jedenfalls aber würde bei vielen mit der Erweiterung des Ideenkreises eine Erhöhung des Lebensgefühls eintreten.

Neben diesen Fachvorträgen könnten natürlich auch Vorträge allgemeineren Inhalts gehalten werden. Es wäre schon sehr förderlich, wenn die Frühstückspausen dazu benutzt werden könnten, daß ein Arbeiter einen kurzen Aufsatz, ein Gedicht, das ihm gefallen hat, vorliest, woran sich eine kurze Aussprache anschließen und worüber mancher Arbeiter noch bei seiner mechanischen Tätigkeit nachdenken würde.

Erste gutachtliche Äußerung (von einem Maschinenschlosser):

Der Wille, dem Arbeiter die Bildungsmöglichkeit zu erleichtern, ist entschieden edel; aber ach, wieviel hat man nicht schon mit uns gewollt. Leider beginnt auch hier mit der Tat erst die Schwierigkeit. Ja, wenn es gelänge, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, und zwar die Organisationen derselben, zu überzeugen oder glauben zu machen, daß Bildung, Wissen, Aufklärung, auch Selbstbewußtsein, etwas Vorteilhaftes für sie wären, dann wär uns wohl ein Tag erschienen. Aber so wie es heute aussieht, da hat man für solche Vorschläge doch nur ein ironisches, und wenn es gut geht, mitleidiges Lächeln, selbst wenn die Vorträge vor Schrauben und Maschinen starrten; nie würde man solches gestatten, und wer wollte es auch tun, wo ist der Herr einer Fabrik? Nirgends findet man einen Menschen, der sich verantwortlich fühlen könnte, und doch sind wir beherrscht. Eine hübsche Aufgabe, deren Lösung sich lohnt!

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß in der Fabrik nur Platz für Arbeit ist und für Menschen, solange sie noch arbeiten können. Wer während achtstündiger Arbeit sich einmal 1/4 Stunde zum Frühstück niedersetzen kann, ist froh, wenn man ihn in Ruhe essen läßt. Würde man aber versuchen, gleich nach der Arbeit einen Vortrag zu halten, so kann man gewärtig sein, daß man fragt: „Was gibt es für die Überstunde?“ Oder wenn es nicht gerade von Harry Piehl oder vom Fußballspiel wäre, so würde man bald sanft einschlummern. Ich kann auch nicht einsehen, warum man den Fachschulen Konkurrenz bieten soll. Ob das Mehrwissen um eine Sache kulturfördernd oder erlösend gerade für die Arbeiterschaft ist, ist eine andere Frage. Ich stelle hingegen fest, daß sie in den meisten Fällen schon viel zu viel wissen, oder ich will lieber sagen, sich so gebärden, als wüßten sie was. Man jongliert förmlich mit fertigen Weltanschauungen. Man sollte doch duldsamer sein und in das Leben hineinsehen und mehr hören, und da komme ich auf den schönsten Satz im ganzen Vorschlag. Auch das Hören will erlernt sein!

Nun, und da bleibt es denn für mich und auch für alle Kollegen, die ernsten Willens sind, am besten, Hörer der Volkshochschule zu bleiben. Sollte man nicht dankbar sein, daß uns unsere Stadt wenigstens diese eine Möglichkeit der Fortbildung und man kann auch sagen, des Genießens und der Freude bietet, und, das möchte ich noch hervorheben, ohne Unterschied des Standes und der Klasse, in welche sich jeder doch nur nach der Schwere seines Geldsackes einstellt. Mich und alle, welche ich persönlich kenne, hat die Volkshochschule mit ihren Leistungen nie enttäuscht, sondern alles treulich gehalten.

Zweite gutachtliche Äußerung (von einem Buchdrucker):

Dem Gedanken liegt eine völlig abwegige Auffassung von der Arbeiterpsyche, oder sagen wir Volkspsyche, voraus. Zunächst einmal: Arbeiterbildung in 1/4 stündigen Raten in der Frühstücks- oder Vesperpause? Die Möglichkeit wäre doch nur in ganz großen Betrieben, in denen Kantineneinrichtungen vorhanden sind, gegeben, weil in kleinen Werkstätten die Arbeitsräume doch immer noch zu groß sind, um ein Zusammentreten zu erzielen, da jeder sich meist an seine Werkbank oder Maschine hocken wird, um seinen Magen zu befriedigen. Beschränkte Essenspausen sind aber nicht geeignet zu Mitteilsamkeiten, die innerliche Einkehr voraussetzen und bedingen! Der jüngere, vielleicht aufnahmefähige Teil hat zudem in dieser Pause, vorausgesetzt, daß er nicht einspännig über sein Frühstücksbrot döst, seine Erlebnisse vom vorigen Abend seinen Werkgenossen mit-
Teil hat zudem in dieser Pause, vorausgesetzt, daß er nicht einspännig über sein
und deren Unzulänglichkeit, mehr noch aber über ganz nichtige Dinge sich unterhalten, zweifellos aber nicht Neigung oder Drang nach einer Bildungspille verspüren. Die Bildungverbreitenden sollen doch endlich einmal aufhören, den Gedanken zu pflegen, als ob sie der „Masse“ näherkommen könnten. In der Schule hält man 40 Kinder als die Höchstzahl, die für fruchtbringende Erziehungsarbeit in Frage kommt, und bei Erwachsenen möchte man gleich auf einen gefüllten Saal wirken! Nachher ist dann aber nicht der untaugliche Versuch am untauglichen Objekt, sondern die „Masse“ schuld, die nicht aufnahmefähig und stumpfsinnig und wer weiß was noch ist. Die Entwicklung unserer letzten drei bis vier Jahrzehnte hat doch in der Masse des Volkes den Blick für die

bestehenden Klassengegensätze und das Begreifen ihrer Ursachen in einer Weise geschärft, daß dieser Tatsache nicht mehr mit banalen Redensarten beizukommen ist. Heute kann man keinem arbeitenden Menschen mehr weißmachen, daß er mit seinem verdienten Lohn — sagen wir lieber erhaltenen Lohn — sich ein Leben leisten kann, das auch nur bescheidenen Bedürfnissen gerecht wird. Von allen Seiten dröhnt ihm in die Ohren: Du mußt sparen, wir sind ein armes Volk, du mußt länger arbeiten, du mußt weniger Lohn bekommen! Und in diese brandunggleiche Flut von Eindrücken, die nicht bloß Portemonnaie und Magen peinigen, sondern auch das seelische Empfinden mißhandeln, sollen wir eine Bildungsviertelstunde hineinpflanzen?

Als wir während des Krieges unsere Musikkunstabende veranstalteten, da trat dieselbe Idee auf, in die Werkstätten zu gehen und dort eine halbe Stunde Stunde Kunstgenuß zu bereiten — glücklicherweise ist eine Ausführung gar nicht versucht worden. Heute bin ich unter allen Umständen Gegner solcher Versuche. Man vergegenwärtige sich einen Maschinenraum, in dem gegen hundert Menschen an den verschiedensten Apparaten in Tätigkeit sind. Tausende von Metern hastender Treibriemen rasen in gespenstigen Formen durch den Raum und werfen Schattenspiele umher, gegen die expressionistische Malereien Stümpereien bedeuten! Hinter all diesen schwingenden und gleitenden Lederschlangen lauert der Unglücksfall in tausendfacher Gestalt, nervenzerreißende Geräusche flattern von den metall- und holzbearbeitenden Maschinen empor und lähmen die Gehörmuskeln bis zur Bewußtlosigkeit! Und das arme Menschlein, das in diese schnatternde, brüllende Hölle gebannt ist unter dem Motto: schuften, schuften, nur immer schuften, das soll in der Viertelstunde, in der diese Hölle schweigt, bildungsempfänglich sein? Der Gedanke ist so absurd, daß er eigentlich zum Lachen reizt — für den, der das Objekt und sein Milieu kennt. Ich will die Gutgläubigkeit des Anregers nicht anzweifeln, aber auf diesem Gebiete ist er Ignorant!

Die Frage der Arbeiterbildung ist heute nur von Gesichtspunkten aus zu lösen, die die Probleme der Wohnungsfrage, der Erwerbsmöglichkeit und der Arbeitszeit zugleich umfassen. So wenig wir uns Schönheit und Kunst von den Radauplätzen der Jahrmärkte holen, so wenig werden wir uns Fortbildung aus der Betriebswerkstatt mit nach Hause tragen. Damit ist es nichts.

Dritte gutachtliche Äußerung (von einem Fabrikangestellten):

Der Vorschlag geht davon aus, moderne pädagogische Anschauungen in der Volkshochschularbeit zu verwirklichen. Ähnliche Pläne sind, wenn auch in kleinerem Maße, in der Jugenderziehung bereits durchgeführt. Augenblicklich stehen der Erweiterung der Volkshochschularbeit in dem vorgeschlagenen Sinne sehr viele Schwierigkeiten entgegen.

Die heutigen Arbeitssäle sind nicht als Lehrstätten gedacht und eingerichtet (es fehlt oft noch in größeren Betrieben an geeigneten Wasch- und Umkleideräumen).

Betriebsleiter, Ingenieure und Werkmeister mögen ja ihre berufliche Aufgabe ganz gut erfüllen. Der Nachweis der volksbildnerischen Befähigung ist dadurch aber nicht erbracht. In den meisten Fällen wird übrigens in den Großbetrieben ein schon lange im Betriebe tätiger Arbeiter zum Werkmeister befördert, es ist also gar nicht mal immer ein besonderes, weit über den Durchschnitt herausragendes Fachwissen erforderlich.

Auf Grund der gesellschaftlichen Verhältnisse treten die Betriebsleiter, Ingenieure und Werkmeister den im Betriebe beschäftigten Arbeitern als Beauftragte des Unternehmers entgegen. Der Arbeiter steht somit ihrer Ansicht stets vorurteilsvoll gegenüber.

Ein großer Teil der Belegschaft besteht aus ungelernten oder angelernten Arbeitern. Diese verrichten acht, neun oder zehn Stunden irgend eine mechanische Handbewegung und haben keine nähere Berührung mit ihrer Tätigkeit. Es handelt sich hier auch nicht um die Ausübung eines Berufes, sondern um bloße Erwerbsarbeit. Natürlich kann ein Gefühl für die Zusammenhänge der Arbeit nicht aufkommen. Die letzten Reste eines selbständigen Empfindens zerstört die Akkordarbeit.

Trotz der Teilarbeit in der Fabrik bemühen sich viele, besonders jüngere Handwerker, ihren Beruf ganz auszufüllen und besuchen technische Kurse. Leider

fehlt meist die Auswirkungsmöglichkeit und das erworbene Wissen hat keine praktische Bedeutung.

Nach acht- bis zehnstündiger mechanischer Arbeit fehlt dem Arbeiter die Spannkraft, sich unmittelbar darauf noch mit schweren theoretischen Dingen zu beschäftigen. Wenn die Vorträge gleich nach Schluß der Arbeitszeit stattfinden würden, müßte vor leeren Stühlen gesprochen werden. — Sogar die Betriebsversammlungen, in denen über den Arbeiter unmittelbar interessierende Fragen gesprochen wird, sind häufig schlecht besucht. — Falls der Vortrag in die Arbeitszeit fallen und bezahlt würde, ginge der volksbildnerische Zweck verloren. Bei unserer klassengebundenen Gesellschaftsordnung ist auch zu bedenken, daß die Unternehmer gar kein Interesse an der Belehrung ihrer Arbeiter haben. Es gibt allerdings einige fortschrittlich gerichtete Unternehmer, doch verschwinden diese in der großen Zahl der Rückschrittler.

Der gemachte Vorschlag würde eine andere Bedeutung haben, wenn die im Betrieb beschäftigten Personen an der Verwaltung und am Ertrag beteiligt wären. Dann würde ein Interesse für alle Fragen der Produktion erwachen und die Arbeit nicht als bloße Erwerbsangelegenheit, sondern als den Menschen selbst befriedigendes Wirken aufgefaßt werden können.

In der Volksbildungsarbeit ist jetzt not:

Die Erweiterung des weltanschaulichen Gesichtskreises und Erweckung eines schöpferischen Lebensgefühls im Arbeiter.

In Arbeitervierteln müßten dann noch Vorträge über Fragen der Sozialpolitik oder -wisschenschaft stattfinden.

Praktisch würde sich eine vernünftige Volksbildungstätigkeit innerhalb der Arbeiterschaft so auswirken, daß die bestehenden Einrichtungen vervollkommnet und den Massen der Hand- und Kopfarbeiter näher gebracht werden.

Vierte gutachtliche Äußerung (von einem Linoleumleger):

Die Anregung scheint Bezug zu nehmen auf die Arbeiterklubs in Rußland, die in dem Bericht der englischen Gewerkschaftsdelegation erwähnt werden (Seite 177 ff.). Die Wichtigkeit dieser Einrichtung ist nicht zu verkennen, doch sind bei uns die Widerstände so groß, daß der Versuch scheitern muß.

1. An dem Widerstand der Unternehmer. Im kapitalistischen Staat ist der Unternehmer nur soweit an dem Bildungsgrad seines Arbeiters interessiert, wie es zum Produktionsprozeß nötig ist.

2. An dem Akkordsystem (Antreibesystem). Die Arbeitskraft des Einzelnen wird restlos ausgenutzt.

3. An der wirtschaftlichen Not. In der freien Zeit wird nur über Löhne und rein hauswirtschaftliche Fragen gesprochen (Laubengärten, Kaninchenzucht, Heizungsfragen. Für die Jugend Sport).

4. An der unsicheren Existenz. Drohende Entlassungen, Wechsel der Belegschaft, Angelernte verdrängen die Gelernten.

5. An der Ablehnung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung überhaupt. Der geistig rege Arbeiter verneint die kapitalistische Profitwirtschaft und hat kein Interesse an der Hebung der Produktion, solange nicht die Bedarfswirtschaft eingeführt ist.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Enrica von Handel-Mazzetti.

Enrica von Handel-Mazzetti ist im Jahre 1871 in Wien als Kind katholischer Eltern geboren. In ihren Adern fließt das Blut einer württembergischen Adelsfamilie von seiten ihres Großvaters Handel, der zur napoleonischen Zeit nach Wien einwanderte; ferner ein Tropfen italienischen Blutes durch die Vermählung desselben mit der Tochter des Mailänder Barons Mazzetti de Reconnuovo. Hierzu

kommt schließlich von seiten ihrer Mutter noch ein Zuschuß aus altadlig-ungarischem Blute. Wieweit diese ihre Blutmischung bedeutsam ist für die Eigenart ihres seelischen Empfindens und somit für ihr künstlerisches Schaffen, kann hier nicht näher untersucht werden; jedoch wird man annehmen dürfen, daß hierin die Unruhe und Unausgeglichenheit, die sich dem Leser ihrer Bücher mitteilt, im Wesentlichen ihre Begründung findet. Ihre schriftstellerische Begabung, Erbgut ihres italienischen Vorfahrs und des sich militär-schriftstellerisch betätigenden Vaters, trat schon in dem Kinde Handel-Mazzetti hervor und wurde bei der Abfassung von kleinen Gedichten, Erzählungen und Theaterstückchen für mancherlei Gelegenheiten betätigt. Für ihre seelisch-religiöse Entwicklung ist vor allen Dingen ihr zeitweiliger Aufenthalt in dem Kloster St. Pölten bedeutsam, dem sie in mehreren Romanen ein literarisches Denkmal gesetzt hat, während für ihre künstlerisch-ästhetische Schulung die Beschäftigung mit den Klassikern, insbesondere mit Shakespeare, mit denen sie durch ihre feinsinnige Mutter frühzeitig bekannt gemacht wurde, grundlegend ist. Nach ihrer Rückkehr aus St. Pölten nach Wien veröffentlichte sie in verschiedenen Tagesblättern eine Anzahl kleinerer Erzählungen und Gedichte, die aber infolge ihrer Anspruchslosigkeit keine größere Beachtung fanden und nur dazu dienten, ihr poetisches Talent zu üben. Einen literarischen Ruf weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus erlangte sie erst, als ihr erster Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" im Jahre 1900 in Buchform erschien. Ihm folgten dann andere umfangreiche Romane, die alle bis auf den letzten, erst kürzlich erschienenen 2. Band der „Sand-Trilogie" kulturhistorischen Inhalts sind.

In der Reihe der katholischen Romandichter nimmt die Handel-Mazzetti eine bedeutende, in der Reihe der historischen Romandichter überhaupt eine sehr eigenwillige Stellung ein. Niemandes Romane sind bei der Bewertung so leidenschaftlich umstritten, wie grade die ihrigen. Es handelt sich dabei nicht allein darum, daß diese katholische Dichterin wegen ihrer einseitig gefärbten Darstellung und der Verschiebung der historischen Wahrheit, sowohl den Anhängern ihrer eigenen, als auch der nichtkatholischen Konfessionen mancherlei Anlaß zu scharfer Kritik bietet, sondern daß auch von der künstlerisch-ästhetischen Seite aus gesehen die Monotonie in der Wahl und Formgebung ihrer Stoffe sowie psychologische Unzulänglichkeiten bei der Zeichnung und Wandlung der Charaktere, vor allem bei jedem kritisch veranlagten Leser starke Bedenken erwecken. Bestehen bleibt jedoch, daß die Handel-Mazzetti über ein ungewöhnlich starkes Erzählertalent verfügt, das besonders plastisch und eindrucksvoll bei der Schilderung leidenschaftlich bewegter Szenen (Gerichts-, Folter- und Hinrichtungsszenen) zur Geltung kommt, dem es aber leider oft genug an straffer Disziplinierung fehlt. Auch ihr Einführungsvermögen in die geheimsten Regungen der Seele ist bemerkenswert, wenn auch die Seelenanalyse bisweilen zu weit getrieben ist und dadurch erklügelt und unwahr wirkt. Bestehen bleibt auch die Tatsache, daß die Handel-Mazzetti eine Verkünderin der schließlich immer siegreich durchbrechenden Idee des katholischen Glaubens ist, mögen auch die berufenen Vertreter dieser Religion in ihren Romanen verschiedentlich mit allzu menschlichen Schwächen ausgestattet sein. Dieses ihr als Apologetin zukommende Verdienst braucht an und für sich kein Hindernis für eine gerechte Beurteilung auch von seiten Andersgläubiger zu sein, wenn es nur durch die Art und Weise des künstlerischen Schaffens zum Verständnis katholischen Empfindens beiträgt. Es erhebt sich deshalb die Frage, ob und in welchem Maße Handel-Mazzettis Romane für die allgemeine Bildungspflege, deren höchste Zielsetzung in der Pflege des Gedankens der Kultur- und Schicksalsgemeinschaft in unserm religiös zwiespältigen Volke und in der Pflege der allgemein-menschlichen Verbundenheit besteht, geeignet und verwertbar sind. Es muß nun allerdings gesagt werden, daß die Handel-Mazzetti leider in allzu engen historischen und religiösen Anschauungen befangen bleibt, und ihr Blick für das ganze Volk verschleiert ist. Für Volksbüchereien, selbst mit katholischer Leserschaft, die naturgemäß zur Aufnahme ihrer Weltanschauung seelisch besser disponiert ist, muß es gelten, daß ihre Romane nur mit Behutsamkeit und mit Sachkenntnis der einzelnen Bücher und auch der Leser ausgegeben werden dürfen. Denn in fast allen ihren Romanen sind die Konfessionen schroff einander gegenübergestellt, auf der einen Seite „Papisten", auf der anderen Seite „lutherische Ketzer" oder „teuflische Atheisten". Besonders abgrundtief ist diese Kluft aufgerissen in den zur Zeit

der Religions- und Glaubenskämpfe spielenden Dichtungen „Jesse und Maria“, „Stephana Schwertner“, „Die arme Margaret“ und in dem in der Neuzeit spielenden „Ritas Vermächtnis“. Die katholische Partei wird dabei immer als der leidende und den Frieden bewahrende Teil hingestellt, während beim Gegner größte Aktivität herrscht, die in der Überspannung ihrer Ziele und Übertretung allgemein menschlicher Gesetze Schuld auf sich lädt, die mit dem Untergang des Helden und zumeist mit seiner Bekehrung zum katholischen Glauben gesühnt wird. Durch diese nach dramatischen Gesetzen Aristotelischer und Schillerscher Ästhetik aufgebaute Handlung (Vorfabel, Hybris des Helden, Peripetie der Handlung und die endliche Katharsis nach Einschaltung retardierender Momente, also Übertragung dramatischer Gesetze auf den Roman!) erreicht die Handel-Mazzetti es, daß ihre Romane voll Spannung sind. Andrerseits wird der Leser durch die als retardierende Momente eingeschobenen abschweifenden Szenen, die vielfach von süßlicher Sentimentalität erfüllt sind, oft unwillig und sehnt das Ende herbei, bei dem er dann, abgehetzt wie der Held, seelisch erschöpft zusammenbricht. Für die Leser, die nur auf Befriedigung von Spannungsreizen ausgehen, besteht die Gefahr, daß sie den tieferen ethischen Gedankengehalt des Buches: das Irren der Menschenseele, das Gefühl für Recht und Unrecht, das Walten von Schuld und Vergeltung auf dieser Welt, übersehen. Die Hüterin der unverbrüchlichen Gesetze höchster Menschlichkeit ist für die Handel-Mazzetti selbstverständlich ihre katholische Kirche, als deren sinnfällige Verkörperung uns in ihren Romanen die „sponsa Christi“, d. h. die jungfräulich unberührte, zarte und herzensreine Frauengestalt, das „engelschöne Mägdelein“ entgegentritt, deren schreckliche Gegenspieler zu anderer Zeit in anderm Gewande im Wesentlichem immer die gleichen Charakterzüge tragen. Diese stehen grell beleuchtet vor dem in matten Farben gehaltenen kulturhistorischen Hintergrund, der lokal begrenzt ist, und in den das große Geschehen der Umwelt kaum hineinleuchtet im Gegensatz zu den historischen Romanen C. F. Meyers, Selma Lagerlöfs und Ricarda Huchs.

Für die Arbeit in der Volksbücherei ergibt sich, daß die Ausgabe der Romane der Handel-Mazzetti vornehmlich auf gebildete Leser mit selbständigem Urteil eingestellt sein muß, unter denen gefühlsmäßig veranlagte größeren Gewinn haben, als verstandesmäßig kritisch eingestellte Leser. Für den beschaulich-besinnlichen Leser, der sich nach des Tages Unrast mit einem Buche seelisch erholen will, sowie für jenen, der gerne eine glücklich auslaufende Liebesgeschichte lesen will, sind Handel-Mazzettis Romane nicht geeignet. Die kleine Volksbücherei wird daher ganz auf die Einstellung ihrer Romane verzichten müssen. Die mittelgroße Volksbücherei wird einzustellen haben: „Die arme Margaret“, „Der deutsche Held“, „Jesse und Maria“, die „Sand-Trilogie“ (Rosenwunder T. 1. u. 2.) und, wenn sie katholische Leser hat, noch außerdem „Meinrad Helmperger“, „Brüderlein und Schwesterlein“ und „Ritas Briefe“.

Große Volksbüchereien werden nicht umhin können, alle Romane einzustellen. Für die Ausleihpädagogik ist schließlich zu empfehlen, die Handel-Mazzetti wegen der im Grunde genommen gleichartigen Stoffwahl und Stoffbearbeitung nur in größeren Abständen dem einzelnen Leser in die Hand zu geben.

Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Kulturhistorischer Roman. Kempten: Kösel & Pustet 1900. 684 S. Lw. 7,50.

Edwin Endoll, der 12-jährige Sohn des englischen Freidenkers und Atheisten August Mac Endoll, ist von seinem Vater in Begleitung des buckligen Sekretärs Mario Valentini nach Wien auf Reisen geschickt worden, weil seine schöne Mutter, eine deutsche Reichsgräfin, schwer erkrankt ist und der Ruhe bedarf. Bei der Nachfrage nach dem Wiener Freunde Endolls, dem der Knabe anvertraut werden soll, geraten sie auf der Straße mit einigen Bürgern wegen ihrer freisinnigen und ketzerischen Äußerungen in Streitigkeiten, die zu Tätlichkeiten auszuarten drohen, da der trotzige und lebensprühende Knabe, stolz auf seinen lutherischen Glauben, in dem seine liebe Mutter ihn erzogen hat, sich nichts gefallen lassen will. Ein vorübergehender Geistlicher, Pater Meinrad aus Kloster Kremsmünster, nimmt sich der Bedrängten an, und als sich herausstellt, daß des Vaters Wiener Freund schon verstorben ist, nimmt er den geweckten Knaben, an dem er Gefallen findet,

mit sich nach Kremsmünster. Nachträglich holt er sich sodann brieflich vom Vater die Erlaubnis ein, das Kind längere Zeit bei sich behalten zu dürfen. Unter der Bedingung, daß keinerlei Bekehrungsversuche unternommen werden, wird sie erteilt. Während Abt und Prior es jedoch nicht unterlassen können, immer wieder ungeschickte Versuche zu machen, Edwin doch für den katholischen Glauben zu gewinnen, aber dabei nichts bei dem trotzigen und wahrheitsliebenden Knaben erreichen, faßt derselbe zu dem herzensfrommen Pater Meinrad eine warme Zuneigung. Seinen frommen Erzählungen von der Himmelskönigin lauscht er mit steigendem Interesse, mit deren Vorstellung sich in ihm die tiefe Sehnsucht nach seiner inzwischen verstorbenen Mutter verbindet. Jedoch ehe die Hoffnung, den Knaben ganz für die katholische Kirche zu gewinnen, sich erfüllt, kommt sein Vater und holt ihn ab. Beide begeben sich nun mit dem Sekretär auf die Reise durch Deutschland, um für das gottesleugnerische Werk Mac Endolls „ratio crucifixa" einen Verleger zu finden. Nach etlichen vergeblichen Versuchen gelingt dies endlich in Berlin. Durch Anzeige des verräterischen Sekretärs läßt der evangelische Oberkirchenrat Mac Endoll verhaften und das gefährliche Manuskript beschlagnahmen. Unter grausamer Folter, in welche die entmenschten Richter auch das Kind mit hineinziehen wollen, läßt Mac Endoll sein Leben. Nach der Genesung von der durch dieses entsetzliche Erlebnis hervorgerufenen Krankheit erwacht in Edwin Endoll eine tiefe Sehnsucht nach seinem guten Pater Meinrad und dem Frieden des Klosters. Man bringt ihn nach Kremsmünster, und dort findet er als katholischer Christ Ruhe und Seligkeit in der Anbetung der Mutter Maria. Dies alles geschieht in dem Jahre 1701.

Jesse und Maria. Ein Roman aus dem Donaulande. Bd. 1. 2. Kempten: Kösel & Pustet 1906. Hlw. 8,—.

Der Schauplatz dieses Romanes ist Niederösterreich, das sagenumwobene Pechlarn und seine Umgebung. Ein mit allen Gaben des Geistes und Körpers ausgestatteter junger lutherischer Edelmann, Jesse von Velderndorf, versucht mit allen möglichen Mitteln diese katholische Gegend wieder protestantisch zu machen. Seine Gegenspielerin ist Maria Schinnagel, die fromm-gläubig katholische Frau eines Försters, der in bischöflichen Diensten steht. Sie sieht mit wachsender Besorgnis, wie der Edelmann versucht, ihren innig geliebten Mann von seinem Glauben abzubringen. Als Jesse dem in geldliche Schwierigkeiten geratenen Förster eine Summe vorstreckt, knüpft er daran die folgende Bedingung: Schinnagel soll das von ihm seinerzeit als Dank auf einem Berge aufgestellte Marienbild beseitigen. Maria, die davon erfährt, macht sich, in ihrer Herzensangst um das Seelenheil ihres Mannes auf, nach der Stadt Krems, schafft das nötige Geld und ruft eine Reformationskommission gegen den Feind ihres Glaubens herbei, vor der sich der Velderndorfer und alle der Ketzerei Verdächtigen zu verantworten haben. Jesse setzt sich bei der Gerichtsverhandlung über alle Vorstellungen der Kommission mit hochmütigem Spott und mit Verachtung hinweg. Als er, sein unschuldiges Weib und seine Verwandten zur Strafe des Landes verwiesen werden, verwundet er im Zorn durch einen Pistolenschuß einen seiner Gegner. Wegen dieser Tat wird er nunmehr verhaftet und nach St. Pölten gebracht, wo sein Todesurteil gefällt und vollstreckt wird. War Maria früher die grimmigste Glaubensfeindin Jesses, so ändert sich jetzt, wo er durch sie im Unglück ist, ihr Sinn und es erwacht ihr Mitleid um seines jungen unschuldigen Weibes willen, das der Geburt ihres ersten Kindes entgegensieht. In Verkleidung begibt sie sich zu Jesse in den Kerker, und teilt ihm die inzwischen erfolgte Geburt seines Kindes mit. Jesse, gerührt durch die Menschlichkeit Marias, söhnt sich mit ihr aus und erleidet dann den Tod.

Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr. Kempten: Kösel & Pustet 1910. 392 S. Lw. 5,—.

Der Roman spielt um das Jahr 1626. Die schöne und junge Witwe Margaret, eine Protestantin, soll von dem jungen, energischen Leutnant Ernst von Herliberg, der mit seinem Fähnlein zu der Ketzerin ins Quartier gelegt wird, solange drangsaliert werden, bis sie ihrem Glauben abschwört. Die arme Witwe, die ein kleines Kind hat, widersetzt sich tapfer allen Bekehrungsversuchen, trotzdem man ihr den Aufenthalt in ihrem Hause täglich unerträglicher macht. Als der

ungestüme Herliberg sie tätlich angreift, flieht sie mit ihrem Kindchen und wird von einem Bürger vor den Toren der Stadt zusammengebrochen aufgefunden und in Pflege genommen. Gegen Herliberg erstattet er Anzeige bei dem, einem andern katholischen Truppenteil angehörenden Stadtkommandanten, der den Frevler verhaften läßt und, um ein Exempel zu statuieren, zum Tode verurteilt. Vergebens bittet Margaret, aus Mitleid für den jungen Offizier, von dem sie weiß, daß er unter seiner rauhen Brust dennoch ein gutes Herz trägt, um seinen Freispruch. Jedoch die blauen Fingerabdrücke auf ihren Armen zeugen von der Schuld Herlibergs. Er muß Spießrutenlaufen und bricht dann tot in den Armen Margarets zusammen, die dem Sterbenden das Skapulier umlegt.

Der deutsche Held. Kempten: Kösel & Pustet 1920. 547 S. Lw. 6,—.

Der österreichische Offizier und Kriegsinvalide Tessenburg, der sich in den Freiheitskriegen unter dem Erzherzog Karl, dem „Sieger von Aspern", ausgezeichnet hat, erschießt nun im Frieden aus gekränkter Ehre einen Mann aus dem Bürgerstande, dessen Söhnchen bei Vergebung einer Stiftsstelle vor seinem eigenen Sohn bevorzugt worden ist. Verhaftet und ins Gefängnis gebracht, sieht er sein Unrecht nicht ein, hadert mit seinem Schicksal, befangen in einer unerträglichen Überhebung seines Offizierstandes, wie sie sich als Folge der ruhmreichen und langen Kriegszeit überall im Heere breit gemacht hat. Seine Verurteilung zum Tode hält er für eine bittere Undankbarkeit und Ungerechtigkeit im Bewußtsein seiner kriegerischen Verdienste. Den Unterschied, daß die Vernichtung eines Menschenlebens im Frieden etwas anderes bedeutet als im Kriege, kann er nicht einsehen. Bis zuletzt hofft er auf Begnadigung durch seinen geliebten Erzherzog Karl. Aber alle Bittwege, die sein junges schönes Weib mit ihren zwei kleinen Kindern zu seiner Begnadigung unternimmt, bleiben erfolglos. Der Erzherzog muß aus Achtung vor dem Gesetz seinen treuen Mitkämpfer und Kameraden opfern. In der letzten Nacht vor der Erschießung Tessenburgs gelingt es dem Erzherzog selbst noch, den bisher für jeden Zuspruch unzugänglichen Helden von der Notwendigkeit der Aufopferung seines Lebens, um dem Gesetz von der Heiligkeit des Lebens zu genügen, zu überzeugen. Tessenburg stirbt menschlich geläutert und versehen mit den Gnadenmitteln seiner Kirche als ein wahrhaft deutscher Held.

„Stephana-Trilogie" Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. T. 1—3. Kempten: Kösel & Pustet 1913. Lw. 17,55.

1. Unter dem Richter von Steyr. 468 S.
2. Das Geheimnis des Königs. 365 S.
3. Jungfrau und Martyrin. 704 S.

Diese Romantrilogie spielt kurz vor dem Ausbruch des 30-jährigen Krieges. Joachim Händel, der Besitzer zahlreicher Eisengruben und Waffenfabriken, ein mittelalterlicher Krupp, ist zum Stadtrichter von Steyr gewählt. Trotzdem er bei Antritt seines Amtes feierlich geschworen hat, nur zum Besten der Stadt ohne Ansehen der Person und Konfession zu wirken, offenbart sich doch alsbald sein ganzes Trachten darin, bei jeder Gelegenheit die letzten Überreste des Katholizismus zu vernichten und die Stadt Steyr zur evangelischen Trutzburg zu machen. Sein Gegenspieler ist der eifernde, die katholische Sache verteidigende Mönch Albertus, der in Stephana Schwertner, einem einfachen Mädchen aus dem Volke eine glaubensstarke Helferin findet. Gegen das strenge Verbot des Stadtrichters, daß wegen der Pestgefahr keine Umzüge stattfinden dürfen, veranstalten die katholischen Bekenner unter der Führung Albertus und Stephanas heimlich eine Bittprozession zur Abwehr der Pest nach einem auswärtigen Wallfahrtsorte. Die Prozession wird im Auftrage des Vaters von dem jungen Heinrich Händel, einem Offizier der Stadtkompagnie, abgefangen und zersprengt. Albertus wird gefangen gesetzt, Stephana dazu verurteilt, wie eine gemeine Metze am Schandpfahl zu stehen. Von ihrer Schönheit gerührt, befreit sie der junge Händel jedoch vorzeitig und bringt sie unter sicherem Schutze in ihr Haus. Die Todesstrafe, die er sich durch diese gesetzwidrige Tat zugezogen hat, wird durch Fürsprache des Stadthauptmanns von seinem Vater in Stubenarrest verwandelt, bis er bereut und Abbitte leistet. Heinrich wird jedoch wieder in Freiheit gesetzt, als eine Rebellion der Papisten ausbricht, deren Rädelsführer er gefangen nimmt und dem Stadtrichter zur Aburteilung überantwortet. Durch ihre Hinrichtung wird der katho-

lischen Sache abermals ein schwerer Schlag zugefügt. Der gefangene Mönch Albertus, der bis zur Übergabe an die geistliche Gerichtsbarkeit, der er untersteht, in einem Turm des Klosters Garsten eingesperrt ist, hat einen nach Steyr gekommenen Pestkranken heimlich bei sich aufgenommen und wird von Stephana mit Lebensmitteln und Arzneien für diesen versehen. In Mönchsverkleidung bringt sie auch die Sterbesakramente in den Turm, die Albertus dem Sterbenden verabfolgt. Inzwischen ist der Stadtrichter Händel wegen seines scharfen Vorgehens gegen die Katholiken angezeigt worden und muß sich in Wien vor dem Kaiser verantworten. Als auch sein Sohn, der ihn begleitet, sich für die katholische Sache einsetzt, muß Joachim Händel den Katholiken gewisse Rechte und Sicherheiten für die Ausübung ihrer Religion zugestehen. Seinem Sohn überträgt der Kaiser das Burggrafenamt von Steyr und gibt ihm die erbetene Erlaubnis, eine Katholikin — natürlich Stephana — zu ehelichen. Um diese für sein herrisches protestantisches Empfinden schandbare Verbindung seines Sohnes mit der gehaßten Papistin zu hintertreiben, gibt der alte Händel seinem Stellvertreter in Steyr von Wien aus durch einen Eilboten den Auftrag, Stephana unsittlicher Beziehungen zu dem Mönch Albertus — ihre Mönchsverkleidung war nicht geheim geblieben — zu verdächtigen, unter Anklage zu stellen und des Landes zu verweisen. Vor diesem Boten trifft aber Heinrich bei Stephana ein und wirbt um sie. Sie weist ihn zurück, da sie als Braut Christi unverehelicht bleiben und ohne Zustimmung ihres Beichtvaters Albertus sich zu nichts entschließen will. Im Zorn hierüber finden die gegen Stephana ausgesprochenen Verdächtigungen bei dem Abgewiesenen ein williges Ohr und nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Wahrheit aufzuklären, sticht der junge Feuerkopf Stephana nieder. Der katholischen Partei, die über diesen Mord an dem unschuldigen Mädchen empört ist und die ebenso wenig, wie der inzwischen nach Steyr zurückgekehrte Vater den Mörder, der nach vergeblichem Selbstmordversuch in einem Spital verborgen ist, kennt, muß der Stadtrichter strengste Bestrafung nach Standrecht zusichern. Als es sich nun herausstellt, daß Heinrich Händel der Mörder ist, ist der Vater gezwungen, den eigenen Sohn zum Tode zu verurteilen. Um die Schande der Hinrichtung von ihrem tapferen Hauptmann abzuwenden, erschießen ihn einige seiner treuen Soldaten, als er aus dem Gerichtssaal abgeführt wird. Den Sterbenden klärt der inzwischen vom geistlichen Gericht freigesprochene Mönch Albertus über die Reinheit Stephanas auf. Aus Liebe zu Stephana bekehrt sich der Mörder und empfängt von Albertus Absolution und Sterbesakramente.

„Sand-Trilogie" (Teil 3 noch nicht erschienen).

Das Rosenwunder. Ein deutscher Roman. Kempten: Kösel & Pustet 1925. 419 S. Lw. 5,80.

Der Roman spielt um 1819 und führt uns anfangs nach Jena. Else, die 15-jährige Tochter des evangelischen Arztes und Universitätslehrers Walch, die auf Wunsch ihrer verstorbenen Mutter, der ersten Frau Walchs, einer Katholikin, eine Klostererziehung genießt, ist zum Geburtstage ihrer Stiefmutter für kurze Zeit aus ihrem geliebten Kloster nach Hause beurlaubt. Zur Geburtstagsfeier hat sie mit ihren Freundinnen lebende Bilder eingeübt, wobei sie für sich in ihrer kindlichen Bescheidenheit nur kleinere Nebenrollen gewählt hat. Durch ihre reizende Anmut und Schönheit fällt sie jedoch allen geladenen Gästen, unter denen sich auch Vater Jahn befindet, auf. Man bejubelt sie stürmisch und verlangt, sie allein als Hauptfigur in einem improvisierten Bilde, dem „Rosenwunder der hl. Elisabeth", zu sehen. Als Partner findet sich, zwar widerwillig, der evangelische Theologe und Burschenschafter Sand bereit, das gewünschte Bild mit ihr zu stellen. Im Laufe des Abends gerät dieser dann noch in einen erregten religiösen Disput mit Else, die ihren kindlich-frommen Standpunkt gegen seine schroffen Ansichten über die katholische Weltanschauung verteidigt. Auch bei einem zufälligen, späteren Zusammentreffen auf einem Spaziergang vor den Toren der Stadt führen sie wieder ein religiöses Gespräch, ohne zu gegenseitigem Verständnis zu gelangen, da Else, entgegen Sands Ansichten, daß man einen Schädling des Volkes vernichten dürfe, die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des von Gott gegebenen Lebens vertritt. Der zweite Teil des Buches spielt in Mannheim und schildert die Ermordung Kotzebues durch Sand, der in jenem einen Vergifter der deutschen Volksseele

sieht. Sand wird dann nach mißlungenem Selbstmord verhaftet und schwerverwundet in ein Spital gebracht.

Deutsche Passion. Des Rosenwunders zweiter Teil. München: Kösel & Pustet 1915. 552 S.

Zu dem noch immer an seiner schweren Verwundung leidenden Sand kommt am Vorabend seiner Verurteilung ins Gefängnis zu Mannheim ein Kommissar der Mainzer Zentraluntersuchungskommission. Dieser, dem daran liegt, Sand nicht allein physisch, sondern auch moralisch zu vernichten, um so dem reinen Geist der Burschenschaft, dessen idealster Vertreter Sand ist, zu schaden, will auf Grund eines anonymen Briefes von ihm die Bestätigung erpressen, daß er mit der jungen Else Walch unsittlichen Umgang gehabt habe. Empört über diese Zumutung und gereizt durch die unwahre Mitteilung des Kommissars, daß Else selbst diese Aussage gemacht habe, ergeht er sich in Schmähungen über die „Papistin", die nach seiner Meinung aus Rache für seine abfälligen Äußerungen über die katholische Religion ihn beschuldigt habe, und er verlangt persönliche Gegenüberstellung mit dem Mädchen. Der Vater Elses wird daraufhin vom Mannheimer Gericht, das Sand wohlwill und im Gegensatz zur Mainzer Kommission von seinem ehrenhaften Charakter überzeugt ist, aufgefordert, mit seiner Tochter in Mannheim zu erscheinen. Walch, der anfangs eine solche Zumutung schroff zurückweist, da er von der Reinheit und Wahrheitsliebe sowohl seines Kindes als auch Sands überzeugt ist, begibt sich, schließlich doch in Zweifel geraten nach Kremsmünster, um Else, die sich wieder in klösterlicher Erziehung befindet, von hier abzuholen. Sand, dem inzwischen sein Todesurteil mitgeteilt ist, erwartet ungeduldig die Ankunft Elses, um seine Ehre noch vor der nahe bevorstehenden Vollstreckung des Urteils retten zu können.

„Rita-Trilogie".

Brüderlein und Schwesterlein. Ein Wiener Roman. Kempten: Kösel & Pustet 1913. 321 S. Lw. 4,—.

Ritas Briefe. Gesamtausgabe. Saarlouis: Hausen-Verlagsgesellschaft 1919. 674 S.

Ritas Vermächtnis. Hochdorf (Schweiz): Gander 1922. 488 S. Lw. 8,50.

Eine Roman-Trilogie. Das erste Buch „Brüderlein und Schwesterlein" schildert den Kampf der eben erst aus mehrjähriger Klostererziehung heimgekehrten Rita Kürschner gegen ihre Eltern, die sie ihrem Herzenswunsch, einmal als Braut Christi wieder ins Kloster zurückzukehren, abspenstig machen wollen durch Verheiratung mit einem adligen Manne. In der Gestalt des Ministerialbeamten von Lorenzen, eines gewissenlosen Roués, glauben die Eltern, den rechten Gatten für ihre Tochter gefunden zu haben. Diese jedoch, noch ganz kindlich und nur von heißer Jesusliebe erfüllt, hat weder Verständnis für zarte Liebesbezeugungen ihres einstigen Jugendgespielen, des Portiersohnes Frieder, eben des „Brüderleins", noch vermag sie, trotz demütiger Liebe zu ihren Eltern irgend etwas für Lorenzen zu empfinden. In der höchsten Not, als es keinen Ausweg mehr zu geben scheint, da Lorenzen mit einer Aussage für die in ihrer Ehre bedrohten Eltern einzutreten bereit ist, und hierfür Rita als Preis fordert, klammert sie sich im Gebet an das schwere Kruzifix in ihrem Zimmer, das herabstürzt und sie erschlägt.

Das zweite Buch enthält nun die Briefe, welche die kleine Heilandsbraut an ihre geliebte Révérend Mère, die Oberin des Klosters Marienfried schreibt. Es beginnt damit, daß Mère Mathilde, die von dem inzwischen erfolgten Tode Ritas noch nichts weiß, in ihrem Klosterzimmer diese Briefe ein letztes Mal liest, um sie dann auf Wunsch des Beichtvaters zu verbrennen. Die Briefe sind mit kindlichem Gefühlsüberschwang, aber durchpulst von warmherziger Jesusliebe und Klostersehnsucht geschrieben und spiegeln Ritas kindliche Unschuld wieder. Neben den schon aus dem ersten Buch bekannten Gestalten hören wir von einem charaktervollen Marineoffizier, der wohl auf Rita Eindruck machen könnte, wenn sie nicht ganz von ihrer Jesusliebe erfüllt wäre. Diesen Mitbewerber erschießt Lorenzen aber im Duell. Weiter enthalten die Briefe das Ringen der reinen Kindesseele gegen die kupplerischen Machenschaften ihrer Mutter, die selbst nicht die niedrigsten Wege scheut, um Ritas Jungfräulichkeit dem von ihr gewünschten Bewerber preiszugeben. Die Briefe enden mit dem Verzweiflungsschrei, den Rita

kurz vor ihrem Tode an die geliebte Révérend Mère sandte. Die demnach in schwerer Sorge und Herzensunruhe um ihr liebstes Kind stehende Oberin erhält zum Schluß durch die Ankunft des völlig gebrochenen Vaters die Nachricht von ihrem plötzlichen Tode. Die Briefe der als Märtyrin für ihre Liebe zu Jesus und zur Jungfräulichkeit gestorbenen Rita werden nun im Kloster Marienfried als kostbares Heiligtum aufbewahrt.

Im 3. Buch „Ritas Vermächtnis“ sind es nun eben diese Briefe, die durch ihre tiefe Religiosität, trotzdem sie nicht in Druck gegeben sind, Kräfte ausstrahlen, von denen die Freimaurer fürchten, daß sie eine zweite Lourdesbewegung hervorrufen könnten. In einer Sitzung der Führer der internationalen Freimaurerloge, an der auch der amerikanische Kupferkönig Boscari mit seinem Sohn Golf in Wien teilnimmt, wird beschlossen, diese Briefe zu vernichten. Golf bietet sich an, als amerikanischer Geistlicher verkleidet in das Kloster Marienfried sich zu begeben und die Briefe mit List an sich zu bringen. Mit Hilfe einer gefälschten Visitenkarte des Kardinals von Wien gelingt es ihm, die Briefe zu erhalten. Auf dem Rückwege vom Kloster wird er von einem Geistlichen, dem die Maskerade Golfs verdächtig erscheint, angehalten und wegen des Paketes, in dem der Geistliche Reliquien vermutet, zur Rede gestellt. Als er es ihm entreißen will, schießt Golf ihn nieder und entkommt in sein Quartier, wo er unter falschem Namen abgestiegen war. In der Wartezeit bis zur Abfahrt seines Zuges nach Wien liest er trotz Warnung seiner Ordensvorgesetzten die gefährlichen Ritabriefe, durch die eine Wandlung in ihm vorgeht. Er sieht sein unritterliches Verholten gegen die wehrlose Rita, deren entzückende Photographie er auch in den Briefen findet, ein und bringt die Briefe wieder zurück. An der Klosterpforte erkennt man ihn aber. Man hat dort inzwischen den Tod des Priesters erfahren, und der hinzugerufene Bischof will den Freimaurer, der sich auch als solcher zu erkennen gibt, sofort verhaften lassen. Auf Bitten der Nonnen läßt man ihm aber noch einen Tag Frist, um seinem Vater in Wien eine wichtige Mitteilung überbringen zu können. Dort tritt in einer Versammlung der Ordensmeister Dr. Stana (Satan!), der ihn heimlich überwacht hat, gegen ihn als Kläger auf. Auf seinen Verrat an der Freimaurerei steht schwere Strafe, die ihm nur erlassen werden soll, wenn er als einziger Maurer, der die Briefe Ritas gelesen hat, diese öffentlich als kindische Machwerke hinstellt und ein Kruzifix zur Bezeugung seiner echten Freimaurergesinnung mit Füßen tritt. Als er sich nun aber weigert, fällt er als Verräter durch die vergifteten Dolche der Rächer. Die Wiener Polizei, die ihn als Mörder des Priesters verhaften will, findet einen Sterbenden, der sich aber freiwillig stellt, als sein Vater die Verhaftung verwehren will. Durch den hinzugekommenen Bischof läßt Golf sich in seiner Todesstunde taufen, nachdem er sein Unrecht bekennt.

Kleine Erzählungen.

In den Jahren 1893—1900 erschienen eine Reihe kleinerer Erzählungen wie:

Ich mag ihn nicht.

Als die Franzosen in St. Pölten waren. Freiburg i. Br.: Caritas-Verlag.

Beide haben nur in dem Sinne literarischen Wert, daß man an ihnen die Entwicklung des Talents der Dichterin mit verfolgen kann.

Des braven Fiakers Osterfreude und Der Stangelberger Poldl. Freiburg i. Br.: Caritas-Verlag.

Die erste Erzählung schildert, wie ein Fiaker einer verarmten Familie aus der Not hilft, und ist humorvoll geschrieben. Die zweite schildert die brave Tat eines Knaben während der Belagerung Wiens durch die Türken. — Für einfache Leser, auch für Jugendliche geeignet.

Fahrlässig getötet. 's Engerl. Dora. München: Volksschriften-Verlag.

Die erste Geschichte erzählt, wie durch die Laune eines reichen Mannes ein Maurer sterben muß, und die zuerst im Haß erstarrte Frau desselben schließlich doch dem Reichen Verzeihung gewährt.

Die zweite zeigt, wie die Liebe zu einem kleinen Waisenkinde einen Sozialdemokraten in seiner Todesstunde zum Glauben zurückführt.

Die dritte läßt eine vornehme Dame zur Erkenntnis kommen, daß unter dem bisher von ihr verachteten Volk die Arbeiter auch brave Menschen sind. — Gute Volkslektüre.

Der Verräter
gestaltet eine Figur des „Meinrad Helmperger" weiter aus, nämlich den Verräter Valentini, der unter Selbstvorwürfen schließlich seelisch zusammenbricht und Selbstmord verübt. — Unbedeutend für Volksbildungsarbeit, allerhöchstens für die Leser des „Meinrad Helmperger" von einigem Interesse.

Ilko Smutniak, der Ulan. Der Roman eines Ruthenen. München-Kempten: Kösel 1917. 113 S. Geb. 1,10.

Es ist die Leidensgeschichte eines armen Ruthenen, der langsam seinen schweren Kriegsverletzungen erliegt. Ein wahres Erlebnis der Dichterin, die darin ergreifend das tiefe Weh und tragische Verhängnis des Krieges schildert. — Schon für mittlere Büchereien geeignet.

H. Horstmann (Gleiwitz).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Bry, Karl Christian: Verkappte Religionen. Stuttgart: F. A. Perthes 1924. 249 S. Hlw. 5,—.

Das Buch beginnt als ein philosophisches, um schon nach dem ersten Bogen ins Satirische umzuschlagen. So zeigt es alle Vorteile und Nachteile dieser Schreib- und Denkungsart, die aus einer bis auf die Spitze getriebenen Verstandesschärfe entspringen. Sein Ausgangspunkt ist die verwirrende, überwältigende und deshalb zersetzende Fülle des Wissensstoffes, die zu dem modernen Relativismus der Kulturphilosophen (Spengler, Keyserling u. a.) führt, also das Problem des Historismus und seiner Auswirkungen. Die Wirrsal des Vielzuvielen erzeugte den Relativismus, dieser zersetzt alle religiösen und philosophischen Normen. An Stelle dieser tritt nun ein Neues, ein Notbehelf gewissermaßen, das sind die „verkappten Religionen". Die verkappte Religion sucht den Sinn des Daseins nicht jenseits und über Welt und Leben, sondern hinter ihnen, in einer „Hinterwelt". Sind dem Frommen Diesseits und Jenseits scharf getrennte Reiche, so ist der „Hinterweltler" des Glaubens, daß das heute noch Hinterweltliche einst die Welt gänzlich durchdrungen haben werde. Seine Lehre ist also eine Heilslehre des Diesseitigen, er selbst ist geschworener Rationalist und Utilitarist, die verkappte Religion eine rationalistische Monomanie. Zu diesen verkappten Religionen gehören: Esperanto, Sexualreform, rhythmische Gymnastik, Übermenschen, Faustexegese, Gesundbeten, Kommunismus, Psychoanalyse, Shakespeare ist Bacon, Weltfriedensbewegung, Brechung der Zinsknechtschaft, Antialkoholismus, Theosophie, Heimatkunst, Bibelforschung, Expressionismus, Jugendbewegung, Genie ist Wahnsinn, Antisemitismus, Okkultismus und vieles andere mehr. Zwar verwahrt sich der Verfasser mehrfach dagegen, den berechtigten Kern dieser oder jener Bewegung treffen zu wollen. Was er kritisiert, ist mehr ein bestimmter Typ, eine geistige Haltung, als die Dinge selbst. Und hier trifft er ohne Zweifel ein Grundübel unserer Tage. Aber er ist, wie gesagt, Satiriker — wenn er das auch in diesem Sinne nicht sein will —, und das ist Gefahr und Gebrechen dieses sehr geistreichen Buches zugleich. Es erinnert lebhaft an Sternheimsche Komödien, und man fürchtet, es möchte diesem fruchtbaren Schriftsteller in die Hände fallen und ihm Stoff zu weiteren ungezählten „Expektorationen" geben. Die Gefahr, das Wesen der einzelnen Erscheinungen zu verkennen, droht aber natürlich jedem Leser. Ein kurzes Schlußkapitel macht das nicht wett. Wenn daher große Büchereien das Buch, das einiges Aufsehen erregt hat, einstellen werden, so sollen sie wissen, daß es zu denen gehört, die man nicht ohne einige erläuternde Worte dem Leser in die Hand geben sollte. Es möchte sonst leicht das Gegenteil dessen bewirken, was der Verfasser sich selbst zum Ziele gesetzt hat.

W. Schuster (Kattowitz).

Buchwald, Reinhard: Dennoch der Mensch! Die Volkshochschule als geistige Bewegung. Jena: Diederichs 1925. 110 S. Kart. 3,50.

Buchwald, einer der Führer des thüringischen Volkshochschulwesens, beschäftigt sich hier unter dem Trutztitel „Dennoch der Mensch!" im Geiste Lagardes mit dem Wesen, der Entstehung und der Zukunft der deutschen Volkshochschulbewegung. Seinen Einzelforderungen zugrunde liegt die Überzeugung, daß jene Bewegung unverwüstlich lebenskräftig sei, weil sie „einen Lebensinhalt suche in einem sinnlosen Zeitalter, Klarheit in der Zeit der Unklarheit, Gemeinschaft in der Zeit des Egoismus und des Individualismus". Er geht dann zunächst genauer ein auf die Zusammenhänge zwischen Volkshochschule und Jugendbewegung, gibt einen großzügigen kulturphilosophischen Rückblick über „Zerfall und Aufbau" der letzten Jahrhunderte, namentlich seit der klassischen Epoche, und erörtert die methodisch-unterrichtliche Aufgabe der Volkshochschule (das für den Volksbildungspraktiker wertvollste Kapitel), sowie ihre soziale Aufgabe, die er als Tribunat bezeichnet und die ihm in der Pflicht zu gipfeln scheint „überall da ein Veto zu wagen, wo der Mensch vergewaltigt werden soll" und „immer wieder Ansprüche anzumelden, ohne deren Erfüllung das Leben kein Leben, der Mensch kein Mensch mehr — so wie wir beide auffassen und auffassen müssen — zu sein deucht". In dem kurzen Schlußkapitel begründet Buchwald dann noch, warum er den heute bei „führenden" Volksbildungstheoretikern so beliebten Kulturpessimismus, besonders bezüglich der Zukunft der deutschen Volkshochschulbewegung, nicht mitmachen könne. „Das Bekenntnis zur geistigen Bewegung „Volkshochschule" hat mit Optimismus oder Pessimismus gar nichts zu tun." „Wir tun zunächst nichts, als daß wir feststellen: diese Bewegung ist da; wir gehören zu ihr; dann vielleicht weiter: sie ist uns wichtiger als sehr viel oder gar als das meiste, was wir sonst kennen; sie verdient deshalb auch unsere Opfer. Ganz anders läge die Sache, wenn wir die Volkshochschule erfänden oder einrichteten, um damit die Krankheiten unserer Volksseele zu heilen; dann hätten wir natürlich nachzuweisen, daß unser Heilmittel mit einiger Wahrscheinlichkeit Erfolg verspricht." E. Ackerknecht.

Busse-Wilson, Elisabeth: Stufen der Jugendbewegung. Ein Abschnitt aus der ungeschriebenen Geschichte Deutschlands. Jena: Diederichs 1925. 146 S. Brosch. 4,—, Hlw. 5,50.

Im Anschluß an die „Meißnerformel" sieht Elisabeth Busse-Wilson das Wesen der Jugendbewegung in einem auf sich selbst gestellten sittlichen Leben, „ohne Autoritäten und bürgerliche Normen". Alle Aufsätze vorliegender Sammlung sind Variationen dieses Themas. Zunächst wird an einer Darstellung der von einem eindeutigen politischen Ziel geführten „Urburschenschaft" von 1817 gezeigt, „was die Jugendbewegung nicht ist". Die andern Aufsätze sind meist Berichte von Tagungen, auf denen sich die Jugendbewegung mit den um sie werbenden Mächten auseinandersetzte: so von der Jenaer und Hofgeismarer Tagung und ihrer Absage an die Kommunisten wie an einseitige politische Festlegung überhaupt; von einer Zusammenkunft mit Max Scheler, auf der man sich über den „kapitalistischen" Charakter der Jugendbewegung klar wurde; und von einem Versuch Wynekens, die Jugendbewegung für sein Ideal vom „heroischen Leben" zu gewinnen, der aus Verkennung des Wesens der Jugend notwendig fehlschlagen mußte. Im letzten und ausführlichsten Aufsatz, der zugleich eine anregende Kritik des Kommunismus und der Gedankenwelt Georges und Wynekens ist, wird derselbe Gedanke noch einmal zusammenfassend nachgewiesen an der Wirkungslosigkeit der „Religionen des zwanzigsten Jahrhunderts" auf die Jugendbewegung. In diesem bewundernswerten Festhalten an der Autonomie sieht Busse-Wilson zugleich auch das Verhängnis der Jugendbewegung: dadurch sei ihre Ergebnislosigkeit bedingt und ihre endgültige Niederlage gegenüber der „dämonischen Demagogie des kommunistischen Ordens". Und so seien das Bleibende nur die neuen Formen der Geselligkeit und die neue Stellung der Geschlechter zu einander. Daß in diesem Gegensatz zur bürgerlichen Welt das radikal Revolutionäre der Jugendbewegung liegt, ist am eingehendsten beschrieben in dem Aufsatz „Liebe und Kameradschaft", der zugleich auch sehen läßt, wie mit der Ablehnung des Sexu-

ellen die Geschlechterfrage auch von der Jugendbewegung noch nicht endgültig gelöst ist. Ein augenscheinlicher Mangel des Buches ist, daß immer von einem „Ende der Jugendbewegung" geredet wird, wo sie durch die positive Mitarbeit an der Kultur einen grundsätzlich anderen Charakter bekommen hat. Und — weiter ist die „Bildung eines neuen Standes" als Lösung der Zukunft wirklich nur „angedeutet". — Trotzdem, und trotz des oft unangenehm Journalistischen der Aufsätze werden größere Büchereien das Buch einstellen müssen.

R. Joerden (Stettin).

Hoffmann, P. Th.: Das Göttliche. Eine Sammlung religiöser Stimmen der Völker und Zeiten. München: Callwey 1925. 452 S. Hlw. 8,50.

Diese Sammlung religiös-dichterischer Zeugnisse will nicht, wie meistens die Anthologien, ein bequemer Weg zu „allgemeiner Bildung" sein, sondern aus der Überzeugung, „daß das chaotische Gewirr der Religiosität unserer Gegenwart nicht zu einer Auflösung, sondern zu einer neuen religiösen Haltung der Menschheit führen wird", will sie aktiv in das heutige religiöse Leben eingreifen. Und zwar handelt es sich, wie der Herausgeber in der Einleitung bemerkt, bei dem religiösen Ringen der Gegenwart nicht um ein neues Ziel, — das ist für jede Religion das gleiche —, sondern um „die neue, uns gewisse Bindung mit dem Göttlichen". Dieser Gesichtspunkt ist neben dem ästhetischen für Auswahl und Anordnung des Stoffes entscheidend gewesen. In drei Hauptabschnitte gliedert sich das Werk: der erste, „Gott im Wandel der Jahrtausende", gibt als Zeugnisse früherer, „beispielweisender" Bindungen Stimmen aus China, Indien, Hellas, dem Mittelalter u. a. Bei der Fülle des Stoffes und dem Zwang, sich zu beschränken, mußte dieser Abschnitt notwendig etwas dürftig ausfallen. Im zweiten Teil sind christliche oder doch der dualistischen Form der christlichen Weltanschauung entsprechende Äußerungen gesammelt, und im letzten, „Zu neuen Ufern", soll zum Ausdruck kommen, wohin „der religiöse Weg der Zukunft" geht. Wie schon die Berufung auf Goethe, Hölderlin und Nietzsche zeigt, ist die Ansicht des Herausgebers, daß die heute mögliche und einzig zukunftskräftige Religion durch die Worte bezeichnet sei: „indem wir der Erde dienen, dienen wir Gott", subjektiv einseitig. Dem entsprechend fehlen in diesem dritten Abschnitt auch ganz wesentliche religiöse Stimmen der Gegenwart. Aber schließlich mindert diese entschiedene Stellungnahme den Wert des Buches nicht, zudem in den andern Abschnitten auch die übrigen Richtungen zu Wort gekommen sind. Religiös ungefestigte Menschen werden durch das Buch höchst wesentliche Förderung erfahren und für die andern wird es wirklich „ein Buch für Stunden der Einkehr und stillen Weihe" sein. — Für jede größere Bücherei. R. Joerden (Stettin).

Schneider, Hermann: Erziehung zum Deutschsein. Breslau: Ferdinand Hirth 1925. 351 S. Hlw. 12,50.

Dieses Buch will in erster Linie den aus der eigentlichen Jugendbewegung hinauswachsenden Jungen dienen, will ihnen „zu ihren Zusammenkünften weite Aussichten auf deutsche Dinge liefern, die sie im Gespräch betrachten, prüfen und jenachdem annehmen, verwerfen und umbilden können". Der Verfasser stellt sich dabei mit männlichem Wagemut und ehrlichem Idealismus ohne reaktionäre Engherzigkeit und volksfeindliches Mißtrauen auf den Boden der Gegenwart. „Das Gegenwärtige, das heutige Deutschland ist unser Arbeitsfeld, ein bestimmt Gegebenes, das ist und so und nicht anders ist. Der Bauplatz, den wir mit der Leidenschaft des Baumeisters, der sein Meisterwerk liefern will, oder des Bauarbeiters, der im Herzen beteiligt ist am Gewinn des Werkes, aber mit keiner anderen Leidenschaft, betrachten und kennen lernen wollen, um alles, was er bietet an Baugrund und Baustoff, an Mitteln und Helfern, voll auszunutzen und alles unschädlich zu machen, was hindern und stören kann." Besonders erfreulich ist, daß Schneider sich dabei frei erweist von aller „nordischen" Rasseromantik, dafür aber eine echte biologische Betrachtungsweise (Berücksichtigung der Altersstufe der einzelnen Völker usw.) durchweg zu ihrem Recht kommen läßt. Schneider gruppiert seine durch eine Fülle von Einzelanschauungen belebten kulturphilosophischen Streifzüge in die sieben Abschnitte „Deutsches Land", „Deutsches Blut", „Deutscher Glaube", „Deutsche Umwälzungen", „Deutsches Wesen",

„Deutscher Staat" und „Deutsche Schule". Nachdem er seine Einleitung mit dem Satze geschlossen hat: „Das deutsche Volk ist jetzt der verachtete leidvolle Knecht Gottes — es wird dereinst der Erlöser der Menschheit von Unvernunft und Zwietracht sein", ist man befremdet, daß gleich im ersten Abschnitt soviel von „unseren Feinden" die Rede ist und die Kriegsschuldfrage — allerdings mit einer erfreulichen antikapitalistischen Pointe — erörtert wird. Bald aber erkennt der unbefangene Leser, daß er es trotzdem mit einem Manne zu tun hat, dem es ernst ist mit seinem deutschen Menschlichkeitsideal. Den vollsten Ausdruck findet dieses in dem Abschnitt „Deutsches Wesen", wo er Goethe als das Musterbild weltumspannender Deutschheit dartut. E. Ackerknecht.

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Unthan, C. H.: Das Pediskript. Aufzeichnungen aus dem Leben eines Armlosen. Stuttgart: Lutz. 316 S. Hlw. 7,50.

Daß das Leben eines armlos Geborenen, der nach landläufigen Begriffen ein bedauernswerter Krüppel ist, an Weite und Tiefe das vieler „Normaler" übertreffen kann, beweist das vorliegende Pediskript Unthans, seine „eigenfüßig" auf der Schreibmaschine geschriebene Lebensbeschreibung. In Ostpreußen wurde er 1848 in seinem „unvorschriftsmäßigem Zustande" geboren. Ein inniges Familienleben, ein strenger, aber rechtlicher Vater, eine liebevolle Mutter und ein glückliches Temperament gaben ihm eine wirkliche Charakterbildung, welche die feste Grundlage eines Lebenslaufes wurde, den man mit Recht als den eines Optimisten bezeichnen kann. Nach einer gründlichen Ausbildung auf der Geige verbringt er sein Leben meist auf Reisen mit internationalen Varietégesellschaften. So lernt er ganz Europa und Amerika kennen und erlebt die buntesten Abenteuer, namentlich um 1875 herum in den noch brodelnden Staaten Süd- und Mittelamerikas. Begabt mit einem gesunden Mutterwitz und einer guten Beobachtungsgabe, schildert er sein Leben munter und frisch, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Dieser Lebendigkeit verzeiht man die häufigen sprunghaften Übergänge gern und empfindet auch eine fast zu stark hervorgekehrte Gefühlsweichheit kaum störend, da sie bei ihm ein Zeichen echter Empfindung und wahrer Menschenliebe ist, wovon auch das Nachwort zeugt, das für die Verkrüppelten eintritt. Es gibt nicht allzu viele Lebensbeschreibungen, die wir als wirklich brauchbar für Volksbüchereien jeder Größe ansehen können. Die verliegende gehört dazu und muß allen Büchereien nachdrücklich empfohlen werden.

F. Schriewer (Flensburg).

Weiß, Eugen: Die Entdeckung des Volks der Zimmerleute. Zünftiges von Zimmerleuten: ihr Leben und Fühlen; erhaltenes Brauchtum. Redensarten in Schwaben. Mären, Ränke und Schwänke, Sprüche und Flüche, Neckereien, Rammlieder, Zimmer- und Schnursprüche, Handwerkslieder. Jena: Diederichs 1923. 235 S. Brosch. 5,—, geb. 6,50.

Der Verfasser hat als junger Praktikant mit den Zimmerleuten gearbeitet und sich seither bemüht, in die ihm so erschlossene Welt durch Sammlung alter Sprüche und Lieder weiter einzudringen. Er erzählt von Arbeit und Alltag, von dem Richtschmaus und den Festen mit ihren alten derben Sitten, von Wanderschaft und Herbergsbräuchen als einer, der selbst am Handwerk hängt, und bemüht sich, in den Sinn der alten Formeln und Bräuche einzudringen. Gerade dieses aus eigenem Mittun gewonnene Verhältnis erhöht die Anschaulichkeit und Wärme der Darstellung. Weiß beschränkt sich nicht auf schwäbische, vielleicht die ursprünglichsten Sitten, sondern zieht auch norddeutsche heran und gibt so ein allgemeines Bild vom Volk der Zimmerleute, dem Handwerk, das am kräftigsten und selbstbewußt Züge mittelalterlichen Zunftwesens erhalten hat. Das Werk kann schon mittleren Büchereien, soweit sie volkskundlich interessierte Leser haben, empfohlen werden. M. Thilo (Halle).

Woermann, Carl: Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen. Mit 20 Taf. 2 Bde. Leipzig: Bibliographisches Institut 1924. VI, 487 u. 426 S. Lw. 16,—.

Karl Woermann ist als langjähriger Direktor der Dresdener Galerie und als Kunstgelehrter über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt. In seiner zweibändigen Selbstbiographie lernt ihn nun eine weitere Öffentlichkeit auch als Menschen näher kennen, und zwar als einen liebenswürdigen, allem Geistigen aufgeschlossenen Mann von breiter Familienhaftigkeit, aber nicht eben starker Vitalität oder gar Originalität. Zeitgeschichtlich betrachtet stellt er den humanistischen Typ des wilhelminischen Zeitalters in weltläufigster und kunstsinnigster Prägung dar. — Karl Woermann entstammt der bekannten Hamburger Reederfamilie und hat daher das für einen Kunstgelehrten unschätzbare Glück gehabt, daß er immer wieder große Reisen machen konnte und sich überall von vornherein der besten Beziehungen erfreuen durfte. Schon als Sechzehnjähriger hat er (1860) auf einem Segelschiffe seines Vaters, zur Kräftigung seiner schwachen Gesundheit, eine Weltreise unternommen, die ihn besonders in Singapore und Batavia unvergeßliche Eindrücke empfangen ließ. Nach seinen juristischen Studienjahren war er dann längere Zeit studienhalber in England, Nordamerika und Paris, wobei aus dem jungen Rechtsanwalt ein Student der Kunstgeschichte wurde, der nach seiner Rückkehr seinem Dr. jur. in Heidelberg noch einen Dr. phil. hinzufügte und sich dann in München zur akademischen Lehrtätigkeit rüstete. Wieder folgten Reisen, diesmal nach Italien und Griechenland, dann eine kurze Privatdozententätigkeit in Heidelberg und dann die Berufung als Professor der Kunst- und Literaturgeschichte an die Akademie in Düsseldorf, wo der Dreiunddreißigjährige alsbald auch seine Lebensgefährtin fand. Zusammen mit ihr unternahm er 1878/79 eine Reise durch die wichtigsten Galerien Europas (einschließlich Rußlands und der Türkei). Der zweite Band bringt dann die Beschreibung der achtzehn Jahre, während deren Woermann die Dresdener Galerie leitete und der anderthalb Jahrzehnte, die er seither im Ruhestand verlebt hat. Auch hier ist besonders interessant, was — wie im ersten Band meistens in Form eingestreuter Briefe und Tagebuchblätter — von Reisen, diesmal nach Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien (vor dem Kriege) und nach Südafrika (nach dem Kriege) berichtet wird. Doch ist hier auch die kunstgeschichtliche, namentlich museumsgeschichtliche Ausbeute nicht unbeträchtlich. Obwohl Woermann ein artiges lyrisches Talent besitzt, von dem er seinem Erinnerungsbuch zahlreiche Proben eingeflochten hat, und obwohl unter den unzähligen namhaften Männern und Frauen, mit denen er in Berührung gekommen ist, auch viele Schriftsteller und Dichter genannt sind, ist die Ausbeute für den Literaturfreund recht mager. Sehr bedauerlich ist, daß die beiden schön gedruckten, mit zahlreichen Bildtafeln geschmückten Bände nicht wenigstens ein Namensregister haben. Die vielen freundlichen Gedächtnistafeln, mit denen Woermann seinen literarischen Lebensweg gesäumt hat, würden sonst ihren Zweck noch besser erfüllen können. — Nur für große Büchereien. E. Ackerknecht.

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Nobel, Alphons: Die Gewerkschaften. (Die Deutsche Wirtschaft und ihre Führer. Bd. 2.) Gotha: Flamberg-Verlag 1925. 133 S. Brosch. 3,50, geb. 4,—.

Das Buch erscheint in einer Sammlung, die das Ziel verfolgt, das Wirken der Persönlichkeit in der deutschen Wirtschaft aufzuzeigen. Für das Thema „Die Gewerkschaften" war dem Verfasser eine besonders schwierige Aufgabe gestellt. Er hatte die Leistung der Persönlichkeit nicht im Schaffen materieller Werte, im Aufbau und der Organisation von Industriewerken, Kohlengruben und Handelskontoren darzustellen, er hatte sie vielmehr zu entwickeln aus dem Für und Wider großer Massenbewegungen und dem Kampf um deren ideenpolitische Grundlagen. Soweit das auf dem knappen Raume dieses Buches möglich war, ist es gelungen. In knappem Aufriß erscheinen die Theoretiker der Idee und die großen organisatorischen Vorläufer der drei Gewerkschaftsgruppen; gleichsam auf dem Papier wird ihr Lehrgebäude einleitend aufgezeichnet und dann in späteren Kapiteln gezeigt, daß in den harten Gegensätzlichkeiten des Wirklichen diese Pläne oft in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Es ist spannend und oft erschütternd zu lesen, wie ehrliches Wollen zerbirst an sozialer Brutalität einerseits, Stumpfsinn und Radikalismus andererseits und die Persönlichkeit oftmals zufrieden mit dem Kompromiß

und meist schon glücklich in der wirbelnden Entwicklung steht, wenn es ihr gelingt, nach dem Goethewort: „vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken . . .“ Nur zu oft freilich gehen auch die Räder zermalmend über die Persönlichkeit hinweg. — Das alles bedingt, daß Nobel die Persönlichkeit nicht in Übermenschenmanier, die in derartigen Arbeiten leider vielfach üblich ist, als Quelle alles Wirkens darstellt, sondern sie sachlich treibend und getrieben als Komponente in den Strudel der Massenbewegung stellt. — Darüber hinaus hat das Buch den Vorzug, eine der wenigen Arbeiten zu sein, aus denen sich bis zur Gegenwart ein objektives Bild über Entwicklung und das Wesen der verschiedenen Gewerkschaftsbewegungen gewinnen läßt. E. Dovifat (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Bock, Hermann, und Karl Weitzel: Der historische Roman als Begleiter der Weltgeschichte. Ein Führer durch das Gebiet der historischen Romane und Novellen. Nachtrag 1. (Lehrmeister-Bücherei. Nr. 765 bis 767.) Leipzig: Hachmeister & Thal 1925. 88 S. Brosch. 0,90.

Dem 1920 erschienenen „Führer“ (vergl. B. u. B. Jg. 1, S. 29) ist jetzt ein erster Nachtrag gefolgt, der in der Art der chronologischen Zusammenstellung, der Charakterisierung und des ausführlichen Registers diesem sich anpaßt. Er soll die „als Kunstwerk“ bedeutenden Erscheinungen von 1920—1924 enthalten. Daß auf Vollständigkeit verzichtet wurde, lag bei der Fülle der Produktion an historischen Erzählungen und der Menge der darin enthaltenen kitschigen Machwerke nahe. Es ist aber bedauerlich, daß Werke wie: J. Seidel: Das Labyrinth, J. V. Jensen: Kolumbus, Thieß: Der Tod von Falern, Rolland: Meister Breugnon, nicht berücksichtigt wurden, daß dagegen Paul Burg mit wohl seinen sämtlichen Werken der letzten Jahre vertreten ist. Trotzdem kann auch dieser Nachtrag, sinngemäß als Nachschlagemittel benutzt, eine brauchbare Ergänzung zu dem Hauptwerk bilden. M. Thilo (Halle).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Grisebach, August: Carl Friedrich Schinkel. Mit 110 Abb. Leipzig: Insel-Verlag 1924. 206 S. Hlw. 10,—.

Die Reihe der „Deutschen Meister“ des Insel-Verlags macht mit ihrem stetigen Fortschreiten alle älteren Publikationen entbehrlich, die als „Künstler-Monographien“ oder unter ähnlichen Titeln dem Bedürfnis auch des Laien nach Erweiterung des kunstgeschichtlichen Gesichtskreises dienen wollten. Gediegene wissenschaftliche Darstellung tritt an die Stelle oft genug sehr oberflächlicher, ja unzureichender Beherrschung des Stoffes, Forscher von selbständiger Bedeutung lösen die gutmeinenden Dilettanten ab, die ganz schematisch an Aufgaben herantraten, mit denen sie nie hätten betraut werden dürfen. Über eine künstlerische Persönlichkeit wie Schinkel, dessen Schaffen auch heute noch in einem guten Sinne volkstümlich genannt werden kann — seine Berliner und Potsdamer Bauten sind Allgemeinbesitz geworden — erhalten wir nun jetzt erst eine Darstellung, die des Meisters und des Werkes würdig ist. Ohne mit viel Gelehrsamkeit zu prunken, wahrt Grisebach mit klugem Geschick das Niveau einer wissenschaftlichen Behandlung des Themas, die auch dem Außenstehenden eine sichere Grundlage für eigene Erkenntnis bieten kann. Wer sich jemals mit der Analyse von Werken der Architektur beschäftigt hat, weiß, wie schwer es ist, gerade auf diesem Gebiet allgemein verständlich zu bleiben. Grisebach hat diese Aufgabe vorzüglich gelöst, und wenn er auch in dem gegebenen immerhin beschränkten Rahmen nicht das Buch über Schinkel hat geben können und geben wollen, so hat er hier doch eine vorbildliche Leistung lebensvoller Kunstbeschreibung geliefert. Der Insel-Verlag hat mit diesem neuen Bande seiner „Deutschen Meister“ eine höchst dankenswerte Arbeit geleistet. Wenn eine Bitte erlaubt ist, so sei es diese: im

Rahmen dieser Darstellungen endlich das volkstümliche Buch über Rembrandt — der doch auch ein deutscher Meister ist! — herauszubringen, dessen Fehlen nachgerade eine Blamage für die deutsche Kunstgeschichtsschreibung ist. — Grisebachs Buch sei allen Büchereien mit einem künstlerisch verständnisvollen Leserkreis empfohlen. G. Kemp (Solingen).

Knapp, Fritz: Die deutsche bildende Kunst der Gegenwart im Bilde. Leipzig: Quelle & Meyer 1926. 13 S., 35 Taf. 0,70.

Christoffel, Ulrich: 3 Jahrhunderte niederländischer Malerei. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 63 S. 0,60.

— Deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 66 S.

Die Deutschkundliche Bücherei des Verlages Quelle & Meyer, zu der die obigen drei Bändchen gehören, hat sich in recht erfreulicher Weise entwickelt. Neben Sprache und Literatur erstreckt sie sich seit kurzem auch auf die Kunstgeschichte als Bestandteil des deutschen Kulturlebens. Die hier vorliegenden Bändchen können als durchaus brauchbare Einführungen in das betreffende Stoffgebiet angesprochen werden. Vor allem gilt das für die ausgezeichneten Überblicke, die Christoffel mit vorzüglich charakterisierendem Urteil über die große niederländische Kunst vom 15. bis zum 18. Jahrhundert und über die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts bringt. Zu bedauern ist, daß gerade diese beiden Bändchen nicht mit Abbildungen versehen sind. G. Kemp (Solingen).

Müller-Freienfels, Richard: Erziehung zur Kunst. Musik, Dichtung, Bildende Künste. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 236 S. Lw. 6,80.

Das vorliegende Buch bietet eine begrüßenswerte Zusammenfassung der mannigfachen Fragen, die auf dem Gebiet der öffentlichen und schulmäßigen Kunsterziehung heute aufgeworfen werden müssen. Das Thema ist gefaßt als „Weckung und Entwicklung der in jedem Menschen liegenden Anlagen und Bedürfnisse zu künstlerischem Erleben, sei es genießenden Nacherlebens, sei es schöpferischer Betätigung als Ausdruck und Gestaltung“. Mit erfreulichem Freimut legt Müller-Freienfels dar, wie wenig die alte Schule mit ihrem intellektualisierten Betrieb gerade dieser Aufgabe gerecht geworden ist; sehr ausführlich erörtert er die Methoden und Gesichtspunkte, die für Lehrer und Schüler im Sinne der neuen Schularbeit zu beachten sind, wenn die kulturell verhängnisvolle Verarmung auf diesem Gebiet überwunden werden soll. Hinsichtlich der einzelnen Zweige der Kunsterziehung werden die psychologischen und ästhetischen Voraussetzungen recht verständnisvoll herausgearbeitet, wie es die eigentliche Stärke des Verfassers von jeher gewesen ist. So wird die Erziehung zur Kunst, der zur künstlerischen Produktion und Reproduktion, zum künstlerischen Genießen und Urteilen führende Weg allerdings bis ins Kleinste beleuchtet. Die andere Seite der Frage, die Erziehung durch die Kunst, kommt dagegen nicht genügend zu ihrem Recht. Müller-Freienfels betont zwar verschiedentlich die Berührung zwischen dem künstlerischen und dem religiösen Erlebnis, er ist sich also der metaphysischen Bedeutung der Kunst und ihrer Auswirkung auf die Erziehung durchaus bewußt. Allein das kümmerliche letzte Kapitel, in dem lediglich die moralische, soziale und nationale Wertschaffung der Kunst angedeutet wird, zieht aus dieser richtigen Erkenntnis nicht die befriedigenden Schlüsse. Dieser Mangel läßt das Buch für die neuzeitliche öffentliche Bildungsarbeit als nicht voll genügend erscheinen. Seine, allerdings hoch anzuschlagende, Brauchbarkeit erstreckt sich auf die schulmäßigen Bedürfnisse. Mit Rücksicht auf diese empfiehlt sich die Anschaffung des Buches nur für größere Büchereien. G. Kemp (Solingen).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Buschan, G.: Illustrierte Völkerkunde. Unter Mitw. von A. Byhan, A. Haberlandt u. a. 2. vollst. umgearb. u. wesentl. verm. Aufl. Bd. 1:

Amerika — Afrika. Bd. 2: Australien — Ozeanien — Asien. Stuttgart: Strecker & Schröder 1922—23. Lw. 17,—, 27,—.

Die ins Ungeheure angewachsene Fülle völkerkundlichen Materials und die raschen Fortschritte völkerkundlicher Forschungen haben die Herausgabe von Buschans rühmlich bekanntem Werk in neuer Bearbeitung notwendig gemacht. In der zweiten Auflage ist sowohl dem äußeren Umfange als auch dem Inhalte nach ein völlig neues Werk entstanden, das auf drei Bände berechnet ist. In den vorliegenden beiden ersten Bänden ergänzt der anschaulich geschriebene und von Anmerkungen unbelastete Text in glücklicher Weise das reichhaltige Bildmaterial. Hervorzuheben sind besonders die lehrreichen Zusammenstellungen von Geräten, Waffen, Hausformen usw. für Vergleichszwecke. Mit Sorgfalt sind auch die übersichtlichen Völkerkarten hergestellt. Eine ausführliche Literaturübersicht und ein bis ins Einzelne gegliedertes Namen- und Sachregister ist jedem Bande beigegeben, sodaß das Werk für alle völkerkundlichen Fragen und Forschungen Ausgangspunkte bietet und daher in der Handbücherei des Lesesaals bereits jeder mittleren Volksbücherei auf die Dauer nicht fehlen darf. Wünschenswert wäre vielleicht, daß die infolge ihres Papieres an und für sich gewichtigen Bände (besonders der zweite Band) in handlichere Teile zerlegt werden, wodurch sie für die Arbeit der Volksbüchereien an Verwendungsfähigkeit und Haltbarkeit sehr gewinnen würden. H. Horstmann (Gleiwitz).

Dengler, Hermann: Die Indianerstämme des Ostens und der Prärien Nordamerikas. Nach den Darstellungen aus der Zeit von 1590 bis 1850. Mit 96 Abbildungen und einem farbigen Titelbild. Stuttgart: Franckh o. J. VII, 80 S. Kart. 2,80.

Das in dieser Sammlung vorgeführte Bildermaterial ist nicht nur wertvoll in völkerkundlicher Beziehung zum Studium der indianischen Sitten und Gebräuche zur Zeit der Aufschließung Nordamerikas, sondern auch in Bezug auf die Bildauffassung zur Zeit der Entstehung dieser wenig bekannten Bilder und auf die Technik der Darstellung. Der Text beschränkt sich auf ein kurzes Wort über die Herkunft der Bilder aus älteren Reisewerken und eine umfänglichere Bilderklärung. Das Buch ist kulturhistorisch interessant, aber wegen einiger Abbildungen von Grausamkeiten in volkstümlichen Büchereien mit Vorsicht zu benutzen.

F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Haeckel, Ernst: Berg- und Seefahrten. Leipzig: Köhler 1923. 135 S. Brosch. 4,—.

Diese Reiseskizzen aus den Jahren 1857 bis 1883 bestehen aus Briefen und Aufsätzen des berühmten Naturwissenschaftlers, und man merkt es ihnen an, daß sie der Feder eines Naturforschers entflossen sind. Darin liegt ihre Stärke und ihre Schwäche. Neben der bis ins äußerste Detail gehenden Kleinbeobachtung zeigt sich das vor allem auch an dem Interesse Haeckels für die Flora und Fauna der von ihm bereisten Gegenden: die Alpen, die Kanarischen Inseln, Ceylon und Korfu sind die Schauplätze dieser Reiseskizzen, deren Lektüre durch die vielen lateinischen Tier- und Pflanzennamen und zahlreiche Fremdworte für einfachere Leser zu einer Unmöglichkeit gemacht wird. Darunter leidet auch die farbenprächtige Anschaulichkeit der Reise nach den Kanarischen Inseln, die neben der Schilderung von der Besteigung des Adamspik auf Ceylon den umfangreichsten und wertvollsten Teil des Buches bildet; auch in der Großstadtbücherei wird daher der Band nur verhältnismäßig wenigen Lesern zugänglich sein.

W. Eggebrecht (Flensburg).

Hielscher, Kurt: Italien, Baukunst und Landschaft. Mit einem Geleitwort von Wilhelm v. Bode. Berlin: Wasmuth 1925. 304 S. 4°. Lw. 24,—.

— Die Ewige Stadt. Erinnerungen an Rom. Berlin: Wasmuth 1925. 110 S. 4⁰. Hlw. 12,50.

Auch die bittersten politischen Erfahrungen mit dem ungetreuen Italien haben nicht vermocht, die alte Liebe der Deutschen zu dem sonnigen Lande zu zerstören. Es sind ja nicht nur seine hellschimmernden Gestade und seine unvergleichlichen Kunstschätze, die immer wieder ihre Anziehungskraft bewähren, die steinernen Zeugen seiner Geschichte, mit der nun einmal das deutsche Schicksal in Schimpf und Glimpf verkettet bleibt. Italien ist für die deutschen Romfahrer die große Schule des Optimismus. Für unsere nordisch umdüsterten Sinne bedeutet es mit seinem Licht und seinen Farben, mit seinem explosiven Frühling die Wiedergeburt des Gemüts. Dort entwinden wir uns einmal der verzehrenden Nachdenklichkeit und steigen in ein Bad der Verjüngung, indem wir der zuversichtlichen Lebensbejahung teilhaftig werden einer sorglos frohen Bevölkerung unter einem lachenden Himmel und einem freigebigen Klima. Von einem solchen Erlebnis zeugen auch die beiden Italienwerke Kurt Hielschers. Nach seinem „Deutschland“ und seinem „Unbekannten Spanien“ durften wir keine weitere Steigerung seiner Darstellungskunst erwarten. Aber seine beiden Italienwerke sind so frisch und froh wie ein erster Entdeckerrausch und wirken wie eine photographische Huldigung an eine neue Liebe: Italien. Wer Italien nicht kennt, den wird aus diesen Blättern der Reisedämon anfallen; wer es aber kennt, den werden Erinnerungen voll holder Wehmut beschleichen. Als erdkundliches und kulturgeschichtliches Anschauungsmittel ersten Ranges gehören auch diese beiden Bände des „Orbis pictus“ in den Lesesaal jeder größeren Bücherei.

F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Rosen, Friedrich: Persien in Wort und Bild. Mit 165 meist ganzseitigen Bildern und 1 Landkarte. (Die Welt in Wort und Bild. Bd. 3.) Berlin: Franz Schneider 1926. 246 S. Hlw. 10,—.

Einer der besten Kenner Persiens, durch langen Aufenthalt und zahlreiche Reisen mit Land und Sprache vertraut, weiten Kreisen durch seine Tätigkeit als Gesandter und Außenminister bekannt, veröffentlicht hier seine Sammlung persischer Aufnahmen. Ein ausführlicher Text handelt über das Land und seine Teile, das Volk, seine Art, seine Kunst, seine Geschichte, den Staat, die Wirtschaft und die Verwaltung. Die Entwicklung wird zwar von der Kadscharendynastie über die Parlamentsherrschaft bis zur Diktatur des (mittlerweile zum Schah gewählten) Risa Khan Pehlewi geführt, doch wird weniger der heutige Übergangszustand geschildert, als die dem Autor vertrautere und sympathischere Zeit vor dem Weltkrieg und vor Beginn der Europäisierung und Industrialisierung des Landes. Damit gewinnt der Text an geschichtlichem Wert und — bei aller Frische der Darstellung und Wärme der Anteilnahme am Schicksal Persiens — an Ruhe der Betrachtung reichlich, was er etwa an Tagesinteresse verliert. Besonders zu rühmen ist die verständnisvolle Würdigung der persischen Dichtung und ihrer bis heute dauernden Wirkung auf das ganze Volk. — Die Bilder berücksichtigen am stärksten die Hauptstadt sowie den Norden und Nordwesten des Landes. Aus dem Süden sei die schöne Reihe von Bildern aus den Ruinen von Persepolis hervorgehoben. Stärkere Vertretung hätte wohl die islamische Baukunst der Blütezeit verdient. Der wenig schöne Einband — er zeigt in grellen Farben die Kuppeln und Türme von Kum — soll größere Büchereien nicht vom Ankauf des wertvollen Buches abschrecken. E. Gratzl (München).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Einführung in die Luftfahrt. Im Auftrage des deutschen Luftfahrtverbandes hrsg. von Joh. Poeschel. Leipzig: Voigtländer 1925. XV, 162 S. 31 Abb., 3 Ktn. Geb. 2,30.

Reichskanzler Luther sagte einmal: „Wir wissen nicht, wie die Welt in

zehn Jahren aussieht, wissen nicht, was die Luftfahrt uns für technische Überraschungen bereitet, die die tiefsten Rückwirkungen auf die politische Gestaltung nicht nur Deutschlands, nicht nur Europas, vielleicht der ganzen Welt haben werden." Schon jetzt hat nach dem Kriege das Luftfahrzeug als Verkehrsmittel einen derartigen Aufschwung genommen, daß es notwendig ist, weite Kreise unseres Volkes mit dem Wesen und der Bedeutung deutscher Luftfahrt vertraut zu machen. Und da erst von der Zukunft eine volle Auswirkung der Luftfahrt auf den Verkehr und vielleicht eine noch stärker einschneidende Umwälzung des menschlichen Lebens als nach dem Bau der Eisenbahnen zu erwarten ist, wendet sich diese „Einführung" in erster Linie an die Jugend. — Bedeutende Fachmänner haben an dem Buch mitgearbeitet. Ein besonderer Vorteil scheint mir der zu sein, daß dieses Büchlein nicht wie so viele andere Werke über die Luftfahrt schnell veralten kann, denn es ist weniger eine Geschichte der Luftfahrt als ein Lehrbuch über die Grundlagen des Luftfahrzeugbaues und der Technik des Fluges. Daneben werden noch die Vorgeschichte der Luftfahrt, der Luftverkehr, die Stellung des Staates zur Luftfahrt, die Luftfahrt im Dienste erdkundlicher Forschung und der Vermessung und endlich die Frage, wer fliegen lernen soll, behandelt. Jeder Abschnitt verweist am Schluß auf andere, auch umfangreichere Schriften. — Für jede Bücherei geeignet. W. Klein (Essen).

Flaig, Walter: Alpenpflanzen. Die Pflanzenwelt der Hochgebirge in ihrer Umwelt dargestellt nach naturgetreuen Zeichnungen und Photographien. 129 Abbildungen auf Tafeln und 8 farbige Bilder. Stuttgart: Franckh 1925. XVI, 64 S. Brosch. 3,50.

An vorzüglichen Werken über die Pflanzenwelt der europäischen Alpen ist kein Mangel. Nun unternimmt es der Verfasser, auch die alpinen Floren anderer Kontinente in ihren Lebensgemeinschaften den Freunden der Alpenflora in Wort und Bild näher zu bringen. Das ist ein etwas weitschichtig angelegtes Unternehmen, das in dem beschränkten Umfang des Heftes (nur 16 S. Text) nicht lösbar ist. So ist ein Bilderbuch mit einer kurzen Bilderklärung entstanden, die als erste Einführung für den Laien zu notizenhaft ist und auch dem zu wenig bietet, der sich schon etwas mit den lieblichen Kindern der Alpenflora beschäftigt hat. Die ausgewählten Bilder sind bis auf wenige Ausnahmen gut. Trotzdem ist in der volkstümlichen Bücherei mit dem Werkchen ohne die bekannten Werke von Ludwig und C. Schröter, von Hegi-Dunzinger, Marzell und Wünsche nicht viel anzufangen. In Verbindung mit diesen ist es als weiteres Anschauungsmittel brauchbar. F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Lämmel, Rudolf: Sozialphysik. Naturkraft, Mensch und Wirtschaft. 12. Aufl. Stuttgart: Franckh 1925. Ill. 74 S. Brosch. 1,20, Geb. 2,—.

Zur Lösung der sozialen Frage brauchen wir das Wissen von der Natur und ihren Kräften, d. h. von den rein stofflichen Bedingungen des Lebens auf der Erde, denn erst der Reichtum an Naturkräften gibt entsprechend seiner Größe die Möglichkeit eines mehr oder weniger auskömmlichen Lebens aller Menschen. Dieser Zusammenhang von sozialer Frage und Physik wird von dem Verfasser scharf herausgearbeitet, von ihm ist auch für dieses neue Wissensgebiet die Bezeichnung „Sozialphysik" geprägt worden. Er führt aus, daß die Lösung der sozialen Frage drei Vorbedingungen erfordert, nämlich einen hohen Stand geistiger Entwicklung und Kultur, ohne welche die Erkenntnis der Größe des Problems und der Wille zur Lösung fehlen würden, ferner genügend Kraft (Wasser- und Windkraft, Kohle) und Stoff (Rohmaterialien wie Eisen, Holz usw.) und endlich hinreichend viel Raum, d. h. genügend Land, um das Volk mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versehen zu können. Lämmel untersucht nun wesentlich die zweite Frage, ob also die Erde genügend Kraft und Stoff hat, daß alle Menschen ein Leben ohne Entbehrungen führen können. Zu dem Zweck betrachtet er eingehend Menschen- und Maschinenarbeit und die uns auf der Erde zur Verfügung stehenden Energiequellen (Kohle, Wasserkraft, Windkraft, Sonnenstrahlen, Erdwärme und

Gezeiten) und bringt den Beweis, „daß die gegenwärtige Menschheit erst am Beginn des Zeitalters der Erschließung unserer großen natürlichen Energiequellen steht". Die sich daraus ergebenden Schlüsse überläßt er dem Leser, er selbst führt nur ein reichhaltiges, außerordentlich interessantes Tatsachenmaterial an, das er durch geschickte Zeichnungen noch beweiskräftiger macht. Manche Tatsachen erscheinen uns im ersten Augenblick geradezu unwahrscheinlich, z. B. die, daß ein kleiner Wasserlauf von nur 4 Kubikmetern in der Sekunde bei einem Gefälle von 100 Metern die Arbeit von 306 000 Männern, die in drei Schichten ununterbrochen je acht Stunden lang arbeiten, ersetzen kann. Das allgemeinverständlich und ganz und gar volkstümlich geschriebene Büchlein fesselt den Leser von Anfang bis Ende und eignet sich auch für kleinere Büchereien.

W. Klein (Essen).

Campa, Anton: Die Physik in der Kultur. München: Callwey 1925.

Das als 29. Band in der Reihe der „Kunstwart-Bücherei" erschienene Werkchen gibt einen Querschnitt durch die verschiedenen Verflechtungen, welche die Physik mit den anderen Gebieten menschlicher Tätigkeit bildet und beleuchtet ihre gegenseitige Einwirkung und Förderung. Der Aufbau beginnt folgerichtig bei den Beziehungen zwischen Technik und Physik und bringt damit gleichzeitig ihre Entstehung als Wissenschaft aus den Uranfängen menschlicher Werkzeugbenutzung. — Ein zweiter Teil ist dem Verhältnis der Physik zu der Welt der geistigen Arbeit gewidmet. Der Verfasser untersucht hierbei vor allem die Grenzgebiete, welche zu Brücken werden, die zu anderen Wissensbereichen hinüberführen. Er legt besonderen Wert darauf, klarzustellen, daß eine Weltbetrachtung, die sich nur der Denkvoraussetzungen und der Denkmittel einer physikalischen Arbeitsweise bedient, auf jenen Übergangsgebieten naturnotwendig scheitern muß und zu dem Fehlschluß gelangt, daß hier die Grenzen menschlicher Erkenntnismöglichkeiten überhaupt liegen. — Im letzten Teil wird schließlich die Aufgabe der Physik im Bildungsvorgang des Menschen behandelt. Besonders hervorzuheben ist hier die Art, wie der Nachweis geführt wird, daß jegliche Begriffsbestimmung dessen, was man unter „Bildung" zu verstehen habe, nur zeitlich und örtlich begrenzt ist und stets im Fließen begriffen sein muß. Das Zielstreben dieser Änderung weist stets auf einen Punkt, der dem augenblicklichen Entwicklungsstand der Menschheit eine Spanne vorauseilt. Auf dieser Grundlage wird dann der Wert der Physik in der Menschheitsbildung entwickelt, und zwar im Sinne der Verständnisübermittlung, der Erziehung zum klaren Denken und im Sinne ihres ästhetischen Ausdrucksgehaltes. — Das Werkchen wird einem nachdenklichen Leser viele Anregungen geben können und ist in durchaus allgemeinverständlicher Art geschrieben. C. Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Frau und Gegenwart. Zeitschrift für die gesamten Fraueninteressen. Schriftleiterin Frieda Radel. Hamburg: Eisler. Jährlich 52 Hefte.

In der kurzen Zeitspanne, während der die Zeitschrift „Frau und Gegenwart" erscheint, hat sie sich bereits zu einem Blatt entwickelt, das größere Aufmerksamkeit verdient als andere Erscheinungen dieser Art. Dies in Hamburg erscheinende und Hamburger Veranstaltungen und Interesse etwas, aber nicht störend berücksichtigende Wochenblatt widmet der Frauenfrage, sozialer Arbeit, Kunst, Literatur und Mode mit bemerkenswerter Eindringlichkeit und Großzügigkeit ihre Spalten. Es wird, in Volksbüchereien ausgelegt, Frauen jeden Alters nicht nur als Ratgeber in allen möglichen Fragen willkommen sein und zur Unterhaltung dienen, sondern darüber hinaus den Blick für größere Aufgaben der Frau weiten, als wie sie gewöhnlich erkannt werden. Zugleich ist die Zeitschrift ein wertvolles Gegengift gegen die schrecklich oberflächlichen und doch so beliebten „Hausfrauen"-Blätter und ähnliche Erzeugnisse. Lisa Kunstmann (Stettin).

Jugendsonne. Führer und Ratgeber für unsere Jugend. Dortmund: Verlag Jugendsonne (Fr. H. Ruhfus, Dortmund). Jg. 2, 1925. Jährlich 52 Hefte.

Die in Dortmund bei Ruhfus erschienene Jugendzeitschrift „Jugendsonne“ füllt eine Lücke aus, die bisher gerade von Volksbildnern immer wieder schmerzlich bemerkt worden ist. Diese kleine, wöchentlich erscheinende Zeitschrift steht literarisch auf einer Höhe, wie sie mir von keinem anderen Jugendblatt bekannt ist. In Vers und Prosa wird das Gut der klassischen und modernen deutschen Literatur den Lesern vermittelt, Aufsätze über alles Wissenswerte der verschiedensten Gebiete sorgen für ständige, mehr im Plauderton gehaltene Belehrung. Zu Bastelarbeiten und Zeitvertreib wird gute Anregung gegeben. Der bildnerische Teil ist stets mit großer Sorgfalt ausgewählt und bietet gutes Anschauungsmaterial. Der Schriftleiter, Mittelschullehrer Otto Scholz in Annen, sorgt für regelmäßige Buchbesprechungen und gibt auch Proben aus den besprochenen Büchern. Die eindringliche und verständnisfreudige Arbeit des Schriftleiters gewährleistet der „Jugendsonne“ eine gute Entwicklung. Die Zeitschrift sei allen Volks- und Jugendbüchereien aufs wärmste empfohlen. Lisa Kunstmann (Stettin).

Taschenbuch für Bücherfreunde. 1. Jg. 1925. Hrsg. von Albert Schramm. München: Verlag der Münchener Drucke. 195 S. Geb. 7,—.

Das von dem bekannten Direktor des Leipziger Buchmuseums, Albert Schramm, begründete und herausgegebene Taschenbuch für Bücherfreunde, das zunächst ein „Orientierungsmittel für den Anfänger im Büchersammeln“ sein will, verdient auch die Aufmerksamkeit des Personales größerer öffentlicher Büchereien. Bringt es doch nicht nur Skizzen von der Sammeltätigkeit führender Bibliophilen (Fedor von Zobeltitz, Witkowski, Kippenberg), sondern auch Überblicke über das Schaffen von bedeutenden graphischen Buchkünstlern der Gegenwart (Gruner, Slevogt, Steiner-Prag), von Buchgewerblern (Poeschel, Klingspor, Stempel), von Buchbindekünstlern (Adam, Kersten), von Verlegern (Diederichs, Kirstein, Kippenberg) und von Antiquaren (Hiersemann, Jaques Rosenthal usw.). Berichte über das Leipziger „Museum für Buch und Schrift“, das Gutenberg-Museum in Mainz und das Gutenberg-Museum in Bern, ein Katalog aller Verbände und Vereinigungen von Bücherfreunden, ein Aufsatz über „Die Handbibliothek des Bücherfreundes“ und ein Überblick über die wichtigsten bibliophilen Neuerscheinungen von 1923 und 1924 beschließen den sehr gut gedruckten und mit vielen Porträts sowie mit Abbildungen schöner Einbände geschmückten Band.

E. Ackerknecht.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Deutsche Dichter vor und nach 1813. Befreiungskampf und Burschenschaft im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung. Hrsg. von Wilhelm Kosch. Mit 4 Bildtaf. Stuttgart: Strecker & Schröder 1925. XVIII, 180 S. Lw. 3,50.

Daß die Lyrik der Freiheitskriege und der folgenden politischen Bewegungen zum bleibenden Gut des deutschen Volkes geworden ist, liegt in der ganz persönlichen inneren Beziehung des einzelnen Dichters jener Zeit zu den großen Ereignissen. Jener ganz persönliche und herzliche Zug, der das ganze deutsche Volk wie eine einzige Dorfgemeinde und das große deutsche Vaterland wie die heimatlich vertrauten Wälder, Äcker und Wiesen erscheinen läßt, ist etwas Rührendes und Großes. Der Freiheitssang der Notzeit wird so selten zum

Massengeschrei; den edlen Sänger führt die Not des Vaterlandes in die traute Stille des heimatlichen Waldes, zur persönlichen, ganz echt aufglühenden Vaterlandsliebe, oder in die Tiefe der eigenen Brust, zur ernsten, läuternden Selbstprüfung. Kants männlicher Geist und die deutsche Romantik, das sind die Genien der Freiheitsdichtung. In ihrem Zeichen steht auch diese Sammlung, in der neben Altvertrautem manches Unbekannte seinen Platz behauptet, freilich auch manches allzu Zeitbedingte und Schellenlaute fehlen könnte. — Man wird die Sammlung allen Büchereien zur Anschaffung empfehlen können.

K. Kossow (Stettin).

Deutsches Gedichtbuch. Hrsg. von Deckelmann und Johannesson. **Berlin: Weidmann 1925. XI, 366 S. Lw. 3,—.**

Dieses Gedichtbuch, das zur Ergänzung der Teile III bis VI des Deutschen Lesebuches oben genannter Herausgeber dient, bietet uns fast 300 Gedichte, die bedeutendsten aus der Zeit von Walther von der Vogelweide bis auf die jüngste Dichtergeneration. Sie sind mit großem Geschick ausgewählt und planvoll zusammengestellt nach bestimmten stark ausgeprägten Stoffkreisen, wie z. B. deutsches Vaterland, deutsche Sage, deutsche Vergangenheit, Heimat und Fremde, Menschenart und Menschenschicksal, deutsches Leben, Gott und Mensch, Sinn des Lebens. Erfreulicherweise finden wir hier nicht nur Gedichte von ungefähr 100 mehr oder weniger bekannten Dichtern, sondern auch eine ganze Reihe von guten Proben aus der sogenannten Volksdichtung. — Wenngleich dieser Sammelband für Schüler höherer Klassen bestimmt ist, so eignet er sich zweifellos auch für die Hand solcher Erwachsener, die ihre Seele durch den stoffreichen Inhalt und den künstlerischen Aufbau der Gedichte wie durch einen reichen Trank aus tiefem Bronnen erquicken wollen. Die beiden nach den Dichtern und nach den Anfängen der Gedichte hergestellten Verzeichnisse fördern in bester Weise die Benutzung des stattlich gebundenen und mit einer guten Goethekopf-Zeichnung versehenen Buches. Größere und mittlere Büchereien dürfen es wohl einstellen.

G. Metzmacher (Stettin).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Deutsche Dorfgeschichten. Ausgewählt und hrsg. von H. Sohnrey. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

B. 2. Anzengruber, L.: Sternsteinhof. Mit einem Vorwort von R. Latzke. 1924. 359 S. Hlw. 4,—.

Bd. 3. Rosegger, P.: Die neue Bahn. Mit einem Vorwort von H. L. Rosegger. 1924. 161 S. Hlw. 3,—.

Bd. 4. Meyr, M.: Gleich und gleich. Mit einem Vorwort von H. Rothhardt-Steglitz. 1924. 203 S. Hlw. 3,—.

Bd. 5. Auerbach, B.: Schwarzwälder Dorfgeschichten. Mit einem Vorwort von Alfr. Bock. 1925. 309 S. Hlw. 4,—.

Dorfromane. Hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. Berlin: Warneck.

Bd. 1. Meyr, M.: Regine. Dorfroman aus dem Ries. Mit Einl. von W. Müller-Rüdersdorf. 1924. 216 S.

Anzengruber spricht am Schluß seines „Sternsteinhofes" aus, warum er „das Gewand seiner handelnden Personen aus Loden" zugeschnitten hat, warum seine Erzählung auf dem Lande spielt: „Es geschieht dies nicht in dem einfältigen

Glauben, daß dadurch Bauern als Leser zu gewinnen wären, . . . sondern lediglich aus dem Grunde, weil der eingeschränkte Wirkungskreis des ländlichen Lebens die Charaktere weniger in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit beeinflußt, die Leidenschaften, rückhaltlos sich äußernd oder in nur linkischer Verstellung, verständlicher bleiben . . ." Ähnlich, wenn auch sentimentaler, wenn auch mit deutlicherer pädagogischer Einstellung, hat sich Auerbach ausgesprochen. Und eine hierzu nicht fremde Einsicht mag Sohnrey veranlaßt haben, diese deutschen Dorfgeschichten in einer Sammlung aneinander zu reihen, wobei auch bei ihm, ähnlich wie Auerbach, die erziehliche Absicht wohl mitspricht, durch das Bild des Dorflebens auf unser verstadtlichtes und damit zunächst entwurzeltes Leben zur Gesundung hinzuwirken. Wenn die Sammlung ein solches Ziel hat, ist die Frage, ob die einzelnen Bände der Reihe nach in die Gefühlswelt des Lesers, vor allem des Städters, einzudringen vermögen.

Das ist nicht bei allen Bänden der Fall. An anderer Stelle sind diejenigen, welche von Schaumberger herrühren, — es sind in der Reihe der „Dorfgeschichten" nicht weniger als drei von den erschienenen sieben (1. 6. und 7.), von den zwei „Dorfromanen", die mir vorlagen, ist der 2. Band ebenfalls von ihm — besprochen (Jahrg. 1925, S. 354). Gerade er, der in jener Reihe so besonders bevorzugt ist, steht mit einigen Sachen hart an der Grenze, wo man sich fragt, ob er für unsere heutigen Leser nicht reichlich naiv erzählt. Nur für sehr einfache, etwas religiöse Gemüter kommt er in Frage, mit einigen auch für die Jugend.

Auch kein besonders glücklicher Griff ist Roseggers „Die neue Bahn". Es ist eine ausgegrabene Erstlingsarbeit des Dichters, die noch in recht zivilisationsfreudiger Weise von einem ersten Bahnbau durch eine abgeschiedene ländliche Gegend erzählt. Damit verbunden ist eine recht romanhafte, von unverdauter Romantik erfüllte Liebesgeschichte zwischen dem Ingenieur und der Tochter eines Hauptgegners der Bahnbauerei mit halb kriminalistischen Zutaten. Die Ausgabe dieser Arbeit Roseggers außerhalb seiner sämtlichen Werke ist sicher nicht gerechtfertigt.

Über die Wahl von Anzengrubers „Sternsteinhof" dagegen braucht man keine Worte zu verlieren.

Auch die Auswahl aus Auerbachs Dorfgeschichten, von Alfred Bock mit einem warmen Vorwort versehen, ist nicht unberechtigt. Man hat sich seit langem daran gewöhnt, über Auerbach absprechend zu urteilen. Gerade die Volksbüchereien sollten sich diesem Urteil nicht ohne weiteres anschließen. So ist ohne Zweifel „Diethelm von Buchenberg" (in der Sammlung „Der gute Schmöker" unter dem Titel „Der Brandstifter" neu herausgegeben) eine Erzählung, die im Verkehr mit einfachen Lesern sehr gut zu brauchen ist und in jeder Dorfbücherei eingestellt werden kann. Auch „Barfüßele", die etwas rührselige Geschichte zweier Waisenkinder, wird in jeder Bücherei gute Verwendung finden. An dritter Stelle wird dann von Auerbach diese Auswahl einzureihen sein, die hauptsächlich aus seinen früheſten Erzählungen getroffen ist. Geschlossen, abgerundet sind diese Geschichten freilich nur in wenigen Fällen; es sind vielfach nur Bilder, Anekdoten (aber nicht im Kleist-Schäferschen Sinne), Skizzen, wie vor allem „Befehlerles", wo eine bürokratische Obrigkeit die Bauern schikaniert, aber von dem tüchtigen Schultheißen Buchmeier prächtig zurückgewiesen wird; oder die „Kriegspfeife", die ergötzliche Erzählung von der Erziehung des Hansjörg durch seine Braut. Auf gewisse Schwierigkeiten wird man bei der Ausleihe an einfachere Leser aber doch stoßen, nicht nur, weil es ein Band von Erzählungen, kein Roman ist, sondern auch, weil eine Folge von unglücklichen Liebesgeschichten wie der „Tolpatsch", „Tonele mit der gebissenen Wange", „Des Schloßbauers Vefele", auch „Florian und Creszenz", in ihrer Unerbittlichkeit des Niedergangs stark niederdrückend wirkt. „Hopfen und Gerste" am Schluß mit seinem erfreuenden Ausgang und erst recht die, trotz der Versöhnung etwas unerquicklichen „feindlichen Brüder" vermögen diesen Eindruck nicht ganz aufzuheben.

Die Wahl der Erzählung „Gleich und gleich" von Melchior Meyr aus seinen Rieserzählungen scheint mir besonders gut getroffen. So einfache und edle Naturen wie den Kleinbauer Gottfried und die reiche Bauerntochter Sophie kennen zu lernen, wird jedem unverbildeten Leser eine Freude sein. Wie sie sich trotz mancher Widerstände, vor allem alten, bäuerlichen Herkommens, schließlich finden, wird er mit starker Anteilnahme verfolgen. Die Anschaffung dieses Bandes kann schon der kleinen Bücherei, auch auf dem Lande, empfohlen werden.

Viel weniger glücklich ist die bisher erschienene Auswahl von „Dorfromanen" bei Warneck. In der Besprechung von Schaumbergers „Vater und Sohn" ist dieser Band bereits als zu plump und gekünstelt gekennzeichnet. Die Erzählung „Regine" von Melchior Meyr wird kaum einen Liebhaber finden. Was in „Gleich und gleich" glücklich zurückgedrängt ist, die Neigung Meyrs zu philosophischen Ab-, ja Ausschweifungen, macht sich, besonders im zweiten Teil, über alle Maßen breit. In diesem zweiten Teil (S. 116—221) geschieht, da sich die Liebenden im ersten Teil glücklich fanden, fast garnichts mehr. So würde dies Buch, trotz dem vornehmen, ja edlen Charakter, der aus jeder Zeile zu uns spricht, doch nur das Schicksal haben, in der Volksbücherei unbenutzt zu verstauben.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Bojer, Johann: Der große Hunger. München: Beck. 277 S. Brosch. 5,25, Lw. 7,—.

Nach harter Jugend wird Per Holm einer der ersten Ingenieure der Erde und schafft namentlich in Ägypten riesige Anlagen. Zurückgekehrt in seine Heimat, findet er an der Seite einer wunderbaren Frau ein strömendes Glück und, wie er meint, da er auf eigener Scholle sitzt, Ruhe vor dem großen Fortschrittshunger, der ihn wie die Menschheit überhaupt vorwärts treibt, hinter dem aber doch nur der Kampf um die letzte Erkenntnis steht. Aber „Stahl und Feuer", heute die „einzige Gottheit des Universums", peitscht auch ihn eines Tages wieder vorwärts, aber nur immer tiefer hinein in den Abgrund. Schlag folgt auf Schlag, bis er eines Tages, von der entseelten Höhe heruntergestürzt und körperlich zerrüttet, als kümmerlicher Dorfschmied in den einsamen Bergen den Sinn des Lebens darin findet, „daß der Mensch das Göttliche im Himmel und auf Erden selbst schaffen muß. Das ist es, womit er über die tote Allmacht im Universum triumphiert." — Das Zentralproblem des Gegenwartsmenschen im Roman zu gestalten und im Bilde zu lösen, ist ein gewaltiges künstlerisches Unterfangen. Dieser Roman ist nicht unbedeutend und doch nicht befriedigend. Alles geschieht um der Idee willen; so bleiben Handlung und Personen trotz aller Lebendigkeit etwas skizzenhaft. Fast wird auch der Grundgedanke zu sehr explicite abgehandelt und die psychologische Entwicklung mit Ausnahme der sehr gut gelungenen Frauengestalt etwas von außen her gemacht. Schließlich ist auch der Schluß mehr ein Verzicht und ein Vergleich als eine Lösung. Die kleineren und mittleren Büchereien können auf das Buch gut verzichten.

F. Schriewer (Flensburg).

Dill, Liesbet: Der Grenzpfahl. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 385 S. Lw. 7,—.

Jsy Mathieu, geb. von Haustein, Tochter eines preußischen Obersten, Witwe eines lothringischen Fabrikantensohnes, der als deutscher Hauptmann im Weltkriege fiel, während sein Bruder René auf französischer Seite mitfocht, erlebt alle seelischen Konflikte des im Grenzgebiete heimischen und mit der Scholle verwachsenen Menschen, der auswandern oder ein Kompromiß mit den neuen Verhältnissen schließen muß. Mit eingehender Kleinmalerei sind auch Stimmungen und Verhältnisse in der lothringischen, im Bannkreise französischer Kultur lebenden und doch ihrer Sonderart bewußten Familie Mathieu geschildert. Eine Liebesgeschichte gibt

den unumgänglichen romanhaften Einschlag. Sehr gut beobachtet ist das Leben und Treiben im besetzten Saargebiet und das neue Leben in Lothringen. — Im ganzen ein sehr tüchtiger Unterhaltungsroman, der seinen besonderen Wert darin hat, daß er die Gefühle der Grenz- und Mischbevölkerungen verstehen lehrt, für die im Reiche eine an Borniertheit grenzende Verständnislosigkeit besteht, die zu beheben man gar nicht genug Sorge tragen kann. Allen Büchereien warm zu empfehlen. W. Schuster (Kattowitz).

Dörfler, Peter: Siegfried im Allgäu. Eine alemannische Mär. München: Kösel & Pustet 1924. 160 S. Brosch. 1,80, Lw. 3,—.

Bischof Lauto von Augsburg zieht an den oberen Lech, um die Gebeine des St. Mang, des Nationalheiligen von Bayrisch-Schwaben, zu erheben und Nachrichten über sein Leben zu sammeln. Am Vorabend der kirchlichen Feier vernimmt er diese aus dem Munde des Volkssängers Adalrich von Roßhaupten, der bardengleich im Kreise der Mannen beim lohenden Feuer sitzt und die einzelnen Abenteuer des Heiligen singt, nicht ohne zwischen die einzelnen Sänge hinein einen tüchtigen Trunk zu tun. — In dieser Rahmenerzählung, die Legende und Folkloristik mischt, weht etwas von der knorrigen Herbheit eines oberdeutschen Landes; das Buch verdient Beachtung über katholische und bayerische Kreise hinaus. K. Fuß (Essen).

Federer, Heinrich: Regina Lob. Aus den Papieren eines Arztes. Eine Erzählung. Berlin: Grote 1925. 322 S. Brosch. 4,50, Lw. 6,50.

Regina Lob, eine schöne, eigenwillige Frau mit südländischem Temperament, steht im Brennpunkt des Interesses zweier befreundeter Studenten, des vom Glück begünstigten, ein wenig oberflächlichen Weggisser und des schwerfälligen, abseits stehenden Icherzählers. Ihre Freundschaft droht darüber in die Brüche zu gehen, und erst nachdem Regina in jahrelanger, durch schwere Krankheit des Mannes getrübter Ehe mit Weggisser innerlich gereift ist, findet sie nach dessen Tode den Weg zu dem stilleren Arzt, dessen anfänglicher Haß sich längst in Liebe verwandelt hat. — Dieser in anschaulichem und lebendigem Stil erzählte Roman zeugt wiederum von der warmen Menschlichkeit und erziehlichen Einstellung seines Verfassers. Der Schauplatz ist wie so oft bei Federer die Schweiz und Oberitalien. Die liebenswürdige Mischung von Ernst und Humor macht das Buch für einen großen Leserkreis geeignet. Für alle Büchereien. Frida Endell (Stettin).

Gerhard, Adele: Pflüger. Roman. Leipzig: Grunow 1925. 175 S. Brosch. 3,—, Lw. 5,50.

Auf dem absichtsvoll in verschwimmenden Konturen gehaltenen Hintergrund von Revolution und Not der besetzten Gebiete (Rheinland) läßt Adele Gerhard die Gestalt des wandernden Suchers Dr. Pflüger erstehen. Vom Zwiespalt der Zeit und dem Zusammenbrechen aller alten Werte aufgestört, verläßt der reiche Arzt Heim und Beruf, um als wandernder Pilger dem Priestertum des neuen Menschen entgegenzureifen. Er gelangt in die Gesellschaft anderer Entwurzelter und Suchender und kommt bald mit einem mystischen Kreise in Berührung, zu dessen Erkenntnis er aber erst durch eine Reihe symbolischer Erlebnisse auf weiterer Pilgerschaft geläutert werden muß.

Die Vorzüge des Buches bestehen im Melodiösen seines Stiles, der deutlich expressionistische Merkmale trägt, aber trotz der sorgfältigen Technik, die einige der Erlebnisstationen der Wanderschaft in schöner Abrundung und Bildhaftigkeit heraustreten läßt, unwahr wirkt, weil das dahinter stehende Seelische im Mißverhältnis zu den aufgewendeten Mitteln steht. Fragt man nach dem Kern dieses weltanschaulichen Bekenntnisses, so stößt man auf die jetzt weitverbreitete mystische Heiligung des Lebens, wie sie tiefer und zugleich klarer Werfel in seinem berühmten Gedicht „Lächeln, Atmen, Schreiten" ausspricht: Das Leben ist heilig als Entfaltung Gottes, aber der Mensch ist seine tiefste Emanation.

Bücher, wie das vorliegende, das durch und durch romantisch ist, zeigen deutlich den Unterschied des Nurromantischen zum echt Mystischen, wie es etwa in Hermann Stehr lebt. Es ist trotz einer mit anerkennenswerter Kunst und vornehmen Mitteln erzielten Spannung nur für einen beschränkten Leserkreis genießbar, besonders gewisse Kreise der neuen Jugend. Die bildungspfleglichen Gefahren sind aus dem Gesagten erkennbar: nur große Büchereien werden es anschaffen und bei der Ausleihe für die nötigen Gegengewichte sorgen müssen.

W. Schuster (Kattowitz).

Ginzkey, Friedrich Karl: Der seltsame Soldat. Leipzig: Staackmann 1925. 277 S. Brosch. 4,—, Geb. 6,—.

Persönliche Erlebnisse des liebenswürdigen Dichters aus seiner Dienstzeit als aktiver Offizier der alten österreichischen Armee in einer Reihe in sich abgeschlossener Erzählungen und Plaudereien. Interessant sind auch hier die durch die Anhänglichkeit an das Herrscherhaus überall durchbrechenden Nationalitätenkämpfe innerhalb des Offizierkorps. Die schwierige Stellung des österreichischen Menschen und besonders des österreichischen Deutschen vor dem Kriege erhellt schon an den ersten Knabenerlebnissen des Dichters. Alles ist weder sonderlich tief noch stark in der Gestaltung, doch erfreut die sich darin aussprechende Herzenswärme und stille Reinheit der Persönlichkeit mit ihrem feinen, gütigen Humor. Das Buch ist auch dem einfacheren Leser zugänglich und für alle Büchereien geeignet.

W. Schuster (Kattowitz).

Gluth, Oskar: Hanns Fiedlers goldenes Jahr. Roman. Leipzig: Staackmann 1924. 360 S. Geb. 5,—.

Abgestoßen vom Großstadttreiben der Nachkriegszeit flüchtet sich Doktor Hanns Fiedler aufs Land und findet sein seelisches Gleichgewicht wieder als Bebauer der Scholle. In der Gestalt seiner früheren Braut, eines vorurteilslosen, klugen, „mondänen“ Mädchens, sucht ihn die Vergangenheit, die lockende Zukunft zugleich ist, noch einmal auf und rüttelt an ihm, aber der „Doktorbauer“ empfindet die elementare Verschiedenheit ihrer Charaktere und reißt sich los, um dann an der Seite einer erdverbundenen, mütterlichen Frau sein Glück zu finden. — Vom künstlerischen Standpunkt aus wäre allerlei einzuwenden, besonders der Mangel an Verdichtung, d. h. das zu starke Hervortreten des Episodischen; doch hat die Darstellung auch verschiedene Momente einer gewissen Größe, wie die grundsätzliche Endauseinandersetzung von Hans und Lucy, der Ex-Braut. Der Roman ist offenkundig stark autobiographisch, im übrigen ist seine Tendenz so gut, daß man ihn gerade in großstädtischen Büchereien in möglichst viele Hände bringen sollte. K. Fuß (Essen).

Gmelin, Otto: Temudschin der Herr der Erde. Roman. Jena: Diederichs 1925. 318 S. Lw. 9,—.

Mit diesem Buche tritt ein Autor hervor, der zum Helden seines Romans keinen geringeren als Dschingis-Khan, den größten der asiatischen Eroberer, gewählt hat. Man kann zweifelhaft sein, ob ein so, ohne das eigentlich Heldenhafte, ins Monströse gehender Typ des Eroberers uns heute etwas zu sagen hat, und nicht weniger, ob man gerade Dschingis-Khan mit einer Umdeutung ins modern Psychologische gerecht werden kann. Es soll gezeigt werden, wie der Eroberer in dem unablässigen Kampf gegen die Dämonen der eigenen Brust, gegen die Gesetze der Ordnung und die Versuchungen des Gefühls der ungeheuren Machtfülle, die seine Taten zusammengehäuft haben, nicht froh wird; er stirbt entsagend in der Einsamkeit, aus der eine geheimnisvolle Schickung ihn zum Herrn der Erde berufen hat. Größe der Auffassung ist gewiß unverkennbar, doch scheint die Gestaltungskraft noch nicht ausreichend, um den komplizierten Stoff zu meistern. Zu vieles bleibt in der bloßen Schilderung stecken, die überdies zu bedenklich lebloser Monotonie wird. Nicht günstig ist dem Buche auch die gedrängte Zusammenballung alles Geschehens um die Gestalt des Helden; alle

andern Personen wirken daneben allzu blaß und die Weite des Hintergrundes engt sich dadurch stark ein. Dichterisch von starker Schönheit ist die Darstellung des Landschaftlichen; auch sprachlich enthält das Buch viele mit großer Plastik herausgearbeitete Partien, sodaß man im Gesamturteil eine tüchtig emporstrebende Erzählergabe an einen wenig glücklichen Stoff gefesselt sieht. — Das Buch eignet sich als Gegenstück zu Döblins „Drei Sprüngen des Wang-Lun" für größere Büchereien. G. Kemp (Solingen).

Greinz, Rudolf: Mysterium der Sebaldusnacht. Roman. Leipzig: Staackmann 1925. 326 S. Brosch. 4,50, Lw. 6,50.

Die Erzählung spielt in Meran. Den Mittelpunkt bildet das Mysterium der Sebaldusnacht oder das Geheimnis, eine tote Liebe zu beschwören, das sich dem letzten Sproß eines alteingesessenen Meraner Geschlechtes, dem jungen Kaplan Johannes Kampeiner, offenbart. Es gelingt ihm nach sehnsüchtigem Suchen, der jahrhundertelang umherirrenden Seele der Geliebten eines seiner bischöflichen Vorfahren, die, der Hexenverbrennung entgangen, durch Selbstmord endete, den ewigen Frieden zu geben, um danach selbst heimzufinden. Statt Romantik, von der auf jeder zweiten Seite die Rede ist, sentimentale Schwärmerei, sprachliche Ungeheuerlichkeiten in Mengen, viele Punkte und Gedankenstriche, im ganzen ein unerträglich süßliches Machwerk, das für Volksbüchereien nicht in Frage kommt. Frida Endell (Stettin).

Grimm, A. H.: Heidewig. Hamburg: Quickborn-Verlag 1924. 232 S. Lw. 4,50.

Heidewig ist die Kleinmagd auf dem Höveler Hof. Ihres bescheidenen fröhlichen Wesens, ihres reinen und unbefangenen Herzens wegen hat jedermann sie lieb. Gegen Willen und Wunsch erregt sie die Leidenschaft der beiden auf dem Hofe arbeitenden Kriegsgefangenen. Als sie vor dem Russen flieht, wird sie das Opfer des Franzosen. Es beginnt für sie ein Leben voll innerer, bitterster Qual. Trotz ihrer Unschuld fühlt sie sich mitschuldig. Pharisäische Selbstgerechtigkeit der Dorfgemeinschaft verdammt sie; nur bei ihrer Herrschaft und bei einem Pastor findet sie Vertrauen und Hülfe. Ein junger Knecht, den seine Neigung zu ihr durch den Weltkrieg begleitet hat, gewinnt ihr Herz. Durch seine starke Liebe wird sie von der Seelenqual erlöst und glücklich, als ihre Unschuld erwiesen ist. — Schon im „Füerböter" hat Grimm gezeigt, daß er mit künstlerischem Feingefühl der inneren Not eines feinen, empfindsamen Mädchenherzens nachgehen kann. Hier ist diese Kunst noch gesteigert. Schon die ganze Handlung spannt; durch die psychologische Einfühlung aber erregt er tief unser Mitgefühl. Die umsichtige Bäuerin und der umsichtige Bauer vom Höveler Hof, der tatkräftige Pastor sind gesunde niederdeutsche Gestalten, die wie Heidewig selbst in der Nähe Fehrscher Kunst stehen. Auch die wundervolle Sprache beweist, daß wir um ein echtes wertvolles Werk plattdeutscher Erzählkunst reicher sind. — Für alle Büchereien, die plattdeutsche Leser haben; für Jugendliche von 17 Jahren an. K. Jungclaus (Kiel).

Hadina, Emil: Kampf mit den Schatten. Ein Theodor-Storm-Roman. Leipzig: Staackmann. 268 S. Lw. 5,50.

Der erste Band von Hadinas Storm-Roman „Die graue Stadt — die lichten Frauen", endete mit dem Tode Konstanzes, Storms ersten Frau. Daran schließt sich dieser zweite innerlich an, wenngleich er äußerlich selbständig bestehen könnte. Ist nun schon Storm, — oder um es mit Fontanes Wort präziser auszudrücken, „die Husumerei" —, kein sehr glücklicher Vorwurf für einen biographischen Roman, wenn man mit ihm eine tragische, erschütternde Wirkung erzielen will, wie dies von Hadina erstrebt wird, so sieht sich der Schriftsteller bei diesem zweiten Teil noch ganz besonderen Schwierigkeiten gegenüber. Im ersten war immerhin das dankbare Motiv des Kampfes zwischen zwei Frauen und die Möglichkeit, die rein menschliche und dichterische Entwicklung Storms aus seinen Ge-

dichten zu belegen und stimmungsgemäß zu vertiefen. In der zweiten Hälfte des Lebens wird Storm aber sozusagen familiärer, und wenn es selbstverständlich auch in dieser nicht an Sorgen und Erschütterungen fehlt, so sind diese doch nicht derartig, daß sie das Schicksal Storms vor dem anderer Menschen besonders hervorheben. Auch tritt nun in der dichterischen Entwicklung mehr die Novelle in den Vordergrund, wo dem Schriftsteller, der auch die dichterische Entwicklung schildern will, dann meist nichts anderes übrig bleibt, als den Inhalt irgendwie wiederzugeben oder anzudeuten. Auch ist der weltanschauliche Pessimismus Storms, der sich nun mehr und mehr hervordrängt, in einer Dichtung nur ungeheuer schwer positiv zu verwerten. Hadina hat die Schwierigkeiten nicht gemeistert. Damit das Buch nun aber doch wirkt, hat er die Ansätze zu einer metaphorisch pathetischen Sprache, die schon im ersten Band Bedenken erregte, gesteigert und damit auch die Gestalt Storms romanhaft-unecht verzerrt. Das Erotische wird mehrfach so blumig und gerade darum unkeusch dargestellt, daß es schlechterdings nicht mehr erträglich ist: „„Nun habe ich mein Garn bereit", erzählte der Dichter zu Hause. „Der Fremde und die Schwarze und die sommerduftende Waldeinsamkeit sollen es spinnen. Und ich will alles Weh des Alternden in seiner Brust wiedererleben und mich dadurch befreien." „Kann ich dir dabei helfen?" fragte Doris zweifelnd. „Doch, du Liebste," flammte er auf. „Laß deinen alten Mann noch einmal späte Rosen pflücken und die schmerzlich verlöschenden Gluten bis zur Neige auskosten. Willst du?" Sie lagen sich in den Armen wie ein maijunges Liebespaar. Und im berückenden Glanz dieser Hochsommertage, in den heißen Schauern noch einmal aufgewühlter Sinne, unter den Trauerflügeln des Abschieds schrieb Storm die Tragödie alternder Liebeskraft, die Novelle „Waldwinkel"." — Wer das Buch nach dieser Kostprobe noch lesen mag, möge es tun.

F. Schriewer (Flensburg).

Haggard, H. Rider: Die heilige Blume. Ins Deutsche übertragen von Arthur Heye. Berlin: Safari-Verlag 1925. 428 S. Lw. 8,50.

— Das Elfenbeinkind. Übersetzt von Arthur Heye. Ebenda 1925. 387 S. Lw. 8,50.

Rider Haggard, der erfolgreichste englische Abenteuerromanschreiber, ist kürzlich gestorben. Einige seiner besten Romane erscheinen jetzt deutsch in einer sehr flotten und gut lesbaren, wenn auch stellenweise nicht ganz einwandfreien Übersetzung von Arthur Heye. Zunächst liegen zwei Ich-Erzählungen des großen Afrikareisenden und Jägers Allan Quatermain vor. In beiden handelt es sich um Befreiung weißer Frauen, die bei Negerstämmen im unbekannten Innern Afrikas als Hüterinnen geheimnisvoller Gottheiten (einer Orchidee und eines Elfenbeinkindes) gefangen gehalten werden. Die Erzählungen sind außerordentlich lebendig und packend. Abenteuer, die man, rein stofflich betrachtet, schon hundertmal gelesen hat, werden so frisch und ursprünglich dargestellt, daß man sie zum ersten Male zu lesen glaubt. Die wenigen in England spielenden Szenen sind schwach, die Gegenüberstellung des Naturburschen Quatermain und der englischen Gesellschaft ist zu künstlich und oft töricht. Aber bei den afrikanischen Abenteuern ist Haggard in seinem Element, und je fantastischer und geheimnisvoller, ja je unwirklicher und unwahrscheinlicher die Ereignisse sind, desto stärker wirkt er. — Ein Vergleich mit den Ich-Erzählungen Old Shatterhands drängt sich geradezu auf. Die Gegensätze beider sind sehr instruktiv. Zweifellos ist Haggard, literarisch betrachtet, der bei weitem geschmackvollere und stärkere Schriftsteller. Quatermain ist kein mit Kraft, Gemüt und Edelmut bis zum Überdruß protzender Übermensch, sondern ein harmloser Mann, dem neben seinem guten Glück nur noch seine Schießkunst in allen gefährlichen Lagen hilft. Auch Quatermain stellt gelegentlich allerhand Betrachtungen über Leben und Tod, Gott und die Welt an, aber auch das nicht so im Übermaß und nicht so tugend-triefend wie Old-Shatterhand. So sind Haggards Romane für Erwachsene zweifellos genießbarer als die Karl Mays. Aber bei ihrer — trotz aller Abenteuer und aller Fantastik — zuletzt doch immer maßvollen angelsächsischen Nüchternheit wird die Jugend, werden gerade die eifrigsten Abenteuerleser jenes schwer zu definierende Element

vermissen, das Karl Mays Romanen ihre unvergleichliche begeisternde und veredelnde Kraft gibt. Darum können die Romane Haggards, mindestens für die Jugend, keinen Ersatz für die Karl Mays bilden, sondern nur eine willkommene Ergänzung. Daneben werden sie für stoffhungrige erwachsene Leser überall sehr gut zu verwenden sein. H. J. Homann.

Hamsun, Knut: Gesammelte Novellen. München: Langen. 375 S. Brosch. 4,50, Lw. 7,—.

Über 30 Stücke enthalten diese „Gesammelten Novellen" des großen norwegischen Dichters. Sie sind Bekenntnisse aus der Fülle seines viel und tief bewegten Lebens. Wenn man bei einem Dichter das zur Zeit abgegriffene Wort vom persönlichen Erlebnis noch brauchen will, bei Hamsun darf man es mit vollem Recht tun. Das lehren diese Novellen. Ob er uns zu einer in ihrer Einfachheit fast mystischen Weihnacht in die Berghütte mitnimmt oder zu einer Pariser Straßenrevolution, ob er uns zwingt, mit ihm seine Vagabundentage auf der amerikanischen Prärie zu durchkosten, oder unsere Nerven an der Roulette unter der Spielerleidenschaft erzittern läßt, ob er die Dame zeichnet oder die Dirne, den Künstler oder den Strolch, die Großstadt oder die Einöde, immer rauscht in den klaren, gerade durch die scheinbare Selbstverständlichkeit der Stilmittel so wirkungsvollen Erzählungen ein tieferes Leben. Die stoffliche Anordnung dieser zahlreichen Novellen, von denen einige sich mehr der Skizze nähern, ist sehr glücklich so getroffen, daß die „Stimme des Lebens" zum Schlusse hin lauter und lauter ertönt. In der „Siesta" hat der Dichter noch Zeit und Lust, mit feiner Ironie auf die Menschen und sich selbst herabzusehen, ohne daß aber hier die dunkleren Untertöne fehlten. Dann folgt die Abteilung „Gestrüpp" und darauf die „Kämpfenden Kräfte", welche mehr und mehr von der immerwährenden und harten Tragik des Menschendaseins Zeugnis ablegen, wenngleich auch hier ein so reizend humoristisches Stück wie die „Sommerwonne" ein vergnüglich funkelndes Licht in die dunklen Farben sendet. — Die Übersetzung liest sich, als wäre das Buch deutsch geschrieben. Büchereien, in denen Hamsun schon mit mehreren anderen Sachen vertreten ist, werden das Bild des Dichters durch diese Novellensammlung vervollständigen und abrunden müssen. Sie kann durchaus empfohlen werden, wenngleich bei der Ausleihe einige Vorsicht walten muß. Auf die Ausnutzung für Vorlesestunden sei nachdrücklich hingewiesen.

F. Schriewer (Flensburg).

Hinrichsen, Ludwig: Meerumschlungen. Bremen: Schünemann. 317 S. Lw. 8,—.

Ein neuer Roman aus der Geschichte Schleswig-Holsteins, die Erhebung und der Freiheitskampf bis zur Schlacht bei Eckernförde. Im Mittelpunkt steht Theodor Preußer, der ruhmreiche Verteidiger der Eckernförder Südschanze, der nach siegreichem Gefecht bei der Explosion des dänischen Linienschiffes ein tragisches Ende fand. Wie gerne würde man einen guten Geschichtsroman dieser Zeit warm empfehlen. Bei diesem ist es unmöglich. Eine gesuchte und abstraktbläßliche Sprache, eine Sucht, Tiefe zu erreichen durch allegorische oder mystische Verbrämungen, durch innere Gesichte usw. haben ein durchaus literarisches Erzeugnis entstehen lassen, das nun weder ein Kunstwerk ist noch eine schlichte Volkserzählung. Ein Bauer, der mit „flattermüden Gedanken" nach Hause kommt, der in sich Stimmen „wispern" hört und bisweilen vor inneren Erschütterungen „lispelt" oder sprachlos die Menschen „ansteint", ist ein Schemen, aber kein blutvoller Mensch. Und so möchte man dem Verfasser, der zweifellos mit diesem Werk schwer gerungen hat, ein Zitat aus seinem eigenen Buch hinsetzen: „Seien Sie hart gegen sich, streifen Sie ab, werden Sie klarsichtig."

F. Schriewer (Flensburg).

Huch, Ricarda: Der wiederkehrende Christus. Eine groteske Erzählung. Leipzig: Insel-Verlag 1926. 253 S.

Diese neue romanhafte Erzählung der Verfasserin von „Luthers Glaube“ und vom „Sinn der Heiligen Schrift“ wird eine schwere Enttäuschung sein für alle, die in dem „wiederkehrenden Christus“ eine moderne Christusgestalt von der Bedeutung des „Emanuel Quint“ oder des Scherenschleifers Markus (in Frederik van Eedens „kleinem Johannes“) oder auch nur des „Zimmermanns“ (in Upton Sinclairs Groteske „Man nennt mich Zimmermann“) zu finden hoffen. Und auch der Untertitel birgt eine Enttäuschung; denn die Satire ist lange nicht so prägnant witzig oder gar so anmutig wie in Ricarda Huchs Kabinettsstückchen „Der Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück“. Wohl fehlt es natürlich auch hier nicht an „dankbaren“ Szenen, so die verschiedenen Berührungen zwischen dem (Christus-) Helden und der Filmindustrie (die ja auch bei Sinclair eine bezeichnende Rolle spielen!), so die Vorverhandlungen zwischen Papst, protestantischer Geistlichkeit und Großkapital vor der Wiedereinführung der Inquisition, so die Vorbereitung zur geschäftlichen Ausbeutung und Christianisierung des Mars. Aber das Ganze wirkt nicht wie eine organische Einheit, sondern wie eine bloße Summe von mehr oder minder guten Einfällen. Nur eine wirklich weltumspannende Genialität hätte dieses gewagte Spiel künstlerisch gewinnen können. Und die ist der begabten Dichterin versagt trotz aller genialen Anläufe, die ihr als Erzählerin, Lyrikerin und Geschichtsschreiberin gelangen. Die soziale Problematik ihres neuen Werkes, die vielleicht noch am ehesten volkserziehliche Wirkungen ausüben könnte, ist besonders durch die damenhafte Zeichnung der weiblichen Gestalten (sie sind alle, auch die Arbeiterinnen, im Grunde „gnädige Fräuleins“ oder „gnädige Frauen“) arg verflacht. — Im ganzen also ein mißglücktes Werk, das zum mindesten mittlere und kleine Büchereien entbehren können.

E. Ackerknecht.

Huggenberger, Alfred: Die Frauen von Siebenacker. Roman. Leipzig: Staackmann 1925. 272 S. Brosch. 4,—, Lw. 6,—.

Ein Schweizer Bauernroman, voll echter Heimatliebe. Das arbeitsreiche und entsagungsvolle Leben der Bäuerin vom Wägißhof, deren herzhafter Mut von keiner Not und Kümmernis ihres harten Alltags erschüttert werden kann, und die durch ihr aufrechtes Wesen Mann und Kindern Halt gibt. Zahlreiche Nebenfiguren, namentlich gut charakterisierte Frauengestalten, beleben die Handlung. Schon für kleinste Büchereien, auch auf dem Lande. Frida Endell (Stettin).

Jensen, Johannes V.: Zug der Cimbern. Berlin: S. Fischer 1925. 264 S. Lw. 6,50.

Mit der ihm eigenen Kunst, aus weltallhaften Stimmungen heraus großes geschichtliches Geschehen aufleuchten zu machen, läßt der dänische Meistererzähler in seinem neuen Werke den Aufbruch und den verhängnisvollen Südlandzug der Cimbern wie eine prächtig aufschwellende und verschäumende Woge vor unserem gebannten Auge vorüberziehen. Und wie in seinem letzten Werke, in dem er uns durch diese Kunst entzückte, im „Columbus“ (vgl. 4. Jg. der B. u. B. S. 51 f.), hat er den prägnanten Realismus seiner Darstellung durch sagenhafte Züge vertieft. Norne-Gast, der Genius des germanischen Altertums, der Schutzgeist nordischer Urmenschlichkeit (vgl. den „Columbus“) ist auf einsamer Lenzwanderung hinauf ins „dunkelste Jütland“. Auf dem Hof Toles, des priesterlichen alten Großbauern, erlebt er die Frühlingsfeste mit, den Umzug der Maienbraut, die Stierjagd, die Menschenopfer und die Höhenfeuer. Aber diesmal geschieht noch etwas Besonderes, ein Ereignis, in dem sich eine neue Epoche des Stammes ankündigt: Der alte weibliche Holzgötze, der bisher das von hexenhaften Tempeljungfrauen geheimnisvoll verwahrte höchste Heiligtum der Cimbern war, soll in einem neuen Kultbilde aufgehen, einem bronzenen Stier, dessen Guß den Abschluß der diesjährigen Lenzfeier bildet und der hinfort allem Volke sichtbar bleiben soll. Der Guß gelingt und der alte Feuerdämon wird in den Bauch des goldig glänzenden neuen Gottes eingeschlossen. Doch Tole hatte offenbar den Willen der Götter nicht verstanden: Böse Jahre folgen, Gewitter, Überschwemmungen, Sturmfluten, die Sonne scheint ihre begnadende, heimgewährende

Macht verloren zu haben. Da brechen die Jungen auf aus dem verfluchten Lande, und nur der alte Tole mit einigen Greisen und Kindern bleibt bei dem Grabhügel seines Vaters einsam und schwermütig zurück. Bojerik führt nun, als Urbild eines germanischen Herzogs, das wandernde Naturvolk, das immer reisiger wird, in sein weltgeschichtliches Schicksal. Was Norne-Gast einst droben in der jütischen Heimat warnend sang, als er beim Opfermahl in der Halle Südlands Zauber in Skaldenversen kündete, sollte sich erfüllen: Zum Unheil wird den „Nordgeborenen", daß sie die „alte Mauer" der Alpen übersteigen und mit einer ihrem Wesen so fremden Welt „Wohnstatt tauschen wollen". Wohl überrennt die „furchtbare, johlende Horde" in ihrer urtümlichen Wildheit die ersten römischen Heere, die sich ihr in den Weg stellen, wohl läßt der cimbrische Schrecken die Weltstadt erbeben, aber die überlegene Feldherrnkunst und Heimtücke eines Marius metzelt in einem ungeheuren Blutbade auf der raudischen Ebene das ganze jugendliche Volk nieder. „Es war der Stier, der besiegt war; die Wölfin hatte von unten ihre Zähne in seine Gedärme gegraben und sie herausgerissen." Doch nicht mit Bildern aus dem traurigen Schicksal der Gefangenen schließt Jensen seinen epischen Fries vom Untergang des Cimbernvolkes, sondern mit einem legendenhaften Idyll: Wedis, Bojeriks Tochter, ist durch Norne-Gasts Vorsehung als Sklavin in das Haus Keyrons, des Bildhauers gelangt, der einst als Sklave auf Toles Hof gelebt und das Stierbild mitgegossen hatte. Sie wird sein Weib und ihr glücklicher, kindergesegneter Bund „sollte vielleicht Vorbote sein der Vermählung der Antike mit dem jungen, nordischen Volke". — Dieser Schluß, so schön er an sich ist, befriedigt rein dichterisch nicht ganz. Gewiß ist nach der zerschmetternden Furchtbarkeit der Schlachtenberichte ein ruhiger, lebensgläubiger Ausklang kontrapunktisch notwendig. Dieser erscheint jedoch zu lieblich; zu wenig klingen in ihm die dämonischen Untertöne des Ganzen nach. Aber auch so ist der „Zug der Cimbern" eines der stärksten Werke Jensens, das sich neben den ihm in mehr als einer Hinsicht verwandten „Folke Filbyter" von Heidenstam unter die großen historischen Romane stellen darf, die unserer Zeit das jugendliche Lebensgefühl des nordgermanischen Altertums aus humoristischer wie aus tragischer Fühlung heraus zu erschließen suchen. Da es in der Komposition einfacher ist als der „Columbus", sollten schon mittlere Büchereien es (vor diesem) einstellen. E. Ackerknecht.

Kaergel, Hans Christoph: Heinrich Budschigk. Roman. Jena: Diederichs 1925. 282 S. Brosch. 5,50, Geb. 8,50.

Kaergel ist durch die Schule Hermann Stehrs gegangen. Er hat den schlesischen Hang zur Mystik und litt in seinen ersten Büchern an einem Hang zum Krassen, Grellen, gewollt Übersteigerten. Sein neuester Roman zeigt ihn gereift und beruhigt: es ist gewissermaßen sein „Heiligenhof". — Die Mutter des Kleinbauernsohnes Heinrich Budschigk ist eine harte Frau voll selbstgerechter Buchstabengläubigkeit, so empfängt seine zarte wundersüchtige Seele Licht allein von dem träumerischen Vater. Allzu früh verläßt ihn der: kurz vor dem Tode von derselben Wandersucht ergriffen, die später den Sohn von Haus und Hof treiben wird. Fremd reift der Knabe neben der Mutter und der alten Magd heran. Der Schüchterne verfällt einer robusten Bauernmagd, deren grobe Sinnlichkeit ihn nach der Heirat bald zurückstößt. Nun hängt er sein ganzes Herz an den Jungen, den er für sein Kind hält. Es stirbt ihm, als er das Glück oder die Erfüllung noch einmal in einem Diesseitigen zu suchen wagt. Frau, Mutter gehen von ihm. Ganz einsam begibt er sich, da dies alles von ihm abfiel wie ein fremdes Gewand, auf die Wanderschaft, Gott zu suchen, und er findet ihn im mystischen Erleben, indem er als armer Pilger Werke der Barmherzigkeit verrichtet. — Diesen Prozeß eines allmählichen Durchbruches in seiner Unbeirrbarkeit bei allen Hemmungen des äußeren Lebens in der Seele eines Menschen, dem die Bewußtheit fehlt, sich das eigene Innere zu deuten oder seinem Empfinden irgendwie für sich selbst Sprache zu geben, hat Kaergel mit sicherer Kraft gestaltet. Das Vage, Verschwommene, das aller unechten, gewollten Mystik eignet, fehlt durchaus. Auch das begrifflich nicht mehr zu Er-

fassende ist dem Gefühl erschlossen. Deshalb ist das Buch trotz seines Gegenstandes nicht schwer zu lesen und für alle Büchereien geeignet.

W. Schuster (Kattowitz).

Kinau, Jakob: Die See ruft. Hamburg: Glogau 1924. 271 S. Lw. 6,—.

Wie Gorch Focks „Seefahrt ist not“ spielt auch dieses Werk seines Bruders an der Niederelbe, und ein frischer Hauch von der See weht auch durch diese Fischergeschichte. Hans Harmens, der Buschbauer, ist ein Feind der See, und doch hat er sich seine starke, gütige Frau vom Deich geholt. Ihr Blut treibt die Kinder auf die See: die starken mutigen Söhne geben den Buschhof für eine Knechtskoje auf dem Fischewer hin, während die feigen, stumpfen auf dem Hof bleiben. Tiet, der Erbe des Buschhofes verfällt unwiderstehlich dem Zauber der See und muß allem Zwang zum Trotz ihrem Ruf folgen, bis er aus einem frohen, klaren Leben heraus den Seemannstod stirbt. Auch seine Schwester Maria hört den Ruf der See und gibt ihm nach; gegen des Vaters Willen wird sie das Weib Gerd Focks, des Fischers. Müde schreibt der alte, zähe Bauer, dem nur noch ein Sohn als Erbe des Buschhofes bleibt, unter den Namen der Tochter die Worte, die unter dem des ertrunkenen Sohnes stehen: „Beute der See“. Gesund und ungekünstelt ist die Zeichnung der Fischer und Bauern in ihrer ungebrochenen Kraft, denen die feinen, schlichten Frauen und Mädchen zur Seite stehen. Die Gespräche sind durchweg Finkenwärder Platt, das aber durch einen erläuternden Anhang auch solchen Lesern erleichtert wird, die das Niederdeutsche nicht ganz fließend lesen. Büchereien, die „Seefahrt ist not“ eingestellt haben, werden auch für dieses Buch zahlreiche Leser finden.

W. Eggebrecht (Flensburg).

Kurz, Isolde: Gesammelte Werke. 6 Bde. München: Georg Müller 1925. Brosch. 39,—, Lw. 80,—.

Nun liegt das Lebenswerk der jetzt 72-jährigen Dichterin in sechs stattlichen, auf gutem Papier gedruckten Bänden vor. Außer den in meiner Sammelbesprechung (B. u. B. 1924, H. 3) aufgeführten Werken enthält diese Gesamtausgabe noch das alttestamentarische Epos „Die Kinder der Lilith“, ihre feinsinnigen „Märchen“, die drei Novellen „Vom Strande“ und schließlich ihr letztes Werk, den Roman „Der Despot“, in dem der tragische Zwiespalt eines Künstlers zwischen dichterischer Berufung und der Pflicht der Vaterlandsverteidigung überaus eindringlich gestaltet ist. — Nicht aufgenommen sind außer den drei Novellen von 1902 „Genesung“, „Sein Todfeind“, „Gedankenschuld“ die beiden autobiographischen Werke „Aus meinem Jugendland“ und „Florentiner Erinnerungen“, sowie die Biographie ihres Vaters Hermann Kurz. Daß die drei letzteren Werke, die zum Wertvollsten im Schaffen der Dichterin gehören, in der Gesamtausgabe keinen Platz fanden (wohl aus technischen Gründen), ist bedauerlich. — Einigermaßen kaufkräftigen Büchereien sei die Anschaffung der schönen Ausgabe warm empfohlen. K. Fuß (Essen).

Kutzleb, Hjalmar: Die Söhne der Weißgerberin. Roman. Mit Zeichnungen von A. Paul Weber. Berlin: Grote 1925. 332 S. Brosch. 5,—, Lw. 7,—.

Ein historischer Roman aus der Zeit des Schmalkaldischen Krieges (1546 bis 1547), der fühlbar von De Costers Ulenspiegel beeinflußt ist. Die sieben thüringischen Enakssöhne eines Weißgerbers gehen zuerst als Geleiter von Kaufmannszügen, dann auf evangelischer Seite für eigene Rechnung kämpfend, schließlich als Landsknechte des Herzogs Moritz von Sachsen durch eine Reihe von wilden Streichen und Abenteuern. Das Buch ist voll bunter Abenteuerlichkeit und anschaulich und flott erzählt, seine „kraftvolle“, oft sehr saftige Derbheit aber wirkt gewollt und nachempfunden. Bei unserem Mangel an brauchbaren historischen Romanen kann es trotz dieser Ausstellungen und dem Fehlen

irgend einer tieferen Auffassung des großen geschichtlichen Geschehens jener Zeit empfohlen werden, besonders für Thüringen und die Provinz Sachsen, wo es Heimatrechte hat. — Die holzschnittartigen Federzeichnungen Webers sind guter Durchschnitt. W. Schuster (Kattowitz).

Lauff, Joseph von: Die heiligen drei Könige. Ein niederrheinischer Roman. Mit 10 farb. Bildern vom Verf. Berlin: Grote 1925. 565 S. Brosch. 6,—, Lw. 8,50.

Thema des Buches ist ein Testament, wonach der Besitz des Hofes nach dem Tode des Bauern nur dann bei seiner Tochter verbleiben soll, wenn sie innerhalb bestimmter Fristen ihr „Magdtum" aufgegeben und einen männlichen Leibeserben aufzuweisen hat; ihr Ringen gegen diese Bestimmung und ihre Wahl zwischen drei Brüdern — den heiligen drei Königen — bildet den Inhalt der breiig auseinander gequollenen Romandarstellung. Natürlich fehlt es nicht an schweren Seelenkämpfen und heroischem Opferwillen auf allen Seiten, ebenso wenig aber auch an gepfefferten erotischen Andeutungen und Situationen. Neben den Hauptgestalten stehen angebliche Volkstypen, die aber in ihrer lärmend betonten Biedermannshaltung vollends übel zu ertragen sind. Dem Buche beigegeben sind zehn farbige Bilder von der Hand des Verfassers, die unglücklicherweise so unglaublich läppisch und geschmacklos ausgefallen sind, daß an ihnen am besten zu sehen ist, welche unübersteigbare Kluft Lauff von einer einfach und anspruchslos erzählenden Volkskunst immer trennen wird. Das dicke Buch ist nur eine Blamage für das deutsche Bürgertum, dem derartiges Zeug Jahr für Jahr „auf den Weihnachtstisch" gelegt wird. Aber Verfasser und Verlag müssen ihre Leute doch wohl kennen. G. Kemp (Solingen).

Lobsien, W.: Karsten Deichfahrer und andere Novellen. Berlin: Warneck. 207 S. Lw. 4,50.

Lobsien behandelt hier in neun Erzählungen die aus seinen Romanen bekannte Hallig- und Friesenwelt. Einige wirken recht konventionell-literarisch, namentlich solche, in denen die „Liebe" das Hauptmotiv abgeben muß. Hier ist Lobsiens Begabung offenbar recht begrenzt. In solchen Fällen wird auch der Charakter der Helden zu sehr ins Romanhafte verbogen. Ein Friese, welcher aus „heimlicher Not" der Liebe zum prahlerischen Saufaus wird oder welcher zehn Jahre deswegen die Welt durchwandert und dem ererbten Koog fernbleibt, um dann nach der Rückkehr festzustellen, daß er das Mädchen nicht mehr liebt, ist eine gewagte Sache. So wirken diejenigen Erzählungen am besten, in denen die „Liebe" fehlt, wie „Halligtod" (diese ist sogar recht gut), und „Sönke Dirksens letzte Fahrt". Dagegen ist das Schlußstück „Abendrot" bedenklich unpsychologisch und sentimental. Fast alle Geschichten haben einen mehr oder weniger tragischen Abschluß, welcher gerade von den naiveren Lesern, die sonst gern zu Lobsien greifen, als mißtönende Dissonanz, eben wegen der Häufung, empfunden werden wird. In der glatten, aber nicht besonders starken Sprache fallen gewisse, immer wiederkehrende Gewolltheiten auf („flackernde Augen, irres Lächeln" usw.). Wenn auch manches an diesem neuen Lobsien auszusetzen ist, so muß man ihn doch als gute Unterhaltungsgattung und darum für die Volksbücherei als brauchbares Buch ansehen. Notwendig ist er nicht.

F. Schriewer (Flensburg).

Mittendorf-Wolff, Lotte: Carl Michael Bellmann. Die Geschichte einer Liebe. München: Langen. 129 S. Brosch. 3,—, Lw. 5,50.

Es gehört heute schon beinahe zum guten Ton für den Schriftsteller, einen Dichter zum Helden eines biographischen Romanes zu machen. Hier ist der Sänger Stockholms, Carl Michael Bellmann, gewählt, für den die Verfasserin eine besondere Vorliebe zu haben scheint (oder erstreckt sich diese mehr auf Stockholm?). Es wird ihr aber schwerlich gelingen, mit ihrem Büchlein auch in anderen die

Liebe zu diesem nordischen Dichter zu wecken. — Aus einer Begegnung mit dem Dichter entsteht in der Jungfrau Signe Kwist, dem Mädchen aus dem Walde, eine platonische Liebe, welche sie zum geheimen Schutzengel Bellmanns macht. Nach langen Jahren, in denen dieser das Mädchen weder gesehen noch an es gedacht hat, erwacht sie in einer plötzlichen Eingebung auch in ihm. Dieses Motiv ist aber nicht einmal zu einer bescheidenen Handlung ausgesponnen, sondern muß für sieben lose aneinander gefügte Bilder herhalten. Das Zeitkolorit ist, von Ansätzen abgesehen, nicht getroffen. Die Sprache ist zu gebildet und modern („Alles=hinter=sich=werfen=können“). — Das Erstlingswerk ist sicher mit viel persönlicher Hingabe und edelstem Wollen geschrieben. Man merkt auch eine lyrisch=elegische Grundstimmung und ein feines Naturempfinden, es fehlt aber die feste Hand, welche „gestaltet“. In Volksbüchereien wird das Buch kaum Leser finden.

F. Schriewer (Flensburg).

Ompteda, Georg Freiherr von: Ernst III. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 483 S.

An der Lebensgeschichte eines Duodezfürsten, der vom kleinen Prinzen aus einer armen Nebenlinie zum König aufsteigt und, ohne ein großes Kirchenlicht zu sein, mit gesundem Urteil und taktvoller Zurückhaltung seine Regentenpflicht bis zur Staatsheirat erfüllt, wird gezeigt, wie das Königtum auch im „alten Reich“ beim Volk hätte wirklich Wurzel fassen können. Unerfreuliche Gegenbeispiele, zum Teil unter leicht deutbarer Maske, fehlen nicht. Humorvoll gezeichnete Bilder aus der Welt der Minister und Höflinge, der großen und der kleinen Leute umrahmen den Fürstenspiegel. Das Ganze eine amüsant hingeplauderte Mischung aus Märchen, Satire und Leitartikel, gelegentlich mit einem füchtigen Schuß Alt=Heidelberg. Eine anständige Gesinnung ist auch für den, der nicht auf dem Boden der Monarchie steht, nicht zu verkennen; aber der Stoff verträgt die von Ompteda gewählte, harmlos leichte Behandlung heute einfach nicht mehr. Garnicht zu reden davon, daß die literarisch ernst zu nehmende Darstellung, die Thomas Mann dem Thema schon gegeben hat, jeden Epigonen mahnen sollte, es nicht noch einmal aufzugreifen, ohne ihm eine neue Seite abgewinnen zu können. — Für Volksbüchereien entbehrlich.

G. Kemp (Solingen).

Rosner, Karl: Der geschundene Eros. Ein Roman für gute Menschen. Stuttgart: Cotta 1925. 345 S. Brosch. 4,—, geb. 6,50.

Bei der Betrachtung dieses Romans aus der Vorkriegszeit, dessen berlinischer Hintergrund nur blaß angedeutet ist, drängt sich der Vergleich mit einem wenige Monate früher erschienenen Berliner Roman, dem „kleinen Gast“, unwillkürlich auf, sowohl hinsichtlich der Form wie auch des Inhaltes. Über die nämlichen Probleme, denen sich G. Hermann mit weitaus größerem Ernst und sich gleichbleibender innerer Anteilnahme widmet, tänzelt Rosner mit einem manchmal fast leichtfertigen Lächeln hinweg. Mit liebenswürdigem, oft auch derbem Humor schildert er den Weg einer hübschen, mit echt weiblichen Instinkten begabten, aber in ihrer fraulichen Entwicklung steckengebliebenen jungen Frau aus einer an sich glücklichen Ehe über eine platonische Liebe in ein neues bürgerlich=behagliches Glück. Um ihre Schicksale ranken sich die wechselvollen Beziehungen der Männer und Frauen ihrer Umgebung. — In dem amüsanten und fesselnden Buch täuscht hin und wieder ein Aufleuchten warmer Menschlichkeit in der Gestaltung mancher bedeutsamen Szene über den Mangel an Tiefe hinweg. Auf proletarische Leser vermöchte die Selbstverständlichkeit all dieser wirtschaftlich gesicherten Existenzen verbitternd wirken. Der Roman ist daher hauptsächlich an alle älteren Leser des gleichen Milieus auszugeben. Für mittlere und größere Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Schäfer, Wilhelm: Neue Anekdoten. München: Georg Müller 1926. 376 S. Brosch. 6,—, Lw. 9,—.

Als Wilhelm Schäfer 1911 seine „33 Anekdoten“ herausgab, meinte er

im Vorwort, er werde wohl noch zwei Jahrzehnte nötig haben, um das Hundert voll zu machen. Er ahnte damals noch nicht, was das nächste Jahrzehnt mit seiner Seelennot an großen Werken von ihm fordern werde. So ist es nicht verwunderlich, daß es heute erst 23 neue Stücke sind, die er als zweite Sammlung vorlegt. Unter ihnen befinden sich auch die sieben Meisteranekdoten aus der Vorkriegszeit, die er seinerzeit bereits in einem besonderen Bändchen unter dem Titel „Die begrabene Hand" vorläufig herausgegeben hat. Der Dichter hat seiner neuen Sammlung ein Vorwort vorausgeschickt, dessen Erörterung des Verhältnisses von Volkstum und Kultur für alle Bildungspfleger bedenkenswert ist (Bildung wird darin „als Bildwerdung unseres eigenen Wesens" definiert). Die neuen Kleinkunstwerke sind nach dem „Stück Weltgeschichte", in das sie jeweils „von einer zufälligen Seite aus hineinleuchten" (vgl. Schäfers „Lebensabriß" S. 34), zeitlich geordnet, sodaß die Sammlung mit dem „Königsesel" aus der Zeit der salischen Heinriche beginnt und mit der bereits bekannten Peter-Hille-Anekdote „Der fremde Hund" schließt. Von den neuesten Stücken seien besonders hervorgehoben die Fridericus-Anekdote „Ziethen", die Goethe-Anekdote „Der Mann mit der Brille" und die E. T. A. Hoffmann-Anekdote „Urania". Mancher Leser wird vielleicht bei dem einen oder anderen der neuesten Stücke finden, daß die Vortragsweise Schäfers zu erstarren droht; aber er wird auch dann noch Anlaß genug haben, die treffende Erfindung und den weltanschaulich vertieften Kunstverstand des Dichters zu bewundern. — Für mittlere und große Büchereien.

E. Ackerknecht.

Schmitt, Ernst: Leberecht Kitt, der Reitende Förster im Dachsloch. Roman. Jena: Diederichs 1926. 174 S. Brosch. 3,50, Lw. 6,—.

Die wirren Zeitläufte der französischen Revolution bis zum Beginn der napoleonischen Gewaltherrschaft und die Übergriffe absolutistischer Regenten im hessischen Lande geben den Hintergrund zu der Erzählung, die das Geschick des Reitenden Försters im Dachsloch, eines streng rechtlichen, langsam denkenden und typisch deutschen Mannes behandelt. Nach seiner ersten, unbestraft gebliebenen Auflehnung gegen das Unrecht im Lande sucht Leberecht Kitt in Paris das Wesen der neuen Freiheit zu erkennen und für sein Land nutzbar zu machen, mit dem Erfolg, daß er enttäuscht und ernüchtert mit einem neugewonnenen guten und treuen Weibe heimkehrt und von nun an in zäher und mühseliger Arbeit an den Gocken, den geistig und körperlich verkrüppelten Bewohnern eines abseits liegenden Dorfes, sein Teil für die neuen Menschenrechte auf stille und menschlichere Art zu tun sucht. Im Kampf auch für die äußere Freiheit seiner Heimat erfüllt sich sein Leben zu gleicher Zeit, da Nettelbeck Kolberg verteidigt. — Schwerflüssig und sparsam ist die Sprache dieses Buches. Viel will erraten sein, aber um so wirksamer ziehen hinter dem Geschehen die wechselnden Bilder der schönen Heimat, des deutschen Landes, vorüber. Heimatgefühl strömt das Buch aus, ohne „Heimatliteratur" zu sein. Für mittlere und große Büchereien und für Leser, die langsam lesen können. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Sjöberg, Birger: Das gesprengte Quartett. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 1925. 541 S. Lw. 10,—.

Ein wimmelnder Ameisenhaufen von Menschen in einer mittelgroßen Stadt Schwedens. Die vielen episodenhaften Ereignisse verbindet als roter Faden die unglückliche Aktienspekulation eines vergnügten Quartetts. Im übrigen kommen die Menschen zueinander und voneinander, wie es das krause Leben eben gibt. Es kam dem Verfasser offenbar nur darauf an, in harmlos heiterer Satire eine bunte Menge von Originalen und sonderbaren Heiligen mit all ihren Vorzügen und Schwächen in allerhand komischen Situationen zu zeichnen. Das ist ihm auch vortrefflich gelungen. — Für größere Büchereien und ältere beschauliche Leser.

H. J. Homann.

Steinkopf, Wilhelm: Ingeborg von der Linde. Roman. Berlin: Warneck 1925. 282 S. Lw. 5,50.

In Form einer Ich-Erzählung, deren Stil aus seiner anfänglichen Überschwänglichkeit mehr und mehr in ruhigere Bahnen und schlichtere Ausdrucksweise übergeht, stellt Steinkopf in durchaus spannender Weise ein nicht alltägliches Frauenschicksal dar. Die Braut des Erzählers, eines Heidelberger Ingenieurs, wird während einer längeren Trennung der Liebenden in einen verhängnisvollen Kampf zwischen zwei Pflichten verstrickt. Ein ehemaliger Anbeter, der die plötzlich Verarmte schnöde verließ und dann ohne sie haltlos wurde, umwirbt sie von neuem, und im Wahn, ihn seinem besseren Selbst zurückgeben zu müssen und zu können, opfert sie ihm ihr Leben. Der gleichermaßen um sein Glück betrogene Ingenieur findet die Entschwundene nach jahrelangem Suchen nur noch, um ihre letzten Tage zu verschönen und sie beruhigt über die Zukunft ihres Kindes sterben zu sehen. — Die Erzählung stellt kaum Ansprüche an die geistige Mitarbeit des Lesers. Aber der Stoff ist bei aller Einfachheit so verhältnismäßig vernünftig behandelt, daß das Buch sich für kleine und ländliche Büchereien, besonders für die weibliche Leserschaft, recht gut eignet. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Timmermans, Felix: Das Licht in der Laterne. Leipzig: Insel-Verlag 1926. 247 S. Lw. 6,—.

Vierzehn mehr oder minder knappe Bilder holländischen Volkslebens an dem von Timmermans schon häufig liebevoll gepriesenen Nethefluß, alle durchwärmt wenigstens von einem Funken tiefsten und reinsten Humors, trotz des manchmal sehr ernsten Stoffes, und das Ganze gekrönt mit dem schon als Insel-Bändchen freudig begrüßten „Triptychon von den heiligen drei Königen". Was Timmermans so unmittelbar und stark auch in Deutschland wirken läßt und ihn schon in seinen früheren Büchern, namentlich im „Jesuskind in Flandern", so volkstümlich gemacht hat, ist die keineswegs gewollte, sondern ganz naive innige Verbundenheit „himmlischer und irdischer Liebe". Ähnlich wie Jakob Kneipp darf er kraft seiner tiefen Religiosität und seines ungebrochenen gesunden Lebensgefühls das Menschlichste und das Göttlichste in einem Atem nennen, ohne profan zu werden. Es soll nicht verschwiegen werden, daß der Dichter sich, z. B. in den ersten Zeilen des „Königlichen Fladen" und der „Erstkommunion", in gesuchten Vergleichen gefällt, die zu seiner erfreulichen Gradheit und Derbheit nicht passen, und daß die Geschichte von „Ambiorix" in all dem bunten Strahlen des „Lichtes in der Laterne" wie ein störender Rußfleck empfunden wird. Diese kleinen Mängel fallen jedoch gering ins Gewicht gegenüber dem Gut an gemütlichen Werten, die das Buch in alle Volksschichten zu tragen berufen ist. Timmermans Erzählungskunst setzt weder inhaltlich noch formal dem einfältigsten Gemüt irgendwelche Grenzen. Die kleinen eindrucksvollen, allerdings unter sich nicht gleichwertigen Zeichnungen, die dem Geist des Buches prächtig angepaßt sind, werden den Eindruck der mehr oder minder bedeutungsvollen Geschichtchen noch beträchtlich vertiefen. Für alle Volksbüchereien und alle Leser mit Ausnahme der allzu Anspruchsvollen. Auch für Jugendliche vom 16. Jahre an und für Vorlesestunden geeignet. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Ulitz, Arnold: Barbaren. Roman. München: Langen 1926. 358 S. Brosch. 6,—, Lw. 8,50.

Wie im „Ararat" unternimmt Ulitz es hier, Urformen des Menschentums darzustellen. Er erzählt, wie ein von einer Polarexpedition allein überlebender deutscher Gelehrter in die Hände eines tierhaft wilden Nordlandbewohners fällt und als grausam mißhandeltes Opfer, gleichzeitig aber auch abergläubisch verehrter Zauberer diesem zum Werkzeug für sein größenwahnsinniges Machtstreben wird. Das Buch ist überwältigend reich an Ideen und Bildern, die den Gegensatz zwischen Kultur und Barbarentum und das Berühren und Sichfinden beider im Urmenschlichen dichterisch gestalten. Gott und Natur, Gut und Böse, Liebe und Haß, Friede und Feindschaft, Geist und Macht werden durch diese Gegenüberstellung in ihrer letzten und tiefsten Wurzelung und ihrer ewigen Beziehung zur menschlichen Kreatur erkannt. Die furchtbare Tragödie des gequälten Gefangenen wird fast zur Idylle, weil hier am Ende der Welt alles

Handeln eine durch kein Maß bedingte Absolutheit besitzt und ebenso als guter Instinkt des Tieres wie als herrisches Recht der Gottheit gilt. Am Ende des Buches wird diese Auffassung noch nachdrücklicher herausgearbeitet; Gewehre, Schnaps und christlich verbrämte Geschäftsgier, die Machtmittel des „kultivierten" Europa, siegen über den naturhaften Machttrieb; was in der Einsamkeit Unschuld war, wird erst durch die Segnungen der Kultur wahres Barbarentum. In der Gestaltung der Idee, der Kraft des Wandelns und Erhebens ins Symbolhafte, ist Ulitz zu einer Höhe gereift, die selbst die großartige Schöpfung des „Ararat" hinter sich läßt. Wundervoll vertieft ist auch das Seelische bei Falton, dem jammervoll geknechteten und mit seiner Geistigkeit doch wieder siegenden deutschen Professor. Vom Heimweh zum Vaterland ist kaum irgendwo so ergreifend erzählt worden wie von Ulitz, den ein borniertes Philistertum als Verherrlicher des Bolschewismus beschimpft. Für laue und ängstliche Gemüter ist freilich auch dies Buch nicht geschaffen; es schreckt vor dem Aussprechen der brutalsten und obscönsten Dinge nicht zurück, es ist grauenhaft und böse wie die Natur, aber auch gütig und fromm wie die Natur. Reife Leser werden es als eines der größten Meisterwerke heutiger Erzählungskunst würdigen.

G. Kemp (Solingen).

Undset, Sigrid: Kristin Lawranstochter. 1. Teil. Der Kranz. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1926. 408 S. Brosch. 5,—, Lw. 7,—.

Sigrid Undset ist während der letzten Wochen im Zusammenhang mit der Verteilung des Nobelpreises für Literatur viel genannt worden. Da das gleiche im Vorjahre der Fall war, kann man sich von dem Eindruck einer geschickten Reklame schwer befreien, sodaß man mit einer gewissen Verstimmung das Buch zur Hand nimmt, das ihr den Preis bringen soll. Leider liegt von dem Roman „Kristin Lawranstochter" in deutscher Übertragung bisher nur der erste Teil vor; man müßte das ganze Werk kennen, um abschließend urteilen zu können. Dieser erste Teil ist lediglich Vorbereitung. Er schildert den fast instinkthaft gegangenen Weg der jungen Kristin von einem ihr gleichgültigen Verlobten zu dem nicht makellosen Erlend, dem sie sich mit Seele und Leib zu eigen gibt; nach langem schweren Kampf gegen den Widerstand des Vaters kommt ihre Heirat mit Erlend zustande. Das Buch klingt mit dumpfen Akkorden aus, die die kommende Tragödie ahnen lassen. Die Schilderung der seelischen Spannung in den Hauptgestalten ist sehr fein und überzeugend, auch die Verknüpfung der Handlung durch das Hineinarbeiten von Stimmungsfaktoren ist künstlerisch höchst gelungen. Etwas konventionell bleibt dagegen die Motivierung, und zu blaß geraten ist der geschichtliche Charakter der Handlung. Ein Vergleich mit Selma Lagerlöf drängt sich zwangsläufig auf, aber Landschaft und Naturmythos sprechen bei weitem nicht mit so elementarer Kraft wie bei der Schwedin. Eine bedeutende Leistung ist das Buch immerhin, mögen auch zu hoch gespannte Erwartungen durch diesen nicht klug isolierten ersten Band enttäuscht werden. Was die Künstlerschaft der Sigrid Undset schon jetzt besonders wertvoll macht, ist die schöne menschliche Güte, mit der hier ein Frauenschicksal gestaltet wird. — Das Buch kommt mit seiner schlichten Darstellung für alle Büchereien und alle ernsten Leser in Betracht.

G. Kemp (Solingen).

Zech, Paul: Die Geschichte einer armen Johanna. Berlin: Dietz 1925. 192 S. Lw. 4,50.

Die kleine Näherin Johanna, hier die Verkörperung des urweiblichen, ganz primitiven Mädchens, steigt aus ihrer Mansarde im fünften Stock in das Leben. Einsam, weltfremd und erlebnishungrig läßt sie sich vom Strom großstädtischen Getriebes erfassen und unterliegt hemmungslos den ersten Versuchungen. Sie folgt erst einem, dann irgendwelchen Männern, denen ihre unkomplizierte, naturhafte Art neu und reizvoll ist. Eine Zeit gedankenlosen Wohllebens vergeht, dann ereilt sie das Geschick drohender Mutterschaft, durch das sie wieder zurückgerissen wird in die Öde ihres Näherinnendaseins. Ein früher, einsamer Tod ist der folgerichtige Abschluß ihres sinnlosen Lebens. — Die Gestalt dieser armen, törichten Johanna, die sich marionettenhaft fügsam von der Hand ihrer Vor-

sehung leiten läßt, vermag der Dichter so zu verklären, daß ihre einfache Geschichte eigenartig packend wird. Paul Zech schildert mit einer Ehrlichkeit, die manchmal gewagt erscheint, die schmalen Tatsächlichkeiten des Romans, um die sich dann viel Rankenwerk dichterischer Empfindungen flicht. Daraus ergeben sich denn auch die Beschränkungen, die dem sonst wertvollen Buch in der Büchereipraxis auferlegt werden müssen. Eva Burchardi (Charlottenburg).

D. Jugendschriften.

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Bärmann, Christian: Die Honriche. Ein Märchen. Mit 10 ganzseitigen Bildern. München: Hugo Schmidt 1923. Geb. 4,—.

Ein Märchen von den kleinen Blumenelfen, die Honriche heißen, weil sie sich nur von Honig nähren. Sie spielen einer guten alten Kröte viele böse Streiche, bis sie endlich von der wohlverdienten Strafe ereilt werden. Das alles scheint sich zur Veranschaulichung in einem Kinderbilderbuch besonders gut zu eignen. Aber Bärmanns Bilder enttäuschen sehr (selbst wenn man einmal davon absieht, daß bei dem heutigen Stand der Reproduktionstechnik man den Kindern Schwarzweiß-Bilder nur ausnahmsweise und nur dann bieten sollte, wenn es sich um stilgerechte Darstellungen in einer bestimmten graphischen Technik handelt, was hier nicht der Fall ist). Die Bilder sind recht grob und langweilig, entbehren fast völlig des hier notwendigen heiter-humoristischen Einschlages, und lassen vor allem eine lebendige bildhafte Phantasie vermissen.

H. J. Homann.

Berend, Alice: Die Geschichte der Arche Noah. Mit Bildern von B. Smith. Berlin: D. Reimer 1925. 28 Bl. Hlw. 7,50.

Besser noch als A. Berend mit ihrem zwar erfreulich knappen und lustigen, aber stellenweise doch für Kinder gedanklich zu sehr belasteten Text hat B. Smith mit seinen Lithographien die an sich schon dankbare Aufgabe, die Sintflut und die Arche Noah zu einem Bilderbuch zu verarbeiten, gelöst, da seine Bilder durch die drastisch-humorvolle Auffassung der verschiedenen Situationen echt kindertümlich sind. Die anfangs enttäuschende Bläßlichkeit der Farben wird durch die ungeheure Fülle der Gestalten, die bei ihrer Kleinheit in kräftigeren Tönen wahrscheinlich verwirrend und ermüdend für die Augen wirken würde, motiviert. Abgesehen von den Saurierbildern können sich in den Bildteil schon acht- bis neunjährige vertiefen, während der Text erst für zehnjährige verständlich sein wird. Eine obere Altersgrenze kann man bei dem amüsanten, reichhaltigen und gut ausgestatteten Bilderbuch nicht setzen. Für Kinderlesehallen gut geeignet.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Das Käthe-Kruse-Bilderbuch. Text von Max Jungnickel. München: G. W. Dietrich 1925. 27 S. u. 12 Bildtaf. Geb. 10,—.

Ein sehr hübsches und ganz neuartiges Bilderbuch. Mit den bekannten bunt gekleideten Käthe-Kruse-Puppen und vielen in liebevollster, alle Kinderwünsche bedenkender Sorgfalt zusammengestellten Puppen-Hausrat und -Spielzeug hat man kleine Szenen aus dem Puppenleben zusammengestellt: Aufstehen, Kochen, Besuchmachen, Reisen, Schulgang, Kaufladen, Indianerspiel u. a. Diese Szenenbilder hat man dann nach dem neuen Uvachromverfahren farbig photographiert und reproduziert. So sind Bilder entstanden, die in ihrer bunten Farbenpracht und mit der Fülle des Gegenständlichen die Kinder, besonders die Mädchen, geradezu entzücken müssen. Jungnickels begleitende Worte, in einem recht läppischen, allzu absichtlich kindlichen Stil, könnte man gern entbehren; die Kinder selbst können sich zu den sprechenden Bildern viel schönere Geschichten ausdenken. — Für alle Kleinen. H. J. Homann.

Petersen, C. O.: Tripp, Trapp, Troll. Bilder und Verse. München: G. W. Dietrich 1925. 17 Bl. Geb. 7,—.

In vielen lustigen Bildern und Versen werden die drolligen Streiche dreier junger Hunde dargestellt. Im Text steht zwar mancher leere Füllvers, auch in den Bildern, die zweifellos viel besser und größtenteils von höchst anschaulicher Komik sind, ist nicht alles ganz gelungen, auch ist dem Verseschreiber und Zeichner nicht gerade viel Neues eingefallen. Trotzdem wird das Buch wegen des Gegenstandes — junge Hunde sind eben immer drollig — und seines guten Humors den Kindern viel Spaß machen. H. J. Homann.

Tintner, Erwin: Bitte erzähl' mir! Ein Bilderbuch. Wien: Gesellschaft für graphische Industrie. 20 Bl. Hlw. 5,—.

Die Idee ist besonders vom pädagogischen Standpunkt aus sehr zu begrüßen. Ein Bilderbuch ohne Text, dessen 20 flott entworfene, farbenreiche Bilder Szenen aus dem Kinderleben, aus Zirkus, Kasperletheater u. a. darstellen. 3—5=jährigen kann man kleine Geschichten dazu erzählen, 6—7=jährige lassen zum großen Teil schon die eigene Phantasie walten. Daß im allgemeinen der Hintergrund der Bilder nur skizzenhaft angedeutet ist, hat den Vorteil, daß das Augenmerk sich auf das Wesentliche konzentriert. Hanna Voll (Stettin).

Wenz=Vietor, Else: Sonnenkinderstuben. (Nürnberger Bilderbücher. Nr. 36.) Mit Text von Max Dingler. Oldenburg: Stalling 1925. 12 Bl. Geb. 4,80.

Ein Schmetterling weiß mit seinem eben gelegten Ei nichts anzufangen. Er sucht auf einer kleinen Reise von anderen Insekten, den Vögeln, Eidechsen, Mäusen zu lernen, wie gute Mütter für ihre Kinder sorgen. Bekümmert sieht er ein, daß er es ihnen allen nicht gleich tun kann. Um so größer ist seine Freude, als er bei der Rückkehr eine fleißig fressende, eben dem Ei entschlüpfte Raupe vorfindet. — Der ziemlich unbedeutende, allzu wortreiche Text ist nur eine unwichtige Begleitung zu den 13 wunderhübschen, zartfarbigen Bildern in schönstem Offsetdruck. Reizende Insekten= und Tiergestalten, oft in humorvoller, vorsichtiger und sehr geschickter Vermenschlichung, sind vor zarte hellfarbige Landschaftsbilder gesetzt. — Für 8=jährige. H. J. Homann.

2. Märchen, Sagen.

Krüger, Hilde: Der Wünschebold. Märchen: Zeichn. von Max Graeser. Berlin: Dietz 1925. 47 S.

Die acht kleinen Märchen sind, wenn auch nicht immer sehr originell, so doch zum größeren Teil ganz hübsch erdacht und erzählt. Aber die ganz unklaren Zeichnungen, aus deren Gewirr von Strichen mitunter ein Erwachsener kaum etwas erkennen kann, werden schwerlich Kinder begeistern. Das ist schade, denn das Büchlein, das inhaltlich brauchbar ist, auch großen, schönen Druck und gutes Papier hat, wird durch die Zeichnungen sehr in seinem Wert beeinträchtigt. Hanna Voll (Stettin).

Musäus, J. K. A.: Aus vergangenen Zeiten. Märchen. Für die Jugend ausgew. u. bearb. von K. Henniger. Mit Bildern von P. Hey. Leipzig: Abel & Müller o. J. 132 S. Geb. 5,—.

— Von Elfen und anderen Geistern. Märchen. Für die Jugend ausgew. u. bearb. von K. Henniger. Mit Bildern von P. Hey. Ebenda. 132 S. Geb. 5,—.

Es ist dem Herausgeber gelungen, durch seine Bearbeitung die Musäus=

Märchen mit ihrem leider etwas phrasenhaften und langatmigen Stil in eine für Kinder besser geeignete Form zu bringen. Die Rübezahlmärchen sind in diesen beiden Bänden nicht berücksichtigt. Die hübschen farbenfrohen, manchmal allerdings auch etwas süßlichen Buntbilder und die nicht immer mit Glück reproduzierten Schwarzbilder werden durch ihre Reichhaltigkeit und ihre lebendige Darstellung die Umständlichkeit Musäusscher Schilderungsweise einigermaßen ausgleichen. Druck und Papier sind gut. Vom 11. Jahre an.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Tausend und eine Nacht. Orientalische Märchen für die Jugend ausgew. von Cornelia Bruns. Mit 6 farb. Bildern von H. Blank. Zürich: Rascher 1924. 253 S. Lw. 4,80.

Zu den Märchen aus 1001 Nacht gehören unbedingt Bilder, die das Orientalische und Phantastische stark hervorheben, denn darin liegt für Kinder ihr Reiz. Das ist hier in hohem Maße geglückt. Die Bilder sind überaus wirkungsvoll durch ihren Farbenreichtum und machen auf ein Kind vielleicht größeren Eindruck als die in künstlerischer Beziehung einzig dastehenden von E. Dulac (Müller & Co., Potsdam). — Der Titel des Buches bleibt in der vorliegenden Ausgabe völlig unklar, da die Rahmenerzählung fehlt. Trotzdem für Büchereien auch neben einer anderen Auswahl zu empfehlen. Hanna Voll (Stettin).

Vesper, Will: Fröhliche Märchen. 11.—15. Taus. Oldenburg: Stalling 1925. 142 S. Hlw. 3,50.

Eine lange Reihe von „Fabeln und Ränken, Märchen und Schwänken aus aller Welt", meist von einer reizenden, altmodisch-biederen Schalkhaftigkeit, von Will Vesper zusammengestellt und in schlichter sauberer Sprache nacherzählt. Viele lustige, wenn auch etwas spröde Zeichnungen, und fünf sehr hübsche farbige Bilder von Willi Harwerth. Für 8—10-jährige. Schon den kleinsten Büchereien warm zu empfehlen. H. J. Homann.

Volkmann-Leander: Vom unsichtbaren Königreiche u. a. Märchen. Mit 6 farb. Bildern von Jo Franziß. München: G. W. Dietrich. 82 S. Geb. 4,50.

Brüder Grimm: Der Froschkönig u. a. Märchen. Ill. von A. Löffler. Ebenda. 94 S. Geb. 4,50.

Andersen: Däumelieschen u. a. Märchen. Ill. von Fritz Hans Eggers. Ebenda. 109 S. Geb. 5,—.

Diese drei Auswahlbände der bekanntesten und beliebtesten Märchen ihrer Verfasser haben wie auch die anderen Bücher der Reihe „Dietrichs Märchen-, Sagen- und Geschichtenbücher" den schönen, derben, geschmackvoll geprägten Ganzleineneinband. Die zahlreichen Bilder, sowohl die zweifarbigen als auch die Streubildchen sind bis auf vereinzelte Ausnahmen klar in der Linienführung und recht malerisch in der Komposition. Es sind auch mit feinem Verständnis oft gerade Kleinigkeiten betont, die das Kind auf Märchenbildern zu sehen wünscht. Der an sich gute Druck der Bücher wirkt durch die übergroße Weichheit des Papiers etwas zu fett. — Für Büchereien gut brauchbar.

Hanna Voll (Stettin).

3. Erzählungen.

Cervantes: Don Quijotes Abenteuer. Mit 6 mehrfarb. und 8 schwarzen Wiedergaben nach Gemälden von Fritz Widmann. Für die Jugend

ausgew. von Anna Maria Ernst-Jelmoli. Zürich: Rascher 1925. 185 S. Lw. 4,80.

In dieser Don-Quijote-Ausgabe sind sowohl Textbearbeitung wie Illustrationen meisterhaft. Charakteristischer und künstlerischer ist „der Ritter von der traurigen Gestalt" kaum jemals dargestellt worden als auf den Gemälden Fritz Widmanns. Die Lichtwirkungen und Farbtöne der Bilder erinnern mitunter an Spitzweg. Man bedauert nur lebhaft, daß die Wiedergaben nicht alle farbig sein konnten. — Das auch sonst gut ausgestattete Buch kann allen Büchereien warm empfohlen werden. Hanna Voll (Stettin).

Ebbell, Bendix: Nordwärts. Abenteuer aus vier Jahrhunderten. Zur Geschichte der Nordpolexpeditionen von Cabot bis Amundsen. Zweite, bis zu den letzten Forschungen fortgeführte Auflage. Leipzig: Merseburger 1925. 274 S. u. 1 Kte. Lw. 5,—.

Ebbell hat es verstanden, ohne falsches Pathos, mit knapper, sachlicher Anschaulichkeit das Heldenlied vom Ringen so vieler kühnen Männer um die Nordwestpassage, die Nordostpassage und den Nordpol zu singen. Von John Cabot, dem Zeitgenossen des Columbus, bis Amundsen, dessen vorjähriger Polarflug bereits einbezogen ist, fehlt keiner der Bahnbrecher der Nordpolarforschung. Das schön gedruckte und mit Zeichnungen geschmückte Buch wird nicht nur junge Leser begeistern. E. Ackerknecht.

Galsworthy, John: Der kleine Jon. Ill. von R. H. Sauter. Berlin: Zsolnay o. J. 63 S. Hlw. 4,50.

Galsworthy hat hier eine Novelle von äußerster psychologischer Feinheit geschrieben, die nicht nur den kleinen siebenjährigen Jon in all seinen komplizierten seelischen Regungen, sondern auch die ganze liebegesättigte Atmosphäre seines Elternhauses mit den denkbar wenigsten und schlichtesten Worten erfaßt hat, soweit sich irrationale Vorgänge überhaupt in Worte fassen lassen. Von einer Handlung ist nicht viel die Rede. Es ist ein kleiner Abschnitt aus einem Kinderleben, eigentlich nur ein Sommerbild, dessen Höhepunkt die Rückkehr der Eltern von der Reise darstellt. Der kleine Jon ist durchaus ein Kind der heutigen Zeit, nervös, freiheitgewohnt, mit seinen Interessen über seine Jahre hinausschießend und von einer für ein Kind erstaunlichen Reaktionsfähigkeit. Die Bilder beleben die Erzählung auf eine köstlich humorvolle Weise und vertiefen den Eindruck dieses Kinderbuches, das nicht für die Kinder, wohl aber für die Eltern geschrieben ist. Für mittlere und große Büchereien.
Elisabeth Wernecke (Berlin).

Hansen, Erik: Im Tal der Hoffnung. Im Ballon nach Grönland verschlagen. Mit 4 farb. Bildern von A. Löffler und 26 Schwarzweiß-Zeichn. von Jos. Engelhardt. München: G. W. Dietrich. 138 S. Geb. 6,—.

Die spannende, abenteuerliche Erzählung ist geschickt angelegt. Zwei Knaben von 12 und 16 Jahren werden in einem Ballon, den der Sturm vorzeitig losgerissen hat, von Kopenhagen nach Grönland verschlagen, wo sie von Anfang Oktober bis Weihnachten allein durchhalten. Da findet sie der Verwalter eines Verkaufsplatzes der grönländischen Handelskompagnie. Mit ihm und seiner 14-jährigen Pflegetochter verleben sie noch eine sehr abwechslungsreiche Zeit, in der sie auch manches Nützliche lernen, bis im Spätsommer das dänische Handelsschiff sie mit in die Heimat nimmt. Es ist dem Verfasser gelungen, ohne durch breite Schilderungen die Handlung zu unterbrechen, einen Eindruck von der großartigen Natur Grönlands und den Lebensgewohnheiten seiner Bewohner zu geben. Die unvermeidliche kleine Liebesgeschichte hätte etwas kürzer und weniger sentimental abgetan werden können. Für 10—12-jährige Jungen, für die sich die Erzählung sonst schon gut eignet, wird sie dadurch unbrauchbar. Trotzdem kann das

Buch, das in jeder Hinsicht gut ausgestattet ist, auch für Büchereien empfohlen werden. Von 12—13 Jahren an, eventuell für einfache erwachsene Leser.
Hanna Voll (Stettin).

Lobsien, Wilhelm: Jodute. Mit Zeichn. im Text. Köln: Schaffstein 1925. 183 S. Hlw. 4,80.

Eine packende Erzählung aus dem Lübeck des ausgehenden 14. Jahrhunderts. Die Gilden und Zünfte, die bis dahin schweigend die willkürliche Herrschaft der Stände ertragen haben, scharen sich um den Paternostermacher, der von einem fanatischen Haß gegen den Bürgermeister beseelt ist. So kommt es zu einem erbitterten Kampf, in dem äußerlich der Rat der Stadt die Oberhand behält. Aber die Bresche ist geschlagen, und der neue Geist wirkt in den Gemütern fort. — Für Jugendliche von 14 Jahren an, auch für Erwachsene.
Hanna Voll (Stettin).

Lobsien, Wilhelm: Um Recht und Freiheit. Mit Zeichn. im Text. Köln: Schaffstein 1925. 201 S. Hlw. 4,80.

Der Kampf der vaterlandstreuen Schweden um ihre Befreiung vom dänischen Joch bildet den Gegenstand dieser geschichtlichen Erzählung. Sie beginnt kurz vor dem dänischen Einfall 1517 und schließt mit der Krönung Gustav Wasas 1523. Sten Sture und Gustav Wasa, die Hauptträger der Handlung, sind gut charakterisiert. In allen wesentlichen Stücken ist die Darstellung historisch getreu. Die Handlung schreitet rasch fort und ist reich an spannenden Momenten. Die wenig charakteristischen Zeichnungen waren schließlich zu entbehren. Für Knaben schon von 12 Jahren an, auch für Erwachsene in Büchereien jeder Größe verwendbar.
Hanna Voll (Stettin).

Nordhausen, Richard: Vestigia leonis. Die letzten Tage einer deutschen Stadt. Ill. von Fritz Hans Eggers. Hannover: Sponholtz. 258 S.

Heinrich der Löwe liegt in Fehde mit der Stadt Bardowiek an der Ilmenau (ganz nahe bei Lüneburg). Es ist um die Zeit, da der Herzog in England weilt. Die Bürger fühlen sich sicher vor ihm und haben den Sohn Heinrichs und eines Bardowieker Mädchens, der für die Rechte des unterdrückten Volkes eintrat, auf sieben Jahre verbannt. Mit seinen Getreuen kreuzt er auf der Nordsee, um nach Seeräubern zu fahnden. Dabei erfährt er, daß sein Vater Bardowiek überfallen will. Er kehrt zurück, ehe seine Zeit abgelaufen ist, muß aber erleben, daß der Rat seinen Warnungen kein Gehör schenkt. Am Tage seiner Rückkehr hat seine Braut unter dem Zwange ihres Vaters einen brutalen, aber reichen Mann heiraten müssen. Die daraus entstehenden Konflikte nehmen einen reichlich breiten Raum in der Erzählung ein. Heinrich erobert schließlich Bardowiek und läßt es plündern. Er selbst trägt den ersten Brand in den Dom als Strafgericht für die Stadt, als deren Schuld er es ansieht, daß sein Sohn im Verteidigungskampfe fiel. Die wilde, gesetzlose Zeit, in der nur das Recht des Stärkeren galt, kommt gut zur Darstellung, mit besonderer Liebe ist die Freundestreue behandelt. — Die zweifarbigen Bilder haben, gewiß absichtlich, etwas Holzschnittartiges. Das Buch ist für Jugendliche frühestens von 15 Jahren an, auch für Erwachsene in allen Büchereien verwandbar.
Hanna Voll (Stettin).

Schätz, Jos. Jul.: Wanderfahrten in den Bergen. Mit 8 Originalradierungen von Walter Sandstein und vielen Textbildern von A. Bitterlich. Stuttgart: Levy & Müller. 211 S. Lw. 7,—.

Ein einziges begeistertes Lob auf das Hochgebirge mit seiner menschenfernen Einsamkeit, seiner erhabenen Zauberwelt ist dieses Buch. Der Verfasser ist selbst ein erfahrener Bergsteiger und erzählt anschaulich und sehr eingehend von den verschiedenartigsten Wanderfahrten, die er zur Sommers- und Winterzeit in die Alpen hinauf gemacht hat. Eine Fülle von Anregungen birgt das Buch für

junge Menschen, sei es, daß sie ihm nur im Geiste folgen können, sei es, daß sie, durch seine praktischen Winke gut vorbereitet, dann selbst in die Wunder der Bergwelt hinaufstreben. Die Größe des Erschauten und Erlebten, aber auch die drohenden Gefahren sind in den künstlerisch hochwertigen Radierungen, sowie in vielen Zeichnungen lebensvoll dargestellt. Die Ganzleinendecke mit der schönen farbigen Prägung macht auch das Äußere des Buches dem Inhalt ebenbürtig. — Für Büchereien jeder Größe unbedingt zu empfehlen. Von 12 Jahren an, auch für Erwachsene. Hanna Voll (Stettin).

Aus deutscher Seele. Ein Novellenkranz. Hrsg. von Hans Gieseler. Leipzig: Abel & Müller 1925.

Chamisso, A. von: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Mit Bildern von H. Ebers. 105 S. Geb. 4,—.

Eichendorff, J. von: Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit Bildern von K. Miersch. 117 S. Geb. 4,—.

Kleist, H. von: Michael Kohlhaas. Mit Bildern von K. Werth. 128 S. Geb. 4,—.

Mörike, E.: Mozart auf der Reise nach Prag. Mit Bildern von H. Ebers. 104 S. Geb. 4,—.

Stifter, A.: Bunte Steine. Mit Bildern von F. Becker. 214 S. Geb. 6,—.

Der Wert dieser neuen volkstümlichen Sammlung liegt in den farbenfrohen, fast durchweg wohlgelungenen Bildern, — nur der Schlemihl macht eine Ausnahme —, die ein Stück Romantik sichtbar machen, in den ebenso hübschen Einbänden und dem großen klaren Druck. Das Papier ist nicht das allerbeste. Diese in erster Linie für die Jugend bestimmten, aber keineswegs bearbeiteten oder gekürzten Ausgaben sind durch ihre freundliche Gestalt sehr danach angetan, die in ihnen zum Abdruck gekommenen Meisterwerke deutscher Erzählungskunst mit ihrem nicht immer leicht zu bewältigenden Gehalt wenig geübten Lesern nahezubringen. Für Volksbüchereien jeder Art und Jugendbüchereien, vorzüglich geeignet auch zu Geschenkzwecken. Elisabeth Wernecke (Berlin).

Thompson Seton, Ernest: Fahnenschwanz und Sandhügelhirsch. Zwei Erzählungen. Ill. 3. Aufl. Stuttgart: Franckh 1925. 189 S. Hlw. 5,60.

Zwei neue Erzählungen Thompsons, von denen besonders die größere erste, die Geschichte einer Grauhörnchen-Familie, durch die Fülle der sorgsam zusammengetragenen Beobachtungen und die klug abgewogene Schilderung der Ausbildung dieser kleinen Tierchen für ihren Lebensweg wertvoll ist. — Für 12- bis 14-jährige. H. J. Homann.

Waldenburg, Emma: Lisa beim Förster. Tiergeschichten. Gotha: Klotz 1926. VII, 123 S. Lw. 3,50.

Eine etwa neunjährige Waise aus Berlin kommt nach langer Krankheit für einen Sommer nach Ostpreußen in ein Forsthaus zur Erholung. Was sie dort in der ländlichen Umgebung mit den Tieren in Haus und Hof, in Feld und Wald erlebt, wird in kindlich einfacher Weise erzählt. Das Buch verrät eine warme Liebe zur Tierwelt, wie zur Natur überhaupt, verbunden mit gründlichen Kenntnissen auf diesem Gebiet. Schade ist nur im Interesse der Gesamtwirkung, daß Einleitung und Vorrede sich vorwiegend an Erwachsene wenden, und daß auf die geschlossene Reihe der Erlebnisse des kleinen Mädchens eine einzelne kurze Geschichte folgt, die mit dem Vorhergehenden nicht den geringsten Zu-

sammenhang hat. — Der Druck ist klar und schön. Für 9—13=jährige, besonders Mädchen recht brauchbar. Hanna Voll (Stettin).

Winckler, Joseph: Der tolle Bomberg. Jugend=Ausg. Bearb. von W. Fronemann. Stuttgart: Deutsche Verlags=Anstalt 1925. 238 S. Lw. 4,50.

Man wird darüber verschiedener Meinung sein, ob eine Jugendausgabe des viel umstrittenen Buches angebracht ist, und man soll den Standpunkt des Jugendbildners, der sie ablehnt, achten. Ich bin der Meinung, daß, solange wir den Eulenspiegel und ähnliches in unseren Jugendbüchereien haben, auch ein so kräftiges literarisch wertvolles Buch, wie diese Bearbeitung, seine Berechtigung hat. Haben wir denn viele Bücher, bei denen man so herzhaft lachen muß? — Fronemann hat — bei aller Achtung vor dem schwankartigen Charakter und dem Stil des Werkes — mit Sorgfalt ausgemerzt. Alle zynischen und ans Unflätige grenzenden Geschichten fehlen. Muß man vor allem aus konfessionellen Gründen noch immer eine gewisse Vorsicht bei der Ausgabe walten lassen, so kann man sie doch den meisten Jugendlichen getrost in die Hände geben. — Der Hauptwert der Bearbeitung scheint mir darin zu liegen, daß man in der Ausleihe in den Fällen, in denen die Ausgabe des Originals nicht angebracht erscheint, auf diesen Auswahlband zurückgreifen kann.
Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Wiß=Stäheli, Josef: Der blaue Spatz reist nach Australien. Fortsetzung der Jugendgeschichte „Der blaue Spatz". Für die reifere Jugend. Zürich: Füßli 1926. 176 S.

Auch an dieser Fortsetzung des „Blauen Spatz" sind das Beste und Gelungenste die Bilder. Der Stoff, der den jugendlichen Leser schon reizen könnte — ein Australienaufenthalt eines Schweizer Jungen — ist reizlos und ohne jede Spannung erzählt. Außerdem gehört die Erzählung zu jenen in der heutigen Zeit doppelt gefährlichen Büchern, die über die Schwierigkeit einer Existenzgründung im Ausland leichtfertig hinweggehen und den Wandertrieb junger Menschen leicht in verhängnisvolle Bahnen leiten. Nicht für Büchereien.
Elisabeth Wernecke (Berlin).

4. Belehrende Schriften.

Brand, Jürgen: Ulenbrook. Briefe aus der Heide an meine jungen Freunde. Berlin: Dietz 1924. 79 S.

Der Verfasser, der einen stillen Waldwinkel in der Heide sein eigen nennt und dort das Werden, Wachsen und Vergehen in der Natur mit offenen Augen und offenem Herzen belauscht, teilt die Beobachtungen, die er während eines Jahres macht, seinen „jungen Freunden" mit. Das Büchlein ist reich an feinem Stimmungsgehalt und wird Stadt= wie Landkindern, soweit sie überhaupt Sinn für das Leben in der Natur haben, manche Anregung geben können. — Der eine Ausfall ins Politische mit der Aufforderung zum Klassenkampf wäre aus pädagogischen Gründen, zum mindesten aber im Interesse des Buches, besser unterblieben. Es ist schwer zu sagen, wie alt sich Brand seine Leser denkt, da er einerseits eine Menge naturwissenschaftliche Kenntnisse voraussetzt, andrerseits häufig einen unverhältnismäßig kindlichen Ton anschlägt. Im ganzen wird es sich für 12—15=jährige eignen. Das gut ausgestattete Leinenbändchen ist für alle Büchereien verwendbar. Hanna Voll (Stettin).

Brand, Jürgen: Eine Reise nach Island und den Westmännerinseln. Reisebriefe und Tagebuchblätter. Berlin: Dietz 1924. 118 S.

Das Buch schildert in Briefen und Tagebuchblättern, die an Kinder ge=

richtet sind, eine Islandfahrt, deren Hauptzweck das Studium der Vogelwelt ist. Die Erlebnisse und Eindrücke werden schlicht erzählt; die Sache soll durch sich selbst wirken. Hoffentlich tut sie es! Im allgemeinen werden ja gerade auch von Jugendlichen die abenteuerlichen Reiseerzählungen vorgezogen, selbst auf Kosten der Echtheit, die hier einmal ganz zu ihrem Rechte kommt. Der schöne blaue Leineneinband und die vielen Bilder nach Aufnahmen des Verfassers tragen wirksam zur Belebung des Stoffes bei. Für Büchereien zu empfehlen. Von 12 Jahren an, mehr für Knaben. Hanna Voll (Stettin).

Fuhlberg-Horst, J.: Auto und Motor bei Onkel Herbert. 3. Aufl. Stuttgart: Franckh 1924. 239 S. Mit Abb. Geb. 5,60.

— Radio bei Onkel Herbert. 2. Aufl. Ebenda 1924. 228 S. Mit Abb. Geb. 5,60.

— Im Hamburger Hafen. (Onkel-Herbert-Bücher.) Ebenda 1925. 208 S. Mit Abb. Geb. 5,60.

In diesen drei Büchern erzählt der Gymnasiast Walter Wollenberg, wie ihm sein Onkel Herbert, ein Diplomingenieur, in schönen Ferienwochen die technischen Dinge erklärt, die einen Jungen am meisten beschäftigen: Auto und Motor, Radio und, bei einem Besuch im Hamburger Hafen, die wichtigsten Tatsachen der Seeschiffahrt. Die Erklärungen des Onkels sind durchweg klar und anschaulich, für etwa 12-jährige Schüler höherer Schulen und 14-jährige Volksschüler bei einiger Bemühung verständlich. Alles Gerede über Dinge, die ein Junge eben nicht verstehen kann, wird vermieden. Zahlreiche gute Zeichnungen tragen zur Veranschaulichung bei. Der Band über Auto und Motor ist der beste. Im „Hamburger Hafen" verliert sich Onkel Herbert wegen des allzu weit gegriffenen Themas meist in recht allgemeinen Plaudereien. Beim Radio sind die grundlegenden Auseinandersetzungen und die Erklärungen der Sendetechnik ausgezeichnet, man muß aber bedauern, daß nicht etwas mehr Anweisungen zur Praxis der Empfangstechnik gegeben werden. Das wäre unschwer möglich und den jungen Lesern sicher sehr willkommen gewesen. In diesem Band tritt auch ein Mangel am unangenehmsten hervor, der in allen drei Büchern stört: die Pausen zwischen den technischen Unterhaltungen werden durch allerhand Sportübungen, Schwimmen, Turnen, Boxen ausgefüllt, und dabei gibt Onkel Herbert seine Weltanschauung und Lebensweisheit zum besten. Die Absicht, den Jungen eine harmonische Ausbildung von Körper und Geist zu empfehlen, ist zweifellos gut, doch wird das alles zu platt und oft auch zu schulmeisterlich-kleinlich vorgebracht. Außerdem schließt der Radio-Band mit einer abgeschmackten feuilletonistischen Hymne auf die Zukunft der Technik. — Doch der Auto-Band kann allen Büchereien warm empfohlen werden. H. J. Homann.

Schalk, Gustav: Die großen Heldensagen des deutschen Volkes. Für Deutschlands Jugend und Volk bearb. Mit 12 farb. Bildern von K. Reimer. München: G. W. Dietrich. 271 S. Lw. 10,—.

Die Sagen von den Nibelungen, von Gudrun und Dietrich von Bern sind hier ausführlicher erzählt und dabei flüssiger im Stil als die entsprechenden Stücke in dem Band „Deutsche Heldensage" desselben Verfassers (Berlin: Neufeld & Henius. Lw. 8,50). Die farbigen Bilder sind sehr eindrucksvoll, was gerade den Schwarzweiß-Illustrationen der letztgenannten Ausgabe fehlt. Auch Druck und Papier sind gut. Hanna Voll (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw.

Die nächste Prüfung findet Donnerstag, den 11. März 1926 und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin statt.

Da eine große Zahl von Prüflingen zu erwarten ist, wird es vielleicht wieder nötig werden, die Prüfung in zwei Teile zu zerlegen, Beginn der zweiten Prüfung dann etwa am 12. April.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916, § 5) spätestens am 11. Februar 1926 dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist. Für die Prüfung können nur Adler-Maschinen (Universaltastatur) zur Verfügung gestellt werden; Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Berlin, den 11. Dezember 1925.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission.
Kaiser.

Radiotismus. Im ersten Heft des Jahrgangs 1924 der B. u. B. habe ich auf die ersten offiziösen Nachrichten über die geplanten Rundfunkeinrichtungen des Reiches hin unter dem Titel „Unterhaltungsrundfunk und Bildungspflege" einen Mahnruf losgelassen und an das Gewissen der Volksbildungsministerien appelliert, im Falle ihres Versagens aber die Selbsthilfe der deutschen Bildungspfleger herausgefordert. Umsonst! Die ministeriellen Hüter der Volksbildung haben aus dem Schicksal des Lichtspieles nichts gelernt. (Und bei diesem kann man doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung sagen, daß dem Staate zunächst dem Unternehmertum gegenüber jegliche Handhabe fehlte, während er sie beim Radio von vornherein hatte und bis zu einem gewissen Grade heute noch hat.) Man hat die einzelnen Rundfunkbezirke an gewerbliche Unternehmer verpachtet, an die Unterhaltungsfirma Ullstein und andere Warenhäuser für „Kulturbedürfnisse". In der öffentlichen Erörterung der Radiofrage sind bildungspflegliche Gesichtspunkte so gut wie nie kritisch erörtert worden. Und nie ist die planmäßige Mitwirkung von Volksbildungssachverständigen auch nur gefordert worden. (Ein noch so geschickter und gebildeter Verwaltungsbeamter oder Techniker ist, das kann nicht oft genug gesagt werden, unter den heutigen Verhältnissen an sich noch kein Sachverständiger für Fragen der Volksbildung.) Ja, diese Volksbildungspraktiker selbst sahen, soweit ich die Wirkung meines Mahnrufes beobachten konnte, die ganze Sache „nicht so tragisch an". Der Unterhaltungsrundfunk werde eine sehr schnell vorübergehende Sensation sein,

da ja nur das Ohr dabei beschäftigt werde*), usw. usw. „Je wat sall ener dorbi dauhn?“

Es soll also nicht sein, daß uns auf diesem neuen Gebiete der Volksunterhaltung, dessen ungeheure Bedeutung man offenbar erst einsehen wird, wenn die Massenunterhaltung durch den Rundfunk in großen Sälen mit einem Groschen Eintrittsgeld (vgl. Jg. 1924 der B. u. B. Seite 27 ff.) verwirklicht ist, gefahrvolle Umwege erspart bleiben! Ich habe mich daher auch mit meinem Thema in die Abteilung „Kleine Mitteilungen“ zurückgezogen und begnüge mich hinfort mit gelegentlichen Versuchen, durch kleine Stichproben zu veranschaulichen, was für eine Volksbildungseinrichtung die „gemeinnützigen“ Rundfunkhäuptlinge (denn „die amtliche deutsche Radioorganisation ist kein Erwerbsunternehmen, das auf Gewinn arbeitet“, a. a. O. S. 28)** dem deutschen Volke „geschenkt“ haben („der Reichsrundfunk ein Geschenk für die Masse“ a. a. O. S. 27).

Zunächst seien vier beliebige Programme aus verschiedenen Rundfunkbezirken vollständig, aber unter Weglassung der Vortragenden usw., wiedergegeben, aus denen die Berechtigung der spöttischen Bezeichnung „Minutensalat“ deutlich hervorgeht:

4^{30}—6	Uhr:	Unterhaltungsmusik.
6^{40}	„	Ampère, Volt, Ohm und Watt.
7	„	Gewerblicher Rechtsschutz und Verwertung gewerblicher Schutzrechte.
7^{30}	„	Englische Literaturgeschichte (in englischer Sprache).
8	„	Zum 40. Geburtstage Deutsch-Ost-Afrikas.
8^{30}	„	„Rund um die Liebe“. Anschließend Bekanntgabe der neuesten Tagesnachrichten usw.
10^{30}—12	„	Tanzmusik.

4^{30}—6	Uhr:	Konzert. Dazwischen Gedichte, Aphorismen und Proben aus der „Fröhlichen Wissenschaft“ von Friedrich Nietzsche.
6—6^{30}	„	Zeitansage, Wetterbericht, landwirtschaftlicher Nachrichtendienst.
7—7^{30}	„	Die Schweigepflicht des Arztes.
7^{30}—8	„	Erinnerungen eines Deutsch-Amerikaners.
8—9	„	Konzert.
9^{15}	„	Zeitansage, Wetterbericht, Sportnachrichten.
9^{30}—11	„	„Humor im bunten Rock“.

4^{30}—6	Uhr:	Konzert.
6^{40}	„	Zehn Minuten für die Frau („Etwas von der Ruhe“).
7	„	Grundlagen der Wettervorhersage.
7^{30}	„	Das Buch als Kulturfaktor. — Wie erhöhe ich die Lautstärke meines Empfängers.
8^{30}	„	Rudolf Baumbach (zum Geburtstag des Dichters).
10	„	Filmstar X.: „Erinnerungen aus meiner Filmtätigkeit“. Anschließend die neuesten Tagesnachrichten usw.
10^{30}	„	Schachfunk.

---

*) Es ist meiner Ansicht nach allerdings richtig, daß diese Einseitigkeit die Grenze bedeutet für die Verbreitung des Unterhaltungsrundfunkes. Aber innerhalb dieser Grenze ist diese Einseitigkeit noch gefährlicher für das (im engeren Sinn) geistige Leben Vieler als die Einseitigkeit des Bildvergnügens beim Lichtspiel. Denn sie stillt den Klanghunger weiter Kreise vielfach dadurch, daß sie deren Musikversimpelung fördert.

**) Kürzlich habe ich sogar selbst mitangehört, wie der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Aktiengesellschaft „Berliner Funkstunde“ in einem öffentlichen Werbevortrag versicherte, die „Sendegesellschaften arbeiten auf gemeinnütziger Grundlage“.

4³⁰—6 Uhr: Konzert.
6⁴⁰ „ Zehn Minuten für die Frau („Der Frauen Recht auf Jugend").
7 „ Winterkampf gegen Gartenschädlinge.
7²⁵ „ Gemüsegenuß und Gesundheit.
7⁵⁰ „ Einführung in die indische Kultur.
8³⁰ „ Populärer Abend.
10 „ Filmstar Y.: „Erinnerungen aus meiner Filmtätigkeit". Anschließend die neuesten Tagesnachrichten usw.

Aus weiteren drei Programmen seien wenigstens einige besonders reizvolle Bestandteile wiedergegeben: Im ersten Programm folgen unmittelbar aufeinander drei Vorträge: über „Notleidende Jugend" (30 Minuten), über „Faust I und II" (20 Minuten!) und „Was muß man von den Steuern wissen?" (30 Minuten), und den glorreichen Abschluß dieser Folge bildet dann ein „Léhar-Lincke-Abend"! Gibt es einen schöneren Beleg für die Tatsache, daß sich der Geist des Unternehmertums stets passiv zum Geschmack, bezw. Ungeschmack des Publikums verhält, da er ja kein Interesse daran hat, ihn bis an seine jeweils obere Grenze zu entwickeln und dabei — Abonnenten zu verlieren? Wie in der „Berliner Illustrierten": ein „allen Geschmacksrichtungen Rechnung tragendes Programm"!*)

In einem anderen Programme folgen sich „Gesellschaft mit beschränkter Haftung" (20 Minuten), „Das biedermeierliche Berlin Schinkels" (30 Minuten), „Das Jugendwandern, ein Heilfaktor auch für schwächliche und kranke Kinder" (30 Minuten), „Die Physik der Sonne" (30 Minuten), „Was biete ich meinen Gästen?" (? Minuten).

In einem dritten Programm: „Die jüngeren Weisheitsbücher der Ägypter und ihr Verhältnis zum alten Testament" (30 Minuten), „Versicherungsrecht" (30 Minuten), „Die Anwendung der künstlichen Düngemittel" (30 Minuten) und „Japanische Märchen und Sagen" (? Minuten).

Für ganz hartnäckige Verteidiger der bildungspfleglichen Verdienste des Unterhaltungsrundfunks, die mir einwenden, es werde ja doch so gut wie nie jemand das ganze Programm oder auch nur mehr als zwei Stücke hintereinander hören, stelle ich aus einem beliebigen Wochenprogramm schließlich noch zusammen, was zu ein und derselben Stunde (um 7 Uhr) jeden Tag „los war": Sonntag „Der Humor in französischen und italienischen Opern". Montag „Tausend Worte französisch". Dienstag „Faust I und II". Mittwoch „Über krankhafte Geisteszustände vom gerichtsärztlichen Standpunkt aus". Donnerstag „Das Gebrauchsmuster". Freitag „Beethovens unsterbliche Geliebte". Sonnabend „Hölderlin, Novalis, Brentano".

Wie sagt doch Nietzsche in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen", die vielleicht auch bald im Unterhaltungsrundfunk verhackstückt und als „Ragout aus anderer Schmaus" — so zwischen Léhar und Lincke, oder zwischen Düngemitteln und japanischen Märchen — serviert werden:

„Mir scheint es bisweilen, daß die modernen Menschen sich grenzenlos aneinander langweilen und daß sie es endlich nötig finden, sich mit Hilfe aller Künste interessant zu machen. Da lassen sie sich selbst durch ihre Künstler als prickelnde und beizende Speise auftischen; da übergießen sie sich mit dem Gewürze des ganzen Orients und Okzidents. Und gewiß, jetzt riechen sie freilich sehr interessant, nach dem ganzen Orient und Okzident. Da richten sie sich ein, jeden Geschmack zu befriedigen, und jeder soll bedient werden, ob ihn nun nach Wohl-

---

*) Die „Berliner Illustrierte" gibt übrigens Anlaß, auch über eine andere Frage nachzudenken, die für den Volksbildner wichtig ist: wie die verschiedenen Volksunterhaltungsgewerbe zu Interessengemeinschaften zusammenwachsen werden. Der aufmerksame Beobachter wird bereits festgestellt haben, daß Romane der „Berliner Illustrierten" nun auch gleich nach Erscheinen als Filme herauskommen. Bald wird ihr Erfolg sicher auch vollends für den Unterhaltungsrundfunk planmäßig ausgewertet werden, wenigstens in dem von Ullstein gepachteten Bezirk.

oder Übelriechendem, nach Sublimiertem oder Bäurisch-Grobem, nach Griechischem oder Chinesischem, nach Trauerspielen oder dramatisierten Unflätereien gelüstet."

A.

Buchhändleriche Verlustlisten aufzustellen unter bildungspfleglichen Gesichtspunkten wäre eine der wichtigsten Aufgaben für eine planmäßige Zusammenarbeit zwischen den deutschen Büchereien und dem deutschen Buchhandel. Die folgende zwanglose Aufreihung von Titeln möge eine Anregung in dieser Richtung sein.

Von künstlerisch hochwertigen Romanen aus der neueren Weltliteratur sind gegenwärtig völlig aus dem Buchhandel verschwunden:

Bjely: Die silberne Taube. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening.
Jürgensen: Die große Expedition. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening.
Jürgensen: Christian Svarres Kongofahrt. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening.
Knudsen: Fortschritt. Leipzig: Merseburger.

Von guter neuerer Unterhaltungsliteratur ist zurzeit vergriffen:

Jacobs: Seemannshumor Bd. 1—3. Stuttgart: Lutz.
Bonde: Schimannsgarn. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
Mühlau: Hauptmann Hamtiegel. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
Kraze: Beim Neuland. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.

Büchereien, welche die Neuauflage eines der oben genannten Werke wünschen oder ergänzende Vorschläge machen wollen, wenden sich an die „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern", Stettin, Grüne Schanze 8, die demnächst in einem Rundschreiben praktische Vorschläge zu machen beabsichtigt.

Schwedische Seemannsbücherei. Wie aus einem Bericht in Heft 6/7 des laufenden Jahrganges von „Bibliotekbladet" hervorgeht, hat man in Schweden den planmäßigen Ausbau des bisher nur der Betätigung verschiedener Vereine überlassenen Büchereiwesens der Handelsschiffe jetzt von Staats wegen in Angriff genommen. Ein Organisationsplan, der jene gesamte Vereinstätigkeit klug zusammenfaßt und großzügig ergänzt, ist von Dr. Hjelmqvist (es war wohl eine seiner letzten Arbeiten, ehe er unlängst die Tätigkeit des ersten staatlichen Büchereikonsulenten mit der des ersten Stadtbibliothekars von Stockholm vertauschte) aufgestellt worden. Die Verwaltungszentrale der neuen Organisation wird in Gotenburg sein; späterhin sollen Zweigstellen in anderen schwedischen Häfen errichtet werden. In erster Linie werden nach wie vor geschlossene Wanderbestände verliehen (wobei außerhalb von Schweden Stationen der Seemannsmission und schwedische Konsulate den Eintausch neuer Bestände vermitteln sollen), aber es wird auch die Möglichkeit gegeben werden, einzelne Benutzer mit bestimmten Werken, die sie zu studieren wünschen, zu versehen. Schließlich soll im Zusammenhang mit der Seemannsbücherei auch das Vortragswesen für Seeleute entwickelt werden.

Die **Zentrale für Nordmarkbüchereien** eröffnete Mitte Oktober im Norden der Stadt Flensburg eine Öffentliche Bücherei mit Ausleihe und Lesesaal, die den mittleren Typ einer Kleinstadtbücherei darstellen soll. Sie ist geschaffen worden, um den Kleinstädten Schleswigs bei der Neueinrichtung von Büchereien zum Vorbild zu dienen und den Büchereileitern derselben gleichzeitig die Möglichkeit zu praktischer Arbeit unter Anleitung der Zentrale zu geben.

Der **Verband Rheinischer Bibliotheken** erklärte auf seiner Tagung zu Bonn am 3. Oktober 1925:

Die Bibliotheken können verlangen, daß alle für sie in Frage kommenden Bücher gewissen buchtechnischen Mindestforderungen genügen. Dazu gehört:

1. Entweder bibliotheksgemäßer Einband, oder, noch besser, Lieferung in ungebundenem Zustand.
2. Beigabe eines ausgiebigen alphabetischen Sach- und Namenregisters zu allen Büchern, deren Ausschöpfung dadurch gefördert werden kann.
3. Angabe des Erscheinungsjahrs an einer für den Bibliothekar auffindbaren Stelle, wenn auch nicht auf der Vorderseite des Titelblattes.

Die Mitglieder des Verbands Rheinischer Bibliotheken werden bei der Auswahl der für sie in Betracht kommenden Bücher diejenigen bevorzugen, die bei gleichem inneren Wert den buchtechnischen Forderungen am meisten entsprechen.

Hofrat Professor Dr. Lampa hat uns während der Drucklegung dieses Heftes eine Erwiderung auf den Aufsatz von Dr. Kemp (Heft 6 des vorigen Jahrganges, S. 337) übersandt. Wir konnten sie wegen ihres beträchtlichen Umfanges hier nicht mehr unterbringen, möchten aber jetzt schon darauf hinweisen, daß wir sie im nächsten Heft abdrucken werden.

Offene Stellen. Essen: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).

Lesefrüchte.

Der bekannte Kunsthistoriker Karl Woermann erzählt in seinen „Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen" (vgl. S. 39 dieses Heftes) folgendes über seine Jugendlektüre:

„Unsere Lieblingsbücher waren anfangs die großen naturgeschichtlichen Bilderbücher, in denen Pflanzen und Tiere, vor allem die Tiere des tropischen Urwaldes, uns so anschaulich dargestellt und koloriert entgegentraten. Nur zögernd nenne ich den damals unvermeidlichen „Struwelpeter". Haben feinsinnige Kunstrichter ihn heutzutage doch auf den Index gesetzt, da er den Geschmack der Kinder verderbe. Ob er unseren Geschmack verdorben hat, weiß ich nicht. Aber daß er uns Spaß gemacht hat und uns gelehrt hat, Spaß zu verstehen, weiß ich: und das ist immerhin fürs Leben mitzunehmen. Seine Verse weiß ich noch heute auswendig, und daß wir seine spaßigen Bilder von Kunstwerken unterscheiden lernten, dafür sorgten die anderen Bilderbücher, die, echte Kunstschöpfungen, uns jedes Jahr neu ins Haus geflogen kamen und uns jene alten Tierbücher rasch vergessen ließen; namentlich die Bilder-Bücher Ludwig Richters, die aus ähnlichem Geiste, wie dem des Wandsbecker Boten geboren, wie dessen Gedichte, für klein und groß sofort verständlich waren. Was sie mir an deutschem Sinn und künstlerischem Empfinden gegeben, kommt mir, je älter ich werde, desto deutlicher zum Bewußtsein. Eine stille helle Freude zog jedes Jahr durch mein Kindergemüt, wenn ein neues Buch Ludwig Richters auf unserem Weihnachtstisch lag. Von Campes Robinson an, der 1848 mit Richters Bildern erschien, habe ich sie alle erlebt. In die „Spinnstube" durften wir manchmal bei unseren Großeltern, die sie hielten, einen Blick tun. Die „Illustrierte Jugendzeitung" hielten uns unsere Eltern. Nacheinander stellten sich Andersens Märchen, Bechsteins Märchen, „Christenfreude" und Klaus Groths „Vaer de Goern" mit Richters Bildern bei uns ein. Schon uns Kindern schien in manchen dieser Bücher der Text nur der Bilder wegen da zu sein. Dann die frei geschaffenen Holzschnittfolgen des Meisters: „Beschauliches und Erbauliches", „Das Vaterunser" und die vier Hefte „Fürs Haus". Gerade diese erschienen in dem Jahrzehnt meiner wachen Knabenzeit; und heute wissen wir, daß sie, neben den Schöpfungen Schwinds und Rethels, zu den wenigen deutschen Kunstschöpfungen jener Zeit gehören, die, aus deutschem Eigenempfinden geboren, ihren Wert behalten haben und behalten werden."

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 6 | 1926 | Heft 2/3

Vorlesestunden.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

V.*)

1.

Aus der „guten alten Zeit"

Ebner-Eschenbach: Er laßt die Hand küssen[1]) . . . . 45 Min.
Storm: Im Saal[2]) . . . . 10 „

Aus: [1]) Ebner-Eschenbach: Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. Berlin, Gebr. Paetel. [2]) Storm: Sämtliche Werke. Leipzig, Hesse & Becker, Bd. 1.

Zu dieser, den Lesewinter 1924/25 eröffnenden Vortragsfolge gab ich einleitend einige „Bildungshilfen", indem ich daran erinnerte, daß die Zeit des Rokoko, in der die erste Geschichte spielt, auch die Zeit der Revolutionsreife gewesen sei (vgl. mein Vorlesestundenbüchlein S. 28) und daß gerade die verbrecherische Gedankenlosigkeit, mit der hier „Vorrechte" ausgeübt werden ohne Verantwortlichkeitsgefühl, jeden gerecht Denkenden einsehen lehre, warum dieser Patriarchalismus mit seinem Recht über Leben und Tod („jus gladii") abgewirtschaftet hatte und mit ihm die entsprechende Gesellschaftsschicht. Auch machte ich darauf aufmerksam, wie selbst in dem zweiten Stück die patriarchalische Gebundenheit einer damals schon versunkenen Zeit disharmonisch aufzuklingen droht, aber, dem idyllischen Gesamtcharakter dieser wunderbar feinen Skizze gemäß, sofort abgedämpft wird und nur bei aufmerksamem Hinhorchen als reizvolles, einer allzu großen Gefälligkeit der Erzählweise vorbeugendes „Beunruhigungsmotiv" bemerkbar ist. Der Gegensatzreiz, der sich aus der Aufeinanderfolge des — bei aller aristokratischen und humoristischen Liebenswürdigkeit der Form — bitter ironischen und des verklärt-elegischen Stückes ergibt, ist von tiefer und nachhaltiger Wirkung, besonders wenn jenes in elegantem, aber gewichtigem, die beiden Gesprächspartner gut charakterisierendem Plauderton, dieses weich, aber nicht weichlich gelesen wird. Es kommt so am schönsten die seltsame Tatsache zu ihrem künstlerischen und menschlichen Recht, daß hier die Erzählerin sozusagen auf der Mannesseite geht, der Erzähler aber auf der Frauenseite — und also beide auch so ein schönes Paar machen!

---

*) Vgl. 5. Jg. S. 91ff., 3. Jg. S. 5ff. und S. 86ff., 2. Jg. S. 49ff.

2.

Proletarierkinder

Philippe: Der Wagen[1] . . . . 15 Min.
Andersen-Nexö: Das Glück auf dem großen Müllabladeplatz[2] . . . . 40 „
Ina Seidel: Aus Waldemars Leben[3] . . . . 15 „

Aus: 1) Ch. L. Philippe: Die kleine Stadt. Berlin, Fleischel & Co. 2) Andersen-Nexö: Proletariernovellen. München, Langen. 3) Ina Seidel: Hochwasser. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Programm eines Mitarbeiters. Alle drei Erzählungen veranschaulichen in verschiedener Beleuchtung die Tatsache, daß ein Kinderherz auf Grund seiner unerschöpflichen Phantasie durch die anspruchslosesten Dinge erfreut werden kann, die in der Welt der Erwachsenen weniger als ein Nichts bedeuten. Namentlich die letzte Geschichte aus dem Leben des kleinen Waldemar ist menschlich unmittelbar ergreifend und von stärkster Wirkung.

3.

Der Mensch im Kriege

Rolland: Aus „Clerambault"[1] . . . . 30 Min.
Kant: Zum ewigen Frieden[2] . . . . 1 „
Barbusse: Aus „Das Feuer"[3] . . . . 12 „
Theodor Lessing: Episode[4] . . . . 23 „

Aus: 1) Rolland: Clerambault. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. S. 28—40. 2) Kant: Zum ewigen Frieden. Leipzig, Reclam. S. 6/7. 3) Barbusse: Das Feuer. Zürich, Rascher & Co. S. 231—237. 4) Th. Lessing: Feind im Land. Hannover, W. A. Adam.

Programm eines Mitarbeiters, dessen besonderer Leitgedanke das psychologische Problem der Entgeistung und Entseelung durch den Krieg war.

4.

Schlauberger

Möschlin: Der goldene Schuh[1] . . . . 45 Min.
Supper: Der Heß und sein Buch[2] . . . . 35 „

Aus: 1) Unterm Firnelicht. Ein Schweizer Novellenbuch. Heilbronn, Salzer. 2) Supper: Holunderduft. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Die sehr witzige, prächtig frisch draufloserzählte, aber etwas gewagte Schnurre von Möschlin (in katholischen Gegenden Vorsicht!), in der er der bekannten Legende vom „Geiger von Gmünd" eine höchst ironische Wendung gegeben hat, wird durch die in einem viel tieferen Sinn humoristische, seelsorgerliche Meisternovelle Auguste Suppers (vgl. auch mein Vorlesestundenbüchlein S. 82) trefflich aufgewogen.

5.

Totensonntag

J. P. Jacobsen: Die Pest von Bergamo[1] . . . . 22 Min.
Bürger: Lenore (Gedicht)[2] . . . . 12 „
Keller: Dorotheas Blumenkörbchen[3] . . . . 17 „

Aus: [1]) Jacobsen: Erzählungen. Insel-B. 40. [2]) Bürger: Gedichte. Leipzig, Bibliographisches Institut. [3]) Keller: Sieben Legenden. Insel-B. 237.

Mit wenigen Einleitungsworten unterstrich ich die aufwärts führende Linie des Programmes: aus den Schauern des „ewigen Todes" über die Bangigkeit der Gespensterhochzeit zu der antiken Heiterkeit wonnevoller Vereinigung im Tode. Bei der „Pest in Bergamo" ist die Gefahr sehr groß, daß sich der Vorlesende von dem starken Pathos der Predigt des Mönches äußerlich zu früh mitreißen läßt und so die Möglichkeit der ungeheuren Steigerung am Schluß (in dem dreimaligen „kein Jesus ist für uns am Kreuze gestorben") nicht mehr hat.

6.

Totensonntag

Tolstoi: Die drei Tode[1]) . . . . 40 Min.
Claudius: Der Tod[2] . . . . . }
Storm: Begrabe nur dein Liebstes[3]) }
— Einer Toten[3]) . . . . . } Gedichte . . . . 8 „
C. F. Meyer: Das tote Kind[4]) . . }
Mombert: Spaziergang[5]) . . . }
Rilke: Märchen vom Tod[6]) . . . . 14 „

Aus: [1]) *Tolstoi: Die drei Tode. Insel-B. 73. [2]) *Claudius: Wandsbecker Bote. Insel-B. 186. [3]) Storm: Gedichte. Stuttgart, Strecker & Schröder. [4]) C. F. Meyer: Gedichte. Leipzig, Haessel. [5]) Avenarius: Hausbuch deutscher Lyrik. München: D. W. Callwey. [6]) Rilke: Geschichten vom lieben Gott. Leipzig, Insel.

Programm eines Mitarbeiters.

7.

„Übermenschen"

Altnordischer (unbekannter) Verfasser: Skidis Traumfahrt[1]) . . . . 28 Min.
Mörike: Das Märchen vom sicheren Mann[2]) . . . . . . 20 „
Löns: Hubb, der Hühne[3]) . . . . 10 „

Aus: [1]) Der Wächter. Jg. 1922. Heft 2. München, Parcus. [2]) Mörike: Gedichte. Stuttgart, Strecker & Schröder. [3]) Löns: Sämtliche Werke Bd. 1. Hannover, Sponholtz.

Programm eines Mitarbeiters, das die komischen Möglichkeiten, die in einer Größen- und Kraftveränderung liegen, an ein paar Proben verschiedenster Herkunft veranschaulichen sollte.

8.

Ebner-Eschenbach

Die Freiherrn von Gemperlein . . . . 100 Min.

Aus: *Ebner-Eschenbach: Die Freiherrn von Gemperlein. Dtsch. Dichter-Ged.-Stift. Volksbücher 11.

Programm eines Mitarbeiters. Die mit liebevollem Humor erfüllte Erzählung wird durch die wirkungsvolle Gegenüberstellung der Charaktere der beiden Brüder immer eine dankbare Hörerschaft finden, doch erfordert die Stilistik der Ebner-Eschenbach eine gründliche Vorbereitung des Vorlesenden.

9.

Mutterliebe

Schäfer: Die Frau von Stein[1]) . . . . 5 Min.
Lagerlöf: Das Bilder der Mutter[2]) . . . . 15 „
Riehl: Die rechte Mutter[3]) . . . . 40 „

Aus: [1]) Schäfer: 33 Anekdoten. München, Müller. [2]) Lagerlöf: Unsichtbare Bande. München, Langen. [3]) Riehl: Geschichten aus alter Zeit. Bd. 2. Stuttgart, Cotta.

Da die tiefsinnig-legendenhafte Schäfersche Anekdote hohe Anforderungen an die Hörer stellt, ist es gut, vorweg zu sagen, daß in dieser Vortragsfolge sozusagen „das Bild der Mutter" mit jedesmal anderem Ausdruck gezeigt werden soll, erst rätselhaft-schwermütig, dann schelmisch-idyllisch und zuletzt ehrwürdig-tapfer. Ich habe einige Monate später, bei einem Büchereilehrgang in einer Provinzstadt, das Programm noch einmal gelesen, allerdings mit der Veränderung, daß ich auf die Schäfersche Anekdote verzichtete, die Lagerlöfsche Erzählung an die Spitze stellte und zwischen ihr und der Riehlschen Novelle die monumentale Skizze „Die alte Wirtin" von Anna Croissant-Rust (Schatzgräber. Heft 96) las. „Die rechte Mutter" haben wir übrigens anschließend mit dem früher gelesenen „Märzminister" zusammen (vgl. mein Vorlesestundenbüchlein S. 52) als Manuskriptdruck herausgebracht, den wir auch an auswärtige Interessenten zum Preise von 50 Pfennigen abgeben.

10.

Wilhelm Raabe

Der Student von Wittenberg[1]) . . . . 60 Min.
Holunderblüte[2]) . . . . 35 „

Aus: [1]) Raabe: Halb Mär, halb mehr. Berlin, Grote. [2]) Raabe-Bücherei I, 8. Berlin, H. Klemm.

Programm eines Mitarbeiters, der gleichzeitig in der Volkshochschule eine Vortragsreihe über Raabe hielt. Das erste Stück erwies sich trotz einiger Kürzungen als reichlich lang, im übrigen aber als guten Unterbau für das stillere, künstlerisch geschlossenere zweite Stück.

11.

„Als ich noch der Waldbauernbub war"

Rosegger: Dreihundertvierundsechzig und eine Nacht . . . 10 Min.
— Als ich um Hasenöl geschickt wurde . . . . . 14 „
— Als ich Christtagsfreude holen ging . . . . . 14 „
— Als ich zur Drachenbinderin ritt . . . . 25 „

Aus: Rosegger: Als ich noch der Waldbauernbub war. 3 Bdchen. Leipzig, Staackmann.

Adventsprogramm. Obwohl es nur eine eigentliche Weihnachtsgeschichte enthält, paßt es doch restlos in die Adventszeit mit ihren frohen und andächtigen Kindererwartungen; auch das unheimliche letzte Stück, das einen gewaltigen Abschluß bildet.

12.

„Narren"

Quensel: Admiral Popp[1]) . . . . 23 Min.
Höffner: Der scharfe Weingesang[2]) . . . . 57 „

Aus: [1]) Fürstenwerth: Vom köstlichen Humor, Bd. 1. Leipzig, Hesse & Becker. [2]) *Höffner: Melodie des Herzens. Heilbronn, Salzer.

Programm eines Mitarbeiters. Einleitend wurde darauf hingewiesen, daß mancher in den Augen der Welt ein Narr ist, der doch sein Leben an eine große Idee gehängt hat.

13.

Legenden

Lagerlöf: Das Kindlein von Bethlehem[1]) . . . . 45 Min.
Timmermans: Suskewiets Himmelfahrt[2]) . . . . 20 „

Aus: [1]) Lagerlöf: Christuslegenden. München, Langen. [2]) Timmermans: Das Triptychon von den heiligen drei Königen. Insel-B. 362.

Programm einer Mitarbeiterin. Die teilweise grausige Legende vom Bethlehemitischen Kindermord wird reizvoll aufgelockert durch das liebliche weihnachtliche Idyll des flämischen Dichters.

14.

Um Weihnachten

Möller: Legende vom Tannenbaum[1]) . . . . 4 Min.
Lagerlöf: Der Weihnachtsgast[2]) . . . . 25 „
Frapan: Der Sybarit[3]) . . . . 30 „

Aus: [1]) Möller: Die Spieluhr. Leipzig, Staackmann. [2]) Lagerlöf: Unsichtbare Bande. München, Langen. [3]) Deutsches Weihnachtsbuch. Hamburg, Dtsch. Dichter-Ged.-Stift.

Programm eines Mitarbeiters. Beim dritten Stück muß man sich hüten, den leisen Humor zu stark zu unterstreichen, da sonst aus dem Idyll eine Groteske wird. Je schlichter diese Erzählung gelesen wird, umso wirksamer wird sie sein.

15.

Heinrich Wolfgang Seidel

Der Mann im Alang . . . . 75 Min.

Aus: *Seidel: Der Mann im Alang. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. „Der Falke" 12.

Programm eines Mitarbeiters. Diese psychologische Studie, die gegen Schluß hin an gestaltender Konzentration einbüßt, setzt eine beträchtliche Bereitwilligkeit zur Aufnahme bei den Hörern voraus, welche allerdings durch eine angespannte innere Beteiligung des Vorlesenden bis zum Ende erhalten werden kann. Das vorzüglich getroffene exotische Milieu (Java) gibt der Erzählung ihren besonderen fremdländischen Reiz.

16.

Jungs

Hans Arnold: Fritz auf dem Lande . . . . 57 Min.

Aus: Arnold: Lustige Geschichten. Stuttgart, Bong & Co.

Programm eines Mitarbeiters. Ganz leicht verständliches, harmlos heiteres, auch für ländliche Vorlesestunden geeignetes Programm.

17.

Hermann Hesse

Robert Aghion . . . . 75 Min.

Aus: Hesse: Aus Indien. Berlin, S. Fischer.

Einleitend wies ich, vom exotischen Schauplatz und historischen Kostüm der Erzählung ausgehend, darauf hin, daß sich in ihr die tiefe Augenfreude des Dichters an der (von ihm selbst erschauten) Buntheit und Mannigfaltigkeit des „Wunderlandes" spiegele, aber auch sein ernstes Ringen um die Frage, ob wir Europäer das Recht haben, seinen Bewohnern unsere Welt aufzudrängen, insbesondere die Einheit ihrer Kultur durch das Christentum zu zerspalten, und ob es überhaupt zwischen ihnen und uns zu jener persönlichsten Seelenberührung kommen könne, die uns nordischen Bewußtseinsmenschen als das Höchste erscheint.

18.

Heitere Kleinstadtgeschichten

Thoma: Peter Spanningers Liebesabenteuer[1]) . . . . . . 33 Min.
Höffner: Die Landfahrt des Herrn Thaddeus[2] . . . . . 30 „

Aus: [1]) Thoma: Kleinstadtgeschichten. München, Langen. [2]) Höffner: Melodie des Herzens. Heilbronn, Salzer.

Programm einer Mitarbeiterin.

19.

Jäger und Gejagte

Charles G. D. Roberts: Ein Jahr ohne Kaninchen[1]) . 20 Min.
— Der gefleckte Fremdling[2]) . . 22 „

Aus: [1]) Roberts: Gestalten der Wildnis. Berlin, Gyldendal. [2]) Roberts: Jäger und Gejagte. Ebenda.

Programm eines Mitarbeiters. Die Tiergeschichten des kanadischen Schriftstellers sind bei aller naturwissenschaftlichen Sachlichkeit, die jeder billigen Vermenschlichung abhold ist, unmittelbar packend und anschaulich erzählt. Sie sind außerdem leicht lesbar. Die drei Bände Erzählungen (s. a. „Augen im Busch") sind eine Fundgrube bei der Zusammenstellung von Tierprogrammen.

20.

Benno Rüttenauer

(zur Feier seines 70. Geburtstages).

Der feurige Wagen	60 Min.
Der Botschafter	
Das Wunder des Abbé Cochin	

Aus: Rüttenauer: Pompadour. München: Müller.

Anstatt durch lehrhafte biographische Ausführungen den festlichen Charakter dieser Vorlesestunde zu gefährden oder anstatt ihn durch jubilarische Lobhudeleien zu übersteigern, sagte ich ungefähr folgendes: „Die heutige Stunde steht im Zeichen eines badischen Dichters, der morgen seinen 70. Geburtstag feiert. Den meisten von Ihnen wird Benno Rüttenauer nicht einmal dem Namen nach bekannt sein. Und das ist auch nicht eben verwunderlich. Denn er hat zwar in den letzten 30 Jahren eine ziemlich große Reihe historische Erzählungen geschrieben, aber nur in wenigen ist ihm die letzte künstlerische Verdichtung seiner Fabeln gelungen. In diesen wenigen zeigt er freilich eine Kultur des Erzählens, die meisterlich genannt zu werden verdient. Davon werden die drei bezeichnenden und bezeichnend verschiedenen Stücke, die ich jetzt lese, Sie hoffentlich überzeugen." Nach dem ersten Stück sagte ich dann noch: „Nach diesem starken Stück nun ein heiteres" und nach dem zweiten Stück: „Und nun noch eine innige, nachdenkliche Anekdote."

Leider sind auch in diesen Stücken da und dort kleine stilistische Unebenheiten, die sich aber leicht verbessern lassen:

S. 72 Reihe 12 von unten: „jedoch" statt des (zweimaligen) „aber".
S. 74 „ 11 v. u. „andächtige" streichen.
S. 74 „ 10 v. u. das zweitmalige „rasch" streichen.
S. 232 „ 12 v. u. „nach echter Franzosenart" statt „echt nach Franzosenart".
S. 232 „ 9 v. u. „ganz abgesehen . . . worden war" streichen (da es sich hier lediglich um ein „Bildungsornament" handelt).
S. 240 „ 3 v. o. „Der Herr Botschafter" statt „Der Botschafter".
S. 248 „ 5 v. o. den Klammersatz streichen.
S. 249 „ 8 v. u. „nicht" streichen.
S. 251 „ 4—2 v. u. „südlich von . . . Aigues-Wortes" streichen (auch nur „Bildungsornament").
S. 96 „ 12 v. o. den Klammersatz streichen (aus demselben Grund).

21.

Kinderleid

Keller: Das Meretlein[1]) . . . . 15 Min.
Boßhart: Das Pasquill[2]) . . . . 30 „
H. Kurz: Die blasse Apollonia[3]) . . . . 12 „

Aus: [1]) Keller: Der grüne Heinrich. Leipzig, Insel. 5. Kap. [2]) *Boßhart: Zwei Erzählungen. Leipzig, Haessel. [3]) Herm. Kurz: Sämtliche Werke, Bd. 10. Leipzig, Hesse & Becker.

Einleitend sagte ich ungefähr: „Wer sich eine lebendige Erinnerung an seine eigenen Kinderjahre bewahrt hat, der weiß, in welch schwere innere Nöte ein Kind geraten kann, wenn es sich von seinesgleichen oder von den Erwachsenen nicht verstanden oder gar mißhandelt fühlt. Meist hilft ihm sein Schutzgeist hindurch. Zuweilen aber führt solche seelische Bedrängnis zu einer richtigen Tragödie. Und sie erschüttert uns besonders tief, weil ihr Held noch so klein ist, noch ohne die Hilfe eines gereiften Verstandes. Ihre Betrachtung ist auch die schwerste Belastung für jedes Gemüt, das gerne an das Walten eines guten Sinnes im Weltgeschehen glauben möchte."

Die drei Erzählungen ergänzen sich in Tempo und Kolorit vorzüglich. Es empfiehlt sich, dem „Meretlein" ein paar auf den „grünen Heinrich" bezügliche Worte (aber ja nichts „Literaturgeschichtliches"!) vorauszuschicken und dann schon den Schluß des vierten Kapitels zu lesen von den Worten an: „Als ich in späteren Jahren . . .".

22.

Friedrich der Grosse

Bruno Frank: Die Narbe . . . . 56 Min.

Aus: Frank: Tage des Königs. Berlin, Rowohlt.

Programm eines Mitarbeiters. Das Vorlesen dieser mit außerordentlich starker künstlerischer Zucht erzählten Novelle stellt insofern ein Experiment dar, als sie entgegen der traditionellen Auffassung das heldische Wesen des Preußenkönigs aus einer sexual-physiologischen Anomalie erklärt. Die Gewagtheit der Darstellung setzt eine völlig vorurteilslose erwachsene Hörerschaft voraus. Die Novelle ist dann aber wegen ihrer ungeheuerlichen menschlichen Tragik von einer geradezu erschütternden Wirkung.

23.

Musikergeschichten

Martens: E. Th. A. Hoffmann[1]) . . . . 25 Min.
Hoffmann: Rat Krespel[2]) . . . . 45 „

Aus: [1]) Krauß: Schicksalstage deutscher Dichter, Bd. 1. München, C. H. Beck. [2]) E. Th. A. Hoffmann: Werke T. 5. Leipzig, Bong.

Programm eines Mitarbeiters. Je nach der Art der Hörerschaft (eine dörfliche kommt ohnedies nicht in Frage) wird man über die Persönlichkeit Hoffmanns ein paar einleitende Worte sagen oder die Martenssche Skizze sich selbst erklären lassen.

24.

Schwarzwaldbräute

Auguste Supper: Strafversetzt[1] . . . . 32 Min.
Hermann Hesse: Die Verlobung[2] . . . . 40 „

Aus: [1]) Supper: Leut'. Heilbronn, Salzer. [2]) Hesse: Nachbarn. Berlin, S. Fischer.

Der besondere Reiz dieses humorvollen Programmes liegt in der Steigerung des künstlerischen Wertes, die das zweite Stück — trotz seiner harmlosen Heiterkeit — bringt.

25.

Ludwig Thoma

Das Volkslied . . . . 14 Min.
Tja . . . . 10 „
Auf der Elektrischen . . . . 8 „
Der Biedermann . . . . 7 „
Unser guater, alter Herzog Karl . . . . 12 „

Aus: Thoma: Nachbarsleute. München, Langen.

Zu diesem sehr lustigen Programm gab ich einleitende Hinweise auf die Bedeutung Thomas für die deutsche Stammespsychologie, ja für die deutsche Kulturgeschichte. Wenn einmal — in hoffentlich recht ferner Zukunft — durch dauernde und gründliche Blutmischung ein deutscher „Einheitsmensch“ entstanden sei, werde man den Bayern jeglicher Gesellschaftsschicht um 1900 aus Thomas Werken rekonstruieren können (aus Ganghofers Werken dagegen nicht!), weil Thoma „nichts verzierlicht und nichts verkritzelt“ habe. Der echt bayerischen Freude am Derben gesellte sich bei ihm, einem Klassiker wahrer Heimatkunst, ein gründlicher Haß gegen alles Frisierte, „Sinnige“, gegen alle „Heimatkunst“.

Beim Lesen hüte man sich vor allem Unterstreichen der Pointen, namentlich auch in dem kleinen Meisterstück „Auf der Elektrischen“. Je „gemütlicher“ und natürlicher die Stücke — natürlich mit sorgfältiger Abwandlung der Sprechweise und des Sprechtempos der verschiedenen Personen — gelesen werden, desto stärker wirkt ihr prägnanter Humor. Übrigens enthält diese Vortragsfolge keine Geschichte, die man nicht auch vor konfessionell empfindlichen Katholiken lesen könnte, ohne daß man befürchten müßte, sie peinlich zu berühren; bei Thoma bekanntlich eine bildungspflegliche Klippe, die wohl beachtet werden muß.

26.

Utopien

Campanella: Sonnenstaat[1]) . . . . 12 Min.
Swift: Gullivers Reisen[2]) . . . . 12 „
Bellamy: Ein Rückblick[3]) . . . . 45 „
Wells: Jenseits des Sirius[4]) . . . . 20 „
Paquet: Prophezeiungen[5]) . . . . 12 „

Aus: [1]) Campanella: Dokumente der Menschlichkeit, Bd. 6. Dreiländerverlag. [2]) Swift: Gullivers Reisen. Berlin, Reiß. S. 58—61. [3]) Bellamy: Ein Rückblick. Leipzig, Reclam. S. 175—183; 88—92; 69—72; 121—127. [4]) Wells: Jenseits des Sirius. Stuttgart, Hoffmann. S. 95—100; 79—83. [5]) Paquet: Prophezeiungen. München, Drei-Masken-Verlag. S. 68—73.

Programm eines Mitarbeiters. Einleitend wurde die gerade heute besonders lebhaft empfundene Relativität des Begriffes Utopie (Amerikaflug, Radio, Fernsehen) berührt.

27.

Hans Hoffmann

Die unversicherte Brigg[1]) . . . . 40 Min.
Eine Schreckensnacht[2]) . . . . 25 „

Aus: [1]) Hoffmann: Tante Fritzchen. Berlin, Gebr. Paetel. [2]) Hoffmann: Von Haff und Hafen. Ebenda.

Programm einer Mitarbeiterin. Der schelmische Humor der guten Tante Fritzchen wird wirkungsvoll kontrastiert durch die spannende und sehr lustige Seemannsschnurre.

28.

Heinrich Federer

Was der Hausierer Marcote im Analphabeten-Dörflein erzählt 20 Min.
Sibilla Pagni und Taddeo Amente . . . . 30 „

Aus: *Federer: Das letzte Stündlein des Papstes. Heilbronn, Salzer.

Programm eines Mitarbeiters. Die Wirkung wird besonders auf einfachere Hörer stark sein. Es empfiehlt sich, im Tiefland einige Bemerkungen über die Welt der Gebirgler vorauszuschicken.

29.

John William Nylander

Die Frau auf dem Southern Croß[1]) . . . . 20 Min.
Mein alter Hut[1]) . . . . 15 „
Schiffe, die nachts sich begegnen[2]) . . . . 25 „

Aus: [1]) Nylander: Seevolk. Leipzig, Merseburger. [2]) Nylander: Der Schoner Lizzy Gray. Ebenda.

Einleitend wies ich auf die seemännische Persönlichkeit des leider immer noch viel zu wenig bekannten, bald sechzigjährigen finnländischen Dichters hin, den Wurzelboden seiner in Tragik und Humor gesunden und eigenwüchsig starken Erzählungskunst. Die Linie des Programms bewegt sich in sehr wirkungsvoller Weise vom Tragischen zum Tragikomischen. Den künstlerischen Höhepunkt bildet die Seegeschichte „Mein alter Hut", der an Knappheit und heldischer Gemütsstärke des Humors wenige ihrer Gattung gleichkommen.

Kinderurteile über Bücher.

Von Rose v. Aichberger, München.

Fünfjährige Arbeit in Münchener Kinderlesehallen hat mir das Material zu folgenden Ausführungen gegeben. Ich hatte Gelegenheit, dort an Knaben und Mädchen jeden Alters, jeder Schulgattung und sozialen Schicht Beobachtungen anzustellen. Vom 4-jährigen Kindergartenkind bis zum 15-jährigen Lehrling, vom kleinen ABC-Schützen der Volksschule bis zum Backfisch der Töchterschule, zum großen Realschüler und Gymnasiasten, vom Arbeiter- bis zum Akademikerkind war alles in den Lesehallen vertreten. Es ergab sich also eine große Mannigfaltigkeit der Beobachtungen, die sich teils auf mündliche, später von mir notierte Urteile der Kinder, teils auf schriftliche Aufzeichnungen von ihnen selbst stützen. Diese wurden vollkommen freiwillig angefertigt. Ich äußerte etwa folgenden Wunsch: „Ich wüßte gern, welche Bücher Ihr am liebsten habt, wie Ihr über sie denkt.“ „Wer Lust hat, soll doch einmal aufschreiben, welche Lesehallenbücher ihm am besten gefallen und warum!“ Ich hatte dabei ursprünglich nur die Absicht, festzustellen, wie gelesen wurde, um mir dadurch klar zu werden, ob meine Arbeit von Erfolg begleitet war. Für die Kinder erschien mir das Aufschreiben insofern von Wert, als sie dadurch gezwungen wurden, sich das Gelesene noch einmal zu vergegenwärtigen. Weiterhin waren mir die Urteile ebenso wie die häufig verfaßten Wunschzettel Anhaltspunkte bei Neuanschaffungen von Büchern. Erst allmählich ergab sich ein planmäßiges Sammeln und Registrieren der gewonnenen Beobachtungen aus eigentlichem psychologischen Interesse.

Die Urteile der Kinder erstrecken sich auf jede Büchergattung. Am wenigsten wurde natürlich über Bilderbücher geschrieben, da meist nur sehr junge Leser dafür in Betracht kommen. Mehr Urteile sind über Märchen und Abenteuer da, die meisten beziehen sich auf Bücher aus Naturkunde und Geschichte, über Reisen usw.

Der Art der Urteile nach lassen sich im ganzen drei Gruppen unterscheiden. Die meisten sind sehr allgemein gehalten. Die jungen Leser qualifizieren Bücher oder Bücherkategorien als „schön“, „lustig“, „interessant“, „gefallen“ — oder „nicht schön“, „langweilig“, „nicht gefallen“ usw. Verhältnismäßig wenige Kinder geben eingehendere Urteile ab. Eine kleine Anzahl nur versucht eine Begründung des Urteils.

Ehe ich auf die einzelnen Urteile näher eingehe, möchte ich einige allgemeine Beobachtungen vorausschicken. Die Knaben äußern sich durchweg anders als die Mädchen, sachlicher, objektiver, meist kurz. Bei Mädchen entwickelt sich häufig eine gewisse Schreibseligkeit, die sich in Schilderung der Lesehalle und Inhaltsangaben der gelesenen Bücher verliert, nur wenige bringen es zu einem eigentlichen Urteil darüber.

Die Verschiedenheit der sozialen Herkunft fällt mehr ins Gewicht als die der Schulgattungen, weil ja in Bayern die Kinder aller Stände bis zum zehnten Jahre dieselbe Schule besuchen. Daher macht sich ein gewisser Unterschied zwischen den Besuchern der drei Lesehallen, in denen ich arbeitete — in einem Arbeiter. einem gemischten und einem Mittelstandsviertel — bemerkbar.

Da die frühreifen Kinder einer gewissen geistigen und geldlichen Oberschicht in den Lesehallen gänzlich fehlten, sind die Urteile fast durchweg sehr naiv und kindlich. Die größte Rolle spielen natürlich die Verschiedenheiten in Begabung und Temperament. Ich möchte fast sagen, die besten und die schlechtesten Leser lieben es am wenigsten, sich zu äußern. Die einen aus Trägheit — „ich bin zu faul, darüber zu schreiben", liest und hört man immer wieder — die anderen vielleicht, weil sie das Gefühl haben, es kommt doch nichts Rechtes dabei heraus — sie spüren die Kluft, die zwischen ihrem Empfinden und ihrer Ausdrucksfähigkeit klafft.

Wenn schon die meisten Erwachsenen ihr Urteil über ein gelesenes Buch auf eine bloße Inhaltsangabe mit etwaigen Glossen beschränken — kann man vom Kinde mehr verlangen? Immer wieder berichten Lehrer, daß sie bei Stellung von Aufsatzthemen „Was und wie lese ich?" „Meine Lieblingsbücher" usw. fast nur Inhaltsangaben bekamen. Ich mußte lange Zeit das gleiche erleben, und es gelang erst nach vielen Unterredungen mit den Kindern, sie zu einer annähernd richtigen Erfassung der gestellten Aufgabe zu bringen. Immer wieder tönte es mir, wenn ich darauf hinwies, daß es mir vor allem auf das „Warum" ankäme, entgegen: „Ja das weiß ich schon, aber ich kann es so schlecht sagen!" Der verhältnismäßig geringe Sprachschatz des Kindes behindert seine Ausdrucksfähigkeit; sein kritischer Sinn ist, wie mir immer wieder Bemerkungen intelligenter Leser zeigen, gar nicht selten mindestens so entwickelt wie der eines primitiven erwachsenen Lesers. Trotzdem, es sind wie bei diesem doch neben den Inhaltsangaben viele Konventionalismen, die man auch in den ausgesprochenen Urteilen zu hören bekommt, Reflexe von Schule, Elternhaus, Gelesenem usw.

Auf diese Inhaltsangaben selbst näher einzugehen liegt nicht im Sinne dieses Aufsatzes, obschon sie natürlich für die Kinderbibliothekare manches Interessante bieten. So waren sie mir immer für die Beurteilung der Kinder und der Art ihres Lesens wertvoll — sieht man doch daraus ebenso wie aus der mündlichen Wiedergabe von etwas Gelesenem, was dem Kinde gefällt (lange anschauliche Berichte!), was es nicht oder falsch versteht (Verschweigen, falsche Wiedergabe!) usw.

Die allgemeinen Urteile, die sich nur in Kategorien des Gefallens und Mißfallens bewegen, sagen schon ein wenig mehr über Interessen, Neigungen der Jugend und ihr Verhältnis zu dem und jenem Buch und Verfasser. Die verschiedenen Temperamente verhalten sich verschieden zum Buch. Da sind z. B. „Bilder aus den Befreiungskriegen" — von den meisten Jungen sehr gesucht, von einem sanften, innerlichen Kind ganz abgelehnt. Er schreibt: „Bilder aus dem Kriege mit Frankreich nicht schön. Wartburgsagen, Wildtöter, Robinson, Gulliver schön." Ähnlich ein anderer größerer Knabe: „Kämpfe und Helden (Köppen) nicht schön, Zweifüßler (Ewald), Schweizer Robinson (Wyß), Eroberung von Mexiko sehr schön." Kennzeichnend ist, daß von beiden Kindern nicht das Kriegerische an sich (Wildtöter, Cortez!) abgelehnt wird, sondern nur die Kämpfe aus neuerer Zeit, zu denen die Jungen noch zu wenig Distanz haben; nach manchen Unterhaltungen muß ich das als Grund dieser sich öfters findenden Erscheinung annehmen. Oft

liegen auch die Motive für Ablehnung eines Buches ganz wesentlich in diesem selbst. Man kann sicher sein, daß das der Fall ist, wenn es viele ablehnen. Wertvolle geschichtliche Erzählungen, naturkundliche Werke, die mit einer guten, auch dem jungen Menschen verständlichen Darstellung gründliche Einführung in ein Wissensgebiet verbinden, gibt es leider nicht allzuviel. Marshalls „Naturgeschichte", die einige wegen ihrer zahlreichen Bilder gerne in Angriff nehmen, wird ebenso abgelehnt wie Braun „Der Erdball", das die meisten auch nur wegen der vielen Illustrationen fordern. Gründliche Leser bezeichnen beide Bücher als „nicht schön", weil ihnen die Schreibweise nicht behagt. Durchgehend wird den Büchern der Vorzug gegeben, in denen das erzählende Moment das beschreibende überwiegt. Reisebeschreibungen in Form persönlicher Erlebnisse, geschichtliche Erzählungen werden lieber gelesen als rein geographische oder historische Werke.

Eine gewisse Rolle spielt bei den Urteilen auch, ob das Buch dem Kinde schon bekannt ist oder nicht. So heißt es z. B. „Grimm nicht gefallen, Hauff schön", „Lederstrumpf nicht gefallen, Wißmanns Reisen schön", und auf Befragen wird dann zugegeben, daß man eben den Grimm und Lederstrumpf schon daheim gelesen habe. Öfters kam es nach der Aufführung des Nibelungenfilms vor, daß Kinder Siegfried usw. mit der Begründung zurückwiesen, daß sie ihn schon im Kino gesehen hätten. Ebenso meinte ein kleines Mädchen, dem ich die Genovefa anpries: „O die hab i schon im Theater gsehn." Es war ein ziemlich vorstellungsarmes, nüchternes Kind, das vielleicht das Schauen zur Belebung seiner Phantasie nötig hatte, deren Bedürfnisse dann aber gestillt waren. Die regeren, phantasiebegabten Kinder gehen auch von selbst an die Bücher heran, lassen sich aber durch bildliche Vorführung des Gelesenen oder auch noch nicht Gelesenen nicht von eigener weiterer Phantasietätigkeit abschrecken, sondern im Gegenteil zu weiterem Lesen und Forschen und damit Nacherleben anregen. Trotzdem möchte ich sagen: im allgemeinen wird dem in nüchterner, ärmlicher Umgebung aufwachsenden Proletarierkind der Besuch von solchen Vorführungen bekömmlicher sein als z. B. dem des gebildeten Mittelstandes mit seiner meist lebhafteren Phantasiewelt, freundlicheren häuslichen Umgebung und reicheren Anregung. Hier wirkt so ein Theater- oder Kinobesuch, das habe ich in der Lesehalle des Mitelstandsviertels immer wieder beobachten können, doch oft verflachend; er macht die Kinder weniger empfänglich für die eigene Mitarbeit fordernde Lektüre. Die Kinder, die, nachdem sie im Nibelungenfilm gewesen waren, eifrig nach den entsprechenden Büchern verlangten, waren fast durchweg Arbeiterkinder.

Nun zu den etwas weniger konventionellen Urteilen: Mädchen führen meist als Lieblingslektüre Märchen an, Knaben Abenteuer, Reisen, Naturkundliches usw. Kennzeichnend ist, daß in den Wunschzetteln und sonstigen Aufschreibungen der Mädchen Bücher über naturkundliche Themen kaum erscheinen. Ein einziges Mädchen schreibt: „Bingo ist ein sehr interessantes Buch." Bei den Jungen heißt es dagegen immer wieder „Ewald Märchen, Thompson Tiergeschichten, Lerche Waldhof sehr schön"; „solche Bücher von der Natur möchte ich immer haben", meint ein kleiner

Bursch. Merkwürdig sind die Ansätze zu einem objektiven Urteil. So schreibt das oben erwähnte (hochintelligente frische) Mädel über eine Mädchengeschichte Tony Schumachers: „Ist sehr Geschmacksache.“ Ein großer Junge sagt dasselbe über Vernes „Kinder des Kapitän Grant“; ein kleinerer meint zu einer phantastischen technischen Erzählung: „Schön, doch Geschmacksache für jeden Leser.“ Teils soll dabei zum Ausdruck gebracht werden, daß der objektive Wert des Buches eingesehen wird, daß man es aber für sich ablehnt — also schon ein Anfang zu einem objektiven Urteil — teils findet man das Buch nicht schön, traut aber dem eigenen Urteil nicht recht und bringt es deshalb in dieser vorsichtigen Form vor. Es sind das alles schon einigermaßen selbständig denkende Kinder, die sich derart äußern.

Nur diese versuchen auch mündlich oder schriftlich eine Begründung ihres Urteils zu geben, die freilich häufig nur zwischen den Zeilen steht. Wir wollen diese Urteile in Gruppen einzuteilen versuchen.

1. Urteilsbegründung nach Umfang des Buches.
2. „ „ Abbildungsmaterial.
3. „ „ Sprachform.
4. „ „ Gefühlssphäre.
5. „ „ der durch das Buch hervorgerufenen Erinnerung an eigene oder fremde Erlebnisse.
6. „ „ Erwartungen der eigenen Zukunft, bezw. Berufswahl.
7. „ „ Möglichkeit zur Bereicherung des Wissens.
8. „ „ Anregung der Phantasie.

Gruppe 1—3 sind, wie man sieht, nach äußeren, die übrigen nach inneren Gesichtspunkten zusammengestellt. Nun eine Reihe von Beispielen.

Ein „dickes“ Buch, ein „Buch, wo viel drin steht“, wird immer wieder gefordert. „Mir gefallen lange Geschichten besser als kurze, denn in denselben ist viel mehr enthalten als in einer kurzen und auch lehrhafter“ — der 11-jährige Junge weiß schon den größeren Bildungswert einer zusammenhängenden Erzählung für das Leben zu schätzen. Knaben ziehen meist „ganze“ Bücher, wie der Ausdruck lautet, vor. Nur die kleinen Buben lesen, wie die meisten Mädchen zwischen sechs und zwölf Jahren, gerne „kurze Geschichten“. Das Märchenbuch W. Matthiessens „Das alte Haus“ wird oft anderen ähnlichen Büchern vorgezogen, „weil so kurze Sachen darin sind“. Die kleinen Erzählungen Christoph von Schmids sind hauptsächlich aus diesem Grunde sehr beliebt. „Ich lese am liebsten kurze Geschichten, weil man da immer wieder gleich fertig ist!“ meint ein kleines Mädchen, das sich wie die meisten Liebhaber der kurzen Geschichten schwer konzentrieren kann, während die Leser, die lange vorziehen, meist stete, intelligente Kinder sind, die, in ihr Buch vertieft, nicht mehr hören und sehen. Allerdings werden dermaßen gründlich durchstudierte Bücher nur ein-, höchstens zweimal gelesen, während die kürzeren Sachen besonders von kleinen Kindern immer wieder zur Hand genommen werden.

Sehr viel bedeuten Abbildungen dem Kinde. Wie die Bilder an den Wänden der Lesehalle in den Aufsätzen über diese eine große Rolle

spielen, so kehrt auch in der Beschreibung eines Buches immer wieder: „Es gefällt mir, weil es so schöne Bilder („Buildln“ heißt es meist im unverfälschten Vorstadtdialekt) hat.“ Die Münchner Bilderbogen werden von Kindern aller Altersstufen begehrt. Ganz große Burschen verlangen oft noch „Bücher mit Bildln“, „Ein Buch, wo Bildln drin sind.“ „Ich habe schon mehrere Kosmusse gelesen, hier sind viele Bilder enthalten, die mir eine große Freude und Erstaunen machten.“ Bei Mädchen besonders hat auch die künstlerische Ausstattung eines Buches im allgemeinen eine gewisse Wirkung, die sich pädagogisch gut ausnutzen läßt. — Schon oben war erwähnt worden, daß viele, sonst dem Kinde wenig sagende Bücher nur ihres reichen Abbildungsmaterials wegen verlangt werden. Selten werden geschichtliche, geographische oder naturkundliche Werke ohne Illustrationen gelesen. Dagegen antworten einem oft ganz kleine Kerlchen, die mit einem großen Band „Gute Kamerad“ betroffen werden, auf die Frage, ob sie denn das Buch verstehen, das sie mit einem Älteren, der es sich geholt, anschauen: „Ja (soll heißen nein!) aber es sind so schöne Bilder drin!“ So schreibt ein Dreikäsehoch: „Als ich das erste Mal in die Lesehalle kam, ließ ich mir den Lederstrumpf geben. Ich freute mich riesig um die Bilder.“ Natürlich bedeutet diese allzugroße Neigung vieler Kinder, ein Buch nur nach den Bildern zu beurteilen — wollen doch oft ganz Große nichts anderes als ausgesprochene Bilderbücher! — eine gewisse Gefahr. Man muß hier geschickt und rechtzeitig immer wieder zu bremsen verstehen, um das äußeren Eindrücken ja schon sowieso viel zu sehr ausgesetzte und zugängliche Großstadtkind nicht noch mehr in diesem Sinne zu beeinflussen. Am besten überwindet man die Gefahr nicht durch Verbote, Entziehen der Bücher usw., sondern durch Beschäftigung mit diesen Kindern und den von ihnen geliebten Büchern. Ein kurzer Bericht über den Text eines Buches, ein Zeigen und Erklären z. B. der von allen sehr geliebten naturkundlichen Bilderatlanten seitens der Leiterin wird fast immer im Kinde den Wunsch nach gründlicherem Eindringen in einen Stoff erwecken.

Nicht gleichgültig ist für das Kind, wie schon erwähnt, die Sprachform des Buches. Interessant und kennzeichnend ist, daß der in Berthold Ottos „Altersmundart“ von Paul Baumann erzählte Dietrich von Bern wenig Anklang findet. Einige betonen, daß sie ihn nur „wegen der hübschen Kinderzeichnungen“ lesen. Sehr sagt dem Kinde — das berichten ja auch Lehrer immer wieder — die Dialektform zu. Das Vorlesen von bayrischen Gedichten Kobells und Stielers, aus den Altbayrischen Märchen Stemplingers, die einige der bekanntesten Grimmschen Märchen in altbayrischem Dialekt enthalten, erregt großen Jubel. Obwohl ich den Dialekt nicht vollkommen beherrsche, tönt es mir immer wieder, besonders in der Lesehalle der Vorstadt entgegen: „Des is schön, so verstehn mirs viel besser.“ „So is noch lustiger . . .“ usw. Der Humor der Märchen scheint auf die Kinder im Dialekt stärker zu wirken. Wenigstens höre ich auf meine Frage häufig: „Das ist schöner, weil es so natürlich und so lustig ist!“

Die Hauptrolle für Mißfallen oder Gefallen eines Buches spielt natürlich beim Kinde wie beim primitiven Erwachsenen die Befriedi-

gung der elementaren Gefühle. Was liebt der einfache Leser am meisten? Das Lustige, das Rührselige, das Schaurige, das Spannende und Abenteuerliche. Lauter Dinge, die aus banaler Wirklichkeit in eine reizvollere, mit stärkerem Gefühlston ausgestattete Welt versetzen. So auch das Kind.

Der Sinn für Humor, für Scherz und Fröhlichkeit ist, wie wir schon gesehen haben, ganz besonders bei ihm rege. „Witzbücher", „Lustige Bücher" werden fast am meisten gefordert, und „Max und Moritz" ist das beliebteste aller Bücher, „weil es so lustig ist". „Die Geschichte lese ich so gerne, weil man darüber lachen kann." Ein kleines Mädchen aus ärmlichen Verhältnissen verlangt es immer wieder, auf meine Frage, warum es ihm denn gar so gefalle, meint es mit einem Aufleuchten des ganzen blassen Gesichtleins: „Man kann sooooo herzlich lachen dabei!" Das Kind sucht dem Unbehagen seines Heims wenigstens in der Vorstellung zu entgehen. Bezeichnend ist ja auch, daß in der Lesehalle des Proletarierviertels der Wunsch nach „lustigen" Büchern viel größer ist als in der des „besseren" Stadtteils. Das Groteske zieht die Kinder ebenfalls stark an. Auf die Frage: „Warum haben Dir die und die Bücher gefallen?" bringt ein kleines Mädchen: „Hauffs Märchen. Es war einmal eine alte Frau, die hatte einen langen Hals und war sehr mager (Zwerg Nase!), das hat mir am besten gefallen"; ein anderes: „Weil es (nämlich die Heldin des Buches, ein kleines Mädchen, das im Wunderland allerlei seltsame Abenteuer und Verwandlungen erlebt) immer größer und kleiner wurde." Die amerikanische Jugenderzählung „Alice im Wunderland" von Carrol, „Der Gute Doktor" Max Nassauers, ein in ästhetischer Beziehung nichts weniger als einwandfreies Bilderbuch, der unsterbliche Struwelpeter und verschiedene Buschiaden ziehen die Kinder, die Groteskes lieben, sehr an; einzelne empfindsamere wenden sich allerdings auch davon ab. Nur wenn das Buch auch sehr lustig ist, wie Max und Moritz, wird das ablehnende Gefühl von ihnen überwunden.

Oft findet sich die Freude an der Verbindung von Lustigem und Traurigem. 2 Mädchen: „Ich habe schon viele Bücher gelesen und oft schon laut aufgelacht, aber auch fast geweint — das war dann, wenn es am schönsten war." „Grimm finde ich deshalb am schönsten, denn er erzählt Lustiges und Trauriges untereinander, von Königen, Narren und weisen Leuten." Ein großer Junge aus Arbeiterkreisen, der öfters gute Urteile niederschrieb, charakterisiert Thompson, Tierhelden sehr fein: „Hier ist das Tragische mit dem Lustigen so gut getroffen." Ähnliches äußert einmal ein Leser über die prächtige Kasperlegeschichte Collodi Bierbaums: „Zäpfel Kern".

Geschichten, die „ganz traurig" sind, ziehen bezeichnenderweise nur die Mädchen an. Malots „Heimatlos" ist so beliebt, „weil man dabei weinen muß". „Ist zu schön", „geht über alle Bücher hinaus", hört man immer wieder. Eine Kleine, ein sanftes stilles Kind, entpuppt sich als Liebhaberin tragischer, ja oft ans Schaurige und Grausame streifender Geschichten. Sie schreibt: „Es war in einem Lande große Klage über ein Wildschwein, das den Bauern die Äcker umwühlte, das Vieh tötete und

den Menschen mit seinen Hauern den Leib aufriß. So hat mir diese Geschichte gefallen vom singenden Knochen Ach du liebes Hirtelein, du bläst auf meinem Knöchelein, mein Bruder hat mich erschlagen, unter der Brücke begraben, um das wilde Schwein für des Königs Töchterlein. Das hat mir am besten gefallen." (Bechstein). Dieser verwirrten schriftlichen Äußerung folgt eine klarere mündliche Urteilsbegründung: „Es war so schön, weil ich mich so viel hab fürchten müssen dabei und weil es so traurig war." So etwas hört man öfters.

Die Liebhaber der traurigen sind auch meist die der grausigen Geschichten. Es sind, wie das oben erwähnte kleine Mädchen, in der Regel stille, phlegmatische Kinder, die „eine Geistergeschichte", „eine Geschichte, wo's recht unheimlich hergeht" usw. fordern. Die temperamentvolleren haben wohl schon zu viel mit der Welt in sich zu tun, um sich noch mit so starken Eindrücken von außen her zu belasten. Größte Vorsicht schien mir in dieser Hinsicht immer beim Märchenerzählen und Vorlesen geboten! Viele trösten sich allerdings, wenn es ihnen ein wenig unbehaglich zu mute wird, mit einem: „Es ist ja gar nicht wahr!" „Ist das auch richtig, Fräulein?"

Das Spannende und Abenteuerliche zieht vor allem natürlich die Buben an. Sie halten sich vom Sentimentalen durchaus fern. In den hunderten von Zetteln, die ich mir im Laufe der Jahre gesammelt habe, findet sich auch nur ganz selten das Werk einer weiblichen Verfasserin auf einem Knabenzettel verzeichnet. Die meisten der Jüngeren geben Sagen, Abenteuer, Seegeschichten als ihre Lieblingsbücher an. Man liebt Siegfried, „weil er so tapfer ist", die Nibelungen, „weil's wild drin zugeht", Robinson, „weil er so viel erlebt hat", Parzival, „weil er so tapfer war", Gulliver, „weil so schöne Abenteuer drin vorkommen". Oft mag dabei im Unterbewußtsein die Sehnsucht, es dem Helden auch in sittlicher Beziehung gleich zu tun, vorhanden sein; geäußert wird sie in dem kindlichen Alter kaum. Die älteren Knaben suchen das Spannende, das Abenteuerliche, Heldenhafte mehr in Reisebeschreibungen, Jagdgeschichten usw. Ein paar Worte über ihre Stellung zu den bekanntesten Autoren. May fordert viele zur Stellungnahme heraus. Er wird teils abgelehnt; „er regt zu sehr auf", sagte mir einmal ein älterer Gymnasiast, der in der Schule nicht recht mitkam; ein 14=jähriger Volksschüler, eifriger Hedinleser, mag ihn nicht, „weil er nicht so wahr ist wie Hedin". Teils anerkannt: Ein Realschüler meint, „die Sklavenkarawane sei eine großartige Reisebeschreibung". Gerstäcker wird oft als „langweilig" abgelehnt; es fehlt den Buben, wie sich aus Gesprächen mit ihnen ergab, bei diesem Autor das warme Leben, die Menschen bleiben ihnen zu sehr im Buch stecken. Die guten Bearbeitungen der Marryatromane werden meist gern gelesen, aber manchem sagt das rein Stoffliche doch nicht zu. „Die vielen Lords und Misters passen einem deutschen Jungen nicht." „Jack der lustige Seekadett ist eine Geschichte, in welche ich mich sehr schlecht hineindenken konnte", schreibt ein anderer. Verne wird bezeichnenderweise nur von Älteren gelesen — es sind lauter sehr intelligente, technisch begabte Burschen. Auch Sealsfield findet nur bei einer gewissen Leserklasse Anklang. Die

meisten bringen ihn mit der Bemerkung zurück: „Ich versteh es nicht.“ Die Buben in den Flegeljahren haben für seine guten Charakter- und Naturschilderungen wenig Sinn; sie wollen vor allem Spannung. Ein einziger (14-jähriger Realschüler) schreibt einmal: „Die Charakteristik und Handlung der Personen in Sealsfields Prairie am Jacinto ist einzig!“ Der gleiche fällt über „Onkel Toms Hütte“ der Beecher-Stowe ein hartes Urteil: „Es gefällt mir gar nicht, denn für eine Verherrlichung der Schwarzen bin ich nicht zu haben. Und dann ist die Schreibweise so langweilig, daß man aus der Haut springen möchte.“

Ein weiteres Kriterium des Gefallens an einem Buche ist der Reiz der Erinnerung an eigenes Erleben oder an das von Angehörigen. Das „tua res agitur“, das bei vielen gebildeten Erwachsenen die Lektüre bestimmt, spielt schon beim Lesen des Kindes eine Rolle. Schilderungen aus dem Schulleben, aus dem Familienkreis werden von den meisten Kindern gerne gelesen. Der „Berni“ des Bremer Lehrers Scharrelmann ist das von 7—9-jährigen am meisten begehrte Buch. „Er gefällt mir so, weil er so wahr ist“, „Berni ist eine so natürliche Schilderung“, „Die Sapper schreibt so schön! Gretchen Reinwalds erstes Schuljahr gefällt mir am allerbesten, weil ich mich da hineindenken kann“, „Geben Sie mir das Heidi, ich les es so gern, weil ich erst in der Schweiz war“, „Ich mag Seegeschichten am liebsten, weil mein Vater dabei war und immer erzählt davon“, „Ich les gern im Universum, weil mein Vater Schlosser ist“.

Es verbindet sich mit diesem Standpunkt auch schon bei manchem eine Ahnung des künftigen Berufes. Ein wütender Liebhaber von Seegeschichten bringt unter dem Titel „Die Schiffahrt meines Vaters“ gleich eine ganze Biographie zur Begründung seiner Leidenschaft: „Mein Vater war zur See gefahren. Er war Oberheitzer bei der Marine im Bremerhafen. Er fuhr zu See 1914—1917 oder 1918. Er wollte immer, daß ich auch zur Kriegsflotte Kolumbus komme. Eines Tages trat er aus der Marine aus und ging nach Freising und später nach München. Darum habe ich Interesse zur Marine zu gehen und in der Lesestube Seegeschichten zu lesen.“ Ein anderer — übrigens der Sohn eines im Kriege gefallenen Arbeiters — meint auf meine Frage, warum er denn gar so gern Rittergeschichten lese: „Ich will einmal Offizier werden!“

Immer wieder kehrt die Begründung „Es freut mich das und das Buch, weil es lehrreich ist“, „Lehrreich und doch schön!“ „Bechsteins Märchen“, meint ein kleines Mädchen, „lese ich so gern, weil sie sehr interessant und doch lehrreich sind.“ (Hast du auch schon empfunden, kleines Ding, daß das nicht immer zusammengeht?) Alles an seinem Platz, denkt die kleine Kritikerin, die Andersens Märchen ablehnt, „weil es z. T. wie ein Lehrbuch klingt“. Die Heldensagen werden geliebt, „weil wir daraus von den alten Germanen erfahren“. Bei Karl May wird immer wieder geltend gemacht, daß man so viel bei ihm lerne — Geographie vor allem. Auch im Hinblick auf andere Reisewerke, naturkundliche, geschichtliche Bücher usw. heißt es: „Man

lernt fremde Erdteile kennen", „kennt sich in der Natur aus", „weiß daraus, wie es in früheren Zeiten zugegangen ist". „Mir ist am liebsten das „Universum", weil hier viele lehrreiche Sachen darin stehen", schreibt einer, der sich ganze Seiten aus *Bastelbüchern* und ähnlichen Werken abschreibt. Ein Dreikäsehoch berichtet: „Jetzt les ich was von Amerika. Mir fiel schon der hohe Häuserbau auf. Amerika liegt am Ozean. Es leben hauptsächlich lauter Indianer und viele wilde Tiere in Amerika. Das Land soll Columbus entdeckt haben. Weil ich das alles lerne, gefällt mir das Buch so."

Manchmal mischt sich das Moment der *Spannung* mit dem der *Wißbegierde* in den Berichten. So schreibt ein älteres Mädchen, eine der besten Leserinnen aus solider einfacher Familie des Mittelstandes: „Am meisten interessieren mich die *Entdeckungsgeschichten*, ob die Leute, die ein Land entdecken wollten, wieder zurück in ihre Heimat kehren oder ob sie in der Welt draußen umgekommen sind." Unauslöschlichen Eindruck machte manchen Kindern (meist Mädchen, die durch mündliche Erzählung vor allem gefesselt werden) das Vorlesen aus einem Buch über die Ersteigung des Mount Everest im Anschluß an meinen Bericht über einen Vortrag des Kapitän Finsch. „Das hat uns gut gefallen", „es war so interessant", „so was müssen Sie bald wieder erzählen", „da kann man lernen dabei", hieß es immer wieder. Ähnliche Beifallsäußerungen gab es, als ich einmal länger mit einigen Buben über Luftschiffahrt sprach: „Einmal erklärte das Fräulein ein Buch, in dem Zeppeline und Ballone zu sehen waren, da kann man viel lernen dabei" usw.

Verhältnismäßig wenig Kinder sagen etwas über *Anregung ihrer Phantasie* durch ein Buch. Viele, die meisten, möchte ich sagen, leben in ihren Geschichten, viel mehr als die Erwachsenen, weil ja das Kind Phantasie und Wirklichkeit noch nicht so scharf trennt, aber fast immer fehlt ihnen die Möglichkeit, so etwas zu sagen. Der vorhin erwähnte Liebhaber von *Rittergeschichten* meint: „Am meisten freut es mich, wenn ich die Heldentat eines Ritters oder anderer Helden lese. Dann bin ich in Gedanken versunken und denke mich in die Geschichte hinein." Öfters wird auch angeführt, daß man sich nicht in das Gelesene versetzen könne. „*Märchen* sind nur für kleine Kinder, da kann ich mich nicht mehr hineindenken", hört man oft von größeren Buben — ein trauriges Zeichen für die Seelenarmut des modernen Großstadtkindes! *Don Quijote*, *Münchhausen* werden von manchen als „Schwindel" abgetan. Diese Nörgler sind durchweg nüchterne, phantasiearme Kinder, meist Knaben. Die *Stimmung* spielt auch schon beim Kind für Lesen und Gefallen eines Buches eine Rolle. Oft hört man: „Heut mag ich das nicht lesen", „Fräulein, heut gebens mir ganz was Trauriges" — das nächste Mal verlangt dasselbe Kind lustige Geschichten. „Nur was Wahres mag ich heut, heut passen mir die Märchen nicht." Eifrige Leser zeigen ein oder das ander Mal überhaupt keinen Eifer zum Lesen: „Heut freuts mich nicht!", „Heut mag ich nicht lesen, weil ich mich doch nicht hineindenken kann" — dieser Ausspruch ist ein Kommentar zu allem Vorhergesagten. Auch verschiedene Werke desselben

Verfassers werden verschieden beurteilt. Ein eifriger Verne-Leser gibt die „Reise um die Welt in 80 Tagen“ zurück; in einem späteren Bericht über die gelesenen Bücher heißt es: „Das Buch fordert von dem Leser die größte Aufmerksamkeit.“ Das schon mehrmals angeführte kluge Mädchen, ein Professorentöchterchen, meint: „Der Robinson von Graebner ist nicht leicht zu verstehen.“ Das gründliche Kind hatte sich auch durch den Kommentar am Schluß des Buches durchgefressen! „Langweilig“ heißt oft: „Ich verstehe es nicht, ich kann mich nicht hineinversetzen.“ Man erfährt das auf Fragen. „Robinson der Jüngere (Dialog!) ist recht langweilig, aber schön.“ Man beachte auch hier den Ansatz zu einem objektiven Urteil! Der „Reineke Fuchs“ von Goethe wird meist der gleichen Begründung (er sei langweilig) abgelehnt — die Prosabearbeitung dagegen findet eifrige Leser. Auffallen dürfte das Urteil vieler unserer süddeutschen Kinder über Storms Pole Poppenspäler: „Das versteh ich nicht“, „das ist langweilig“ — als einer Geschichte, in die sie sich gar nicht hineinversetzen können. Ein temperamentvolles Mädchen spricht sogar von „abgeschmacktem, greulichem“ Buch; auf Befragen meint sie, für Kinder sei es das, wie sie einmal später dazu stände, könne sie jetzt noch nicht sagen! Ein im Hinblick auf die Stellung gerade dieses Buches in der Jugendschriftenfrage recht interessantes Urteil!

Eine Steigerung des Bedürfnisses, sich in das Gelesene hineinzudenken, erscheint in der seltenen und dann nur als mündliche Äußerung gehörten Form: „Ich lese das und das so gern, weil ich meinen Eltern davon erzählen kann“, „Ich lese gern Märchen, die gefallen auch meinen Eltern sehr gut“. Sehr häufig hört man ähnliche Äußerungen von den Kindern, die eine große Neigung zu Gedichten haben. Da wird abgeschrieben und auswendig gelernt, damit man zu dem und dem Anlaß ein Gedicht weiß, oder auch „daß man den Geschwistern was vorsagen kann“ usw.

Fragen wir uns nun am Schluß nach dem Wert aller dieser Urteile und Meinungen für die Kenntnis der Kindesseele und ihres Verhältnisses zum Buch, so dürfen wir sagen: Es lassen sich aus den meist rein subjektiven und sich in konventionellen Grenzen bewegenden Äußerungen doch eine Reihe gemeinsamer Züge herausfinden, die für die Erziehung zum Lesen und die Buchauswahl für die Jugend von Bedeutung sind. Auch für diese selbst ist eine Stellungnahme zu ihrer Lektüre wertvoll — sie wird vielleicht später der auf sie eindringenden Literatur jeder Art kritischer gegenüber stehen.

Aus diesen Gründen möchte man wünschen, daß in möglichst vielen Kinderlesehallen, Jugendbüchereien und wenn möglich auch Schulen ähnliche Umfragen unternommen werden; es könnte dann doch schließlich eine so ausgedehnte und inhaltsreiche Sammlung von Urteilen zustandekommen, daß man auf Grund derselben zu einigermaßen abschließenden Ergebnissen über Eindruck des Buches auf die Kindesseele gelangen dürfte.

Couplet-Ersatz.

Von Dr. Pirmin Biedermann, Guben.

Wer von den ländlichen Bildungspflegern um die Vereinsveranstaltungen auf dem Dorfe sich kümmert, weiß ein Klagelied von der Beliebtheit geschmackloser, alberner, mehr oder minder anzüglicher Couplets zu singen. Da die Freude an humoristischen Gesangsvorträgen berechtigt ist, weil biologisch notwendig, hat der Bildungspfleger solche Menschlichkeiten zu betreuen und zu veredeln. Es gibt im Zupfgeigenhansl (Klavierausgabe bei Hofmeister, Leipzig) und im Sepp-Summer-Liederbuch (A. Duncker, Weimar) eine Reihe lustiger Lieder mit zündenden, packenden Geschehnispointen, die vom Landvolk, auch dem städtisch angehauchten, mit Behagen genossen werden. Danach wird also der Bildungspfleger zuerst greifen müssen. Die schwierigen Vereinsvorstände und Solisten mit ihrem „literarischen und musikalischen, in Varieté, Tingeltangel und Operette erworbenen Ehrgeiz" wird er dafür gewinnen, wenn er ihnen die Texte mit recht drastischer Mimik vorträgt.

Doch wird der Bildungspfleger dabei nicht stehen bleiben und mit den Jahren die ästhetische Erziehung seiner Gemeinde auf diesem Gebiet dadurch krönen, daß er die Leute zu der fröhlichen Kunst unsrer musikalischen Größen hinführt. Deren Humoristika sind durchaus nicht immer von einer langweiligen, steifen Wohlanständigkeit. Es gibt da derbe, leichtfüßige, behagliche und dröhnende Fröhlichkeiten, bei deren Text und Musik das Herz lacht, ohne gerade von eindeutigen Zweideutigkeiten gekitzelt zu werden. Weil Text und Musik eine eindringliche humoristische Einheit bilden in künstlerisch hochwertiger Form, ist zu erwarten, daß der Hörer allmählich die sonst üblichen Banalitäten schal und langweilig finden wird. Der verdienstvolle R. Batka hat solche Humoristika unter dem Titel „Bunte Bühne" im Kunstwart-Verlag München herausgegeben. Leider sind einige Hefte der Sammlung vergriffen. Aus den z. Zt. noch erhältlichen Heften kommen folgende Stücke für die Zwecke des ländlichen Bildungspflegers in Betracht:

Aus „Bunte Bühne. 4. Folge".

Niemand hat's gesehn. Musik von C. Loewe. Schalkhaft und mit mühsam verhaltenem Jubel singt ein Mädchen vom heimlichen Kuß. Die Musik ist ganz Ausdruck des äußern wie inneren Geschehens. Das melodische Lied darf nicht zu langsam gesungen werden und verlangt eine geschmeidige Kehle. Stimmumfang c—f'. Begleitung mittelschwer.

Schneider-Courage. Musik von Fr. Zelter. Die Melodie hat Hoffmann v. Fallersleben für sein Kinderlied „Der Kuckuck und der Esel" übernommen. Das harmlose Spottliedchen (Text von Goethe), das zunächst ja nur durch die Schlußwendung „Der Schneider in den Dreck" seine ländliche Aufführungsberechtigung zu haben scheint, wirkt überraschend, wenn der Sänger, entsprechend den abgerissenen Sechzehntel, halb gelähmt vor Schreck und Angst die erste Strophe beginnt und dann wie aufatmend, aber doch immer noch etwas aufgeregt, den Urheber des Schusses konstatiert. In der zweiten Strophe muß man die Wirkung des Schusses mit Pathos, als handle es sich um eine Weltbegebenheit, singen. Die dritte Strophe muß durchweg mit betrübtem Gesicht und schluchzender Seele vorgetragen werden. Die Sechzehntel-Pausen sind besonders zu beachten. Stimmumfang f—f'. Begleitung sehr leicht.

Alte Weiber. Musik von C. M. v. Weber. Ein derbes, frisches Lied, zu dem das bekannte „Der Tod von Basel" die versöhnende Ergänzung bildet.

Hier will der derbe Bursch gar nichts von den alten Weiblein wissen. „Junge Mädel gehn halt grade, alte Weiber gehen krumm.“ Die letzte, im Liedtext nicht abgedruckte, unter den Vorbemerkungen des Heftes aber zitierte Strophe muß gerade wegen ihrer Rohheit, die das Ganze krönt, gesungen werden. Es empfiehlt sich aber, hinterher den „Tod von Basel“ folgen zu lassen, der nicht bloß inhaltlich, sondern auch musikalisch wirkungsvoll kontrastiert. Stimmumfang d—d'. Begleitung sehr leicht.

Die Verschweigung. Musik von W. A. Mozart. Ich habe mit dem launigen, schelmischen Rokokolied mit seinem vielsagenden Refrain: „Ich will nichts weiter [darüber] sagen“ verschiedene Erfahrungen gemacht. Dem einen war es zu nichtssagend, dem andern zu zweideutig, der dritte hat mit schmunzelndem Behagen danach gegriffen. Er fühlte die kitzelnde Erotik. Nun, der Mozart war sicher kein Unschuldsknabe, und seine Zeit hat den Refrain der 2. Strophe zwar mit unschuldiger Miene, aber ein bißchen verdorbener Phantasie gesungen. Es fragt sich also, ob der Bildungspfleger den Vereinen das „gefährliche“ Liedchen anbieten darf. Ich möchte es befürworten, wenn er die Gewähr hat, daß der Vortragende von Anfang bis zu Ende die Anmut der Musik zur Geltung bringt. In dieser Musik liegt ein Zauber, der keine Zotenatmosphäre in Herz und Geist aufkommen läßt. Das Klaviernachspiel ist besonders wichtig. Nach Coupletart überhastet, vernichtet es vorausgegangene Wirkung. Wenn man es aber fein graziös verhauchen läßt, wird auch die gemeinste Seele geläutert. Stimmumfang f—e'. Begleitung leicht.

Die fromme Magd. Musik von C. M. v. Weber. Ein ernstes, sogar lehrhaftes und doch für Vereinsabende geeignetes Mädchenlied. Die Sängerin tritt in altmodischem Magdkostüm auf und trägt gewichtig und lehrhaft ihre Sentenzen von der fleißigen, saubern, stillen Magd vor. Die Musik in ihrer straffen Melodienführung und dem bäuerlich energischen Rhythmus macht das Lied zu einem klingenden Holzschnitt aus einem Bauernkalender. Der Text ist trotz seines Alters sehr zeitgemäß. Stimmumfang d—d'. Begleitung leicht.

Lob der Faulheit. Musik von J. Haydn. Zum Lob kommt's natürlich nicht, weil der Herr eben zu faul ist. Ein ausdrucksfähiger Sänger hat bei dem geistvollen Text und der schlichten und doch so geistvollen Musik, die wirksam den Text verlebendigt, Gelegenheit, den ganzen Saal zum Lachen zu bringen. Man lasse den Sänger im Michel-Kostüm auftreten. Stimmumfang e—e'. Begleitung leicht.

Das Echo. Musik von F. Schubert. Ein Mädchen erzählt seiner Mutter, daß und wie das Echo schuld gewesen an der Küsserei. Das naiv-schalkhafte Lied wirkt natürlich nur, wenn das jeweilige Echo fein herausgebracht wird. Stimmumfang f—f'. Begleitung leicht.

Aus „Bunte Bühne. 5. Folge“.

Es fing ein Knab ein Vögelein. Musik von C. Horn. Das bekannte Lied Georgs aus „Götz von Berlichingen“. Sänger und Begleiter sind hier gleichwichtig. Denn auch im Klavierpart steckt viel Humor. Natürlich verlangt eine bei Dörflern wirkungsvolle Wiedergabe Singen mit drastischer Mimik. Stimmumfang a—d'. Begleitung mittelschwer.

Der Kaiser und der Abt. Musik von M. Plüddemann. Text von G. Bürger. Wo ein tüchtiger, über schauspielerische Talente verfügender Sänger vorhanden ist, müßte diese durch die Vertonung zum wirksamen Schwank gestaltete Mär vorgetragen werden. Hier haben wir fast durchweg das Parlando des Couplets. Aber wenn die Bauern dieses Parlando einmal gehört haben, werden sie die echten Couplets albern finden. Denn einmal verhindert dieser Parlandostil nicht den melodischen und rhythmischen realistischen Ausdruck, und dann: Was wird da Schnurriges, Boshaftes, Keckes, Lustiges parliert! Und endet so menschlich schön! Stimmumfang a—f'. Begleitung mittelschwer.

Aus „Bunte Bühne. 6. Folge".

Das Blumenmädchen. Musik von J. A. P. Schulz. Bearb. von C. Horn. Ein Blumenmädchen bietet Rosen und Nelken an und fordert auf, rasch zu kaufen. „Blumen und Liebe welken gar schnelle, Wo Blüten stehen, da brich sie, Geselle." Der scheinbar unbedeutende Inhalt spricht zum menschlichen Empfinden. Die einschmeichelnde, mädchenhaft liebliche und frische Melodie gibt diesem Inhalt aber erst den wirkungsvollen Reiz. Wo das Lied gesungen wurde, mußte es um seiner Anmut willen wiederholt werden. Natürlich ist es nur von Vorteil, wenn die Sängerin im Kostüm auftritt. Stimmumfang d—g''. Begleitung leicht.

Warnung. Musik von W. A. Mozart. Eine in Mozartsche Anmut und Schalkhaftigkeit getauchte Warnung an die Väter, die Mädchen, diese Zuckerplätzchen, vor den Männern zu hüten, die stets zu naschen suchen. Aber „Naschen vor dem Essen nimmt den Appetit". Und manches Kind, das dies vergessen, kam um den Liebsten. Drum „sperrt die Zuckerplätzchen ein!" Der Sänger (auch Sängerin) hat reichlich Gelegenheit, mit seiner Ausdrucksfähigkeit zu glänzen. Aber er darf die schalkhafte Grundhaltung nie vergessen! Stimmumfang c—c'. Begleitung leicht.

Die Buchkarten-Drehscheibe.

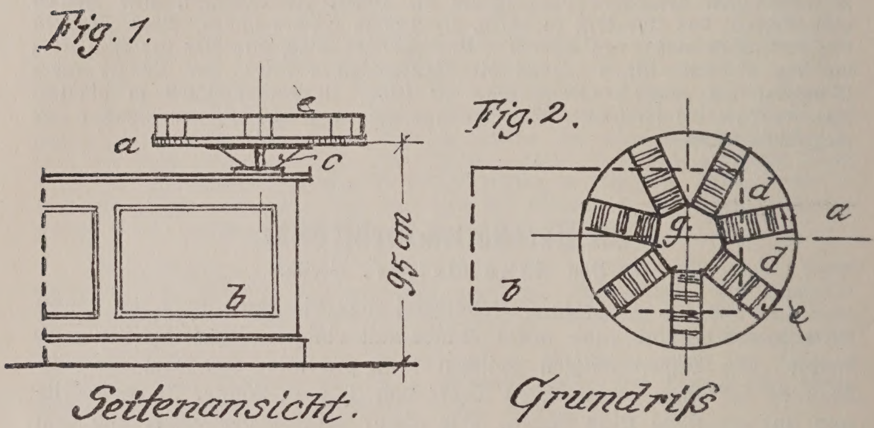
Von Erna Oelfke, Berlin.

In der 26. Berliner Volksbücherei war die Aufstellung des Buchkartenapparates für rund 8000 Bände mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Die Kästen mußten zwischen dem Publikum und dem Ausleihbeamten auf einer vorhandenen Theke von 2,20 m Länge, 75 cm Breite und 100 cm Höhe Platz finden. Der Gang zwischen der Theke und dem dahinter stehenden Bücherregal war 1 m breit und da sich hier neben dem Buchkartenapparat die Bücherabnahme sowohl wie die Ausgabe abspielen mußte, war der Raum für die hin- und hergehenden Beamten sehr knapp. Das Arbeiten an den 40 cm langen Kästen, die in Ellbogenhöhe vor dem Ausleihbeamten standen, erwies sich auch noch als sehr anstrengend und unbequem, als man die Kästen auf eine schiefe Ebene stellte, damit das Blickfeld verkürzt würde, und als die Höhe auf das erprobte Maß von 95 cm abgeändert wurde. Das Zusammenarbeiten an stark benutzten Abteilungen konnte für mehrere Ausleihbeamten sehr hinderlich werden. Darauf wurde die Jugendabteilung an anderer Stelle untergebracht. Nun standen die Kästen wenigstens so weit voneinander entfernt, daß man seitlich blättern und seine Arme unterbringen konnte. Diese Abänderungen trugen wohl alle zur Erleichterung bei, aber immer wieder hatte man den Wunsch, diesen oder jenen Kasten, den man schnell und notwendig brauchte, sofort zur Hand zu haben, ohne den anderen Ausleihenden stören zu müssen. Und plötzlich tauchte — zuerst als Witz — der Gedanke der Drehscheibe auf.

Bei der Verwirklichung dieser Idee waren wieder die gegebenen Verhältnisse formgebend und der Wunsch, wenigstens einem der Ausleihbeamten die Erleichterung des Sitzens zu verschaffen. Dabei sind zwei verschiedene Aufstellungsarten der Drehscheibe herausgekommen, von denen die eine, die freistehende Scheibe, sich schon jetzt so bewährt hat, daß wir sie nicht wieder entbehren möchten, während die andere, eine Kombination

von zwei Scheiben, in längerer Praxis erst ganz durchprobiert werden muß, damit man vielleicht Verbesserungen daran vornehmen kann.

Die erste Art der Aufstellung (Fig. 1 und 2): Die freistehende Scheibe (a) hat in der sehr vielartigen und durch die Wünsche der Kinder umständlicheren Jugendausleihe auch bei starkem Betrieb ein hemmungsloses gleichzeitiges Arbeiten von zwei bis drei Personen ermöglicht. Sie steht auf der Ecke der 60 cm breiten vorhandenen Theke (b). Sie dreht sich

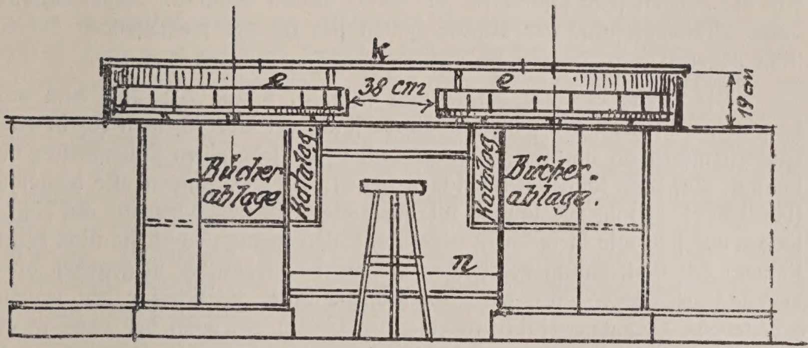


Bemerkungen.

1. *Zu Fig. 1 u. 2:*
   (a) freistehende Drehscheibe von 90 cm Durchmesser für 7 Kästen von je 30 cm Länge mit 4500 Buchkarten. Höhe = 95 cm über Fußboden.
2. *Zu Fig. 3, 4 u. 5:*
   (e) zwei Drehscheiben von je 100 cm Durchmesser für 18 Kästen mit insgesamt 11000 Buchkarten. Höhe = 95 cm über Fußboden. Mindestentfernung der Scheiben voneinander 38 cm.
   (f) Reichweite des Ausleihbeamten zum Publikum ca. 60 cm. Höhe des Überbaues — Theke — 117 cm.

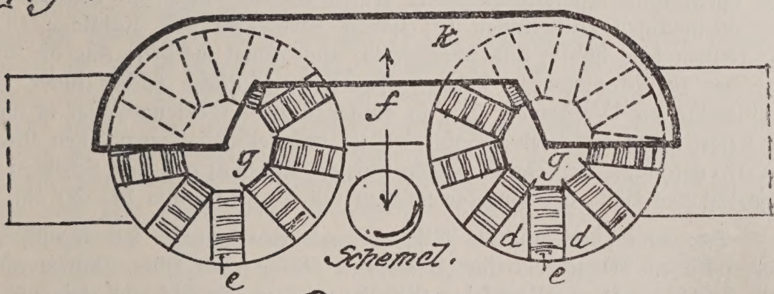
auf mittlerer Achse in einem eisernen Bock (c) auf Kugellagern und hat zur Sicherung unter der Scheibe eine kreisförmige mit vier Gleitrollen versehene Schiene, die wiederum auf vier Stützpunkten ruht. Auf dieser Scheibe (a) von 90 cm Durchmesser können sieben Kästen (e) stehen. Bei dichtester Stellung gehen in die 30 cm langen Kästen ca. 650 Buchkarten: Also finden auf der Scheibe ca. 4500 Buchkarten Platz. Da man bei der Verwendung von Scheiben überhaupt mehr Platz für die Aufstellung der Kästen gewinnt, können die Buchkarten weitläufiger angeordnet werden, sodaß die Alphabete bezw. Abteilungen soweit auseinander gezogen sind, daß man gut nebeneinander, sogar an einem Kasten, arbeiten kann. Denn —

Fig. 3.



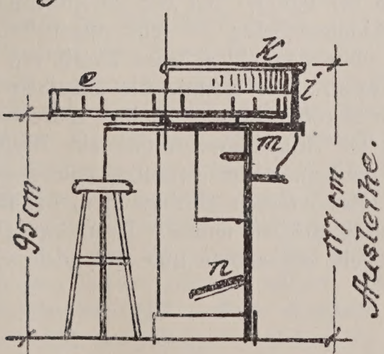
Rückansicht.

Fig. 4.



Grundriß

Fig. 5.



Querschnitt.

geradezu befreiend wirken die durch die strahlenförmige Aufstellung der Kästen entstehenden Zwickel (d), in denen man beim seitlichen Blättern, das die Karten sehr schont, für die Arme Raum gewinnt. Schwierigkeiten durch Blätterversuche der Kinder haben sich an der freistehenden Scheibe nicht ergeben.

Die zweite Art der Aufstellung (Fig. 3, 4 und 5): Auf dem vorhandenen Unterbau der früheren Theke sind zwei Drehscheiben (e) in einer Mindestentfernung von 38 cm eingebaut, deren jede einen Durchmesser von 1 m hat. Auf jeder können neun Kästen stehen; in diesen fänden also insgesamt 11000 Karten Platz. Sie laufen, wie auch die freistehende Scheibe auf Kugellagern und sind wie diese durch vier Gleitrollen gestützt, damit sie nicht kippen können. Die Entfernung der beiden Scheiben voneinander ist gegeben durch die Länge der Arme — auf einer Gleitschiene lassen sie sich für den jeweilig arbeitenden Beamten seitlich auseinanderschieben —, denn der etwa in der Verbindungslinie der beiden Scheibenmittelpunkte sitzende Ausleihbeamte soll bequem nach beiden Seiten, an beiden Scheiben arbeiten können. Ebenfalls gegeben ist die Entfernung zwischen dem sitzenden Beamten und dem Publikum (f), da er den Lesern ihre Bücher, Formulare usw. zureichen und ihnen unter Umständen etwas zeigen können muß. In den sieben- oder neuneckigen Mittelkästen (g) haben Formulare und Kataloge Platz und können sehr hübsch und übersichtlich angeordnet werden. Für die Ablage der zurückkommenden Bücher usw. stehen seitliche Fächer unter der Drehscheibe zur Verfügung. Der so aufgestellte Buchkartenapparat ist nach der Leserseite zu durch eine Holzwand (j) und teilweise durch einen Überbau (k) geschützt. Der Raum zwischen diesem Überbau und den Scheiben (l) entspricht der Höhe der Buchkartenkästen mit Deckeln, etwa 19—20 cm.

Der vom Publikum als Tisch benutzte Überbau (k) hat Brusthöhe, etwa 117 cm. Darunter befindet sich eine Ablage für Hüte, Papier usw. (m.) Der Beamte reguliert seine Sitzhöhe mit dem Drehschemel, seine Füße ruhen auf einem 28 cm breiten schräg liegenden verstellbaren Fußbrett (n), das vor ihm in dem Unterbau auf Seitenleisten ruht.

Die Form, die sich hier als Notwendigkeit ergab, wirkt in ihrer Zweckmäßigkeit und durch die hübsche Art der Ausführung — poliertes Holz, Messingeinfassung, Linoleumbelag — sehr angenehm. Das Ganze stellt einen Versuch dar, über den ein sicheres Urteil erst nach längerer Zeit abgegeben werden kann. Man könnte die Scheiben bezw. den Überbau — auch eine seitliche Anordnung der Scheiben wäre denkbar — nach vorn verschieben. Anstatt der Kugellager könnte ein Drehzapfen mit Spitzenlagerung verwandt werden. Sehr erfreulich würde es darum sein, wenn an anderer Stelle, unter anderen Bedingungen, bei starkem Betriebe eine ähnliche Prebe gemacht werden würde. Denn das Prinzip läßt sich auf die mannigfaltigste Weise abwandeln und noch viele Einzelheiten bedürfen der Durchbildung.

„Buchgemeinschaft“ und Bildungspflege.

Von Hans Rosin, Stettin.

Will man sich über das Wesen der Buchgemeinschaften Klarheit verschaffen, muß man zuerst die Voraussetzungen prüfen, unter denen die Buchgemeinschaften entstanden sind. Eines der wesentlichsten Merkmale der Buchgemeinschaften und vor allem eines, das eine außerordentliche Werbekraft bewiesen hat und noch immer beweist, ist der Hinweis auf die Billigkeit der Bücher, welche von ihnen hergestellt werden; denn „das organisatorische Prinzip, das der Einrichtung . . . zugrunde liegt, ist das denkbar einfachste: die hohe Zahl der Mitglieder und die unmittelbare Verbindung zwischen Mitglied und Verbandsleitung (Buchgemeinschaft) gewährt die Möglichkeit, seinen Mitgliedern alle Veröffentlichungen des Verbandes (Buchgemeinschaft) für einen Preis zugänglich zu machen, der erheblich — um etwa 30% — niedriger ist, als er für literarisch und buchtechnisch gleichwertige Werke am offenen Markte verlangt werden muß“. Dieses System, welches hier in einer Formulierung des „Volksverbandes der Bücherfreunde“ gekennzeichnet wird, ist das wirtschaftliche Rückgrat sämtlicher Buchgemeinschaften, und es ist ein so überaus einfaches System und in seiner kaufmännischen Logik so zwingend, daß man sich verwundert fragt, warum es erst jetzt in Anwendung gebracht worden ist. Es ist eigentlich nichts anderes, als eine Anweisung für jedermann, erfolgreich Buchverleger zu werden. Ein geschäftliches Wagnis besteht nicht, weil eine vertraglich gebundene Anzahl Abnehmer oder Käufer von vornherein da ist, welche nicht nur in dem höchst einseitigen Unternehmen das Betriebskapital aufbringt, — das hier wohlgemerkt nicht von dem eigentlichen Unternehmer gestellt wird — sondern auch die hergestellte Ware bedingungslos abnimmt, die schon bei der Herstellung sich verbilligt im selben Verhältnis, wie die Anzahl der Abnehmer wächst, und die dann beim Vertrieb noch um den Prozentsatz billiger wird, den der Vermittler oder Zwischenhändler als seinen Gewinn beanspruchen würde, weil hier eben eine unmittelbare Verbindung zwischen Hersteller und Abnehmer besteht. Der einzige schwierige Posten in der Rechnung scheint die Gewinnung der Abnehmer zu sein; denn „die hohe Zahl der Mitglieder gewährt allein die Möglichkeit usw.“.

Sieht man daraufhin aber die Entwicklung an, welche die verschiedenen Buchgemeinschaften genommen haben, so wird man sofort über die Schwierigkeit der Mitgliedergewinnung anderen Sinnes werden. Nach seinen eigenen Angaben „begann der „Volksverband der Bücherfreunde“ 1919 mit einem Mitgliederstande von weniger als 100 Personen und einem Stab von drei Angestellten. Er umfaßte am 1. August 1924 die Zahl von 190 000 Mitgliedern, für deren sorgliche Bedienung mehr als 200 Hilfskräfte dauernd tätig sind“. Die Vermutung liegt sehr nahe, daß sich sein Mitgliederstand heute der halben Million nähert. Die festen Mitglieder der „Deutschen Buch-Gemeinschaft“ haben, ebenfalls nach eigenen Angaben, in einem noch nicht zweijährigen Bestehen die stattliche Zahl von über 300 000 erreicht. Das sind recht hohe Ziffern, welche uns in ihrer wirklichen Bedeutung erst voll bewußt werden, wenn wir sie uns in

ihre geldliche Leistungskraft übersetzen. Nehmen wir den Mitgliederstand des „V. d. B.“ mit 300 000 Personen an, welche satzungsgemäß für die Abnahme des ersten Bandes der Jahresreihe (ein Buchjahr — 1. Juli bis 30. Juni — umfaßt eine abzunehmende Jahresreihe von vier Bänden) Mk. 3,60 einschl. Porto und Verpackung zu zahlen haben, so ergibt das eine Aufwendung von rund einer Million Mark. Vergleichsweise sei dazu gesagt, daß diese Summe erheblich größer ist, als das gesamte Aktienkapital großer Verlagsfirmen von Weltruf wie beispielsweise das der S. Fischer A.-G., und obwohl die Wirtschaftsweise der Buchgemeinschaften noch an anderer Stelle eingehender betrachtet werden soll, sei doch schon jetzt bei dieser Gegenüberstellung festgestellt, daß keine Buchgemeinschaft, trotz des Vielfachen der solchen Verlagsfirmen zu Gebote stehenden Mittel, mit ihrer gesamten Produktion auch nur annähernd einen literarischen Faktor in unserer Kultur bildet, wie ihn der oben zum Vergleich herangezogene Verlag von S. Fischer unzweifelhaft darstellt.

Wo kommen aber nun die erstaunlichen Mitgliedermassen her, die allein den Buchgemeinschaften die Machtstellung geben und sichern? Aus welchen Schichten der Bevölkerung setzen sie sich in der Hauptsache zusammen und wie werden sie gewonnen? Warum hat die oben näher gekennzeichnete Art der genossenschaftlichen (?) Produktion sich bislang nur auf das Buch beschränkt; warum hat sie sich nicht auf andere Warengattungen, z. B. auf Schallplatten, erstreckt, was doch durchaus und unter den selben Bedingungen im Bereich des Möglichen läge?

Bei der Beantwortung dieser Fragen wird man in erster Linie nicht übersehen dürfen, daß der Hauptanreiz, die Mitgliedschaft in einer Buchgemeinschaft zu erwerben, in dem einleuchtenden Grunde zu suchen sein wird, daß die Buchgemeinschaften Bücher erheblich billiger liefern als der reguläre Buchhandel. Dem gegenüber steht, daß es andererseits wohl allgemein bekannt ist, daß für Bücher feste Ladenpreise bestehen. Hier wurde also zunächst ein der großen Menge stets unverständlich bleibendes Prinzip durchbrochen, und dann wissen wir ja auch, daß von einer gewissen Volksschicht häufig genug Dinge gekauft werden, für deren Notwendigkeit keine andere Begründung gegeben werden kann als die, sehr billig gekauft worden zu sein. Das Warenhaus ist beinahe eigens für diese Käuferschicht geschaffen und auf die selbe rechneten auch die Buchgemeinschaften mit ihrem Heroldsrufe: „Billiger als . . .“ Das Verdienst, den Boden für diese Aussaat vorbereitet und aufnahmefähig gemacht zu haben, gebührt, wenn man genauer zuschaut, leider dem deutschen Buchhandel, so unwahrscheinlich das auch zunächst erscheinen mag. Ihm ist es vorbehalten geblieben, in der Zeit der Inflation durch die Einführung des Teuerungszuschlages, dessen Erhebung der Verleger auf den Sortimenter und dieser wieder auf den Verleger abzuwälzen versuchte, die Zusammensetzung des festen Ladenpreises vor aller Welt so sinnfällig zu machen, daß sich die breiteste Öffentlichkeit über Gebühr mit der Buchkalkulation beschäftigen mußte, und da ihr die tiefere Einsicht selbstverständlich fehlte, einzig und allein den Gewinn des Zwischenhändlers oder des Sortimenters als unnötige Verteuerung des Buches empfand. Diese ganz irrtümliche Ansicht, welche aber weit verbreitet war, haben die Gründer der ersten Buch-

gemeinschaften geschickt für ihre Werbung benutzt und zwar mit außerordentlichem Erfolge, wie die Entwicklung jetzt zeigt; und wenn der Buchhandel — Verlag und Sortiment in geschlossener Front — heute einen erbitterten Kampf gegen die Buchgemeinschaften führt, so soll er nicht vergessen, daß er durch seine törichte Preispolitik den Buchgemeinschaften wertvolle Geburtshelferdienste geleistet hat. Es soll hier nicht weiter untersucht werden, inwieweit das deutsche Sortiment es während der Krisenjahre nicht verstanden hat, die Buchkäufer an sich zu fesseln; es genügt für unsere Betrachtungen die Tatsache, daß gerade ein großer Teil gelegentlicher Buchkäufer zu den Buchgemeinschaften abgewandert und für den Berufsbuchhandel vorläufig verloren ist.

Damit ist auch schon zum Teil die Frage beantwortet, aus welchen Schichten der Bevölkerung sich die Massen zusammensetzen, die hinter den Buchgemeinschaften stehen. Man wird von ihnen ausnehmen müssen diejenigen Kreise der Bücherkäufer, denen der Eigenbesitz von Büchern eine Liebhaberei ist, also Bibliophilen, Sammler, wirklich an der Literatur ernsthaft Beteiligte und diejenigen, welche Bücher für berufliche Zwecke ihr eigen nennen müssen. Da es sich bei den Veröffentlichungen der Buchgemeinschaften vorzugsweise um das Schöne Schrifttum handelt, wird man ihre Anhänger in denjenigen Kreisen suchen müssen, die der Schönen Literatur feiertäglich und damit leider oft auch — kritiklos gegenüberstehen. Es ist das große Heer der gelegentlichen Bücherkäufer, das sich vor allem aus dem kleinen Mittelstande herleitet, jenes Heer der Angestellten, der kleinen Kaufleute und Gewerbetreibenden, der mittleren Beamtenschaft. Aber auch die Lehrer, Bankbeamte, Ärzte, höhere Beamte und die meisten sogenannten Gebildeten sind dazu zu zählen, und wenn gesagt wurde, daß sie alle dem Buche der Schönen Literatur oft genug kritiklos gegenüberstehen, so soll damit kein Werturteil verbunden sein, sondern es soll zum Ausdruck gebracht werden, daß ihnen — durchaus verständlich — das Unterscheidungsvermögen zwischen hochwertiger Qualitätsliteratur und solcher zweiten und dritten Grades fehlt. Es sind eben die Vielzuvielen, die Durchschnittsleser jeder Volksbücherei, die Lobpreiser und Käufer der Herzöge, Ganghofer, Paul Keller; die Leute, die von „Ullstein" unterhalten werden wollen, deren geistige Bedürfnisse mit der „Berliner Illustrierten", dem Kino und neuerdings dem Unterhaltungsrundfunk befriedigt werden können, und die immer noch zum großen Teil für j e d e geistige Führung, wenn sie nur nach höherer Konvention aussieht, bis zu einem gewissen Grade empfänglich sind. Daß sie für das Buch diese beim deutschen Sortiment nicht gefunden haben, daß sie sie vielmehr bei den mit allerlei Bildungsmätzchen (literarische Beiräte, Empfehlung höchster und prominenter Herrschaften) aufgeputzten Buchgemeinschaften, und noch dazu mit wirtschaftlichen Vorteilen verbunden, gefunden zu haben glauben, das sollte dem deutschen Buchhandel zu denken geben. Die Buchgemeinschaften haben es eben zur rechten Zeit, nämlich als das Vertrauen zum Buchhandel erschüttert war, verstanden, die kleinen verärgerten Bücherkäufer unter ihre Fahnen zu sammeln und unter Vorgabe eigenen Vorteils eine organisierte Werbearbeit für sich leisten zu lassen. Die Intensität dieser Werbearbeit wird der deutsche Buchhandel mit keiner Form der Werbung

erreichen können, weil sie auf dem einfachsten und wirksamsten Grundsatz einer Werbung aufgebaut ist, dem der persönlichen Empfehlung oder hier besser dem der Überredung. Nach dem bekannten Schneeballsystem, das, irre ich nicht, früher behördlich verboten war, bekommt der Werber für eine bestimmte Anzahl neu geworbener Mitglieder eine Buchprämie kostenlos; denn „die angenehme Pflicht der Werbung ist die vornehmste Aufgabe unserer Mitglieder“, meint die „Deutsche Buch-Gemeinschaft“. Es liegt in der Natur jeglicher Vereinigung, welchen Zwecken sie auch dienen mag, daß sie auf die Werbung neuer Mitglieder angewiesen ist und sich dazu der Mithilfe ihrer Mitglieder bedienen wird; aber es ist doch etwas anderes, ob diese Werbung ideeller Art ist oder ob die Werbenden zu belohnten Agenten gemacht werden und Instinkte geweckt werden, welche sich mit den kulturellen Aufgaben, die sich die Buchgemeinschaften gestellt haben wollen, schwer vereinbaren lassen. Was würde man beispielsweise dazu sagen, wenn der Buchhandel dazu überginge, jedem alten Kunden, der nachweislich neue Kunden zuführt, sagen wir einmal 10% Rabatt auf seine Käufe einzuräumen. Man wird das lawinenhafte Anschwellen der Mitgliederzahl der Buchgemeinschaften begreifen, wenn man sich klar macht, was für gute Werber sie auf Grund ihres Prämiensystems gefunden haben in dem Angestellten, der seine Büros, in dem Beamten, der seine Diensträume abgrast. Ist es zu entlegen, wenn man hier versucht ist, geradezu von dem Erfolg einer Buchpsychose zu sprechen?

Wir wollen nun nicht in den Fehler verfallen, gutgläubig anzunehmen, daß von dem Inhalt der angebotenen Bücher die Suggestivkraft ausginge, welche, allerdings immer mit Hilfe der mobilisierten Werber, den Buchgemeinschaften täglich neue Massen zuführt. Wir Bildungspfleger müßten umlernen, wenn wir diese Wirkung Werken wie Stifters Nachsommer, Vischers Auch Einer, Hartmanns Phänomenologie oder Rankes Schriften zuschreiben wollten. Schon im Vorhergehenden ist eindeutig genug zum Ausdruck gekommen, daß der Hauptanreiz die Billigkeit des von den Buchgemeinschaften Gebotenen ist. Sie sind auch gleichermaßen ehrlich und geschäftstüchtig genug, dieses Argument bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund zu stellen. Der Inhalt kommt erst in zweiter Linie oder besser gesagt erst in dritter Linie; denn in zweiter Linie kommt — die Buchausstattung. Das Verdienst, ihre werbende Eigenschaft im Unternehmersinne richtig erkannt zu haben und hier „bahnbrechend“ vorangegangen zu sein, gebührt der „Deutschen Buch-Gemeinschaft“, die als spätere Gründung dem älteren „V. d. B.“ gegenüber dadurch konkurrenzfähig zu werden glaubte, daß sie der deutschen Hausbücherei den — Halblederband bescheerte. „Es ist der farbige Halblederband im kunstgewerblichen Modegeschmack mit reicher Rückenvergoldung und Kleisterpapier. Dabei ist eine Pracht aufgemacht, die im einzelnen Falle ihr Recht hat, die aber ermüdend und erschlagend wirkt, wenn sie in Reihen gleichen Formates und Types mit immer wechselnden Farben und Mustern auftritt“ (Frkf. Ztg.). Wie richtig die Spekulation mit der kalten Pracht gewesen ist, erhellt zur Genüge daraus, daß der „V. d. B.“, der bislang in Halbleinen band, mehr und mehr zu Halblederbänden übergegangen ist und seine neueste Jahresreihe nur noch in Halbleder herstellt. Ja, er

glaubt die „Deutsche Buch-Gemeinschaft“ noch überbieten zu müssen und zeigt in seinem neuesten Werbeblatt an, daß er in der Ausstattung seiner Bücher wieder „eine wesentliche Verbesserung“ durchführe. „Wir verwenden von jetzt ab für die Einbände unserer Neuerscheinungen einschließlich der Jahresbände nur echtes Ziegenleder. Ziegenleder ist laut offiziellem Gutachten der deutschen Bibliothekare das ideale Bucheinbandmaterial.“*) Aber der „D. d. B.“ bleibt nicht bei dem Halblederband stehen. Er verheißt für die Gewinnung von 10 neuen Mitgliedern innerhalb eines Jahres eine Ganzlederprämie in diesem „edlen Leder“; beste Handarbeit und mit Goldoberschnitt. Diese Verlederung des deutschen Hauses hat ihr Seitenstück in jenen unausstehlichen Prachtwerken aus der Gründerzeit, die heute die Zierstücke jeder Unkultursammlung sind, jene süßlich illustrierten Prachtwerke riesigen Formates, welche bis zur Jahrhundertwende noch den Tisch der Guten Stube jedes bürgerlichen Haushaltes schmückten und die literarische Kostbarkeiten wie Eberhards „Hannchen und die Küchlein“ bargen. Wir wissen auch, daß die Neureichen der Inflationszeit die Buchhandlungen an Lederausgaben auskauften, wobei der Inhalt der Bücher zur Nebensache wurde; wir wissen, daß für diesen Ungeschmack in jener Zeit eine förmliche Luxusbuchfabrikation tätig war, daß Buchhändler, welche notgedrungen diese Konjunktur mitmachen mußten, sich selbst mit Bitterkeit Lederhändler nannten, und müssen heute erleben, wie unter dem Vorwande der guten Buchausstattung die kleinen Eigenbüchereien mit Lederbänden überschwemmt werden. Wir glauben es aber einem rheinischen Buchhändler, wenn er berichtet, daß „fast täglich sogar alte Kunden ins Geschäft kommen und mit einem Triumphgeheul die Einbände der „Deutschen Buch-Gemeinschaft“ zeigen“. Es ist das Triumphgeheul der entfesselten Geschmacklosigkeit, die Prunk mit würdiger Ausstattung verwechselt, und man kann Wort für Wort unterschreiben, was Eberhard Weißkönig im „Zwiebelfisch“ in seinem höchst lesenswerten Aufsatz: „Warenhaus für patentierten Ungeschmack“ darüber zusammenfassend sagt: „Gewiß, der Buchhandel liefert im allgemeinen keine Halblederbände für Mk. 3,60, aber zum Teufel, kommt es bei aller Hochschätzung des Einbandes auf den Einband an oder auf das Werk des Dichters? Ist der Roman „Des Nächsten Weib“ von Georg Engel in Halbleder wertvoller als der „Großinquisitor“, der für 40 Pfg. bei Reclam zu haben ist? Steht nicht in den

---

*) Es handelt sich bei dem herangezogenen Gutachten offenbar um die „Vorschriften für Bibliothekseinbände“, beschlossen vom Verein Deutscher Bibliothekare in der 12. Bibliothekarversammlung in Hamburg am 8. Juni 1911 (Zentralblatt f. Bibliothekswesen Jg. 28, S. 350 ff. u. 390 ff.). Es heißt darin im 1. Abschnitt „Leder“ unter „Allgemeines“ wörtlich: „Als dauerhafte Einbandleder werden zugelassen: Ziegen-, Schweins-, Kalb-, Rind- und Schafleder, jedoch unter der Voraussetzung ihrer sachgemäßen Gerbung, Zurichtung usw.“. Es liegt auf der Hand, daß diese Vorschriften auf Bücher zur Anwendung gebracht werden sollen, welche in archivalischer Hinsicht eine erhöhte Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen. Daß diese auch für die Veröffentlichungen der Buchgemeinschaften gilt, wird kein Büchereifachmann behaupten, zumal sie ja in einer so ausreichenden Anzahl vorhanden sind, daß mit ihrem Seltenheitswert auf lange Zeit hin nicht gerechnet werden kann.

billigen Sammlungen des deutschen Buchhandels für einen Preis von 20 Pfg. bis Mk. 3,— die ganze Welt der Literatur dem suchenden Menschen offen? Und da soll man diese nicht heiße und nicht kalte, diese lauwarme Suppe, diesen bürgerlichen Mittagstisch des Geistes verbreiten helfen?“

Prüfen wir nunmehr einmal recht nüchtern, welche Bildungswerte unserem Volke vom „V. d. B.“ mit seiner 8. Jahresreihe (Buchjahr 1926/27) zugeführt werden und vor allem, was es dafür zu zahlen hat. Die Jahresreihe umfaßt vier Veröffentlichungen, welche jedes Mitglied, sofern es nicht rechtzeitig aus dem Verbande ausgetreten ist, abzunehmen verpflichtet ist. Es hat dafür zu zahlen 4 × Mk. 3,60 einschl. Porto und Verpackung = Mk. 14,40 jährlich. Nehmen wir den Mitgliederstand des Verbandes ungefähr mit 300000 Personen an, so zahlen diese innerhalb des Buchjahres an den Verband die Summe von Mk. 4,3 Millionen. Dafür erhalten 300 000 Deutsche 1. einen Roman von Wolfgang Götz, Das Gralswunder, „einen Roman, der bisher immer noch gefehlt hat: den Roman der bewegten, aufgeregten und lustigen Welt der Filmleute“, 2. ein Reisebuch von Erwin Drinneberg, Von Ceylon zum Himalaja (an guten Reisebeschreibungen ist kein Mangel), den Reisebericht eines „Malersmannes“, wie der Werbeprospekt neckisch verkündet, 3. von Ernst Heilborn Zwischen zwei Revolutionen (Der Geist der Schinkelzeit) und 4. einen Roman von Richard A. Bermann (Arnold Höllriegel), Das Urwaldschiff; alle vier Veröffentlichungen in Halbleder. Diese 4,3 Millionen Mark werden in einer Zeit schwerster wirtschaftlicher Not ausgegeben für vier — — ganze vier — Neuerscheinungen des deutschen Buchmarktes, bei denen die Höhe der Auflage in schreiendem Mißverhältnis zur literarischen Qualität steht. Von diesen 4,3 Millionen Mark wird nicht ein einziger Pfennig ausgegeben für die Anschaffung auch nur eines einzigen Werkes von Nietzsche, Hermann Hesse oder Wilhelm Schäfer. Man versuche sich nur vorzustellen, was für diese Millionen an wirklich hochwertiger Literatur und auch für billiges Geld hätte gekauft werden können, die nun bei den Buchhändlern in den Regalen stehen bleibt, und man wird ohne Vorbehalt zugeben müssen, daß hier eine Geldverschleuderung vor sich geht, deren Urheber alle diejenigen, denen das Geistesleben ihres Volkes am Herzen liegt, zu Gegnern haben sollten.

Das Bild, welches sich uns hier bietet, wird aber noch trostloser dadurch, daß der größte Teil der Mitglieder von Buchgemeinschaften zu den sozialen Schichten gehört, die nur einen bestimmten Teil ihrer geringen Einkünfte für den Erwerb von Büchern vorsehen können. Nehmen wir an, daß eine Person als Jahresausgabe für Bücher die Summe von Mk. 15,— ausgesetzt hat, und sie ist Mitglied des „V. d. B.“ und will sich nun beispielsweise den „Zarathustra“ kaufen, dann muß sie entweder auf diesen Kauf verzichten oder ihren Bücheretat überschreiten, was wohl in den wenigsten Fällen eintreten wird. Außerordentlich erschwerend fällt aber bei diesen Überlegungen noch ins Gewicht, daß der Bücherkäufer, der seinen Anschaffungsetat einer Buchgemeinschaft verschrieben hat, den Weg in einen Buchladen ja überhaupt nicht mehr findet, daß er allen Werbungen des Buchhandels und auch allen Einflüssen bildungspfleglicher

Art, die ihn zum Eigenerwerb von wertvollen Büchern veranlassen wollen, einfach taube Ohren zeigen muß, weil er eben wirtschaftlich festgelegt ist.

Man wird verstehen können, aus welchen Gründen der deutsche Buchhandel den Kampf gegen die Buchgemeinschaften aufgenommen hat. Wenn er sich dabei in der Wahl der Mittel (Boykott der für die Buchgemeinschaften arbeitenden Schriftsteller u. a.) vergriffen hat und damit den Buchgemeinschaften noch den Anschein verleiht, als ob sie die eigentlichen Förderer des deutschen Schriftstellerstandes seien, so ist das seine Sache. Wenn er nun aber gar in einem Prozeß, den der „V. d. B." gegen seine Vertreter, den Börsenverein und die Buchhändlergilde, führt, zu unterliegen droht und sich schon zu einer Erklärung bereit gefunden hat, „in der die bisherigen Angriffe zurückgenommen und die Vermeidung künftiger, ähnlicher Maßnahmen versprochen werden sollen", so ist das eine Angelegenheit, die nicht mehr als Konkurrenzstreitigkeit abgetan werden kann, die vielmehr alle am Buch ernsthaft Beteiligten aufhorchen lassen müßte. Ein geradezu unglaublicher Machtdünkel ist es aber, wenn im engsten Anschluß an diesen Prozeßbericht der „V. d. B." in seinem Vierteljahrsheft im Sperrdruck die Worte hinsetzt: „Wir werden niemals müde werden in unserem Bestreben, das gute deutsche Buch zu verbilligen." Einerseits wird der „V. d. B." nicht abstreiten können, daß von den jährlich 30 000 Neuerscheinungen des deutschen Buchmarktes, unter denen allerdings das gute deutsche Buch in mancherlei Gestalt sich befindet, er nur einen recht bescheidenen Bruchteil herausgibt, daß er andererseits aber dem Berufsbuchhandel einen erheblichen Teil der Kaufkraft des deutschen Volkes, der Millionen von Mark umfaßt, entzieht und das zu einer Zeit, in welcher der deutsche Buchhandel schwer leidet. Er wird das gute deutsche Buch nicht verbilligen helfen, sondern er wird zu seiner Verteurung beitragen. Das Gegenteil seiner Behauptung ist also richtig. Will man aber den Grundgedanken des „V. d. B." und der anderen Buchgemeinschaften ad absurdum führen, so stelle man sich ihre Entwicklung so vor, daß es ihnen möglich sei, jeden Monat einem Drittel aller Deutschen ein und den selben Halblederband auf den Tisch zu legen. Sieht man dann nicht gleichzeitig schon deutlich den spekulativen Kopf, der einen Volksverband der Altpapierverwertung gründet?

Ehe wir uns noch mit der literarischen Arbeitsweise der Buchgemeinschaften befassen, sollen kurz die Motive erwogen werden, die zur Gründung der Buchgemeinschaften geführt haben. Es bedarf eigentlich keiner besonderen Erklärung, daß diese Motive überwiegend geschäftlicher Art waren. Wenn der „V. d. B." sich trotz der „Verbilligung des deutschen Buches" ein eigenes zwölfstöckiges Geschäftshaus in Charlottenburg erstellen kann, „in dem nicht nur die der gewaltigen Mitgliederzahl entsprechenden großen Büroräume des Verlages, die Außenexpedition und die Verkaufsräume für die Berliner Mitglieder, sondern auch eine eigene Großbuchbinderei, eine moderne Buchdruckerei, die Direktionsräume und die Konferenzsäle (für die Sitzungen der Beiräte usw.) Platz finden werden"; wenn die „Deutsche Buchgemeinschaft" dem Verbande deutscher Erzähler einen jährlich wiederkehrenden Preis von Mk. 10000 als „Jugendpreis deutscher Erzähler" (der übrigens unter Mitwirkung

des Preußischen Kultministeriums (!) vergeben wird), stiften konnte, so ist doch durchaus hinlänglich ersichtlich, wie gut die Geschäfte gehen. Da ist es nun doppelt lehrreich, bei dieser Gelegenheit, zu erfahren, wie — nach einer Pressemeldung — die „Deutsche Buch-Gemeinschaft“ gegründet worden ist. „Man nehme eine bestehende A.-G., A. Seydel & Cie., Berlin, Lindenstr. 105, und eine Druckerei Gustav Ascher. Das quirle man gut durcheinander und gieße es in der Teltowerstr. 29 in eine neue Form, die man „Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H.“ nennt. Und da das Wort „deutsch“ darin vorkommt, so setze man über das Ganze die Generaldirektoren Nathanson und Leonhard.“ Man wird sich von jeder antisemitischen Tendenz völlig frei fühlen, wenn man behauptet, daß bei dieser Gründung ein bildungspflegliches Verantwortungsgefühl nicht Pate gestanden hat. In diesem Zusammenhang kann auch nicht verschwiegen werden, daß der Generaldirektor des „V. d. B.“, Hans Ossenbach, seine eigenen Werke „Weltenmär“, „Wanderer im Ungewußten“ und „Dreiklang“ für so wertvoll ansieht, daß er sie auf Kosten des Volksverbandes verlegt und vertreibt. Offenbar hält er sich für einen der „jungen hoffnungsvollen Autoren“, die „heranzuziehen und ihnen den Weg zu bahnen“ der „V. d. B.“ für seine Pflicht hält. Ob der Sohn von Hans Ossenbach auch heute noch Prokurist des Verbandes ist, konnte nicht ermittelt werden. Jedenfalls wird das deutsche Volk in seinem Geistesleben nicht ärmer werden, wenn es auf die Werke Ossenbachs verzichten müßte, die man mit auffallender Regelmäßigkeit in fast allen Antiquariaten findet. Daß aber die Buchgemeinschaften ein einträgliches Geschäft sein müssen, beweist letzten Endes die Tatsache, daß sich eine große Zahl mehr oder minder glücklicher Nachahmer eingefunden hat, die noch ständig zunimmt.

Wir haben uns nun noch mit der literarischen Arbeitsleistung der Buchgemeinschaften auseinanderzusetzen. Ihrer literarischen Wirksamkeit sind natürlich ganz bestimmte Grenzen gezogen. In der Hauptsache geschieht das durch das „verbilligende“ System selbst. Die notwendige hohe Zahl der Mitglieder erfordert, daß der Durchschnittsgeschmack von ca. 300 000 Personen getroffen werden muß. Die Frage, ob das überhaupt möglich sei, soll hier nicht erörtert werden. Es kann sich demnach nur um die Herausgabe von Unterhaltungslesestoff mittleren Grades handeln, sofern lebende Autoren berücksichtigt werden. Wenn sich trotzdem unter den Veröffentlichungen Namen wie Emil Strauß, Friedrich Huch, Willy Seidel, Stehr, Wied, Reymont, Shaw befinden, so liegen hier fast ausnahmslos Nachdrucke von Büchern vor, die bereits früher im Buchhandel erschienen sind. Für das übrige Tätigkeitsfeld bleiben dann noch übrig die nachdruckfreien Autoren, also Autoren, bei denen die dreißigjährige Schutzfrist abgelaufen ist und die schon längst Allgemeingut der Weltliteratur geworden sind. In der Hauptsache beschränkt sich die Verlagstätigkeit der Buchgemeinschaften auf das zuletzt genannte Gebiet. Von den z. Zt. noch erhältlichen ca. 95 Auswahlbänden des „V. d. B.“ sind nur 16 Bände von zeitgenössischen Autoren, nämlich von Couperus, Enking, Gorki, Gysae (Geschäftsführer des „V. d. B.“), Haensel, Härlin, C. Hauptmann, A. Heine, Heydemann-Möhring, Karwath, Moreck, Ossenbach (Generaldirektor des „V. d. B.“),

Scher, Viebig. Bezeichnenderweise sind davon nur Gysae und Ossenbach mit mehreren Werken vertreten. Hinzu kommen mehrere Bilderbücher und Originalveröffentlichungen belehrenden Inhalts. Alles übrige, also weit über die Hälfte, entfällt auf die nachdruckfreien Autoren oder ist aus solchen zusammengestellt. Unter ihnen finden wir Alexis, Andersen, Brachvogel, Dante, Daudet, Dickens, Flaubert, François, Goethe, Hauff usw., also Autoren, von deren Werken es viele Ausgaben und sogar ganz billige Ausgaben gibt. Mit den Veröffentlichungen der „Deutschen Buchgemeinschaft", die keine Jahresreihen herausbringt, sondern ihren Mitgliedern die freie Wahl läßt unter den von ihr herausgegebenen Büchern (ca. 100 Werke in nicht ganz zwei Jahren), verhält es sich ähnlich. Auch bei ihr überwiegen die nachdruckfreien Autoren, die zum großen Teil die selben wie die des „V. d. B." sind. Eine größere Rolle spielen jedoch bei ihr die Nachdrucke, zu denen die Werke von Stehr, Flake, Eulenberg, Klabund, Wied, Weigand, Foggazzaro zu rechnen sind. Nur geringen Umfang nehmen die Erstausgaben ein, meist noch dazu von Schriftstellern, die kaum dem Namen nach bekannt sein dürften, z. B. Eva Cotting, Maria Seelhorst, Kurt Wesse u. a. Wir sehen also aus diesen Aufzählungen, daß es mit der Förderung des jungen deutschen Schrifttums durch die Buchgemeinschaften recht kümmerlich bestellt ist und fragen uns verwundert, worin die Buchgemeinschaften den literarischen Wert erblicken, der die hohen Auflagen rechtfertigt, die sie ihren Autoren zuteil werden lassen. Es handelt sich dabei doch immer um Auflagen von mindestens 100 bis 200 000 Stück. Man wird diese Auflagenhöhen überhaupt erst richtig zu würdigen wissen, wenn man dagegen hält, daß der Modeautor unserer Tage, Rudolf Herzog, mit seinem beliebtesten Roman „Die Wiskottens" immerhin zwanzig Jahre gebraucht hat, um das 320. Tausend zu erreichen. Da begreift man, daß bei den durch ein Geschäftsprinzip hinaufgetriebenen Auflagenhöhen der Buchgemeinschaften der Unsinn zur Methode geworden ist.

Nun könnte die Einwendung gemacht werden, daß auch ein Autor von Rang einmal ein Werk bei den Buchgemeinschaften verlegen könne und daß dann die Auflage gerechtfertigt sei. Das ist aber höchst unwahrscheinlich, weil es einem Autor von Rang nicht liegen wird, Lesern zugeführt zu werden — und seien es noch so viele —, deren einziges Verhältnis zu ihm darin besteht, daß sie Mitglieder einer Buchfabrik sind, von denen er ferner nicht gewiß weiß, ob ihr Interesse für ihn soweit gehen wird, daß sie ihn auch lesen. Dem Dichter geht es nicht um die Rekordziffer, ihm geht es um die innere Anteilnahme. Man vergesse doch nicht, daß es nicht möglich ist, das einzelne Werk einer Buchgemeinschaft zu erstehen, sofern man eben nicht auch gleich die Mitgliedschaft erwirbt, d. h. zum Teil Dinge erwerben muß, die man nicht haben will.

Es ist nun noch in der Öffentlichkeit vielfach die Ansicht verbreitet, als ob die Buchgemeinschaften so recht eigentlich die Förderer des deutschen Schriftstellerstandes seien, weil sie höhere Honorare zahlen als solche beim übrigen Verlage üblich sind. Dazu nur soviel zur eigenen Überlegung. Daß sie höhere Honorare zahlen können, steht außer Zweifel. Wer glaubt aber, wenn selbst dreißig oder vierzig Autoren höhere Hono-

rare durch sie beziehen, daß damit der deutsche Schriftstellerstand von heute auf morgen finanziell glänzend dastehe? Oder wer glaubt, daß die Buchgemeinschaften einem Autor, der vom deutschen Verlage bei einer Auflage von zwei bis dreitausend Stück vielleicht mit tausend oder zweitausend Mark bezahlt würde, nun bei ihren Auflagen von hundert bis zweihunderttausend Stück das dementsprechende Honorar zahlen werden?

Wie sich die Volksbücherei zu den Buchgemeinschaften verhalten soll, ist nach den vorhergegangenen Darlegungen wohl kaum noch zweifelhaft. Die Neuerscheinungen der Buchgemeinschaften sind in ihrer Mehrheit vom bildungspfleglichen Standpunkte aus für die Volksbücherei entbehrlich. Die Neuausgaben älterer Werke sind wegen ihres pompösen Einbandes abzulehnen. Vollends der Halblederband ist kein Einband im Sinne unserer Büchereiarbeit. Die Billigkeit eines Buches darf niemals allein den Ausschlag für die Einstellung in den Bestand einer Bücherei geben. Schon aus diesen Gründen hat die Volksbücherei auf die Mitgliedschaft einer Buchgemeinschaft zu verzichten. Ganz abgesehen davon ist die volkstümliche Bücherei je nach ihren örtlichen Bedürfnissen sich allein für die Zusammensetzung ihres Bücherbestandes verantwortlich. Darüber hinaus wird sie die Tätigkeit der Buchgemeinschaften als Eingriff in ihre Rechte, als Behinderung ihrer Arbeit am Volksganzen betrachten und daher nicht nur von einer Werbung*) für diese in jedem Falle absehen, sondern auch Aufklärung über sie geben, so oft sie von ihr verlangt wird. Besonders auf dem Lande und in den kleinen Städten wird dazu häufig genug sich Gelegenheit finden.

Wie dringend erforderlich aber für die volkstümliche Bücherei die Abwehr der Buchgemeinschaften bei jeder sich bietenden Gelegenheit ist, soll noch durch ein Beispiel erläutert werden, das wie kaum ein zweites geeignet ist, besonders den Leitern dörflicher und kleinstädtischer Büchereien zu zeigen, wohin der von den Buchgemeinschaften eingeschlagene Weg führt, wenn sie Fürsprecher finden, die zwar keinerlei Sachkenntnis besitzen, die sich aber dafür publizistisch mit einer umso größeren Wichtigkeit äußern, und so, weil sie nur zu leicht ernst genommen werden, doppelt gefährlich werden. In der „Rundschau für Kommunalbeamte“ (Jg. 32 Nr. 11), dem Organ des „Verbandes der Kommunalbeamten und Angestellten Preußens“, einer Zeitschrift also — und das ist von großer Bedeutung —, die u. a. von einer großen Anzahl Verwaltungsbeamter gelesen wird, welche mittel- oder unmittelbar dienstlich mit dem öffentlichen Büchereiwesen zu tun haben, veröffentlicht Syndikus Josef Meurer einen Artikel: „Bücherei und Vortragswesen und die „Deutsche Buchgemeinschaft“.“ Um es gleich zu sagen: Der Verfasser hat sich nicht die geringste Mühe gegeben, in das Wesen der Buchgemeinschaften einzudringen und, was noch schlimmer ist, er hat von den Aufgaben und Zielen der öffentlichen Bücherei keinerlei Kenntnis. Für ihn wird die Zusammensetzung des Bücherbestandes einer Volksbücherei zum nackten Rechenexempel, die Volksbücherei selbst zu

*) Wie die Volksbücherei für den Eigenbesitz von Büchern werben kann, darüber vergleiche Jahrgang 2 dieser Zeitschrift Seite 217 ff.: Rosin, „Werbekraft und Werbetätigkeit der volkstümlichen Büchereien für den Eigenbesitz von Büchern.“

einem Haufen von Büchern. Der Artikel ist in seinen Ansichten so überaus dilettantisch und in einem so furchtbaren Kanzleideutsch geschrieben, daß er dem Leser nicht vorenthalten und hier wenigstens teilweise wiedergegeben werden soll. Man wird leicht feststellen können, daß dieser Artikel beinahe gegenstandslos würde, wenn er nicht auf dem zu verurteilenden Werbesystem der Buchgemeinschaft aufgebaut wäre. Man beachte auch vor allem, mit was für unglaublich oberflächlichen Einwänden die doch immerhin vermuteten Bedenken gegen einen Beitritt in die Buchgemeinschaft zerstört werden sollen.

„Mit grundlegender Geltung wirken für die Volkskultur in Stadt und Land die Schulbücherei, die Jugend-, Volks-, Vereins- und Klubbücherei. Jugend- und Volksbildung werden an jeder Führerstelle (?) durch diese Einrichtungen quellkräftig belebt und richtunggebend beeinflußt. Eine diesbezügliche Überprüfung der gegenwärtigen Zustandslagerung (!) der Gemeinden würde ergeben, daß das derzeitige Gefüge der Büchereien keineswegs ausreicht. Es liegen hierfür zwei Gründe vor: 1. Die Umsicht und Energie der in den Gemeinden maßgebenden Führer — der Bürgermeister, der Kommunalbeamte, der Pfarrer, der Lehrer, der Arzt, der sozialverständige Arbeitgeber und Arbeitnehmer — sind durch die Notlage unseres Volkes im Aufbau dringendster Notbedarfsdeckung stark beansprucht und deshalb nicht am kulturwirtschaftlichen Ortsaufbau durch Büchereibetriebe beteiligt. 2. Sollte trotzalledem die „Voraussetzung 1" vorliegen, so sind die Etatmittel der örtlichen Bücherei unzulänglich. Weite Volkskreise leben z. Zt. in einer geistigen Verkümmerung. Eine zielstrebig gegliederte Bedarfsdeckung dieser Verbraucherkreise (!) durch Bücher ist notwendig. Am ehesten ist jedem aufbauwilligen Deutschen die geistige Bedarfsdeckung in nachstehendem Beispiel klar gemacht: Wenn wir annehmen, daß im Jahresetat eines Kleindorfes (!) der Ortsbücherei durch die Gemeinde Mk. 20,—, durch den Landrat Mk. 30,—, durch den Regierungspräsidenten Mk. 50,— zugeführt werden, so wäre das eine angemessene Summe, die als äußerste Leistung zu werten wäre, aber „was ist das für so viele und so vieles!" — Hier setzt mit weitgespannter Vorbereitung die planmäßige Unterstützung der Deutschen Buchgemeinschaft ein. Bei dieser Volksunternehmung liegen die Dinge so, daß viele der vorerwähnten maßgebenden Führer kulturentschlossen innerhalb der Werbeorganisation wirken. Wenn festzustellen ist, daß viele dieser Führer in und mit dieser Werbung in etwa eineinhalb Jahren durch die hierbei erworbenen Freibücher der Deutschen Buchgemeinschaft eine Bücherei aufzustellen vermochten, die — rein äußerlich bemessen — eine Werthöhe von 400 bis 600 Goldmark erreicht hat (damit aber gegenüber den vorerwähnten Leistungen von Gemeinde, Kreis und Regierung insgesamt den vier- bis sechsfachen Wirkungsgrad (!) tatsächlich erzielte), dann dürfte der berechtigten Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß jede deutsche Gemeinde verständnisvoll eine Arbeitsverbindung mit der Deutschen Buchgemeinschaft aufnimmt. — Die einzelnen Führer können ohne Bedenken im Arbeitsrahmen der DBG tätig sein, denn 1. die DBG wirkt grundsätzlich und praktisch parteineutral. Beweis (?) hierfür gibt: a) die Zusammensetzung des Beirates, der sich aus den Vertretern anerkannter großer Sachorganisationen (!) zusammensetzt, der die Gewähr dafür bietet, daß die Herausgabe des Buchgutes auf sachlich fruchtbarer und literarischer Höhe steht, b) der Mitarbeiterkreis, der nur nach sachlich-literarischen Grundsätzen herangezogen ist*), c) die Mitgliedschaft der weit über 300000 Mitglieder.

---

*) Meurer übersieht völlig, daß stark drei Viertel der „Mitarbeiter" dieses Kreises sich aus nachdruckfreien Autoren zusammensetzen, die bekanntlich vogelfrei sind.

Anhangsweise gebe ich schließlich noch eine Übersicht über die z. Zt. bestehenden Buchgemeinschaften:

Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag G. m. b. H. Berlin-Charlottenburg. Die Mitgliedschaft wird für 1 Jahr (1. Juli bis 30. Juni) erworben und verpflichtet zur Abnahme der im Laufe des Jahres erscheinenden vier Bände zu je Mk. 3,10 zuzüglich Porto und Verpackung. Für jeden abgenommenen Band der Jahresreihe werden 30 Pfg. in Gestalt eines Gutscheines vergütet. Die Gutscheine werden beim Kauf von Auswahlbänden angerechnet. Falls einer der vier Jahresreihenbände nicht zusagt, wird an seiner Stelle ein fünfter, sogenannter „Tauschband" der Jahresreihe geliefert. Die Mitgliedschaft erlischt, wenn sie zwischen dem 15. Juni und 15. Juli gekündigt wird. Die Vierteljahrsblätter des „V. d. B." werden kostenlos zugestellt.

Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. Berlin. Die Mitgliedschaft kann jederzeit erworben werden und zwar für ein Vierteljahr. Sie verpflichtet zur Abnahme von vierteljährlich in Gruppe A einem Bande für Mk. 3,90, in Gruppe B zwei Bänden für Mk. 7,40, in Gruppe C drei Bänden für Mk. 10,80, worin der Mitgliedsbeitrag einbezogen ist. In jeder Gruppe wird außerdem die Zeitschrift „Das Zeitungsbuch" sechsmal im Vierteljahr kostenlos geliefert. Porto- und Verpackungskosten entstehen nicht. Das Mitglied kann unter den bisher erschienenen rund 100 Bänden auswählen. Die Mitgliedschaft erlischt durch Kündigung jeweils einen Monat vor Quartalsende.

Evangelische Buchgemeinschaft. Berlin. Die Evangelische Buchgemeinschaft will allen evangelischen Volksgenossen dienen. In ihrem Geschäftsführenden Ausschuß sind u. a. Vertreter des Evangelischen Kirchenausschusses, des Evangelischen Preßverbandes, des Zentralausschusses für Innere Mission. Sie will „literarische Volksmission" treiben, sieht eine Gefahr in „den internationalen Organisationen religionsfeindlicher Buchpolitik", glaubt, dem katholischen Borromäusverein etwas ähnliches zur Seite stellen zu müssen und ist der Ansicht, daß „auch manche gut geleitete öffentliche Bücherei noch nicht den Ansprüchen genügt, die die Vertreter bewußt evangelischer Arbeit an sie stellen müssen". Sie will ihren Mitgliedern ferner behilflich sein bei der Zusammenstellung von Eigen-, Schul-, Vereins- und Volksbüchereien.

Die Mitgliedschaft wird erworben in Gruppe A durch Zahlung eines Jahresbeitrages von Mk. 6,50, wofür geliefert werden eine Buchgabe im Werte von Mk. 4,— und das monatlich erscheinende Familienblatt „Quellwasser" (für Nichtmitglieder Mk. 3,— jährlich). Gruppe B: Jahresbeitrag Mk. 8,—, eine Buchgabe im Werte von Mk. 4,— und die Monatsschrift „Eckart", die inhaltlich nicht wesensgleich ist mit der vor Jahren erschienenen Literaturzeitschrift gleichen Namens, (für Nichtmitglieder jährlich Mk. 6,30). Gruppe C: Jahresbeitrag Mk. 10,50, eine Buchgabe von Mk. 4,— und die Zeitschriften „Quellwasser" und „Eckart". In Gruppe A bis C ist ein einmaliges Eintrittsgeld von Mk. 1,— zu zahlen. Gruppe D: der Jahresbeitrag beträgt je nach der wirtschaftlichen Lage monatlich 75 Pfg., Mk. 1,—, 2,—, 3,—. Er wird vom Mitglied jeweils festgesetzt. Die Mitglieder wählen vierteljährlich ein Buch im Werte ihrer Dreimonatsraten. In dieser Gruppe ist eine jährliche Einschreibegebühr von Mk. 1,— zu zahlen. Die Mitglieder wählen aus einer Stammliste, welche ungefähr 1000 Bände umfaßt, Bücher, die zum Ladenpreis abgegeben werden. Der wirtschaftliche Vorteil für die Mitglieder besteht im Wesentlichen in der Erleichterung der Zahlung in Raten und in den Vorzugspreisen der gelieferten Zeitschriften. Außerdem erhalten die Mitglieder regelmäßig erscheinende Listen, in denen im Preis zurückgesetzte Bücher angeboten werden. Auch diese Buchgemeinschaft glaubt nicht verzichten zu können auf die Werbearbeit ihrer Mitglieder gegen Entschädigung (für sechs neue Mitglieder ein Buch im Werte von Mk. 3,—, für zehn ein solches im Werte von Mk. 5,—).

Evangelische Buchgemeinde. Berlin. Dieses Unternehmen ist offenbar eine Modifikation des vorhergehenden. Die Mitgliedschaft wird er-

worben durch ein einmaliges Eintrittsgeld von Mk. 1,—*) und verpflichtet zur Abnahme der Bände der ersten Jahresreihe zum Preise von je Mk. 3,60 bei portofreier Zusendung. Der Eintritt kann nach Wahl in eine von drei Gruppen erfolgen. Gruppe 1: 2 Bände im Jahre; Gruppe 2: 4 Bände; Gruppe 3: 8 Bände. Außerdem können zu Geschenkzwecken mehrere Exemplare von Büchern zu je Mk. 3,60 erworben werden. Die Bände werden in einem Sondereinband geliefert. Es handelt sich z. T. um Veröffentlichungen anderer Verleger, die hier in eigener Aufmachung geliefert werden. Bereits erschienen sind: Schweitzer, Zwischen Wasser und Urwald; Gillhoff, Jürnjakob Swehn. In diesem Jahre gelangen noch zur Ausgabe: Seld, Sechzig Jahre; Freytag, Markus König; Bildschatz für das evangelische Haus; Spiero, Die Heilandsgestalt in der deutschen Dichtung; Matthias Claudius, Auswahl. Für die Werbung neuer Mitglieder, die je 12 Bände beziehen, ist für den Werber eine Prämienreihe eingerichtet worden. Sie umfaßt u. a. bis jetzt Freytag, Soll und Haben, und Preuß, Das Bild Christi im Wandel der Zeiten.

Deutsche Meister-Bund E. V. München. Zur Erwerbung der Mitgliedschaft ist die Zahlung eines Eintrittsgeldes von 10 Pfg. notwendig. Der Mitgliedsbeitrag beträgt für ein Jahr Mk. 2,60 oder für ein halbes Jahr Mk. 1,30. Die Mitglieder erhalten dafür die Monatsschrift „Die Meister" unentgeltlich geliefert. Die Zeitschrift „will in möglichster Fülle und vielseitiger Perspektive ein Bild der gesamten großen deutschen Literatur vergangener und neuer Zeiten durch Proben vermitteln". Die Mitglieder genießen beim Bezuge der Bücher des dem Bunde angegliederten Deutsche Meister-Verlages Vorzugspreise. Diese Werke werden unmittelbar an die Bundesmitglieder geliefert. Die Ermäßigung beträgt ungefähr 1/4 des eigentlichen Ladenpreises. Die Veröffentlichungen umfassen ausschließlich Neuausgaben älterer Literatur in Halbleinen- und Halblederausgaben, z. B. von Anzengruber, Arnim, Chamisso, Droste-Hülshoff, Eichendorff, François, Gerstäcker, Hauff, Hebbel usw. Die Werber, die hier „Förderer des Deutsche Meister-Gedankens" heißen, erhalten für die Zuführung zweier neuer Mitglieder ein Buch zum Ladenpreis von Mk. 2,— nach freier Wahl unentgeltlich, bei drei neuen Mitgliedern ein solches von Mk. 3,—, bei vier ein solches von Mk. 4,—. usw.

Die Deutsche Volksbücherei E. V. Berlin. In ihrem Ehren- und Arbeitsausschuß sind u. a. folgende Namen vertreten: Ökonomierat Dr. von Altrock, Direktor der Preußischen Haupt-Landwirtschaftskammer, Landesökonomierat Professor Echtermayer, Direktor der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau, Dr. Ludwig Fulda, Obermagistratsrat Dr. Häusler, Geheimrat Heck, Direktor des Zoologischen Gartens, Professor Schumann, Direktor der Singakademie, Pfarrer Nithack-Stahn, Schulrat A. Troll, Vorsitzender des Rektorenvereins usw. „Jedem eine eigene schöne Hausbücherei — mit diesem Ziel tritt die Deutsche Volksbücherei vor die deutsche Leserschaft. Ihr Arbeitsplan verfolgt den Grundsatz, zwecks Wahl des Stammbandes alle zwei Monate mindestens ein volkstümlich wissenschaftliches Werk, einen Roman, einen Klassikerband als Neuerscheinungen zur Auswahl zu stellen." Die Romane und Klassiker sind „in moderne Halblederbände mit echter Goldprägung gebunden". Die Mitgliedschaft kann ohne Aufnahmegebühr jederzeit erfolgen und verpflichtet auf ein Jahr. Sie verlängert sich um ein weiteres Jahr, falls nicht drei Monate vor Ablauf die Kündigung erfolgt. Das Mitglied bezahlt in Gruppe A einen monatlichen Beitrag von Mk. 2,— und erhält dafür jede Woche ein Heft der unterhaltenden und belehrenden illustrierten Zeitschrift „Welt und Wissen" und jeden zweiten Monat ein Werk nach eigener Wahl aus den Bänden der D. V. B. In Gruppe B beträgt der monatliche Beitrag Mk. 3,—. Das Mitglied erhält dafür jeden Monat einen Band der D. V. B., und zwar unter den Bänden eines Jahres vier Bände „Welt und Wissen" und acht Bände aus den Werken der D. V. B. Jeder

*) Diese Erhebung von Mitgliedsbeiträgen, Einschreibegebühren usw., ist ein interessanter Beitrag zur Frage der Aufbringung von Betriebskapital und zwar auf verhältnismäßig müheslose Weise, denn 10 000 Mitglieder stellen immerhin eine Summe von Mk. 10 000,— dar, und es ist nicht recht ersichtlich, worin die Gegenleistung besteht.

Band „Welt und Wissen“ enthält etwa 200 Aufsätze mit zahlreichen Abbildungen. Die Reichhaltigkeit des Inhalts zeigen einige Beispiele: Soll man sich vor Bazillen fürchten? Das Fernsehen. Schreibmaschinenbriefmarken. Wie man Gedankenleser werden kann. Das Deutsche Ledermuseum in Offenbach. Blechschornsteine. Übervölkerung in Innerafrika usw. Aus den Veröffentlichungen der D. V. B. sind zu nennen: Schidlof, Liebe und Ehe bei den Naturvölkern; Gerling, Körper- und Schönheitspflege; Zwanzig Stunden Englisch; Rheinisches Sagenbuch; Märkisches Sagenbuch; Mörike, Erzählungen; Vischer, Auch Einer; Scheffel, Ekkehard. Die Reihe „Meister des Auslandes“ umfaßt folgende Bände: Dickens, Unser gemeinsamer Bekannter; Féval, Der Bucklige, und de Montepin, Seine Majestät das Geld. Der letzte Roman „führt in das mondäne Leben des Paris der Vorkriegszeit“. Die Romanreihe der D. V. B., die nach ihrer Ansicht „spannende Unterhaltungsromane von anerkanntem literarischen Wert“ bringt, setzt sich aus folgenden Werken zusammen: Hans Friedrich, Das Haus unterm Schicksal; Clara Sudermann, Am Glück vorbei; Paul Burg, Da ist Heimat; Hans Land, Des Königs Pflegesohn; Heinz Welten, Der lustige Prinz; Schikorauer, Lord Byron. Außerdem bringt die D. V. B. als Originalschöpfung eine Reihe „Die Romane der Weltbühne“, welche „die Heldengestalten, die unsere großen Dichter in ihren Bühnenwerken geschaffen haben, in Form des erzählenden Romans verlebendigen sollen“.

Deutsche Buchgemeinde, Geschäftsstelle: Alexander Duncker Verlag, Weimar. Sie hat das Ziel, „durch Sicherung eines größeren Absatzes für bestimmte, zur Volksbildung besonders wertvolle Werke einen günstigeren Bezugspreis für ihre Mitglieder zu ermöglichen“, da, nach ihrer Ansicht, „die heute verarmten vaterländisch gesinnten Kreise das schöne und billige Buch brauchen, das ihnen gute geistige Kost in gefälligem Gewande bietet. Der Lesestoff, der in vier jährlichen Pflichtbänden und einer Reihe Auswahlbänden aus den Beständen national gerichteter Verlage besteht, bringt neben neuen Werken deutscher Verfasser wertvolles älteres deutsches literarisches Volksgut und soll in erster Linie einer vertieften, im Volkstum wurzelnden Bildung und Weltanschauung dienen“. Für jeden der vier in Abständen von drei Monaten erscheinenden Pflichtbände wird ein Beitrag von Mk. 3,— zuzüglich der Zustellungsunkosten erhoben. Die Bücher werden zu einem gegenüber dem Ladenpreise um 1/4 bis 1/3 herabgesetzten Preise geliefert. Die Pflichtbände werden in einem dauerhaften Ganzleineneinband geliefert. Der „nach Aufbringung der Vermittlungsspesen der Zentrale verbleibende Überschuß soll nicht privaten, sondern vaterländischen Kulturzwecken zugute kommen. Über seine Verwendung werden berufene vaterländische Kreise unter Zuziehung weiterer vaterländischer Bünde und Vereinigungen entscheiden“. Auch diese Buchgemeinschaft belohnt ihre Werber in der üblichen Form. Die Mitgliedschaft erlischt, falls nicht bis zum 30. September des laufenden Jahres eine Kündigung erfolgt. Als Pflichtbände sind für die Buchjahre 1926/27 vorgesehen: Alexis, Isegrimm; Hauser, Germanischer Glaube; Grosse, Das Bürgerweib von Weimar; Die Edda, mit vielen Sternkarten; ein Roman von Kapherr. Die Auswahlbände umfassen bis jetzt eine Anzahl der nachstehenden Bücher „deutsch gerichteter Verleger“, welche ausnahmsweise antiquarisch zu einem ermäßigten Preise angeboten werden können: Bartels, Rasse und Volkstum; Diers, Franzosen im Land; Hauck, Heimatreligion; Hauser, Geschichte des Judentums; Eberhard König, Wenn der alte Fritz gewußt hätte; Chotzky, Der Mensch und sein Buch; Rembrandt als Erzieher; Hauptmann Tröbst, Soldatenblut.

Deutsche Buchvereinigung „Neuland“ G. m. b. H. München. In ihrem Kuratorium finden sich u. a. die folgenden Namen: Freiherr von Gleichen-Rußwurm, München; Dr. Gönner, Mitglied des Reichswirtschaftsrates, München; Professor Meid, Berlin; Pfarrer Nithak-Stahn, Berlin (s. o. unter Beirat der D. V. B.); Oberbibliotheksrat Dr. Rupprecht, München; Beigeordneter Schulte, Remscheid. Unter diesem Protektorat und im Zusammenhang mit dem „Bayrischen Volksbildungs-Verband“ umfaßt das Programm folgende Richtlinien: „Unsere Bücher sollen erfreuen, seelisch erheben, den grauen nüchternen Alltag des Lebens durch köstliche Feierstunden innerer Beglückung bezwingen. Wir sind Weg-

bereiter dem guten literarisch einwandfreien Buch. Wir sind Bahnbrecher und Förderer begabter junger Talente. Wir sind Helfer allen um Bildung Ringenden." Die Mitgliedschaft verpflichtet zur Abnahme der im Laufe eines Bezugsjahres erscheinenden Bücher. Sie verlängert sich stillschweigend von Jahr zu Jahr weiter, wenn sie nicht vor dem 1. April des laufenden Bezugsjahres gekündigt wird. Gruppe 1 erhält jährlich vier Halblederbände, Gruppe 2 jährlich sechs Halblederbände. Dafür ist zu zahlen in Gruppe 1 jährlich Mk. 14,80, in Gruppe 2 jährlich Mk. 22,20 einschl. Porto und Verpackung in viertel- oder halbjährlichen Raten. Für die Werbung von drei neuen Mitgliedern erhält man einen Halblederband, für sechs neue Mitglieder zwei Halblederbände, für 12 Mitglieder vier, für 18 Mitglieder sechs. Neu ist bei der Deutschen Buchvereinigung, daß auf Wunsch statt der Gratisbücher eine Aufwandsentschädigung von 10% an dem erzielten Buchumsatz, d. h. pro Buch Mk. 0,32 gezahlt wird, und zwar solange als das geworbene Mitglied Bezieher der Bücher bleibt. Die Veröffentlichungen umfassen angeblich nur moderne Autoren. Die Gruppenbücher für 1925/26 sind: Tieck, Vittoria Accorombona; Fleischhauer, Baron Fuchskehl und sein Pfarrer (humor. Roman); Anzengruber, Der Schandfleck; Marie Kerschensteiner, Der Atem Gottes; Eichendorff, Dichter und ihre Gesellen; A. Tolstoi, Der silberne Fürst.

Die jetzt folgenden Buchgemeinschaften weichen im wesentlichen von den vorhergehenden dadurch ab, daß sie nicht im Sinne der obigen Erstabdrucke bringen, die nur ihren Mitgliedern zugänglich sind, oder Neuausgaben älterer Werke in Nachdrucken oder in eigener Ausstattung herausgeben; es sind vielmehr Unternehmungen einzelner Verleger, die ihre Verlagsveröffentlichungen unter dem Namen einer Buchgemeinschaft an ein größeres Publikum zu einem billigeren Preise abgeben, als dafür im Buchhandel zu zahlen ist. Gleich den übrigen Buchgemeinschaften liefern auch sie nur direkt und unter Umgehung des Sortiments an ihre Mitglieder. Es ist unverständlich, warum es dann nicht dem Sortiment erlaubt ist, beispielsweise an Vereine, Volksbüchereiverbände usw. mit Rabatt zu liefern, wobei ihm doch immerhin noch ein Verdienst bliebe, während es bei dem Verfahren dieser Verleger-Buchgemeinschaften doch ganz ausgeschaltet wird.

Der Freunde Kreis. Lothar Joachim Verlag, Leipzig. Die Teilnehmer dieser „zwanglosen Organisation" können beliebig viele Bände aus der Reihe „Die Freunde" nach eigener Wahl zu Vorzugspreisen beziehen (Mk. 2,— statt 2,40; Mk. 3,— statt 3,60; Mk. 4,— statt 4,80; Mk. 15,— statt 18,—). Monatlich wird ein Band geliefert. Neben der regelmäßigen Monatslieferung können die Teilnehmer beliebig viele (!) weitere Bände zum Vorzugspreise beziehen. Die Reihe „Die Freunde" umfaßt u. a.: Baer, Wetterleuchten; Busch, Biographie; Busch, Hernach, Kindermärchen, Sagen und Lieder, Schein und Sein; Couperus, Psyche; Fleischhauer, Sanssouci; Goethe, Tasso; Heine, Buch der Lieder; Keller, Sinngedicht; Lessing, Minna; Loti, Der Roman eines Spahi; Schiller, Die Räuber; Stieler, Winteridyll; Wagner, Parsifal. Die Reihe ist in Leinen gebunden.

Der Büchertisch. Dürr & Webers Vereinigung der Bücherfreunde. Leipzig. „Das „Tischlein-deck-dich" für Bücher des allgemeinen Wissens. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Der Beitrag gilt auf 12 Monate oder 12 Bändchen, die mit je Mk. 1,— geliefert werden. Die Zusendung des ersten Bändchens erfolgt sofort nach Anmeldung der Mitgliedschaft, die der weiteren nach eigener Wahl regelmäßig am 1. jeden Monats. Wenn vor Übersendung des 12. Bändchens eine Abbestellung nicht schriftlich erfolgt, gilt der Beitritt auch für die nächsten 12 Bändchen. Zahlung vierteljährlich Mk. 3,— und 30 Pfg. für Porto. Dieser „Büchertisch" ist weiter nichts anderes als die ca. 100 Bände der bekannten „Zellen-Bücherei": Deutsche Literaturgeschichte in einer

Stunde, Weltliteratur in einer Stunde, Einführung in Goethes Faust, Kapitalsanlage und Verwendung, Abriß der Kunstgeschichte, Okkultismus, Deutsches Eherecht usw.

Deutsche Hausbücherei. Diese Unternehmung, die geflissentlich das Wort Buchgemeinschaft vermeidet, ist in der Hauptsache eine eigene Angelegenheit des „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes", der hier durch erleichterte Zahlungsbedingungen seinen Mitgliedern die Veröffentlichungen der eng mit ihm verbundenen „Hanseatischen Verlagsanstalt", Hamburg, zu einer Hausbücherei zugänglich machen will. Aus diesem Grunde kann hier von einer näheren Betrachtung abgesehen werden.

Es ist nur zu verständlich, daß die außerordentlichen Erfolge, welche die Buchgemeinschaften in kurzer Zeit errungen haben, rührige Geschäftsleute nicht zur Ruhe kommen ließen. Es ist aber auch ebenso verständlich, daß sie sich sagen mußten, daß auf dem selben Wege und mit den selben Mitteln die selben Erfolge nicht mehr zu erringen waren. Wollte man einerseits auf die sehr wertvolle genossenschaftliche oder gemeinschaftliche Bindung nicht verzichten und auch das stets anreizende und werbende Moment der Billigkeit nicht aufgeben, so war es andererseits gegeben, daß man sich von einer eigenen Produktion, die ja starke Begrenzungen mit sich bringt, frei machte und den Rahmen des Gebotenen möglichst weit ausdehnte, also auf die Produktion des gesamten deutschen Verlages zurückgriff und sich vor allem der Feindschaft des Sortimentsbuchhandels dadurch entzog, daß man ihn nicht ausschaltete, sondern ihn am Gewinn beteiligte. Dieses Problem löste die „Deutsche Buch-Einkaufsgemeinschaft" E. V. Berlin, indem sie Auflagen schwer gangbarer Bücher aus allen möglichen deutschen Verlagen en bloc erwarb, sie in Bücherlisten vereinigte (bisher liegt nur eine vor mit hundsmiserablen Charakteristiken der Bücher), und diese Bücher, die nunmehr in Höhe des jeweiligen Bestandes nur durch die Einkaufsgemeinschaft zu erwerben sind, den Mitgliedern ihrer Gemeinschaft zugänglich machte, welche wiederum diese Bücher zu dem festgesetzten ermäßigten Preis nur durch den Sortimentsbuchhandel beziehen können, wofür dieser durch einen Rabattsatz entschädigt wird. Die Mitgliedschaft wird durch die Anmeldung bei einer Buchhandlung erworben, wofür eine einmalige Aufnahmegebühr von Mk. 1,— zu entrichten ist. Auch an dieser Stelle muß noch einmal darauf hingewiesen werden, daß diese Aufnahmegebühren, so erschwinglich sie für den Einzelnen erscheinen, in der Masse einer ganz mühelosen Betriebskapitalsbeschaffung gleichkommen. Bringt es die Einkaufsgemeinschaft wie die D. B. G. innerhalb von zwei Jahren auf 300 000 Mitglieder, so vereinnahmt sie ein Betriebskapital von Mk. 300 000,—. Bei der heutigen Geldknappheit wird in dieser Form die Kapitalsbeschaffung geradezu zum Kinderspiel. Nachdem das Mitglied durch Zahlung der Aufnahmegebühr zum „stillen Teilhaber" geworden ist, zahlt es einen weiteren Beitrag von mindestens monatlich Mk. 1,80 an die Buchhandlung, durch die es zu beziehen wünscht. Die gezahlten Beiträge werden ohne jeden Abzug bei allen Bücherkäufen angerechnet. Für die Bücherkäufe stehen dem Mitglied die Bücher aus den Listen, welche im Grunde genommen nichts weiter als Großantiquariatsverzeichnisse sind, zur Verfügung. Man könnte diese Bücher auch als solche bezeichnen, für die vom Verleger der feste

Ladenpreis aufgehoben worden ist, nur, daß sie eben nicht vereinzelt, sondern hier gesammelt angeboten werden. Selbstverständlich gibt es auch Werbeprämien und zwar für je drei geworbene Mitglieder Bücher im Werte bis zu Mk. 2,50 des Katalogpreises. Sie werden aber nur durch die Zentrale selbst, nicht durch den Buchhandel, an den Werber abgegeben, weil nämlich an ihnen der Sortimenterrabatt gespart werden muß: drei neue Mitglieder = Mk. 3,— Aufnahmegebühren, ab Mk. 2,50 Katalogpreis = Mk. 1,50 Einkaufswert = Mk. 1,50 Verdienst sogar noch an den Aufnahmegebühren.

So stellt sich die „Deutsche Buch-Einkaufsgemeinschaft", in deren engerem Vorstand der Herr Ministerialdirektor a. D. Dr. Meydenbauer, die Verlagsbuchhändler Diederichs und Meiner, der Vorsteher der „Buchhändlergilde" Nitschmann u. a. sich befinden und die sich jetzt zum „Bücher-Bund E. V. früher Allgemeine Buch-Einkaufsgemeinschaft" umgewandelt hat, im wesentlichen dar als Restauflagen-Verwertungsgemeinschaft. Und wenn auch Professor Schreker meint, daß sie „gewissermaßen das Ei des Kolumbus bedeute", und Reichsminister a. D. Schiffer in ihr sieht „eine praktische Verbindung zwischen dem Vorteil des Buchhandels und der Forderung der Allgemeinheit", und Staatsminister Drews in ihr „ein wichtiges Mittel zur Stärkung und Förderung deutscher Kultur mit Freude begrüßt", so sei jetzt anstatt aller Antwort darauf ein Auszug aus der ersten Bücherliste gegeben, und es sei an seiner Hand allen Bildungspflegern überlassen, selbst zu entscheiden, ob die Bücher dieser Liste geeignet seien, der Volksbildungspflege zu dienen, wie wir sie auffassen und treiben.

Vogel-Traumann, Goethe als Student Pp. 20,— für 10,—; Finke, Der Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels 1818—20, während Dorotheas Aufenthalt in Rom Pp. 12,—/6,50; Port, Goldene Phorminx, Lieder, Elegien und Epigramme Pp. 5,50/3,—; Wieland, Don Sylvio von Rosalva Pp. 7,—/3,25; Goethe, Werther, Faksimiledruck der ersten Auflage Pp. 5,—/3,—; Hoffmann, E. T. A., Dichtungen und Schriften, hrsg. von W. Harich, 15 Bde. Pp. 90,—/54,—; Merkel, Der Gutsbesitzer von Holderau; Münzer, Finger der Stadt; Rüttenauer, Der Blaustrumpf am Hofe; Balzac, Die tödlichen Wünsche; Renard, Die Fahrt ohne Fahrt; Musäus, Volksmärchen der Deutschen 5 Bde., Faksimileausgabe; Calman, Altrussische Heiligenlegenden; Förster-Streffleur, Was Li-Pao-Ting erzählt, chinesische Sagen; Hermann Bahr, Selbstbildnis; Oldenberg, Reden des Buddha; Strecker, Briefwechsel zwischen Nietzsche und Strindberg; Buchner, Von den übersinnlichen Dingen; Crome, Das Abendland als weltgeschichtliche Einheit; Gentz, Staatsschriften aus den Jahren 1799—1832; Glossy, Wiener Komödienlieder aus drei Jahrhunderten; Burckhardt, Briefwechsel mit H. von Geymüller; Fraenger, Die Masken von Reims; Fischel, Paul Scheurich, Zeichnungen.

Zeitungstisch und Zeitschriftenständer.

Von Dr. Franz Schriewer, Flensburg.

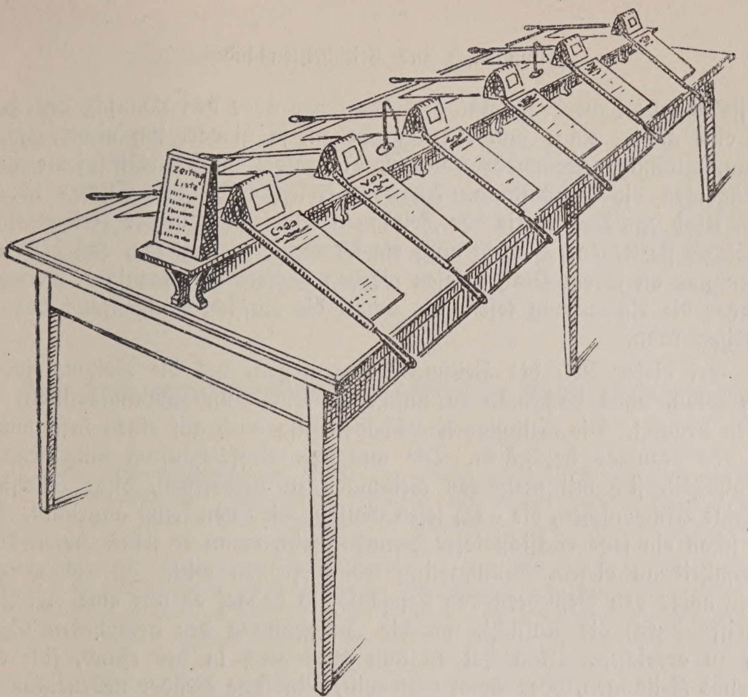
Bei den fachlichen Erörterungen ist der Lesesaal der volkstümlichen Bücherei bisher recht stiefmütterlich behandelt worden. Es wäre durchaus an der Zeit, einmal die grundsätzlichen Fragen aufzurollen. Dabei wäre sehr zu unterscheiden zwischen den verschiedenen Größentypen der Büchereien. Während die Sachlage für die Großstadt mit ihren Einheitsbüche-

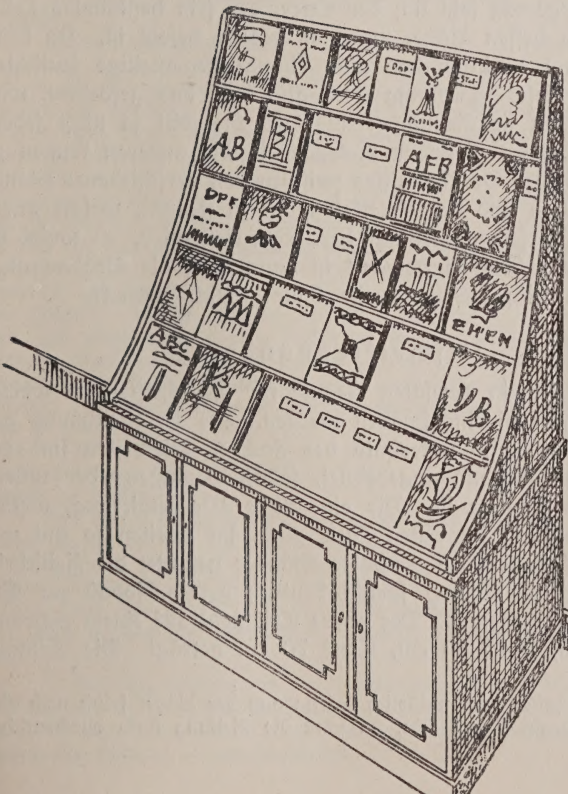
reien verhältnismäßig einfach ist, sodaß sich unschwer eine räumlich wie inhaltlich geeignete Lösung findet, wenn überhaupt die Voraussetzungen für die betreffende Bücherei einigermaßen günstig sind, werden die Dinge in der kleinen Bücherei trotz scheinbarer Vereinfachung, ja eben deswegen, komplizierter. Wie die Kleinstadtbücherei nicht einfach eine verkleinerte Form der großstädtischen sein kann, so trifft das auch für den Lesesaal zu. Es ist nicht die Absicht dieses Beitrages, die grundsätzlichen Fragen nach den Voraussetzungen, nach Form und Inhalt des kleinen Lesesaals anzuschneiden, es sollen hier nur zwei Lösungen technischer Einzelheiten dargestellt werden, die sich für kleine Verhältnisse als empfehlenswert herausgestellt haben.

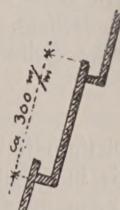
In der großen vollständig ausgebauten Bücherei wird man im Lesesaal fast immer die räumliche Trennung zwischen Buchbestand, Zeitschriften und Zeitungen finden, etwa in der Art, daß für jeden dieser drei Bestandteile des Lesesaals ein besonderer Raum vorhanden ist, gewöhnlich jedoch so, daß die Zeitungen und Zeitschriften zusammen in einem besonderen Raum oder in einer deutlich abgetrennten Abteilung untergebracht sind. Die kleine Bücherei aber wird sich in der Regel mit einem Raum für alle drei inhaltlichen Bestandteile des Lesesaals begnügen müssen. Dies hat zwar den Vorteil, daß die Übergänge dem Benutzer leichter werden, nach dem Erfahrungssatz, daß eine Gelegenheit, je bequemer sie ist, um so eher benutzt wird. Der Nachteil aber ist größer. Der Buchbestand ist in Gefahr, als Nebensache angesehen zu werden, weil die Zeitungs- und Zeitschriftenleser sich im ganzen Raum breit machen. Dies ist namentlich der Fall, wenn Zeitungen und Zeitschriften so reichlich vorhanden sind, daß ihre Zahl nicht im richtigen Verhältnis zu dem Buchbestand steht. Aber selbst, wenn Buch-, Zeitschriften- und Zeitungsbestand richtig gegeneinander abgewogen sind, werden besonders die Zeitungsleser, und zwar gerade, wenn die Raumverhältnisse beschränkt sind, leicht störend wirken. Man wird also auch im kleinen Lesesaal die Abtrennung dieser Benutzergruppe erstreben müssen. Das sollte geschehen, ohne daß man zu trennenden Schranken und Tafeln mit Verboten seine Zuflucht nimmt.

Der Zeitungstisch.

Eine einfache und praktische Lösung ist der auf Seite 121 abgebildete Zeitungstisch. Die Breite beträgt 133 cm, die Länge richtet sich nach der Anzahl der Zeitungen, die man auslegen will. In der Mitte ist ein Aufsatz von 17 cm Höhe und 17 cm Breite angebracht, auf welchem wieder 17 cm hohe, dreieckige Klötze befestigt sind. Diese tragen auf der Schrägseite das Schild mit dem Namen der Zeitung, wenn möglich aus Emaille mit großer Aufschrift, damit man vor dem Tische stehend schon aus der Entfernung erkennen kann, welche Zeitung an jedem Platze liegt. (Emailleschilder sind aber verhältnismäßig teuer.) An den beiden senkrechten Seiten der dreieckigen Klötze sind Messinghaken eingebohrt, auf welche der Zeitungsbügel gehängt wird. Der obere Draht des Bügels liegt dann auf der Kante des Aufsatzes, sodaß die Zeitung für die Durchschnittsgröße der Benutzer in der richtigen Schrägung daliegt und bequem gelesen werden kann, ohne







Schnitt für Halterung der Bücher-Hefte u. s. w.

daß sie abgehakt werden muß. Hat der Leser aber den Wunsch, der Zeitung eine andere Lage zum Auge zu geben, so hindert ihn nichts, dieses zu tun.*) Einige Fremdwörterbücher, Notizblock und Bleistiftspirale vervollständigen die Ausstattung. An dem freien Ende des Tisches ist an einem Klotz das Verzeichnis der Zeitungen angebracht, in der Reihenfolge, in welcher sie liegen. Hier ist auch ein Vermerk anzubringen, daß die Zeitungen nur an ihrem Platz gelesen werden dürfen, dies weniger, weil die Benutzer die Anmerkung lesen, als damit die Aufsicht nötigenfalls darauf hinweisen kann.

Bei dieser Art, die Zeitungen auszulegen, hat die Zeitung ihren festen Platz, ohne daß man zu unschönen Hilfs- und Zwangsmitteln zu greifen braucht. Die Zeitungsleser bleiben also auch auf einen bestimmten Teil des Raumes beschränkt. Die aus den Kaffeehäusern mitgebrachte Gewohnheit, sich mit mehreren Zeitungen zu bewaffnen, ohne Rücksicht auf seine Mitmenschen, die auch lesen wollen, wird von selbst abgebaut. Es muß schon ein sehr rücksichtsloser Benutzer sein, wenn er seiner üblen Angewohnheit an diesem Zeitungstisch weiter frönen will. Ist einmal ein solcher unter den Besuchern des Lesesaals, so bedarf es nur eines leichten Eingriffs durch die Aufsicht, um die Innehaltung der gewohnten Ordnung zu erreichen. Man hat es nun aber auch in der Hand, sich ergänzende Zeitungen, oder wenn man will, feindliche Brüder nebeneinander zu legen. Erfahrungsgemäß setzt sich der Leser, der sein bestimmtes Leibblatt hat, möglichst in dessen Nähe, wenn es gerade besetzt ist. Da kann es nicht schaden, wenn er inzwischen auch einmal gegenteilige Ansichten kennen lernt. Durch diese Anordnung wird also auch das gefördert, was die Bücherei will, wenn sie Zeitungen auslegt. Sie will ja nicht jedem *sein* Blatt geben, sondern vielmehr Gelegenheit, die anderen kennen zu lernen, um so Brücken des Verständnisses zwischen den verschiedenen Standpunkten bauen zu helfen und der Urteilslosigkeit zu steuern, welche durch das Lesen einer und derselben Zeitung hervorgerufen wird, — soviel sie es dann vermag. Sehr bequem gemacht ist dann auch die Beobachtung, auf welche Zeitungen sich das Interesse hauptsächlich erstreckt.

Der Zeitschriftenständer.

Vielfach finden sich in Lesesälen Regale für Zeitschriften, in welche diese wie in Schubkästen hineingeschoben werden. Die Kennzeichnung geschieht dann durch ein Schild unterhalb des Faches. Bisweilen sind die Fächer aber auch schrägliegend angeordnet, sodaß wenigstens der untere Teil der Zeitschriften sichtbar ist. Die eigentliche Werbewirkung, welche vom Umschlag ausgeht, ist im ersten Falle ganz, im zweiten so gut wie aufgehoben. Der auf Seite 121 abgebildete Ständer gestattet die Zeitschrift *auszustellen*. Die Zeichnung spricht deutlich genug, sodaß zur Erläuterung wenig hinzuzufügen ist. Der obere Teil steht auf einem Schrank, dessen Breite 200 cm, Höhe 69 cm, Tiefe 70 cm beträgt. Die Gesamt-

*) Der Zeitungshalter muß natürlich kräftig und der Bügel selbst noch einmal durch einen Querdraht geteilt sein, da sonst die Zeitung bald durchrutschen würde.

höhe ist 203 cm. Auf diesem Zeitschriftenständer können ca. 35 Zeitschriften untergebracht werden. Die Zeitschriften selbst liegen in einer Mappe aus Dermatoid, auf deren Vorderseite das Titelblatt geklebt ist. Dieses ist zwei- bis dreimal mit Etikettenlack überstrichen. Hinter der Zeitschrift befindet sich, wie auch die Zeichnung zu erkennen gibt, ein Emailleschild mit dem Namen derselben, sodaß das Zurückstellen sehr leicht ist. In dem Schrank werden die alten Nummern aufbewahrt.

Aus dem englischen und schottischen Büchereiwesen.*)

Von Dr. Helen Wild, Zürich.

Wenn man hintereinander in London einige jener Büchereien, die die Lese- und Bildungsbedürfnisse der breiten Massen befriedigen sollen, die Public Libraries, besucht hat, so möchte man glauben, daß jedes dieser Institute, die doch zum selben London gehören, sich auf einer einsamen Insel befinde, denn sie arbeiten ohne Kontakt mit dem Nachbarn, mit dem sie doch Tür an Tür wohnen und der dieselben Ziele verfolgt. Ein Besuch der Public Libraries, der Provinzstädte und der County Libraries, die denselben Zwecken für das offene Land dienen, jedoch läßt neben Londons buntem Allerlei ein einheitliches Bild erstehen, so daß der Endeindruck bleibt, daß Anlage und Betrieb des britischen Volksbüchereiwesens ein Ziel, ein Wille und ein Geist beherrsche. Nur die Wege, die betreten werden, sind äußerst mannigfaltig, wie das britischem Wesen entspricht.

Meine Reise ging letzten Juni nach London, in dessen Vorstädte und nähere Umgebung, durch die Grafschaften Middlesex und Kent, dann hinauf nach Schottland in die Büchereien von Edinburgh, Dunfermline, Midlothian und Glasgow und auf der Rückreise in die Städte Manchester, Birmingham und Oxford. Überall galt mein Besuch den Public und County Libraries, d. h. Instituten, die aus öffentlichen Mitteln gespeist werden, mit der einzigen Ausnahme von Oxford.

Die verschiedenen englischen und schottischen Büchereigesetze von 1850—1920 schaffen in Stadt und Land der vereinigten Königreiche die Möglichkeit, Steuern zu Büchereizwecken zu erheben. 1904 ist die Public Library als Teil der nationalen Erziehung erklärt und dementsprechend die gesetzliche Basis geschaffen worden, diese Art von Bibliotheken, wie die Schule, den Erziehungsbehörden zu unterstellen. Die Gesetze erläßt der Staat: England, Schottland oder Irland. In Kraft treten sie aber erst, wenn ein lokaler Beschluß gefaßt wird, sich unter diese Gesetze stellen zu wollen, sei es, daß eine Stadt die auf städtische Verhältnisse zugeschnittenen Gesetze annimmt, sei es, daß eine ganze Grafschaft beschließt, für sich das letzte umfassende Gesetz von 1919 verbindlich zu erklären, das ermöglicht, alle jene Gegenden einer Grafschaft mit Wanderbüchereien zu versorgen, die nicht durch eine städtische Public Library bedient werden. Dank der sich glücklich ergänzenden Library Acts hat heute der entlegenste Winkel Großbritanniens die Möglichkeit, seinen Bücherbedarf aus öffentlichen Mitteln zu decken.

Die ersten Büchereigesetze hatten bestimmt, daß auf je ein Pfund Sterling Steuer ein Penny für Büchereizwecke erhoben werden dürfe. Diese Beschränkung gilt nicht mehr. England und Wales sind heute an keine Steuergrenze mehr gebunden, Schottland und Irland jedoch sind noch beschränkt auf 3, ausnahmsweise 6 Pence auf das Pfund. Die bloße Abschaffung der obern Steuergrenze hat aber auch in dem für festländische Begriffe so überaus steuerkräftigen England

*) Referat, gehalten an der Jahresversammlung der Vereinigung Schweiz. Bibliothekare in Rapperswil, September 1923. — Zum ersten Mal abgedruckt als „Publication der Vereinigung schweizerischer Bibliothekare Nr. 5". Der hier vorliegende Abdruck ist neu bearbeitet.

nicht genügt, nun wirklich Geld in größern Mengen zu beschaffen. Das haben die Kriegs- und namentlich die Nachkriegsjahre bewiesen. Die Klagen über empfindliche Einschränkungen tönen drüben so laut wie bei uns, und nirgends haben die wirklich zur Verfügung stehenden Summen eine der Teuerung entsprechende Höhe erreicht. Aus der gesetzlichen Steuergrenze ist jene der Not geworden.

Eine ganz wichtige finanzielle Hilfe aber haben die Public und County Libraries im Carnegie United Kingdom Trust. Es gehört zu den Aufgaben dieses Trusts, der einen Teil des Nachlasses von Carnegie verwaltet, das Volksbildungswesen zu unterstützen. Die Ausbildung der County Libraries ist durch seine finanzielle Hilfe eigentlich erst möglich geworden. Der Trust hat von sich aus Grafschaften unterstützt, die Pionierarbeit tun wollten, namentlich Staffordshire. Seit dem Erlaß des Library Acts von 1919 hilft er finanziell allen Grafschaften, die beschließen, diesen Act anzunehmen. Er hat zur Überwindung der Anfangsschwierigkeiten die Summe von £ 192 000 zur Verfügung gestellt. Damit sollte es möglich sein, 1920—25 jährlich 16 neue Counties zu unterstützen und so innert fünf Jahren ganz England und Schottland mit einem Netz von Wanderbüchereien zu überziehen. Der Einrichtungsbeitrag beträgt Maximum £ 2000 im Jahr, ist aber knapp bemessen; es sollen aus £ 1 fünf Bücher gekauft werden und auf fünf Bewohner ein Buch fallen. 16 Grafschaften sind bereits über das Einrichtungsstadium hinaus, ca. 10 melden sich jedes Jahr neu, so daß die Hoffnung besteht, trotz der schlechten Zeiten innert der vorgesehenen Zeit das Ziel zu erreichen. Zwei Bedingungen knüpft der Trust in Zukunft an seine Unterstützung. Er wünscht, daß ihm der Plan, nach welchem eine Grafschaft vorgehen will, vorgelegt werde, damit er vor dessen Durchführung nach seiner reichen Erfahrung auf allfällige Mängel hinweisen kann, und als zweites: Wo mehr als 100 Bücherverteilungsstellen, sog. Zentren in einer Grafschaft zu besorgen sind — die Zahl variiert von 21 bis 396 — soll ein hauptamtlicher Bibliothekar mit einem Mindestgehalt von £ 300 die Verwaltung besorgen. Diese Forderung und deren durchgehende Annahme seitens der Grafschaftsräte beweist, daß man sich bewußt ist, was für eine große Rolle die technisch einwandfreie Einrichtung und das persönliche Element in der Leitung dieser Büchereien spielt.

Den Public Libraries der Städte kommt die Hilfe des Trusts durch jene bekannte Erstellung von Carnegie-Büchereigebäuden zu. Jedoch ist man in dieser Beziehung nun sehr vorsichtig geworden. Denn in vielen kleinen Städten bieten diese geschenkten Prachtgebäude, in denen es nur wenig Bücher gibt, weil diese nicht mitgeschenkt wurden, ein gar trauriges Bild. Heute hilft der Trust mehr indirekt durch Studentenzentralbüchereien, von denen später zu reden sein wird.

Die finanzielle Basis der Public und County Libraries ist nicht schmal, dank der unermüdlichen Bereitwilligkeit des Trusts, jeden neuen Gedanken auf eigenes Risiko zu erproben und dessen Durchführung auf gesetzlicher Basis dann weiter zu unterstützen. Und dennoch nötigt die Ungunst der Zeit auch hier bescheiden zu sein, mahnt, das Menschenmögliche an Organisation zu leisten, um wenigstens langsam den Zielen, von denen man allen Schwierigkeiten zum Trotz nicht lassen will, näher zu kommen. Nicht ein Institut habe ich angetroffen, wo das nicht nach Kräften versucht wird.

Die Bücherei ist ein Teil der öffentlichen Verwaltung. Ihr Unterhalt fließt aus den Taschen derjenigen, die sie benützen, das drückt der ganzen Organisation den Stempel auf; das Publikum hat Rechte, nicht Wohltaten, zu erwarten, ebenso selbstverständlich aber auch Pflichten zu erfüllen. Beides aber ist für Verwaltung und Publikum nicht eine Last, sondern ein Ansporn, das Beste zu tun. Durchgehends trifft man die für England so charakteristische Auffassung des öffentlichen Dienstes, daß nicht ein Minimum, sondern ein Maximum geleistet werde. Rationellste Steuerverwendung wird erwartet; ebenso selbstverständlich aber ist die Pflicht, vor dem öffentlichen Gut dieselbe Achtung zu empfinden, wie vor dem eigenen. Nirgends fand ich jenen heimlichen Kampf zwischen Institut und Publikum um die verwalteten Schätze, überall Entgegenkommen, gegenseitige Hilfe und gegenseitigen Respekt. Die materielle Folge des Unterhalts der Public Libraries aus öffentlichen Geldern ist, daß sie dem Publikum völlig kostenlos zur Verfügung stehen. Es werden keine Gebühren erhoben, einzig Bußen

verhängt, wenn die Bücher zu lange — die Frist ist durchwegs vierzehn Tage — behalten werden. Umfangreichere Drucksachen wie Kataloge, Leserführer usw. hingegen werden verkauft.

Das Ziel dieser Büchereien läßt sich in drei Worte zusammenfassen: Education, information, recreation. Sorgfältige Auswahl der Bücher, das Buch dem Leser möglichst nahe bringen, die Leser auf die vorhandenen Schätze aufmerksam machen und ihnen helfen, sie zu finden und richtig zu benützen, das sind die Wege, die dazu führen sollen.

Auf zwei Arten suchen die großen städtischen Public Libraries das Buch dem Leser nahe zu bringen. Zunächst rein örtlich: Sie bestreben sich, durch ein Netz von zahlreichen Filialen dem Leser den Besuch der Bücherei möglichst einfach zu machen. Je mehr Filialen, umso besser, auch auf Kosten der Größe der Zentrale; denn der Weg zum Buch spielt bei den Lesern, die nicht frei über ihre Zeit verfügen können, eine große Rolle. Croydon hat vier, Edinburgh acht, Manchester gegen, Glasgow über 30 Filialen. Gewöhnlich figuriert die Zentrale mit einem größern Stock von Nachschlagewerken als Präsenzbücherei, ihre Ausleiheabteilung aber ist kaum größer als die der Filialen. Zwanzigtausend Bände ist in Glasgow als das Durchschnittsmaß für eine Ausleiheabteilung bezeichnet worden. Eine solche Sammlung, die durch beständiges Ausscheiden und sorgfältigen jährlichen Zuwachs auf der Höhe gehalten werde, könne den Anspruch erheben, dem Durchschnittsleser das englische Schrifttum zu vermitteln.

Nirgends aber begnügt man sich mit der gleichmäßigen örtlichen Verteilung des Lesestoffes über eine Stadt. Ein ausgebildeter Verkehr zwischen Filialen und Zentrale und unter den Filialen sorgt für die ausgedehnteste Zugänglichkeit aller Bestände. Croydon hat es verstanden, ohne Ausgaben diese Verbindung einzurichten. Jederzeit kann telephonisch ein Buch aus der Zentrale nach einer Filiale bestellt werden, sofort wird es geliefert. Ein Laufbursche bringt das Buch aus der Zentrale an die nächste Haltestelle einer direkten Tramverbindung, legt es mit freundlicher Empfehlung neben den Wagenführer hin, der Filiale wird die Nummer des Tramwagens telephoniert, und ein zweiter Laufbursche holt das Buch an der Haltestelle nächst der Filiale ab. Die Einrichtung funktioniere glänzend, ohne Schwierigkeiten und Verluste, und doch beruht sie nicht etwa auf Vertrag, sondern dem bloßen guten Willen des Trampersonals. In dieser Einfachheit ist sie allerdings nur in England denkbar, wo ein Zusammenarbeiten von Gliedern verschiedener, von einander unabhängiger Institute zu Gunsten der Allgemeinheit eine beneidenswerte Selbstverständlichkeit ist.

Das Gegenstück zu dieser Einrichtung bildet der bis ins kleinste Detail ausgebaute Interfilialverkehr von Glasgow. Ein eigenes Auto verbindet in täglich zwei Runden die bestehenden ca. dreißig Filialen — sieben sind in Vorbereitung — auf einer Strecke von über 180 Meilen. Das kostet die Bibliothek rund £ 1000,— im Jahr, sei aber die billigste und die einzig zuverlässige Möglichkeit eines ausgedehnten Verkehrs. Der gegenseitige Austausch ist mit Ausnahme der Bestände der Präsenzabteilung, der Mitchell Library, ein unbegrenzter. Es kann jeder eingeschriebene Leser jedes beliebige, überhaupt ausleihbare Buch innert längstens zwölf Stunden an einer beliebigen Filiale abholen, oder ein irgendwo entliehenes jederzeit bei einer beliebigen Filiale zurückliefern. Einen Katalog und ein Leserverzeichnis, bis zum letzten Tag nachgeführt, gibt es in der Zentralstelle des Ausleihedienstes. Dessen Telephon ist während der Ausleihestunden fast ununterbrochen in Betrieb. Telephonisch wird festgestellt, ob ein neuer Leser, der ohne seinen persönlichen Ausweis, die Leserkarte, und ohne Buch in einer Filiale erscheint, nicht etwa schon bei einer andern Filiale eingeschrieben ist; denn mehr als ein Buch bekommt niemand. Telephonisch wird die Leserkarte, die stets als Quittung dort bleibt, wo das letzte Buch entliehen wurde, dorthin beordert, wo der Leser sein neues Buch abzuholen wünscht. Telephonisch werden alle gewünschten Bücher von einer Filiale zur andern bestellt. Das Auto sammelt und verteilt auf seinen Touren Leserkarten und Bücher. Die Zentrale ist allgemeine Auskunftstelle und Clearinghouse, um Doppelwege und Kreuzungen zu vermeiden. Der Verkehr scheint auf den ersten Blick recht kompliziert. Weitaus die meisten Fälle beschränken sich jedoch darauf, daß ein Buch an einer fremden Ausgabestelle zurückgegeben und gleich von dort ein Buch mitgenommen wird, so daß

lediglich die Leserkarte des Entleihers und die zurückgebrachten Bücher von einer Filiale zur andern gebracht werden müssen. Es handelt sich meistens um Arbeiter, die gleichzeitig die Filiale ihres Wohnquartiers und jene ihrer Arbeitsstätte benützen wollen. Immerhin spielt bei diesem ausgedehnten Verkehr das Vertrauen auf das Publikum eine recht große Rolle; denn Namensmißbrauch ist nicht ausgeschlossen. Und während der Ausgabezeit telephonisch Bestellungen aufgeben und die nötigen Notizen exakt machen, braucht ruhige Nerven. Die Beamten aber übernehmen diese Arbeit als Selbstverständlichkeit, weil sie wissen, daß damit die Bücherbestände bis an die Grenzen der Möglichkeit mobilisiert werden.

Das zweite Mittel, so wirksam wie das erste, die Bücher den Lesern nahe zu bringen, ist der freie Zutritt der Leser zu den Gestellen. Bisher zeigte in größern Büchereien eine sinnreiche Einrichtung, der sogenannte Indicator, dem Leser, ob ein gewünschtes Buch gerade ausgeliehen oder zur Verfügung sei. Der Indicator ist ein etwa mannshohes Gestell, zusammengesetzt aus kleinen drehbaren Schublädchen, von denen jedes eine Buchnummer auf Stirn- und Rückseite trägt. Täglich einmal werden die Schublädchen an Hand der Quittungen über die Ausleihe des Tages so gedreht, daß sie dem Besucher die richtige Seite zuwenden, d. h. eine Zahl auf rotem Grund, wenn das Buch ausgeliehen ist, dieselbe Zahl auf blauem, wenn es auf dem Gestell steht, also zu haben ist. Dieser Indicator, das äußere Wahrzeichen der Trennung von Publikum und Buch, hat weichen müssen. Technisch war sein Ausbau für große Bestände einfach nicht mehr möglich. Das war aber nicht der Hauptgrund zu seinem Todesurteil. Die Erkenntnis hat ihn niedergerissen, daß diese tadellos funktionierende Maschine den Mangel an Geist im Betriebe nur zu lange hat verdecken können. Offener Zutritt ist heute der Stolz jener, die die Einrichtung eingeführt haben, der geheime Wunsch dort, wo die Mittel noch nicht reichten. Man entschuldigte sich wegen Rückständigkeit, wo er noch fehlte. „Eher geben wir unser Geld aus, die offenen Gestelle einzurichten, als um einen neuen Katalog zu drucken," wurde mir mehr als einmal versichert. Es werden möglichst alle Bestände freigegeben. In Glasgow hat eine der letzteingerichteten Filialen sogar eine Abteilung, in der sich die blinden Benützer am Gestell selbst ihre Bücher holen.

Die Gefahr, daß gestohlen wird, besteht natürlich auch in England trotz des Respekts vor dem öffentlichen Gut. Man nimmt dies aber nicht schwer. Ein Verlust von ca. hundert Bänden im Jahr auf einen Bestand von fünfhunderttausend gilt in Glasgow z. B. wie in Amerika als Prämie für die stärkere Benutzung. Es ist interessant zu konstatieren, daß sich in allen Ländern, welche zu den offenen Gestellen übergegangen sind, ungefähr derselbe Prozentsatz an Diebstählen ergeben hat. Amerika, England und Skandinavien machten die gleiche Erfahrung, so daß man ängstlichen Gemütern, die für ihre kostbaren Bestände fürchten, wohl jetzt schon mit Sicherheit sagen kann, daß es sich bei diesen Diebstählen lediglich um eine normale Verlustquote handelt, mit der überall zu rechnen ist, wo Waren dem Publikum offen zur Auswahl vorliegen. Auch ohne die scharfen gesetzlichen Bestimmungen, wie sie in Amerika den Bücherdieb treffen, sind die offenen Bücherbestände Englands und Skandinaviens „im Schutze des Publikums" genügend gesichert. Eine eher ins Gewicht fallende Befürchtung hat Birmingham ausgesprochen, nämlich daß in den schwärzesten Quartieren die Bücher zu rasch abgegriffen sein werden; denn beim offenen Zutritt werden die Bücher unzählige Mal vom Gestell genommen, durchblättert, in unbequemer Lage geöffnet und so abgenützt, ohne daß sie eigentlich gelesen worden wären. Edinburgh gibt seinen Benützern schriftlich und im Bilde Anleitung, wie die Bücher am Gestell schonend zu behandeln sind.

Auf meine Frage, wie es mit dem Verstellen der Bücher sei, bekam ich in Glasgow zur Antwort: Ja, wenn wir nur blinde Benützer hätten, dann müßten wir die Gestelle kaum nachsehen. Selten stellt ein Blinder ein Buch an den unrichtigen Platz zurück, während in derselben Filiale in der Abteilung für Sehende die Romane dreimal, die wissenschaftlichen Bücher einmal im Tag neu geordnet werden müssen.*)

---

*) Ich hatte 1925 Gelegenheit, die Freihand in Schweden in Funktion zu sehen. Ein Beispiel aus Stockholm mag zeigen, daß die Befürchtung vermehrter

Die Vorteile der offenen Gestelle sind nicht hoch genug zu schätzen, die erhöhten Benutzungsziffern schon sprechen eine deutliche Sprache. Sie sind jedoch nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ. Das bloße Flanieren zwischen den Gestellen ist ein unbewußtes Aufnehmen geistiger Nahrung. Hier wird ein Titel gelesen, dort springt ein Bild in die Augen, beides taucht später plötzlich wieder auf. Die Gefahr, die mit diesen unbegrenzten Möglichkeiten verbunden ist, soll nicht in Abrede gestellt werden. Der Nutzen scheint aber doch größer zu sein; denn die Zahl der Näscher und Schmökerer sei überall verschwindend klein. Für den Durchschnittsleser ist es von größtem Vorteil, das Buch neben seinem Nachbarn eingeordnet zu sehen, dort, wo es seinen Platz im Wissensgebiet hat. Schärfste Klassifikation in der Anordnung der belehrenden Bücher ist natürlich eine Hauptforderung; sie ist überall durchgeführt, fast ausnahmslos nach der von Dewey ausgearbeiteten Klassifikation. Der offene Zutritt zu den Gestellen ist ferner als das einzige Mittel erkannt worden, den Leser dazu zu bringen, allmählich Besseres zu lesen. Vor den Gestellen mit der wirklichen Auswahl und der Möglichkeit, zu kosten, sind die ersten Schritte dazu viel leichter als nach dem Katalog, wo fremde Namen so gar nichts Verlockendes haben. Die freie Wahl am Gestell habe tatsächlich viel guten Büchern neue Leser gewonnen, während die Empfehlung des Bibliothekars oft das Gegenteil bewirkte.

Natürlich spielt auch das Äußere der Bücher eine große Rolle. Auf ihr verlockendes Aussehen wird der größte Wert gelegt. Es werden nur Originalbände gekauft und deren alte Deckel ohne Umschlag womöglich zum zweiten Einband verwendet. Schmutzig sind die Bücher, das ist wahr; aber ein gewisser Prozentsatz Schmutz ist im sauberen England in den Kohlengegenden einfach selbstverständlich. Die bekannten bunten englischen Glanzpapierumschläge der Bücher werden so lange als möglich mit ausgegeben, und es soll möglich sein, einen solch losen Umschlag zehnmal, auch an Kinder, mit auszuleihen. Und wenn schließlich doch gebunden werden muß, so geschieht dies in lebhaften Farben, rot für Romane, grün für Recht usw., mit Titel- und Signaturaufdruck in Gold. Nur keine heraussstechende Etiquette, keine braunen Papierhüllen, nichts, was das Buch zur bloßen Nummer stempelt und es weniger verlockend macht als seinen Nachbarn. Die Kinderbüchereien in Croydon, die Filialen Morningside in Edinburgh und Woodside in Glasgow sehen wirklich aus wie kleine Privatbüchereien mit ihren bunten Büchern auf den weit auseinandergestellten niederen Regalen.

Rein technisch bedeutet der Zutritt zum Gestell Personalersparnis, d. h. die stark erhöhte Leserzahl konnte überall ohne Personalvermehrung*) bewältigt

Diebstähle nach Einführung offener Gestelle nicht eintraf. Die Katarinafolkbibliotek, in einem Arbeiterquartier gelegen, hat vor vier Jahren die Gestelle geöffnet. Bei 40 000 Ausleihungen im Jahr sind ihr in diesem Zeitraum 45 Bände abhanden gekommen, in den zehn Jahren der Schalterausleihe wurde ein Verlust von 125 Bänden festgestellt bei halbsoviel Ausleihungen. Dabei sind die Räume dieser Bücherei unübersichtlich, drei ineinandergehende Zimmer einer Wohnung, und außer der Beamtin am Ausleiheapparat ist niemand zur Beaufsichtigung da als die Bibliothekarin, die zugleich Rat und Auskunft erteilt.

Auch die Abnützung der Bücher kommt in Schweden nicht als Argument gegen die offenen Gestelle in Betracht. Es ist geradezu auffallend, in wie gutem Zustand die Bücher überall waren und wie sorgfältig sie von den Besuchern gehandhabt wurden. Tische, kleine Gestelle, Ausziehbretter laden den Leser ein, in Muße zu wählen. Das tut der Schwede denn auch in seiner ruhigen, sachlichen Art, ohne sich zum Herumschmökern verleiten zu lassen. Beide, Briten und Skandinavier, haben dazu vielleicht wenig Anlage, jedenfalls aber keine Zeit. In den kleinen schwedischen Büchereien sind Lese- und Vorratsraum meistens vereinigt. So findet jener, der verweilen will, sofort Sitzgelegenheit und stört niemanden. Das Publikum, das nur kommt, um sein Buch zu wählen, zirkuliert überall sehr rasch. Zielbewußte Auswahl, rasche Erledigung der Formalitäten, teils mit, teils ohne Anleitung der Bibliothekarin, waltete überall wie eine gute alte Gewohnheit, ohne daß die Besucher etwa durch Vorschriften oder Befehle dazu gedrängt wurden.

*) Dasselbe gilt von Schweden, wo die kleinen Volksbüchereien mit 5 bis 15 000 Bänden und einer täglichen Öffnungszeit von 4—6 Stunden meist nur von

werden. Vor allem aber ermöglicht er eine Ausgabekontrolle, bei der gar nicht geschrieben werden muß. Croydon hat ein System ausgebildet, womit es bis zu vierundzwanzig Kontrollen in einer Minute bewältigen kann. Auch die Angestellten empfinden die Einrichtung als wirkliche Annehmlichkeit. Fortlaufend Bücher einstellen und nachkontrollieren, ist weniger ermüdend, als von Gestell zu Gestell solche suchen nach Nummern, die von fremder Hand geschrieben sind; dabei unauffällig Aufsicht über das Publikum zwischen den Gestellen halten leichter, als eine vor den Schaltern wartende Menge im Zaum zu halten. Der ganze Verkehr gestaltet sich nach der Aussage der Büchereileiter, übereinstimmend in England wie in Skandinavien, viel angenehmer als beim Schalterdienst. Niemand mehr fühle sich dem guten oder schlechten Willen der Verwaltung ausgeliefert, niemand mehr fürchte Parteilichkeit oder Benachteiligung in der Zuteilung der Lektüre. Eine Atmosphäre des Vertrauens herrsche überall. Der Benutzer fühlt sich frei, vor allem frei von jeder Schulmeisterei, denn jede Anleitung, die er erhält, geht auf *seine* Initiative zurück; an der Möglichkeit dazu fehlt es nie, denn das Büchereipersonal hält sich während den Ausgabestunden beständig zwischen den Gestellen auf. Er ist weder eine bloße Nummer wie früher, die möglichst rasch erledigt wird, noch wird er nolens volens in irgend ein Erziehungssystem eingeschaltet. Die unmerkliche Leitung, die in der gewissenhaften Auswahl der Bücher und in der Sperrung bestimmter Bestände, die nun einmal nicht für alle Leser, namentlich nicht für die Jugendlichen, sich eignen, liegt, entspricht der Natur des Nordländers besser als die bestbeabsichtigte, von den höchsten Idealen geleitete systematische Führung von oben; denn sie läßt jeden nach seiner Art selig werden.

Einfacher sind die äußern Mittel der County Libraries, ihre Bücher an den Leser zu bringen. Die *Wanderkiste* ist dort vorderhand das einzige. Dafür spielt die Frage der Verteilung, des ökonomischen Transportes, der besten Auswechslung eine große Rolle. Da nun ist das Bild recht bunt. Jede Grafschaft, die vom Rechte Gebrauch macht, ihre Landbezirke mit Büchern zu versorgen, hat ihr eigenes Schema ausgebildet, und die Bibliothekare sind stolz darauf, ganz unabhängig vorzugehen. Die verschiedenartige Bevölkerung braucht ja auch Verschiedenes. Das bäuerliche Kent verschickt von Maidstone aus gleichmäßig über das Land verteilt fast lauter kleine Kisten von vierzig bis hundert Büchern, und wechselt sie nach sechs Monaten. Middlesex, fast Vorstadt von London, hat verschiedene größere Zentren mit fünfhundert bis tausend Büchern, die offene Gestelle aufweisen, und deren Bestand langsam serienweise gewechselt wird. Nach festem Plan soll ganz Middlesex solch größere Zentren erhalten, nie *gegen* den Willen der Bevölkerung, aber doch gerade dort, wo der Bibliothekar es für gut hält, also auf seine Initiative zurückgehend, während um diese Zentrallager dann die kleinen Zentren mit kleineren Wanderkisten sich strahlenförmig gruppieren sollen. Ein Mittelding ist das schottische Midlothian. Dort werden je für ein halbes Jahr Kisten von mindestens hundert Büchern an zirka fünfzig Schulen verschickt. Damit komme ich zum zweiten Punkt, auf das große Gewicht, das auf die Auswahl der Instanzen gelegt wird, denen eine Bücherkiste anvertraut wird. Auf fünfjähriger Erfahrung beruht die Überzeugung der Grafschaftsbehörden, und teilweise wenigstens auch der Bibliothekare, daß die Schule der geeignetste Ort sei, eine Wanderkiste zu beherbergen, der Lehrer der gegebene Verwalter sei. Denn dem Verwalter liegt eine eigentliche Pflicht ob, zu sorgen, daß die Bücher unter die Leute kommen, und daß die Leute die richtigen Bücher erhalten. Daß die Erziehungsbehörden auf die Lehrer verfallen sind, ist nicht erstaunlich; tatsächlich haben auch die sogenannten Schulzentren überall die höchsten Benutzungsziffern aufzuweisen. Es wird darauf zurückgeführt, daß eben der Lehrer wirklichen Kontakt habe mit den Schülern, und daß die Eltern durch die Bücher, die die Kinder heimbringen, zu eifrigen Lesern werden. Wenn der Erfolg dauernd ist, so ist damit ein wirklicher Schritt zur sogenannten Adult Education getan. Gerade da aber setzt scharfe Kritik von nicht offizieller Seite ein. Der Vorwurf wird erhoben, daß durch einseitige Schulzentren die Bewegung zu stark schablonisiert werde und

---

zwei Personen verwaltet werden. Qualitativ stehen diese allerdings höher als früher, was aber doch wohl einen Fortschritt bedeutet.

vor allem, daß die Bücherei zum Anhängsel der Schule werde. Auch der Carnegie-Trust greift diesen Punkt auf. Er gibt zu, daß die ländliche Bevölkerung vorerst einfache Bücher brauche, die über den Weg der Schule am besten verbreitet werden. Er weist aber auf die Gefahr hin, daß das Niveau der Zusammensetzung auf die Dauer doch darunter leiden müßte und deutet an, daß es auch in England Menschen gebe, die von einem gewissen Alter an von der Schule und namentlich vom Lehrer nichts mehr wissen wollen, daß ein Schulzentrum einen Teil der Leser geradezu fern halte. Er verlangt gleichmäßige Verteilung der Kisten über Schulen und andere Ausgabestellen, an denen englische Landdistrikte im Vergleich zur Schweiz ja sehr reich sind, z. B. die Dorfklubs, Lesezirkel, Sektionen der Y. M. und Y. W. C. A., Fraueninstitute u. a. m.

Oxfords privates ländliches Büchereisystem, übrigens auf sehr ähnlichen Ursprung zurückgehend wie die Schweizerische Volksbibliothek, nämlich die Überweisung eines Teils der Armeebüchereien an den „Verein Christlicher junger Männer", arbeitet mit bestem Erfolg ganz ohne die Schule. Aus finanziellen Gründen will Oxford nächstes Jahr eine gesetzliche County Library an die Stelle dieses privaten freiwilligen Betriebes setzen. Der Hauptgrund, warum es noch immer zögerte, war eben die enge Verknüpfung mit der Schule, die Verpflichtung, die Leitung der Erziehungsbehörde zu übergeben, die Befürchtung. daß Schablone und Bevormundung an Stelle von individuellem, spontanem Vorgehen und Machenlassen treten werde. Daß die Hilfe der Erziehungsbehörden ein sehr wichtiger Faktor ist, das wird nirgends bestritten; abzuklären bleibt jedoch das Verhältnis von Schule und Bücherei, die koordiniert werden sollten, namentlich wenn auf Grund der Erfahrungen mit den County Libraries eine weitere Zentralisation Stadt-Land auf nationalem Boden ins Auge gefaßt werden sollte.

Nur ein ganz geringer Prozentsatz der Leser der Public Libraries und County Libraries ist reif genug, daß ihm mit dem bloßen offenen Gestell schon geholfen wäre, auch wenn Hilfsmittel dazu kommen, wie Wegweiser an den Gestellen, was man in den verschiedenen Klassen findet, Auszeichnung der Anfangs- oder Standard-Werke eines Wissensgebietes oder Bezeichnung fremdsprachiger Werke in den nicht literarischen Abteilungen. Die eigentliche Erschließung der Bücher, neben den offenen Gestellen, bleibt wichtigste Sorge. Die ländlichen Bibliothekare sind da freilich am besten daran. Bei den Verwaltern der Kisten wird vorausgesetzt, daß sie ihre Benützer kennen und auch die Büchermenge, die alle sechs Monate wechselt, ist zu bewältigen.

Mit bewunderungswürdiger Energie aber machen sich die städtischen Bibliothekare an ihre Aufgabe. „Bei uns sollen die Leute lernen, wie man lesen soll. sie sollen Freude an guter Literatur bekommen, lernen wie man mit einem technischen, einem wissenschaftlichen Buch umgeht, wo man seine Literatur findet, so daß jeder sein eigener Bibliograph werden kann. Alles, was mit Wissen zu tun hat, erfragen sich die Leser bei uns, und wir lassen es nie auf den Zufall ankommen, ob sie finden, was sie brauchen. Sie kommen aber nicht in einen heiligen Raum, den sie nur aus Gnade betreten dürfen, nein, sie sollen bei uns zu Hause sein," das ist der Ehrgeiz von Croydon und er erreicht sein Ziel. Da sind drei Beamte im Lesesaal nur damit beschäftigt, Auskunft zu erteilen und zu helfen. Das ist ihre Arbeit, sie werden durch Fragen nicht in Wichtigerem gestört, zu dem sie möglichst rasch zurückstreben. Der Kontakt mit dem Publikum ist ununterbrochen vorhanden. Mündlich, telephonisch und schriftlich werden Fragen beantwortet, namentlich auch bereitwillig Literaturzusammenstellungen gemacht über die Bestände der Bücherei, die gewisse Gebiete umfassen. Diese haben umso größeren Wert für die Büchereien selbst, als es den meisten nicht mehr möglich ist, Kataloge zu drucken. Ein Karten-Katalog, meistens in Wörterbuchform, seltener getrennt in Autor- und Sachkatalog, dient heute beinahe mehr der Verwaltung als dem Publikum. Umso wichtiger sind dafür die Zuwachsverzeichnisse, wo immer möglich, als eigentliches „Bulletin", monatlich oder vierteljährlich gedruckt. Sie enthalten stets Aufsätze über irgend einen Teil der Bücherei. Selten werden die bloßen Titel neuer Werke gegeben, kurze Inhaltsangaben machen diese Bulletins zu eigentlichen Leserführern. Und sie werden auch wirklich gekauft, schon das ein Beweis, daß sie einem Bedürfnis entsprechen. Einen interessanten Versuch in dieser Richtung macht gegenwärtig Glasgow. Es

hat schon vor einiger Zeit einen Kinderliteraturkatalog mit Erklärungen herausgegeben und entsprechende Musterzusammenstellungen an vier Filialen gleichmäßig über die Stadt verteilt. Jetzt ist es daran, vier neue Filialen einzurichten. Nicht aus Prinzip, sondern der Not gehorchend, geht es für diese Filialen einheitlich vor, stellt sich aber dafür die Aufgabe, auch für Erwachsene eine Mustersammlung mit erklärendem Katalog zusammenzustellen. Die Fortsetzung wird dann allerdings den örtlichen Bedürfnissen entsprechend individuell sein.

Wo es zu gar keinem Druck mehr reicht, greifen die Verwalter wenigstens zur Demonstration. In Birmingham sah ich im Lesesaal eine hübsche Ausstellung von Büchern der Bücherei über Goldschmiedekunst, die dort eine große Rolle spielt. Alle drei Monate wird das Thema gewechselt. Auch die Neuanschaffungen standen im Lesesaal ausgestellt. Keine Bücherei aber begnügt sich damit, die Leute, wenn sie einmal da sind, zufrieden zu stellen, sie überbieten sich darin, das Publikum nicht durch rein Bibliothekarisches, sogar durch recht Fernliegendes anzuziehen. Jede Bücherei hat ihren Vortragsraum, der von ihr selbst benützt, aber auch vermietet wird. In Islington hing gerade ein Plakat: „Heute Abend wird getanzt im Vortragssaal der Public Library. Kommt, und macht Euch lustig!" Die Korridore sind tapeziert mit Plakaten aller Art für Theater, Vorträge, Exkursionen. Regelmäßig werden Stellenanzeiger der Lokalzeitungen ausgehängt und die Leute drängten sich zu Dutzenden davor, ein früher unbekanntes Bild für das wirtschaftlich blühende England. Fahrpläne und Karten stehen stets zur Verfügung, Sommerfrischeprospekte liegen zu hunderten auf und werden bereitwillig beschafft. Musikabteilungen sind häufig, Zeitungslesesäle fehlen nirgends.

Eine wichtige Rolle spielen auch die sogenannten Nebensammlungen. Die größere Public Library ist zugleich Sammelstelle für lokales Schrifttum und Kunstproduktion. So hat Croydon, in großen Stahlkabinen senkrecht geordnet, dem Publikum offen zugänglich, eine mustergültige Sammlung von Ansichten für Surrey, Islington eine solche für seinen Bezirk, und beide sorgen für photographische Aufnahme von Stadtteilen, die dem Abbruch verfallen sind. Die meisten Büchereien aber gehen weiter und sammeln Bilder, die als Ergänzung der Büchersammlungen dienen können. Auf künstlerischen Wert wird dabei allerdings nicht stark gesehen, dafür sind immer Bilder bereit, wenn es ein Tagesereignis zu illustrieren gibt, sei es, daß der Prince of Wales auf Reisen geht oder daß eine neue Mount Everest-Exkursion ausgerüstet werde. Sofort ist eine kleine Ausstellung beieinander für den Flur, für den Zeitungsraum, für den Lesesaal.

Auf ein ganz bestimmtes Publikum hin zugeschnitten sind Spezialabteilungen der größeren Büchereien, so die technischen Büchereien. Sie sind meistens einer Sammlung englischer und amerikanischer Patente angegliedert, damit die Hilfsmittel zur Benutzung gleich bei der Hand sein, und vor allem die Commercial branches der Public Libraries der großen Handelsstädte nach dem Muster der amerikanischen Businessman Libraries.*) Glasgow hat eine der ältesten und besten dieser Art. Ganz auf die Praxis und das Bedürfnis des Augenblicks eingestellt, ist sie eigentlich das Auskunftsbureau der Geschäftswelt geworden. Durchschnittlich zweihundert Fragen werden im Tag direkt, mündlich, schriftlich, telephonisch beantwortet, ca. hundert Zeitungsausschnitte englischen und fremden Ursprungs nach Dewey klassifiziert und in großen Stahlkabinen senkrecht aufgestellt, jedermann ohne Formalität zugänglich. Ein Verzeichnis von Übersetzern für alle Sprachen wird beständig konsultiert, die Adreßbücher der ganzen Welt stehen zur Verfügung, und neben Codes und Nachschlagewerken natürlich Zeitschriften und Zeitungen. Manchester, eine jüngere Gründung, strebt Glasgow mit Erfolg nach. Diese Commercial Library bietet allerdings ein etwas ungewohntes Bild. Da sitzt kaum jemand ab, bleibt keiner eine Minute länger als unbedingt nötig. Innert einer halben Stunde wechselt ein Publikum von ca. hundert Menschen. Es ist ein Kommen und Gehen, fast wie an der Börse, in deren Gebäude die Bücherei sich übrigens befindet. Da sitzen die Besucher, den Hut im Nacken, wie das dort Sitte ist, und schauen die Kurszettel durch; eine vollständige Sammlung der Börsenberichte des Manchester Guardian seit Juli 1914 steht

---

*) Vgl. 4. Jg. dieser Zeitschrift S. 227 ff. und S. 291.

zur Verfügung. Einer sucht an den Ausschnitten nach indischen Baumwollpreisen und für die neuesten Artikel „Kunstseide" steht man förmlich Schlange. Zwei beraten eifrig mit einem Stück Stoff in der Hand, ob es wirklich das in einem Artikel beschriebene Gewebe sei; ein Student, der mitten drin sitzt und für seine Dissertation Nachforschungen macht, scheint aus einer ganz andern Welt zu stammen. Der Bibliothekar aber ist immer unter den Leuten, hilft da ein Telegramm entziffern, gibt dort Rat bei einer Übersetzung, ordnet möglichst rasch gebrauchte Blätter wieder ein und sorgt vor allem dafür, daß der Zuwachs aufgearbeitet wird. „Nicht nur täglich, stündlich müssen wir auf der Höhe sein. dann können wir aber auch etwas bieten, was sonst so schmerzlich vermißt wird: eine Encyklopädie, die bis auf den letzten Augenblick fortgeführt ist." Man hat aus Bibliothekarenkreisen selbst diesen Abteilungen vorgeworfen, sie machen aus der Bücherei ein Informationsbureau, das sei nicht ihr Zweck. Ihr Erfolg aber hat bewiesen, daß sie einem Bedürfnis entsprachen, so werden eher die Public Libraries ihre Zwecke revidieren, als die Handelsabteilungen wieder schließen.

Vielleicht die wichtigsten der Spezialbranchen, weil von ihnen die Zukunft der Büchereien überhaupt abhängt, sind die Kinderabteilungen. Die Trennung von Kindern und Erwachsenen ist überall in den größeren Büchereien, aber auch in den kleinen Filialen, durchgeführt. Croydon hat in seinem Juniorendepartement ein wahres Muster geschaffen, das amerikanischen Vorbildern nahe kommt. Junioren heißen die jugendlichen Benutzer; denn auch in England wollen die Kinder nicht als solche gelten, und sie werden auch wie die Großen behandelt, nur getrennt von diesen. Sie dürfen ohne besondere Kontrolle zur selben Türe wie die Erwachsenen in die Public Library eintreten, und fühlen sich damit sofort gleichberechtigt, als der Nachwuchs, der bloß später einmal statt rechts hinunter-, links hinaufgeht. Gleich beim Eingang liegt der große helle Parterresaal, einer der besten Räume des Gebäudes, der Lesezimmer, Ausleihe und Magazin des Juniorendepartements zugleich ist. Neben der Türe steht eine große Wandtafel, auf der mit Kinderschrift angeschrieben steht, wann das nächste Mal Märchen erzählt werden, auf der andern Seite das neueste Zuwachsverzeichnis, d. h. ein schwarzes Brett, auf das hübsch zugeschnitten die bunten Umschlagbilder der neuesten Geschichtenbücher, die auf den Gestellen zu finden sind, aufgeheftet sind. Am Ausleiheapparat stehen zwei Jungen von zehn und zwölf Jahren, die stolz sind, die Bibliothekarin zu vertreten während meines Besuches. Der helle Raum sieht aus wie ein großes Wohnzimmer, Vorhänge an den Fenstern, Blumen auf Gesimsen, Gestellen und Tischen, die Bücherregale in die Wand eingebaut, so hoch, daß die Kinder leicht zum obersten hinaufreichen; denn es ist natürlich offener Zutritt zu den Büchern. Der obere Teil der Wände ist weiß getüncht, durch eine Draperie ab und zu coupiert, und mit guten Bildern, englischen Landschaften, Originalen, die aus Museen zusammen erbeten wurden, geschmückt. Alles erweckt sofort den Eindruck von Behaglichkeit. Das Mobiliar ist ganz einfach; Tische für vier bis sechs Kinder stehen in zwei Reihen. Es sind Armeetische, die so noch zu nützlicher Verwendung kommen — und billig waren. In zwanzig Minuten sind sie zusammengeklappt und damit die Stube in einen Vortragssaal verwandelt. Ein kleines Podium mit einer Lichtbildleinwand schließt den Raum auf einer Schmalseite ab. Dort sind die Präsenzbestände untergebracht: Wörterbücher, Handbücher, Atlanten. Um den großen Tisch herum saß ein halbes Dutzend Jungen eifrig an den Schulaufgaben — der Eifer sei nicht immer so groß — und hantierte geschickt mit Lexikon und Wörterbuch. Sie arbeiten am Feldtisch Lord Roberts, was sie mit Freude und Stolz erfüllt.

Ein buntes Bild bietet, was in erreichbarer Höhe an Wänden und Gestellen hängt. Jede Woche bringt etwas Neues. Eine Sammlung von über 15000 Bildern, von den Kindern selbst angelegt, ist unerschöpflich, die Tagesereignisse zu illustrieren. Die Königin, die gerade Geburtstag feierte, spielte eine große Rolle. Dickens, am 9. Juni geboren, war Mittelpunkt einer kleinen Ausstellung. Die Titel seiner Werke, die im Juniorendepartement zu haben sind, waren zusammengestellt, dazu eine wirklich verlockende Sammlung von Postkarten englischer Aquarelle von Dickensland, Gegenden, in denen die Erzählungen spielen. Daß bei einer so ansprechenden Reklame das Dickensgestell nahezu leer war, überraschte nicht. Auf einem Wandkalender werden wichtige historische Ereignisse bis

zum Weltkrieg hinab erklärt, wird z. B. an die Schlacht von Naseby 1645, als letzte Niederlage Karls I., an die Magna charta, als das große Dokument englischer Freiheit erinnert. Die Erklärungen sind kurz, prägnant, auf Kinderniveau eingestellt und immer weisen sie, das eine Mal die Knaben, das andere Mal die Mädchen, auf irgend welche Büchereibestände hin.

Auf den Tischen liegen Zeitschriften, in denen die Kinder nach Belieben blättern; sie werden nicht aufbewahrt, darum muß man die Kinder nicht stets zur Sorgfalt ermahnen; sie sehen übrigens recht gut aus, und werden doch eifrig benutzt. Um die neuen Nummern der beiden Magazine über „Drahtlos" — das war gerade d a s Interesse der Jungenwelt — entstehe sogar jedesmal beinahe ein Kampf.

An den Gestellen suchen sich die Kinder ihre Bücher selbst. Ein kleiner Junge von sieben Jahren — ich hielt ihn für fünf —, der knapp bis zum obersten Gestell reichte, stellte sich mit Eifer und Geschick seine Bücher nach den Angaben in der „Drahtlos"-Zeitung zusammen. Ein anderer hatte es so eilig mit der Lektüre, daß er sich mit seinem David Copperfield kurzerhand vor dem Gestell zum Lesen auf dem Boden niederließ. Die sichere, frische und doch völlig disziplinierte Art, mit der die Kinder sich bewegten in der Stunde, wo doch Schweigegebot herrschte, ließ ahnen, wie es zugeht, wenn Märchen erzählt oder Lichtbilder gezeigt werden, oder gar am jährlichen Weihnachtsfest, oder wenn die Buben und Mädel sich im Lesesaal treffen, um gemeinsam mit der Bibliothekarin zum Picnic auszuziehen.

Sie haben auch ihre eigene Zeitung, die Junioren, ein Bulletin, das allerdings nur mit Cyclostyl vervielfältigt ist. Es enthält den Zuwachs, das Wochenprogramm und kleine Aufsätze. So wird erzählt, welche Bücher berühmte Männer und Frauen als Kinder am liebsten gelesen haben; die Kinder werden auf aufliegende französische Bücher und französische Kinderzeitschriften hingewiesen. In einer der letzten Nummern werden sie aufgefordert: „Habt ihr Ideen, wie man unsere Bücherei verbessern könnte? Was habt ihr vorzuschlagen, kommt und sagt's der Bibliothekarin." Das ist der Geist, in dem die Kinder behandelt werden; es wird möglichst wenig befohlen, dafür die Initiative der Kinder geweckt. Der ganze Betrieb ist darauf angelegt, daß die Kinder nicht bloß Bücherwürmer und Geschichtenverschlinger werden. Sie sind zur eigentlichen Mithilfe organisiert. Sie geben Bücher aus und kontrollieren die Rückgabe, versorgen sie, schreiben Mahnkarten. Sie schneiden und kleben die Bilder, ja die Größern machen sogar Literaturverzeichnisse für die Kleinen und nehmen auch da der Leiterin einen Teil ihrer Hauptarbeit, die Einführung in den Gebrauch der Bücher, ab. Kein Wunder, daß die Kinder von i h r e r Bücherei reden und mir erklärten: „Wir machen alles selbst," gewiß das größte Lob, das der Bibliothekarin gezollt werden konnte.

Der Leser zuerst, s e i n Interesse, s e i n Wunsch, s e i n e Behaglichkeit, das ist oberstes Gesetz für die Organisation des Betriebes der Public Libraries, dasselbe gilt für die Auswahl der Bücher. Man sorgt für ein Publikum, wie es wirklich i s t, nicht wie man es gerne möchte. Da gibt es keine Theorien, die sich bekämpfen, keine himmelhoch strebenden Ziele, nur den praktischen Menschenverstand, nur den e i n e n Willen und Wunsch, der Leser möge finden, was er b r a u c h e n kann. Bei der Auswahl aus der Fülle des Vorhandenen werden praktische und ideelle, ästhetische und Erholungsbedürfnisse durchaus gleich gewertet. Für die verschiedenen Wissensgebiete geschieht sie gewissenhaft unter Zuzug von Fachleuten, meistens unter Zensus einer Büchereikommission. Weniger ängstlich, aber doch strikt, behandelt man die Romane. Verabscheut sind einzig Fadheit und Bildungssnobismus. Jedes Buch kann erscheinen, wenn es nicht unwahr, unmoralisch oder schlecht geschrieben ist. Gutes Englisch zu bieten, darauf wird die größte Sorgfalt verwendet, das gutgeschriebene Buch durchwegs höher geschätzt als das bloß moralische. Man macht sich auch keine Sorge darüber, wenn in den Statistiken das Verhältnis der Lektüre von Romanen und belehrenden Werken sogenannt schlecht ist. Man ist solide genug, den kulturellen Wert gut geschriebener Unterhaltungslektüre höher zu schätzen als die Halbbildung, die sich aus der Lektüre unverstandener wissenschaftlicher Bücher ergibt. G u t g e w ä h l t e Romane gelten als das vorzüglichste Mittel, die beiden Zwecke E r h o l u n g

und Erziehung zu erreichen. Dazu ist man praktisch genug, sich klar vor Augen zu halten, daß der Durchschnittsleser das Publikum der Public Libraries bildet und nicht die ausnahmsweise Begabten, die ästhetischen Genießer und die unersättlich Bildungshungrigen. Auf den Durchschnittsleser, nicht auf eine Elite, stellen diese Büchereien bewußt ihre Bestände ein, und damit sorgen sie ganz von selbst neben den geistigen auch für die praktischen Bedürfnisse. Das Hauptproblem bleibt, wie dieser Durchschnittsleser dazu gebracht werden kann, nun das Beste zu wählen und zu genießen, das Beste nicht im absoluten Sinne, sondern das für ihn Richtige. Darauf nun sollen ihn die früher erwähnten Hilfsmittel und die ganze Organisation hinweisen.

Nirgends, stünde auch ein Krösus zur Verfügung, reichen die Mittel der Public Libraries aus, vollständige Sammlungen zu bieten. Die Ausbreitung des Büchereiwesens über das offene Land wäre niemals möglich gewesen ohne die zentrale Organisation durch die County Libraries. Der Schluß liegt nahe, daß eine zentrale Organisation auch für die städtischen Bedürfnisse Gelder zu zweckmäßigerm Gebrauch frei machen könnte. Einzelne Zentralisationsbestrebungen habe ich bereits erwähnt, ich erinnere an den Interfilialverkehr von Croydon und Glasgow. Die Provinz ist London darin entschieden voraus. London zeigt ganz deutlich die Schäden des alten Systems, wo auf Grund der ersten Büchereigesetze jede Stadtgemeinde ihre eigene Bücherei einrichtete; es ist nicht Mangel an Mitteln, aber durch Zersplitterung vergeudet es sie förmlich, während in der Provinz, wo die Zentralisation fehlt, dafür nur zu häufig jene kleinen Public Libraries zu finden sind, die zwar knapp die Mittel haben, den Betrieb zu bezahlen, aber keine neuen Bücher kaufen können. Diesen zu helfen, setzt die Zentralisationsbewegung ein. Nach zwei Seiten hin gibt es sogar bereits Ansätze dazu auf nationalem Boden, die nur noch des Ausbaues bedürfen.

Jede größere Public Library hält Blinden-Bücher bereit, denn der blinde Steuerzahler hat ein Anrecht an die Public Libraries so gut wie der Sehende. Keine Bücherei aber kauft diese Bücher selbst. Sie sind alle abonniert bei der Nationalbibliothek für Blinde in Westminster (London), die Wanderkisten über das ganze Land verschickt. Allerdings wird geklagt über deren noch ungenügenden Inhalt.

Ferner beziehen eine große Zahl von Public Libraries und sozusagen alle County Libraries Bücher aus den beiden Central Libraries for students, für England in London, für Schottland in Dunfermline. Beide Institute verfolgen denselben Zweck, jene Literatur zur Verfügung zu halten, die wohl bei einem großen Leserkreise öfters gebraucht wird, deren Anschaffung durch die kleine Public Library nur für einen oder zwei Leser sich aber nicht lohnt, und aus diesen Beständen die Studenten, die es sich nicht leisten können, ins Britische Museum nach London oder zu einer großen, gut dotierten Public Library zu reisen, mit Fachliteratur zu versehen. Das Britische Museum ist ja eine unvergleichliche Sammlung nationalen und fremden Schrifttums, „ein prächtiges Gebäude der Steuerzahler", aber neun Zehnteln dieser Steuerzahler sind die Schätze verschlossen, weil sie unbeweglich, d. h. nur an Ort und Stelle benutzbar sind. Die Zentralbibliotheken für Studenten in London und Dunfermline suchen, so weit ihre Mittel reichen, diese Ungerechtigkeit aufzuheben und ergänzen zugleich die mageren Bestände von Public und County Libraries. Student bedeutet dabei aber nicht etwa wie bei uns Studierender an einer Hochschule, für diese ist ausreichend gesorgt, ja nicht einmal, wer sich auf ein Examen oder Diplom vorbereitet; auch diesen stehen genügend Hilfsmittel zur Verfügung. Student ist jede erwachsene Person, die sich über irgend einen Gegenstand instruieren will, aus einem andern Grund, als nur um darüber ein Examen abzulegen.

Die englische Zentralbücherei für „Studenten" ist hervorgegangen aus einer Bücherei, die für die Schüler der Workman Education Classes, der Fortbildungsschulen und für spezielle Studentenassociationen in London die nötige Literatur zur Verfügung halten sollte. Wegen Geldmangel bat sie den Carnegie-Trust um Unterstützung. Sie wurde seit 1915 gewährt mit großen Summen zum Ausbau, und beträgt noch heute £ 1000 im Jahr unter der Voraussetzung, daß kostenlose Bücherlieferung an Studenten über ganz England erfolge. Weitere

Mittel fließen der Bücherei durch Subskriptionen zu, die von Privaten, Lehrinstituten, Klubs und Schulen und eben auch von Public Libraries jährlich gezeichnet werden. Öffentliche Mittel kommen also nur indirekt zur Verwendung, jedoch besteht die Hoffnung, daß mit der Zeit jede Public Library, die regelmäßig Bücher bezieht, einen gehörigen Betrag subskribieren werde, was bis jetzt nur freiwillig geschieht, so daß diese Mittel schließlich zum Unterhalt der Zentralbücherei genügen werden. Die kühnsten Hoffnungen gehen auf Staatsbeitrag, d. h. dahin, daß, wie dem Britischen Museum, auch der Studentenbücherei Staatsgelder zukämen, und diese eigentlich eine Ausleiheabteilung des Britischen Museums werden könnte. Bis jetzt haben 107 Public Libraries subskribiert, 160 beziehen Bücher, von den bestehenden englischen 20 County Libraries ihrer 19. Der Bücherbestand, der erst 25 000 Bände aufweist, soll so rasch als möglich auf 100 000 gebracht werden.

Die schottische Zentralbücherei in Dunfermline ist eigentlich die Schöpfung des Carnegie-Trusts nach dem Muster der englischen, nur liefert sie vorderhand wenigstens noch ihre Bücher nur an Leser, die mit einer County Library in Verbindung stehen. Die Ausdehnung auf die Public Library ist aber nur eine Frage der Zeit. Beide Büchereien, die englische und die schottische, helfen sich gegenseitig aus in außerordentlichen Fällen, namentlich mit Werken lokalen Charakters. Beide Büchereien liefern ihre Bücher im Prinzip an Leser, die bei einer Public oder County Library eingeschrieben sind. Das gilt als genügende Garantie. Beide machen reichlich Ausnahmen von der Regel und lassen auch Studenten zu, die lediglich die Empfehlung eines Pfarrers, Lehrers usw. beibringen. Die Sendung kann immer direkt an den Besteller gehen, namentlich wenn der Leser darum bittet. Die Verantwortung aber behält stets der Bibliothekar der Public oder County Library, zu der der Leser gehört. Als einzige Kosten wird das Porto verrechnet, das der Entleiher bezahlt, wenn er das Buch von sich aus bezieht, aber die County oder Public Library auf sich nimmt, wo sie den Verkehr vermittelt. Angeschafft werden von den beiden Büchereien Bücher innert den Grenzen von 6 Schilling bis 2 Guineas, doch machen beide namentlich nach oben gern Ausnahmen. Was billiger ist, wird dem Einzelleser bezw. den Public Libraries zur Anschaffung überlassen. In Dunfermline wird nur angeschafft, was gewünscht wird, während London von sich aus den Wünschen zuvorzukommen sucht. Das hat allerdings dort dazu geführt, daß oft keine Mittel blieben, wirkliche Wünsche zu erfüllen. Beide prüfen selbstverständlich die Vorschläge. Dabei gilt als Richtlinie: Angeschafft werden Standard-Werke über wirkliche Wissensgebiete. Irgend einem Liebhaberwunsch nach einer alten Ausgabe wird nicht entsprochen, das Beste und Neueste hat den Vorzug vor dem Alten. Für Spezialwünsche sind ja die großen Nationalbibliotheken da. Englische Bücher werden solchen anderer Länder vorgezogen, die gute Übersetzung dem fremdsprachigen Original; denn die Sammlung, obwohl hervorgegangen aus lauter individuellen Wünschen, soll doch schließlich dazu dienen, einen großen Leserkreis von ähnlichem Niveau zu befriedigen. Sehr schwierig ist namentlich die Auswahl von Biographien; denn da kommen oft recht individuelle Liebhabereien zum Wort. Biographien von Lebenden sind von vornherein ausgeschlossen, namentlich solche von Staatsmännern, um keine Parteipolitik zu Worte kommen zu lassen; denn die Neutralität der Anschaffungen ist erstes Gesetz. Um bei ganz unbestimmten Wünschen Nachforschungen, die über die Kraft und Fähigkeit des Bibliothekars hinausgehen, zu ersparen, hat der Trust zu folgendem Hilfsmittel gegriffen. Er schenkt jeder County Library zur Einrichtung ein Exemplar der letzten Ausgabe der Encyclopaedia britannica. Darnach soll schon der County-Bibliothekar ein bestimmtes Buch heraussuchen und bestellen. An Einzelleser wird unter Umständen der einschlägige Band der Encyclopaedia geschickt, damit er seinen Wunsch formuliere. Fruchtbringender namentlich für neueste Werke ist aber jedenfalls ein anderer Weg, nämlich die Verbindung mit Fachleuten, und zwar greift man dabei nicht niedrig. Für die Anschaffung volkswirtschaftlicher Werke z. B. wird die London School of economics zur Beratung zugezogen.

Fabelhaft rasch werden Wünsche befriedigt, mit Hilfe von Telephon und Expreßdienst womöglich innert vierundzwanzig Stunden Bestellung, Katalogisierung und Versand besorgt. Für den Moment ist in Schottland das Ziel erreicht, daß

kein vernünftiger Wunsch hat unerfüllt bleiben müssen, so daß tatsächlich kein ernsthafter Leser ein Buch entbehren mußte, das nicht irgend eine teure Liebhaberei bedeutet; im einsamsten Dorf ist er wirklich so gut versorgt wie jener, der neben dem Britischen Museum oder der Advocates Library in Edinburgh wohnt.

Der Carnegie-Trust ist eine private Organisation, die im öffentlichen Leben nichts zu befehlen hat. Er kann nur Neues suggerieren, Pionierarbeit machen und vorarbeiten für neue Gesetze und wenn diese in Kraft treten, wenigstens weiter seinen Rat geben und finanzielle Hilfe leisten. Er denkt aber heute bereits daran, wie das, was als private Zentralisation so erfolgreich wirkt, mit öffentlichen Mitteln durch den Staat zur vollen Entwicklung gelangen könne. Er schreckt dabei nicht davor zurück, an die eifersüchtig gehütete Selbständigkeit der städtischen Public Libraries zu rühren, um deren brachliegende Schätze besser zu verwenden, oder den stagnierenden neues Leben zu geben. Er hat Erhebungen gemacht, nach denen in den großen Präsenzbüchereien gewisser englischer Distrikte die Bücher bestenfalls zweimal im Jahre gebraucht werden. Tausende werden auf den Gestellen alt, ohne je gelesen zu werden. Das Ziel des Trusts wäre, zu erreichen, daß schließlich jede Public Library sich auf einen Bestand von Standard-Werken beschränke, diesen auf der Höhe halte und einen guten Teil seiner Gelder zu einer Subskription bei einem Zentraldepot verwende, wofür mit der Zeit natürlich London und Dunfermline nicht ausreichen würden. Und vor allem drängt er darauf, daß Stadt und Land zum Zusammenarbeiten gebracht werden. Für Middlesex besteht bereits ein detaillierter Plan, an dessen Durchführung mit Energie und Erfolg gearbeitet wird; die große Schwierigkeit ist die Eifersucht. mit der kleinere Orte über ihre gesetzlich sanktionierte Selbständigkeit in Büchereisachen wachen und mancherorts den County Libraries feindlich entgegentreten aus Furcht, die County-Behörde wolle sie verschlingen. Optimismus und Pessimismus über diesen Punkt halten sich ungefähr die Wage. Der Trust aber weist schon jetzt energisch auf diese Zusammenarbeit hin, durch die die Bücher- und die Leserzahl verdoppelt werden könnte, ohne daß die Steuerzahler stärker belastet würden. Jede Gemeinde könnte ihre kleine Bücherei behalten, diese würde aber durch Wanderkisten stets aufgefrischt; dafür hätte die County Library zu sorgen. Sie selbst erspart sich den Ankauf teurer Werke, indem sie auf die Bestände der städtischen Public Libraries ihres Gebietes greift. Versagen diese, so geht der Weg weiter zu einem größeren Zentraldepot, sei es schon ein nationales Repositorium oder noch ein Zwischenglied. Auch den größten Public Libraries würde nahegelegt, sich Grenzen zu setzen, anspruchsvolle Spezialisten nicht aus eigenen, sondern geliehenen Beständen zu befriedigen und vor allem ihre Schätze einem. wenn auch vorderhand lokal begrenzten Austausch zu öffnen. Eine solche Organisation, geleitet von einer Auffassung der Bücherei als öffentlichen Dienst auf breitester Basis, und nicht wie bisher von enger Kirchturmpolitik, könne dazu führen, daß jedes Buch, das aus öffentlichen Mitteln gekauft ist, solange es seinem Inhalt nach seinen Zweck erfüllen kann, und das ist für Literatur dieser Stufe verhältnismäßig kurz, die größtmögliche Zahl von Lesern bediene und die kleinstmögliche Zahl von Tagen auf dem Gestell stehe.

Das Gebäude englischer Public und County Libraries steht heute in imponierender Gestalt vor dem Besucher: überall eine Organisation, aufs beste ausgedacht, die doch der Initiative noch freie Hand läßt, eine Einheitlichkeit, die nie Selbstzweck wird, nirgends die Selbsttätigkeit tötet. Die fein ausgebildete Technik bleibt die Dienerin, nirgends herrscht sie so, daß stärkere Wirkung durch Mechanisierung auf Kosten des Geistes eintreten darf. Es ist ein imposantes Gebäude — den tiefsten Eindruck aber hinterläßt doch der Geist, der darin herrscht, die Menschen, die dieses Räderwerk erst zum Leben erwecken, jeder dem seinen seinen individuellen Stempel aufdrückend, in dem einen aber alle gleich: in der Freude an ihrer Arbeit, in der Selbstverständlichkeit, mit der das Beste geleistet wird, in der Zuversicht, auf dem richtigen Wege zu sein.

Entgegnung an Dr. Kemp-Solingen.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Lampa, Hadersdorf-Weidlingau b. Wien.

Herr Stadtbüchereidirektor Dr. Kemp-Solingen hat in diesen Blättern, 5. Jahrgang 1925, Heft 6, S. 337—342 in seiner Abhandlung „Bildungsgemeinschaft und Polemik" gegen meinen in der Zeitschrift „Volksbildung" 5. Jahrgang 1925, Heft 6, S. 486—496 veröffentlichten Bericht „Die Volksbüchereitagung auf Burg Lauenstein 1924" Stellung genommen. Seine Ausführungen nötigen mich zu einer Entgegnung, die ich den Lesern dieser Zeitschrift unter Berufung auf den Rechtsgrundsatz Audiatur et altera pars hiermit vorlege.

Ich will mich so kurz fassen als möglich. Der Ton, auf welchen Herrn Dr. Kemps Darlegungen abgestimmt sind, erleichtert mir freilich meine Absicht nicht, da ich an den meiner Person gewidmeten Bemerkungen Herrn Dr. Kemps leider doch nicht ganz vorübergehen kann. Ich erscheine in seiner Zeichnung als ein Kampfhahn, der einen zu erstattenden Bericht „als erwünschten Anlaß zu einem neuerlichen Angriff auf die „alte Richtung" wahrnehmen zu müssen glaubt", meine Argumentation wirkt „eigentümlich", ich arbeite mit „Verdächtigungen", ich „lasse klugerweise fort" usw. Stellen schon die letztangeführten Charakterisierungen den so Charakterisierten in ein bedenkliches Licht, so rührt die gegen mich an einer Stelle, auf welche ich in dem sachlichen Zusammenhang zurückkommen werde, erhobene Beschuldigung direkt an meine Ehre; denn dort wird mir vorgeworfen, daß ich mit besonderem Geschick (gemeint ist Geschicklichkeit) eine Unterstellung begangen, d. h. unberechtigterweise bewußt — denn das „besondere Geschick" setzt ja die bewußte Absicht voraus — der Gegenseite eine sie in den Augen meiner Leser disqualifizierende Haltung zugeschrieben habe. Ich begnüge mich mit einer entschiedenen Verwahrung gegen diese Art der Polemik und mit der Erinnerung, daß es in wissenschaftlichen Kreisen üblich ist, sachliche Differenzen bloß mit sachlichen Argumenten auszutragen, Vorwürfe gegen eine unsachliche oder bewußt irreführende Haltung des Gegners aber nicht ohne schlüssigen Beweis zu erheben.

Im übrigen bin ich überzeugt, daß Herr Dr. Kemp es unterlassen hätte, in so persönlich agressiver Weise zu schreiben und mich vor den Lesern dieser Zeitschrift herabzuwürdigen, wenn er es nur über sich gebracht hätte, meine Ausführungen sine ira et studio zu lesen. Wie hätte er sonst unter Anführungszeichen zweimal aus meinem Bericht eine Bezeichnung zitieren können, die darin überhaupt nicht vorkommt? Herr Dr. Kemp teilt mit, daß ich als Beispiel die Bücherei einer „norddeutschen Millionenstadt" anführe, während bei mir nur von einer großen Volksbücherei einer Millionenstadt die Rede ist. Aus dieser Tatsache schließe ich, daß Herr Dr. Kemp bei der Lektüre meiner Ausführungen nicht die kühle Ruhe des Forschers beobachtet hat, welche ihm die objektive Aufnahme und weiterhin die objektive Erwägung derselben ermöglicht hätte.

Ich gehe nach diesen Vorbemerkungen zu den bestimmt formulierten sachlichen Ausstellungen Herrn Dr. Kemps über. Ich werde keine derselben übergehen, aber in einer mir durch den Stoff diktierten Anordnung von derjenigen Reihenfolge derselben abweichen, welche Herr Dr. Kemp seinerseits als zweckmäßig für seine Darstellung befunden hat.

Ich beginne mit dem Satze: „Es kommt Dr. Lampa darauf an, der „alten Richtung" zur Last zu legen, daß sie sich bei ihrer Auffassung des „Kitsch"-Problems lediglich von ästhetischen Gesichtspunkten leiten lasse." Hier ist Herrn Dr. Kemp ein fundamentales Mißverständnis unterlaufen. Ich habe nirgendwo auch nur eine Andeutung dieser Art gemacht oder gar den Beweis dafür versucht, daß die „alte Richtung" sich bei ihrer Auffassung des Kitschproblems lediglich von ästhetischen Gesichtspunkten leiten lasse. Die von mir zitierten Stellen aus Herrn Dr. Kemps Abhandlung „Bildungspflege durch das Buch" (diese Zeitschrift, 4. Jahrgang 1924, Heft 1, S. 1—7) als Beweismittel für eine solche Behauptung zu verwenden, würde ja geradezu einen logischen Widersinn bedeuten, da in denselben ausdrücklich gesagt wird, „daß . . . . dieser Kitsch für die Hauptmasse des lesenden Publikums eine eigene, psychologisch wie

pädagogisch nicht ernst genug zu würdigende Bedeutung*) einnimmt". Ich müßte meinen Verstand verloren haben, wenn ich diese Worte ausdrücklich zitiert hätte, um zu beweisen, daß die alte Richtung das Kitschproblem lediglich vom ästhetischen Standpunkt behandle; sprechen diese Worte doch dem Kitsch das Recht auf Beachtung in der Volksbücherei aus psychologischen und pädagogischen Gründen zu! Bei mir erscheint das Zitat als Beleg für die Aussage, daß die Bücherei der „alten Richtung" die Einstellung von Kitsch theoretisch rechtfertigt und gleichzeitig als kurze Inhaltsangabe ihrer das Kitschproblem betreffenden Theorie. Hierfür ist das Zitat, das aus zwei Sätzen Herrn Dr. Kemps besteht, vollständig ausreichend. Da eine Entstellung des Sinnes dieser beiden Sätze bei mir keineswegs erfolgt ist, sie vielmehr von mir so verwendet sind, daß daraus genau die Überzeugung Herrn Dr. Kemps hervorleuchtet, so ist auch der Vorwurf, daß ich sie aus dem Zusammenhange gerissen habe, vollkommen bedeutungslos.

Herr Dr. Kemp wäre schon durch die einfache Aufsuchung des Ganges meiner Überlegungen vor dem Mißverständnis bewahrt worden, das ich eben dargestellt habe, er hätte dann gleich bemerkt, daß die Anführung seiner beiden Sätze mit meiner Entwicklung des Kitschbegriffes der alten Richtung gar nichts zu tun hat. Um diese Behauptung zu erweisen, will ich hier den Gang meiner Betrachtungen in aller Kürze angeben: Nachdem ich in einem längeren Absatz die Auffassung des Kitschproblems bei der alten Richtung gekennzeichnet und zum Belege die beiden Sätze Herrn Dr. Kemps angeführt habe, wende ich mich in dem nächsten Absatz zu der Frage, was die alte Richtung unter Kitsch versteht. Hier ist nun nicht mehr von jenen beiden Sätzen Herrn Dr. Kemps die Rede, es findet auch kein Hinweis mehr auf dieselben statt. Ich beantworte diese Frage durch konkrete Beispiele und ziehe dann aus diesen Beispielen den Schluß, daß der Begriff des Kitsches bei der alten Richtung von einem rein ästhetischen Gesichtspunkt aus gebildet ist.

Habe ich mit diesem Schluß übers Ziel geschossen? Ich glaube nicht. Herr Dr. Kemp bestätigt nur meine Meinung durch die Definition des Kitsches, die er gibt; er versteht darunter „eine Literatur, die ohne künstlerisch hochwertig zu sein, doch so viel Gefühlswerte enthält, daß sie dem einfachen Leser, der einer künstlerischen Würdigung noch nicht zugänglich ist, schon genügend Gefühls- und Lebensbereicherung geben kann". Hier erscheint, da das Vorhandensein von Gefühlswerten wohl auch nach Herrn Dr. Kemps Meinung nicht Kitschigkeit begründet, als einziges Merkmal der Kitschigkeit der Mangel an künstlerischer Hochwertigkeit, — während das nach meiner Meinung einzig Wesentliche und Entscheidende, die Echtheit des Gefühls, aus dem das Werk geboren, und die Echtheit der Mittel, mit denen es ausgeführt ist, gar nicht berührt wird. In seiner Abhandlung „Bildungspflege durch das Buch" (diese Zeitschrift, 4. Jahrgang 1924, Heft 1, S. 1—7) sagt Herr Dr. Kemp überdies, daß nicht die ästhetische, sondern die bildungspflegliche Rücksicht den Weg für die (büchereipolitische**) Wertung des Kitsches zu weisen hat. Das heißt doch soviel als: Kitsch nenne ich, was kein literarisches Kunstwerk ist, dies verhindert aber nicht seine Verwendung in der Volksbücherei. Mit anderen Worten, der Begriff des Kitsches wird ästhetisch bestimmt, seine büchereipolitische Verwertung aber — nach dem Früheren — von psychologischen und pädagogischen Gesichtspunkten aus. Etwas anderes habe ich nirgendwo als Meinung der alten Richtung ausgegeben!

Herr Dr. Kemp hätte es sich ersparen können, mir eine Inkonsequenz daraus nachweisen oder meine Auffassungen dadurch entkräften zu wollen (mir ist seine Absicht hier nicht ganz klar geworden), daß in einem österreichischen Volksbüchereikatalog, der in der „Volksbildung" erschienen ist und für den ich übrigens in keinerlei Beziehung verantwortlich bin, Werke aufgeführt sind, welche unter seine Definition des Kitsches fallen. Ich darf es ablehnen, in eine Diskussion über diesen Katalog einzutreten, da ich ja schon in meinem Bericht nachdrücklichst darauf verwiesen habe, daß auch die neue Richtung gewisse Bücher, auf welche

*) von mir gesperrt.

**) Erläuternder Zusatz von mir.

der Kitschbegriff der alten Richtung zutrifft, einstellen wird und einstellen darf, nämlich dann, aber auch nur dann, wenn sie, nach der Terminologie der neuen Richtung, „echt" sind. Hier ist die Stelle, wo die Wege der alten und der neuen Richtung sich scharf scheiden, hier gibt es kein Kompromiß, und wenn in dem österreichischen Volksbüchereikatalog Werke aufgenommen sein sollten, welche dem Begriffe der Echtheit nicht genügen, so würde ich dies bedauern.

Hier schließt sich inhaltlich ein weiterer Vorwurf gegen mich an. Herr Dr. Kemp wirft mir vor, ich hätte es unterlassen, meinen Lesern mitzuteilen, daß die Bücherei seines Ideals einen Entwicklungsgang ihres Kitschlesers anstrebe, den er mit den Worten schildert: „ein langsames Fortschreiten wird den primitiven Leser dann den Niederungen des Kitsches entwachsen lassen, bis er auch im geschmacklichen Urteil soweit gelangt, das schicksalhaft erlebte und schöpferisch gestaltete Kunstwerk dem bestenfalls gut gemeinten und gewollten Machwerk vorzuziehen". Er hält und erklärt den Gedankengang dieses Satzes oder vielmehr das in ihm gezeichnete Endziel als entsprechend der Maxime, welche ich mit den Worten ausgesprochen habe: „Die „neue Richtung" lehnt das unechte Buch ab, d. h. das Buch, das nicht aus einem inneren schöpferischen Antrieb geboren und das nicht lebenswahr (im allgemeinsten Sinne) ist." Herr Dr. Kemp erkennt hier zwar, daß das echte Buch der neuen Richtung kein Machwerk sein kann, er übersieht aber, daß es kein Kunstwerk zu sein braucht. Im übrigen ist sein Vorwurf durchaus unbegründet: ich sehe keine Parallele in der prinzipiellen Ausschaltung von Machwerken bei der neuen Richtung und dem von Herrn Dr. Kemp gezeichneten Bemühen seiner Richtung, den Leser vom Machwerk zum Kunstwerk emporzuführen! Es würde den Rahmen einer Entgegnung überschreiten, wenn ich auf diese Fragen hier näher eingehen wollte. Es gehört aber zum Thema dieses Vorwurfes, wenn auch nicht in direktester Weise, wenn ich mich darauf berufe, ausdrücklich betont zu haben, man dürfe ja nicht glauben, die Bücherei der alten Richtung lege auf die Pflege der guten und der gemeinverständlich-wissenschaftlichen Literatur keinen Wert, das Gegenteil sei vielmehr der Fall, — wobei noch zur Bekräftigung auf den reichen Bücherbestand an solcher Literatur der als Beispiel angeführten Bücherei hingewiesen wurde.

Ich gelange nun zu jener Stelle in Herrn Dr. Kemps Ausführungen, auf welche ich bereits im Eingang hingewiesen habe. Ich setze sie, um jedem Mißverständnis bei den Lesern dieser Zeitschrift soweit als möglich vorzubeugen, wortwörtlich her: „Und wenn Dr. Campa an anderer Stelle mit besonderer Emphase betont: „Der Ästhet wird die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er hört, daß die deutsche Volksbücherei der neuen Richtung die Werke eines Künstlers wie Maupassant ausschließt" — so kann ihn der jüngste unserer Büchereianwärter belehren, daß diese mit besonderem Geschick auf die „alte Richtung" gemünzte Unterstellung nichts als ein Schlag ins Wasser ist, an dem Dr. Campa in seinem kriegerischen Eifer sich ganz unnötig außer Atem gebracht hat. Über die Problematik eines Künstlers wie Maupassant für die bildungspflegliche Praxis hat in Wahrheit eine gegensätzliche Auffassung zwischen „alter" und „neuer" Richtung nie bestanden." Herr Dr. Kemp hat sich die Begründung seines ehrenrührigen Vorwurfs sehr leicht gemacht; er begründet ihn schlechthin gar nicht und statuiert einfach eine von mir mit besonderem „Geschick" auf die alte Richtung gemünzte Unterstellung — und damit bin ich gerichtet! Es ist wahrlich nicht leicht, gegenüber einem solchen nur durch unzureichendes Durchdenken meines Textes erklärbaren Vorwurf sich scharfer Worte gegen seinen Urheber zu enthalten! Ich will aber, meinem Prinzip getreu, mich mit dem Beweis begnügen, daß Herrn Dr. Kemps Auffassung vollkommen unberechtigt ist.

Der Tatbestand ist folgender: Nachdem ich in meinem Bericht die Auffassung des Kitschproblems durch die alte Richtung und hierauf den Kitschbegriff derselben, wie oben bereits auseinandergesetzt wurde, besprochen hatte, wandte ich mich zur Besprechung der Idee der Hofmannschen Bücherei. Ich setzte zuerst auseinander, daß man fehlgehe, wenn man diese Idee in der Verbreitung des guten Buches suche. Wohl lasse die Hofmannsche Bücherei nur das gute Buch zu, aber ihr Ziel sei höher gesteckt. Es folgt dann eine Darlegung der Volksbildungsidee, in deren Dienst sich die Hofmannsche Bücherei stellt und die Darstellung der von ihr hierzu ausgebildeten Theorie, in welcher die Begriffe der Erlebnisnähe und

der Lebensbedeutung die zentralen sind. Und dann folgt ein kurzer Absatz, in welchem der von Herrn Dr. Kemp beanständete, angeblich auf die alte Richtung gemünzte Satz steht. Ich setze diesen Absatz vollständig hierher. Er lautet: „Man sieht, das Auswahlprinzip der neuen Richtung ist himmelweit entfernt von dem rein ästhetischen. Der Ästhet wird die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er hört, daß die deutsche Volksbücherei der neuen Richtung die Werke eines Künstlers wie Maupassant ausschließt! Von dem dargelegten Standpunkt aus ist es aber sehr begreiflich." Leider hat Herr Dr. Kemp den ersten Satz dieses Abschnittes nicht genügend beachtet (und daher wohl auch nicht zitiert); hätte er es getan, so hätte ihn vielleicht die nachdrückliche Hervorhebung eines rein ästhetischen Auswahlprinzips stutzig gemacht und er wäre möglicherweise von hier aus zu einer Revision seiner Kritik gekommen, die er an meinen Darlegungen über seine Kitschtheorie und den in ihr verwendeten Kitschbegriff geübt hat. So aber ist er, in seiner falschen Meinung, gemäß welcher ich behauptet haben soll, die „alte Richtung" lasse sich bei ihrer Auffassung des Kitschproblems lediglich von ästhetischen Gesichtspunkten leiten, unbeirrt fortschreitend zu der Anschauung gelangt, hier sei wieder die „alte Richtung" gemeint. Herr Dr. Kemp mutet mir hier neuerdings, wie schon früher, die Behauptung eines handgreiflichen Widersinnes zu, des Widersinnes nämlich, einer Büchereirichtung, welche den Kitsch zuläßt, ein rein ästhetisches Auswahlprinzip zuzuschreiben: ich glaube, ein solches Auswahlprinzip für sich allein müßte doch den Kitsch vorweg prinzipiell ausschließen! Wie also hätte ich, um noch einmal zu wiederholen, hier die „alte Richtung" meinen können, wo ich doch ausdrücklich Herrn Dr. Kemps Sätze als Begründung für die Aufnahme des Kitsches in der Bücherei der „alten Richtung" angeführt habe, jene Sätze, in welchen von den psychologischen und pädagogischen Gesichtspunkten die Rede ist? Mein Eingangssatz enthält kein Wort über das hinaus, was ich gemeint habe. Ich erinnere an seinen Wortlaut: „Man sieht, das Auswahlprinzip der Volksbücherei der neuen Richtung ist himmelweit entfernt von dem rein ästhetischen." Hätte ich ausdrücken wollen, was Herr Dr. Kemp meint, so hätte ich gesagt: „von dem rein ästhetischen der alten Richtung". Der Gegensatz, welcher in meinem Satz hervorgehoben wird, ist bei zwei Auffassungen tatsächlich konstatierbar. Mein Satz wendet sich erstens gegen die mißverständliche Auffassung derjenigen, welche aus der Ablehnung des Kitsches durch die neue Richtung den Schluß ziehen, daß sie in ihrer Auswahl rein ästhetisch verfährt. Diese Auffassung wird in meinem Satz zurügewiesen, die Zurückweisung kehrt sich aber ebenso sehr gegen jene Reformatoren, welche glauben, es sei dem Ideal der „neuen Richtung" der Volksbildungsarbeit Genüge geschehen, wenn man die Volksbücherei nach rein ästhetischen Gesichtspunkten aufbaut. Wenn dann Herr Dr. Kemp die Ablehnung Maupassants, welche ich als Beispiel einer nicht aus ästhetischen Gründen erfolgten Ablehnung gebracht habe, auch für die „alte Richtung" als verbindlich erklärt, so quittiere ich dies mit Befriedigung, ich weiß nur nicht, ob seine Auffassung in der „alten Richtung" allgemein geteilt wird. Findet sich aber, wie Herr Dr. Kemp erklärt, dieser Autor auch in Büchereien der neuen Richtung, so glaube ich allerdings, daß dann ein mit ihren Prinzipien nicht vereinbares Versehen vorliegt.

Herr Dr. Kemp erhebt weiter mit besonderem Nachdruck, — denn er führt diesen Punkt nicht weniger als dreimal an, — Einsprache dagegen, daß das in meinem Berichte beigebrachte Beispiel einer großen Bücherei der „alten Richtung" als allgemein giltig hingestellt erscheine, und gelangt, indem er den angeführten Ausleihziffern jener Bücherei „verbindliche Allgemeingültigkeit" abspricht, zu der in dem nachfolgenden Satz formulierten Frage: „Es ist also ganz unverständlich, weshalb Dr. Campa gerade das „Kitsch"-Problem zum Anlaß einer Polemik gegen die „alte Richtung" nimmt." Ich will auf diese Frage zuerst antworten, weil ich die Antwort zur Erledigung der jener Frage vorangehenden Beanständung und auch zu weiteren durch Herrn Dr. Kemps spätere Bemerkungen sich erforderlich erweisenden Ausführungen benötige. Hier meine Antwort:

Wenn man die Mannigfaltigkeit der in der Wirklichkeit vorhandenen deutschen Volksbüchereien überblickt und das theoretische Bedürfnis hat, sich in dieser Mannigfaltigkeit zurechtzufinden, so gibt gerade die Einstellung zum Kitschproblem, welche von der betreffenden Bücherei, bezüglich von der Volksbildungsrichtung,

der sie zugehört, eingehalten wird, das einfachste, sicherste und klarste erste Prinzip der Klassifikation. Dieses Prinzip scheidet zunächst die Gesamtheit der Volksbüchereien in zwei Gruppen: eine solche, welche das unechte Buch (dieser Begriff im Sinne der von Walter Hofmann-Leipzig gegebenen Bestimmung genommen!), das Machwerk (wie Herr Dr. Kemp es gelegentlich nennt) als berechtigtes Mittel der Volksbildungsarbeit zuläßt, und eine solche, welche es unter allen Umständen ausschließt. Weil die erste Gruppe historisch genommen die ältere ist, habe ich die Bezeichnung „alte Richtung" für sie angenommen, und aus dem gleichen Grunde die zweite als die „neue Richtung" bezeichnet. Herr Dr. Kemp verübelt mir den Gebrauch dieser Bezeichnungen, insbesondere den Gebrauch der Bezeichnung „alte Richtung" für die nach dem Kriege in die Bildungsarbeit eingetretene jüngere Generation. Wer diese so benennt, sagt er, „spricht entweder eine gedankenlose Phrase aus oder greift einer verrannten Polemik zu Liebe zu einer Verdächtigung: denn was soll „alte Richtung" heute anderes heißen als rückständig, überlebt, borniert? Während „neue Richtung" bedeutet: zeitgemäß, vorbildlich, kulturbewußt?" Es ist meine Gewohnheit nicht, mit derartigen Bezeichnungen zu operieren, weil sie viel zu suggestiver Natur sind. Meinen Denkgewohnheiten entspricht es, die Konsequenzen einer Feststellung genau zu überlegen und dann mit dem sachlichsten Namen zu bezeichnen, den ich ausfindig zu machen vermag. Wer sich die Mühe nimmt, meinen Bericht nachzusehen, wird vergeblich nach einem der Worte suchen, welche Herr Dr. Kemp aus meinen Bezeichnungen „alt" und „neu" herauszugeheimnissen sucht, noch auch eine suggestive Bemerkung, welche dem Leser des Berichtes solche Worte nahelegen möchte. Für mich waren diese Bezeichnungen in diesem Berichte — und waren und sind es auch sonst — nichts weiter als Etiketten, die ich zur kurzen Kennzeichnung zweier genau dargestellter Tatsachenkomplexe gebraucht habe, ich hätte ebenso gut statt „alte Richtung" die Richtung A, statt „neue Richtung" die Richtung B sagen können. Freilich, wo ich selber stehe, ob bei A oder B, daraus habe ich kein Hehl gemacht. Und ebensowenig will ich verhehlen, zu welchem Ergebnis ich gelange, wenn ich die Einstellung zum Kitschproblem im Verhältnis zu dem Endziel der Volksbüchereiarbeit, d. h. deutlicher, im Verhältnis zu der in der Volksbücherei zu leistenden Volksbildungsarbeit untersuche, also mir, nach dem Ausdrucke des Herrn Dr. Kemp, ein Werturteil über dieselbe zu bilden versuche. Ich freue mich, daß in diese Frage keinerlei Komplikation durch allfällige Verschiedenheit in der Zielsetzung der Volksbüchereiarbeit bei Herrn Dr. Kemp und mir hineingeraten kann. Denn er nimmt nicht nur die in meinem Bericht gewählte Formulierung dieser Zielsetzung an, sondern er macht mir sogar einen Vorwurf dahin, daß mir gar nichts daran liegt, meine „Formel als verbindlich für die Bildungsarbeit beider Richtungen hingestellt zu sehen". Wenn ich also hier die von Herrn Dr. Kemp angenommene Zielsetzung nach seiner Erklärung allgemein für die Richtung gelten lasse, der er zugehört, so muß ich auf dieser Grundlage behaupten: die von Herrn Dr. Kemp vertretene Richtung wird durch ihre Auffassung des Kitschproblems von der Erreichung ihres von Herrn Dr. Kemp in ihrem Namen proklamierten Zieles abgedrängt, ihr Weg birgt zahlreiche Gefahren in sich für das Ganze einer nach diesem Ziele abgestellten Volksbüchereiarbeit, und dieser Weg kann auch von jenem Teil der Leser, für den er gewählt ist, nur ausnahmsweise Einzelne an das gewünschte Ziel bringen. Diese Richtung muß daher entweder ihre Auffassung des Kitschproblems revidieren, oder erkennen, daß ihr Ideal, wie Herr Dr. Kemp es für sie zeichnet, ihrer Praxis nicht adäquat ist. Ein weiteres Eingehen auf diese Probleme, eine nähere theoretische Begründung überschreitet den Raum, den ich hier in Anspruch nehmen kann. Nur eine Bemerkung sei mir noch gestattet: daß mir nichts daran liegt, meine Formel als verbindlich für die Arbeit beider Richtungen hingestellt zu sehen, ist ein Vorwurf, der an meiner wirklichen Haltung vorübergeht. Jahre hindurch habe ich gehofft, daß der Zwiespalt der beiden Richtungen werde überbrückt werden können, und wünsche heute noch, daß er aus der Welt verschwinde; aber ich habe die Hoffnung schließlich aufgegeben und fürchte, daß mein Wunsch unerfüllt bleiben wird. Meine Hoffnung scheiterte nicht an der Erwägung der Zielsetzungen, denn ich zweifelte niemals an dem Willen zum Ideal auf beiden Seiten, sondern an der Erwägung des Kitschproblems. Das ist nun eine weitere Antwort auf die Frage,

warum ich gerade das Kitschproblem zwar nicht zum Anlaß einer Polemik gegen die alte Richtung, wie Herr Dr. Kemp sagt, sondern zum Mittelpunkt der Darstellung des Unterschiedes zwischen der alten und der neuen Richtung gemacht habe. Es ist mir eben bei der Erwägung der Realisierbarkeit meiner erwähnten Hoffnung in seiner vollen Bedeutung als trennendes Moment erschreckend klar geworden.

Meine Überzeugung, daß im allgemeinen kein Weg von der Unterhaltungsliteratur, dem unechten Buch, dem Machwerk, dem Kitsch (nach meinem Begriffe desselben) zum echten und weiter zum künstlerisch hochstehenden Schrifttum führt, stützt sich nicht bloß auf theoretische Gründe, sondern auch auf die Erfahrung. Diese Erfahrung ist naturgemäß auch dem Kreise der dieser Zeitschrift nahestehenden Autoren nicht fremd. So charakterisiert Herr Dr. Winker in seiner Abhandlung „Volksbücherei oder Bildungsbücherei" (diese Zeitschrift, 5. Jahrgang 1925, Heft 4, S. 217—221) die verschiedenen Leserkreise und sagt von einem derselben: „Da ist ferner die große Masse derer, die aus allgemeinem Spannungsbedürfnis heraus zur Bibliothek kommen und für die die Entleihung eines Buches nicht viel mehr bedeutet als etwa der Besuch eines Kinos. Sie kleben am Stofflichen, suchen ihr Reiz- und Spannungsbedürfnis zu befriedigen und entziehen sich im allgemeinen erzieherischer Beeinflussung." Aus dieser Erkenntnis aber folgt doch wohl, daß die Befriedigung der Bedürfnisse dieser Lesermasse mit Kitschliteratur nicht unter das Ideal gestellt werden kann, welches Herr Dr. Kemp als allgemeinverbindlich für seine Büchereiarbeit betrachtet wissen will. Die Bedienung jenes Leserkreises mit dem ihm genehmen Lesefutter gehört auf ein anderes Blatt: sie ist eine charitative Tätigkeit an diesem Leserkreis, eine Tätigkeit, über deren soziale Bedeutung und sozialen Wert hier keine Untersuchung geführt werden kann. Ohne Zweifel entstammt der Antrieb zu ihr dem tiefsten menschlichen Mitgefühl — aber Volksbildungsarbeit ist diese Befriedigung der Bedürfnisse dieser Lesermassen nicht. Es ist nun aber eine unbestreitbare und auch von Herrn Dr. Kemp nicht bestreitbare Tatsache, daß alle nicht der neuen Richtung zugehörigen Büchereien die bezeichnete Art der Befriedigung der Bedürfnisse dieser Lesermassen im Sinne der Kitschtheorie, wie sie etwa Herr Dr. Kemp formuliert hat, in ihr Programm gestellt haben; es ist weiter unbestreitbar, daß diese Tatsache auf ihre Ausleihpraxis zurückwirken muß, unbestreitbar ferner, daß die hohen Ausleihziffern gerade auf diese Lesermassen zurückzuführen sind. Am auffallendsten wird naturgemäß der durch diese Lesermassen bewirkte Einschlag in der Großbücherei der Millionenstadt zum Vorschein kommen. Darum habe ich, weil hier gewissermaßen das Typische der alten Richtung scharf hervortritt, gerade eine solche Bücherei als Beispiel angeführt und halte dieses Beispiel trotz der Beanständung, die Herr Dr. Kemp seiner Wahl hat zuteil werden lassen, auch weiterhin, auch in seiner Allgemeinbedeutung für die „alte Richtung", für berechtigt. Im allgemeinen wird bei entsprechender Einstellung des Büchereileiters der Einfluß dieser den Kitsch (dieser Begriff in dem von mir angegebenen Sinne genommen) konsumierenden Lesermasse umsomehr zurückgedrängt werden können, je kleiner die Bücherei ist, der Büchereileiter wird es hier leichter haben, die Leserschaft zu sieben und im ganzen mehr Zeit für seine Volkserziehungsarbeit gewinnen, so daß es verständlich ist, daß innerhalb der „alten Richtung", wie ich es in meinem Bericht ausdrücklich hervorgehoben habe, es eine ganze Mannigfaltigkeit von Formen der Bücherei gibt, „zwischen deren äußersten Gliedern eine nicht geringe Spannung besteht". Die Verschiebung nach dem nicht nur nach meinem, sondern auch nach Herrn Dr. Kemps Urteil zu bevorzugendem Niveau können also die betreffenden Büchereien der „alten Richtung" gewiß nur der stärkeren Ausschaltung des Kitsches und der hierdurch bewirkten Verminderung der bloß Unterhaltung suchenden Lesermasse verdanken!

Ich habe die von mir als Beispiel herangezogene Bücherei nicht näher bezeichnet. Herr Dr. Kemp findet dies befremdend. Was er damit meint, ist mir nicht ganz klar. Ich denke, für den angestrebten Zweck waren die von mir mitgeteilten statistischen Daten dieser Bücherei vollkommen ausreichend; auch ist das angeführte Beispiel nicht so einzigartig, die durch dasselbe zu illustrierende Tatsache nicht so unbekannt und etwa auf die fragliche Millionenstadt beschränkt, daß ich es durch die nähere Bezeichnung gewissermaßen erst hätte legitimieren müssen!

Wenn Herr Dr. Kemp trotzdem diese Legitimation wünschen sollte, bin ich gerne bereit, ihm brieflich alle notwendigen Angaben mitzuteilen, eventuell auch ein anderes seinem Herzen vielleicht näherstehendes Beispiel bekanntzugeben. Weder hatte ich in meinem Bericht noch habe ich hier Veranlassung zu näheren Angaben, denn ich setze mich mit einer Richtung, nicht mit einzelnen Büchereien auseinander.

Meine Ausführungen sind schon länger geworden als ich gewünscht habe. Und doch hätte ich noch auf weitere Vorwürfe Herrn Dr. Kemps einzugehen, z. B. auf den Vorwurf, daß es bei mir an der Würdigung der Verdienste der „alten Richtung" mangelt. Ich hoffe aber, daß durch meine demnächst (im österreichischen Bundesverlag) erscheinende Schrift „Betrachtungen zum Problem der Volksbildung", welche ich im Juni 1925 vollendet habe, die aber in Folge verschiedener Zufälle erst vor einigen Wochen zur Drucklegung gegangen ist, diese wie manche andere seiner Meinungen über meine persönlichen Auffassungen hinreichende Korrektur erfahren werden. Ich will es daher bei der Besprechung der konkreten, gegen meinen Bericht unmittelbar erhobenen Vorwürfe Herrn Dr. Kemps bewenden lassen. Erst recht nicht will ich über das in der Einleitung Gesagte hinaus auf die Meinungen reagieren, die er über meine Persönlichkeit äußert. Daß diese für mich wenig schmeichelhaften Meinungen wesentlich auf Divination beruhen und trotzdem mit bemerkenswerter Sicherheit und, sagen wir, Offenheit vorgetragen sind, soll mich an meiner Absicht nicht irre machen. Es ist mir vollkommen gleichgiltig, was für ein Bild Herr Dr. Kemp, der in seinem Artikel so wenig Fähigkeit zu einer objektiven Beurteilung und einer sachlichen Diskussion bewiesen hat, sich von meiner Persönlichkeit zurechtgelegt hat.

Herrn Dr. Kemps Mitteilungen über seine Arbeit in Memel und seine theoretischen Ideen, betreffend die Gleichung „Volksbildung = Volkbildung", nehme ich ebenso zur Kenntnis wie seine Absicht, durch diese Anführung als an einem Beispiele zu zeigen, „daß „alte" wie „neue" Richtung in selbstverständlicher Erkenntnis einem gemeinsamen Ziele zustreben", daß es „die Arbeit an dem gleichen Ideal" ist, „die sie sich zur Aufgabe gestellt haben". Ich möchte dazu nur bemerken, daß in meinem Bericht nirgends der Idealismus der „alten Richtung" bestritten — denn ich halte ihn in der freien Volksbildungsarbeit für selbstverständliche Voraussetzung —, noch das „Ideal" der „alten Richtung" in Diskussion gezogen worden ist. Ich hatte zu letzterem keine Veranlassung und sprach einzig und allein von ihrem Verhältnis zu der Lesermasse, welche vom Lesehunger oder, wie der oben zitierte Herr Dr. Winker sagt, von ihrem „Reiz- und Spannungsbedürfnis" getrieben die Bücherei aufsucht, und den Konsequenzen, welche aus diesem Verhältnis für die Bücherei entspringen. Ich kann im Rahmen einer Entgegnung nicht über das in dieser Hinsicht bereits Ausgeführte hinaus in eine Diskussion des Ideals der Volksbücherei der „alten Richtung" eintreten. Eine solche Diskussion wäre nur auf der Grundlage einer einläßlicheren von ihr selbst beizustellenden Darstellung dieses Ideals und seiner Auswirkungen möglich und fruchtbar.

Ein letztes Wort an Dr. Campa.

Von Stadtbüchereidirektor Dr. Kemp, Solingen.

Nachdem ich Herrn Dr. Campas Auslassungen über die sogenannte „alte Richtung" mit meiner Antwort „Bildungsgemeinschaft und Polemik" entgegnet hatte, wäre dem Rechtsgrundsatz „audiatur et altera pars" zufolge die von mir nicht erstrebte Unterhaltung zwischen mir und Dr. Campa wohl beendigt gewesen. Indessen hat es Dr. Campa für nötig befunden, sich in der vorstehenden Entgegnung mit dieser Angelegenheit noch einmal zu befassen. Nach den nicht bloß in wissenschaftlichen Kreisen geltenden Gepflogenheiten wird er mir gestatten müssen, auf seine Ausführungen in einem Schlußwort erneut einzugehen. Allerdings muß ich mir versagen, dabei so weitschweifig zu verfahren, wie es Dr. Campa dank dem loyalen Entgegenkommen der Redaktion hat tun können. Nicht allein die Knappheit des noch verfügbaren Raumes nötigt mich zur Kürze, sondern auch die offenkundige Aussichtslosigkeit, mit Dr. Campa zu einer sachlichen Verständi-

gung zu gelangen. Ich beschränke mich auf einige Punkte, die weniger eines Gegenbeweises als einer nachdrücklichen Hervorhebung bedürfen.

Ich beginne billigerweise mit dem Zugeständnis, daß ich Dr. Campa in der Tat falsch zitiert habe, wenn ich sagte, er hätte von der Bücherei einer „norddeutschen Millionenstadt" gesprochen, während bei ihm nur von der „großen Volksbücherei einer Millionenstadt" die Rede ist. Ich bedaure diesen Lapsus, weil er Dr. Campa Gelegenheit gibt, mich eines Mangels an Objektivität zu bezichtigen. Ich bedaure aber nicht weniger, daß Dr. Campa in seiner eigenen Objektivität nicht so weit gegangen ist, den Namen dieser Millionenstadt wenigstens jetzt anzugeben. Von seinem Anerbieten, mir diesen Namen brieflich mitzuteilen, kann ich zu meinem Leidwesen keinen Gebrauch machen, da es meiner Ansicht über akademische Verkehrsformen nicht entspricht, die Beweise für öffentlich vorgebrachte Behauptungen in Privatbriefen zu erbitten. Dr. Campa möchte seine Geheimniskrämerei damit motivieren, daß er sich mit Richtungen, nicht mit einzelnen Bibliotheken auseinandersetze. Ich meine allerdings, daß er gerade aus diesem Grunde allen Anlaß gehabt hätte, nähere Angaben zu machen. Kann schon ein vereinzeltes Beispiel, das in der Tat nicht ernst zu nehmen ist, nicht als allgemeingültig anerkannt werden, so noch weniger ein anonymes, das keine Prüfung der Unterlagen zuläßt. Bis Dr. Campa sich gemüßigt fühlt, seine Karten aufzudecken, muß man sich in gespannter Erwartung den Kopf zerbrechen, welche von den drei Millionenstädten im deutschen Sprach- und Kulturgebiet in dem Bereich des Volksbüchereiwesens für die „alte Richtung" eine so führende und allgemeingültige Rolle spiele, wie etwa die Leipziger Städtischen Bücherhallen es für die „neue Richtung" tun. Dr. Campa kommt unstreitig das Verdienst zu, eine bisher nicht bekannte Tatsache erforscht zu haben, und er sollte im Interesse der Sache mit seiner Entdeckung doch nicht länger zurückhalten.

Dr. Campa verübelt es mir, daß ich die Heranziehung zweier Sätze aus meinem Aufsatz „Bildungspflege durch das Buch", nach denen für die Wertung des „Kitsches" durch die „alte Richtung" lediglich der bildungspflegliche Gesichtspunkt maßgebend sei, als unverständlich bezeichnet habe, wenn Dr. Campa mit ihnen gerade das Gegenteil, nämlich das Vorwalten des ästhetischen Gesichtspunktes, beweisen will. Das „fundamentale Mißverständnis", dem ich seiner Meinung nach unterlegen sein soll, liegt, wenn ich Dr. Campa recht verstehe, darin, daß er zwischen „Begriff des Kitsches" und „Auffassung des Kitsch-Problems" unterscheidet und daß diese Unterscheidung von mir nicht beachtet worden sei. Wenn ich also die von Dr. Campa zitierten Sätze aus meinem Aufsatz als erstes Glied einer längeren Beweisführung betrachte, die mit dem Satz abschließt: „Ihr (der „alten Richtung") Begriff des Kitsches ist eben von einem rein ästhetischen oder besser, von einem hyperästhetischen Standpunkt aus gebildet", — so bin ich Dr. Campa zufolge hierzu nicht berechtigt gewesen. Ich nehme diese Berechtigung nach wie vor für mich in Anspruch. Gerade wenn Dr. Campa zwischen „Begriff des Kitsches" und „Auffassung des Kitsch-Problems" unterscheidet, bleibt es durchaus eine Inkonsequenz oder, wie Dr. Campa sich ausdrückt, „ein logischer Widersinn", wenn Dr. Campa die Stellung, die von der „alten Richtung" zum „Kitsch" eingenommen wird, einerseits mit Sätzen beleuchtet, die von der durch mich gegebenen Definition des „Kitsches" garnicht loszulösen sind, andrerseits mit einer Begriffsbestimmung arbeitet, die er selbst konstruiert hat. Denn während meine Definition ausdrücklich von einer Literatur spricht, die „ohne künstlerisch hochwertig zu sein, doch so viele Gefühlswerte enthält, daß sie dem einfachen Leser, der einer künstlerischen Würdigung noch nicht zugänglich ist, schon genügend Gefühls- und Lebensbereicherung bieten kann", also die Tatsache des Nebeneinanderstehens zweier Wertmaßstäbe in dem Begriff des „Kitsches" als ausschlaggebend für die bildungspflegliche Auffassung des „Kitsch-Problems" betont, — spricht Dr. Campa lediglich von einem „ästhetischen oder vielmehr hyperästhetischen Standpunkt", läßt also den einen Wertmaßstab fort und stellt ein „fundamentales Mißverständnis" fest, wenn ich ein Verfahren, das innere Konsequenz vermissen läßt, unverständlich finde. Warum Dr. Campa auf die von mir erwähnten Beispiele Enking und Schröer nicht eingeht, sondern seine die „alte Richtung" herabsetzenden Schlüsse aus „konkreten Beispielen" wie Freytags „Soll und Haben" und Scheffels „Ekkehard" zieht, die von der „alten

Richtung" „sonderbarerweise" zum „Kitsch" gezählt werden sollen, wird auch aus Dr. Campas „Entgegnung" nicht ersichtlich. Leider ist ein Eingehen hierauf bei der gebotenen Kürze nicht möglich, zumal man sich die Belege für diese sonderbaren Angaben wohl auch erst wieder in einem Privatbrief erbitten müßte. Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, was Dr. Campa unter „Echtheit des Gefühls ... und Echtheit der Mittel", die nach ihm als das einzig wesentliche und entscheidende Merkmal für die Wertung der „Kitsch"-Literatur in Betracht kommen, eigentlich versteht, wenn er findet, daß diese Merkmale von meiner Definition garnicht berührt werden. Dr. Campa kann zu dieser befremdenden Annahme nur gelangen, wenn er in meiner Definition als „einziges" Merkmal den Mangel an künstlerischer Hochwertigkeit wahrnimmt, die ausdrücklich daneben erwähnten Gefühlswerte aber ignoriert. Dr. Campas Bemerkung: „da das Vorhandensein von Gefühlswerten wohl auch nach Herrn Dr. Kemps Meinung nicht Kitschigkeit begründet", kann ernstlich nicht als Beweis dafür angesprochen werden, daß er sich klar darüber ist, welche Bedeutung in meiner Definition dem Nebeneinanderstehen von mangelnder künstlerischer Hochwertigkeit und bereichernden Gefühlswerten zukommt; andernfalls hätte er sich mit der „kühlen Ruhe des Forschers" sagen müssen, daß der Praxis der Volksbücherei die Fülle der ungeklärten Triebrichtungen des Gefühlslebens in der Leserschaft und die trüben Gefühlswerte in der geringwertigen Literatur gegenüberstehen, die es mit gesunden Gefühlswerten durch die nach Auffassung der „alten" wie der „neuen Richtung" geeignete Literatur eben zu überwinden gilt. Daß Dr. Campas Theorie von diesen praktischen Notwendigkeiten nicht berührt wird, zeigt ja auch die Anführung eines Zitats des Kollegen Dr. Winker, das dazu dienen soll, die abwegige Einstellung der „alten Richtung" zu einer bestimmt charakterisierten Lesermasse zu kennzeichnen. Wenn Dr. Campa diese Worte herausgreift, ohne zu sehen, daß hier wohl von einem subjektiven Seelenzustand, nicht aber von der Art seiner Berücksichtigung durch die Volksbücherei die Rede ist, so gibt er damit zu erkennen, daß seine Kenntnisse von der Ausleihpraxis der „alten Richtung" recht überalterter Art sind.

Was den von Dr. Campa gegen mich mit Schärfe erhobenen Vorwurf einer ehrenrührigen Bezichtigung betrifft, so kann ich mich darüber nach dem Gesagten kurz fassen. Dr. Campas Behauptung, ich hätte ohne schlüssigen Beweis ihn „einer unsachlichen oder bewußt irreführenden Haltung" verdächtigt, kann ich mit ruhigem Gewissen zurückweisen. Ich habe oben ausgeführt, daß Dr. Campas Angaben über die Stellung der „alten Richtung" zum „Kitsch" der Konsequenz entbehren. Ich nehme mit Befriedigung zur Kenntnis, daß Dr. Campas Satz: „Der Ästhet wird die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er hört, daß die deutsche Volksbücherei der neuen Richtung die Werke eines Künstlers wie Maupassant ausschließt", sich nicht auf die „alte Richtung" beziehen soll, womit der Vorwurf einer Unterstellung hinfällig wird. Der von Dr. Campa geübten Unterscheidung zwischen dem Kitsch-Begriff nach seiner eigenen und der Auffassung des Kitsch-Problems nach meiner Definition war dieser Umstand nicht zu entnehmen. Hier mußte der Hinweis auf den die Hände über dem Kopf zusammenschlagenden Ästheten nach der von Dr. Campa für den Kitsch-Begriff der „alten Richtung" gegebenen Definition, die den rein „ästhetischen, ja vielmehr hyperästhetischen Gesichtspunkt" hervorhebt, als auf die „alte Richtung" bezüglich aufgefaßt werden. Daß diese Annahme nur zu nahe lag, dafür sprach die alte und auch in dem Bericht über die Lauensteiner Tagung wieder hinlänglich zu beobachtende Erfahrung, daß seit jenem „Vorwärts"-Artikel Walter Hofmanns nahezu alle Kundgebungen, mit denen die „neue Richtung" ihren Anspruch auf eine Monopolstellung im deutschen Volksbüchereiwesen rechtfertigen will, von einer Verunglimpfung der „alten Richtung" ausgehen. Damit komme ich zu dem letzten Punkt, den ich hier behandeln möchte.

Dr. Campa gibt seiner Verwunderung Ausdruck, daß ich ihm den Gebrauch der Schlagworte „alte Richtung" und „neue Richtung", insbesondere ihre Anwendung auf die nach dem Kriege in die Büchereiarbeit getretene jüngere Generation verüble. Diese Namen seien von ihm lediglich als „Etiketten" verwendet worden, er hätte ebensogut von „Richtung A" und „Richtung B" sprechen können. Damit ist der Kern der Sache nicht getroffen. Es kommt garnicht darauf an, ob die von mir für die Einschätzung der beiden „Richtungen" gebrauchten

Bezeichnungen in dem Bericht Dr. Campas vorkommen — was ich auch garnicht behauptet habe — sondern es kommt darauf an, ob ein derartiges Werturteil in den Dr. Campa nahestehenden Kreisen gebräuchlich geworden ist. Das zu bestreiten, dürfte Dr. Campa schwer fallen. Die herabsetzenden Urteile über die „alte Richtung", die sich allerorten in den Veröffentlichungen der Leipziger Zentralstelle finden — sowohl da, wo ausdrücklich von alter und neuer Richtung die Rede ist, als da, wo das Schlagwort nicht ausdrücklich gebraucht wird, wo aber unmißverständlich ist, auf wen gezielt wird — reden eine zu deutliche Sprache. Wer die Dinge kennt — und Dr. Campa als Mitglied des Verwaltungsausschusses der Leipziger Zentralstelle muß sie kennen — braucht aus Dr. Campas Ausführungen wahrlich nichts „herauszugeheimnissen". Unsre Generation ist einer solchen unablässigen Herabsetzung und Verunglimpfung müde geworden. Wir meinen nicht, daß darin das Bewußtsein wahrer innerer Stärke und Freiheit zum Ausdruck komme, von dem weiterwirkende Kraft auf unser Volk strömen könnte. Wir wehren uns dagegen, daß jede Arbeit, die sich dem von der Zentralstelle angegebenen methodischen und ideellen Schema nicht anpaßt, als minderwertig oder wertlos hingestellt wird. Diese Anschauung kommt so kränkend wie möglich z. B. auch in der „Denkschrift betreffend die Umgestaltung älterer Städtischer Büchereien und Lesehallen" zum Ausdruck. Wenn Dr. Campa der Wunsch ernstlich am Herzen gelegen hat, der Zwiespalt der beiden Richtungen möge überbrückt werden können, so ist es nur zu bedauern, daß er an seiner mitverantwortlichen Stelle im Verwaltungsausschuß nichts beigetragen hat, um derartige Veröffentlichungen zu verhindern oder ihnen doch die verletzende Unbilligkeit zu nehmen. Nicht das „Kitsch"-Problem steht als „trennendes Moment" zwischen beiden „Richtungen", sondern die mangelnde Einsicht in die Notwendigkeit, die Bildungsgemeinschaft erst einmal da zur Wahrheit werden zu lassen, von wo die Kraft zu schöpferischer Kulturarbeit ausgehen soll. Wo wir um den alle Kräfte vereinigenden Dienst am Volke uns bemühen, sieht Dr. Campa mit „erschreckender Klarheit" das „Kitsch"-Problem als trennende Mauer zwischen „Richtungen". Über solche unentwegten Doktrinäre wird die Zeit hinweggehen. Mit ihnen werden wir freilich keine Gemeinschaft suchen, aber wir sind des zuversichtlichen Glaubens, daß wir zu einer segensreichen Gemeinschaftsarbeit aller derer gelangen werden, die über das Elend der „Richtungen" endlich hinauswollen. Und die Überzeugung, daß diese Zuversicht nicht trügen wird, stärkt sich in mir, wenn ich mir vergegenwärtige, daß ich das Glück gehabt habe, für das Deutschtum eines dem Vaterland verlorenen Ostgebiets nach den Grundsätzen der verfehmten „alten Richtung" eine Bücherei zu errichten, die zum kulturellen Mittelpunkt wahrer Volksgemeinschaft geworden ist, obwohl doch Dr. Campa zufolge das Ideal der „alten Richtung" ihrer Praxis nicht „adäquat" ist; und wenn ich jetzt sehe, daß hier, in der westlichen Grenzmark des Reiches, Büchereien beider „Richtungen" nachbarlich miteinander an dem gleichen Gedanken der Volksgemeinschaft arbeiten. Die lebendige Wirklichkeit praktischer Büchereiarbeit ist längst auf einem andern Wege als jene graue Theorie, die in der trübsten Zeit unseres Volkes nicht auf die Polemik gegen „Richtungen" verzichten zu können glaubt.

Aus der Beratungspraxis.

Sehr geehrter Herr . . . .!

Vielleicht ist es Ihnen nicht unwillkommen, wenn ich mich auf Grund meiner Erfahrungen zu Ihrem Briefe vom 12. Nov. äußere, worin Sie darüber klagen, daß die Bauern Ihres Dorfes zwar ganz gern lesen möchten, aber die Bücherei noch nicht so recht als gemeindliche Bildungseinrichtung anerkennen wollten und daß es aus diesem Grunde schwer hielte, die nötigen Mittel für die Bücherei zusammen zu bringen. — Zunächst dürfen Sie nicht vergessen, daß eine

so verhältnismäßig junge Einrichtung — Ihre Bücherei ist doch erst seit einigen Jahren in Betrieb — sich erst etwas einbürgern muß, ehe sie als Notwendigkeit empfunden wird. Aber vielleicht liegen doch auch in Ihrer Bücherei selbst Hindernisse äußerer Art vor, wie man sie nicht selten unter der Nachwirkung einer häßlichen Tradition bei Dorfbüchereien antrifft und die ihrem Durchdringen den Weg erschweren.

Die Dorfbüchereien alten Stils waren äußerlich meist so beschaffen, daß in einer Ecke eines alten Schulschrankes ein mehr oder weniger unansehnlicher Haufe von Büchern lag. Auf Grund dieser Vergangenheit der Bücherei fehlt nun in der Bauernbevölkerung fast jede Vorstellung vom Wesen einer wirklichen Dorfbücherei. Die richtige Anschauung kann man aber nur durch Taten schaffen, d. h.: die Bücherei muß zunächst ein Eigenheim haben, einen richtigen Büchereischrank*), der nur für die Bücherei da ist und nicht als Ablagerungsstätte für alle möglichen Schulutensilien, ausrangierte Bücher usw., dienen sollte. In diesem Schrank sollten die Bücher auch, nach Abteilungen gegliedert, stets gut aufgestellt sein. Man trennt die einzelnen Abteilungen zweckmäßig durch etwa 4 cm starke, 19 cm hohe und 15 cm breite Klötze, welche durch einen eisenverzinkten, federnden Winkelhaken, der an der schmalen Vorderseite angeschraubt ist, am Bücherbrett festgeklammert werden. Beklebt man diese mit einem Schild, worauf in schöner Schrift die Abteilung steht, und benutzt man nun noch die bekannten eisernen, winkelförmigen Buchstützen, so ist es nicht mehr nötig, daß die Bücher wie Kraut und Rüben durcheinander liegen. Mit einem Handgriff kann man sie nach jeder Entleihung zusammenrücken, sodaß sie immer ordentlich und senkrecht stehen. Eine so aufgestellte Bücherei ist nicht mehr eine bloße x-beliebige Büchersammlung, sondern wirkt als wohl überlegte Einrichtung und erweckt Achtung. Selbstverständlich gehört aber noch dazu, daß man niemals Bücher ausgibt, welche in dem Maße verschmutzt sind, daß sie abstoßend wirken. Gerade auf dem Lande, wo das Buch noch wenig schonend behandelt wird, muß der Büchereileiter eine besonders sorgfältige Buchpflege treiben, um der vorhandenen Gleichgültigkeit entgegen zu wirken. Also rechtzeitig heraus mit den Büchern, welche anfangen, schäbig zu werden. Haben die Bücher einen Einschlag und sind sie celloniert, so lieber einmal mehr den Einschlag erneuern und dann und wann nachcellonieren. Besonders unschön aber wirkt es, wenn die Buchmarken stark verschmutzt sind, ganz abgesehen davon, daß man sie nicht mehr richtig lesen kann. Diese zu erneuern, ist nur eine Kleinigkeit. Wenn einzelne Lagen oder Blätter im Buchblock sich lösen, dann ist es besser, das Buch gleich in die Buchbinderei zur Reparatur zu geben, als solange zu warten, bis es hoffnungslos zerfleddert ist.



Bei der Bücherei hat das Wort: „Kleider machen Leute" eine besondere Geltung. Hält sie sich in ihrer Kleidung anständig, dann wird sie auch geschätzt werden und geht auf Grund dieser Schätzung nach und nach in das Bewußtsein der Bevölkerung ein als notwendige Bildungseinrichtung. Nur auf der Grundlage der Achtung und Schätzung läßt sich der für die Bücherei notwendige finanzielle Weiterbau schaffen. Man kann, so paradox es zunächst auch scheinen will, ganz ruhig behaupten, daß die Ordnung in der Bücherei die Lesefreudigkeit und die geldliche Unterstützung bestimmt. (Die Frage des Inhalts beschäftigt uns hier ja nicht.) Wenn Sie darum den Gesichtspunkt der Ordnung immer fest im Auge behalten, so ist garnicht daran zu zweifeln, daß Sie ihre Bücherei nach und nach durchbringen. Ein planmäßiges Werben gehört selbstverständlich auch dazu. Doch darüber vielleicht gelegentlich mündlich oder ein andermal schriftlich. Die beste Werbung ist und bleibt jedoch die gut gehaltene Bücherei.

Schr.

*) siehe B. u. B. Jg. 1924, S. 188: Schriewer, Der Schrank der Dorfbücherei. (Sonderdrucke davon zum Preise von Mk. 0,30 durch die Vertriebsstelle der B. u. B.)

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Norddeutsche gotische Baukunst und Plastik.

Als „Besprechendes Fachschriftenverzeichnis der Stettiner Volkshochschule Nr. 50" in Verbindung mit dem Vortragenden zusammengestellt von der Stettiner Stadtbücherei im Januar 1926.

Georg Dehio: Geschichte der deutschen Kunst. 3 Bde. (je 1 Text- und Abbildungsband). 1919—1925.

Dehio will nicht lediglich einen Ausschnitt aus der allgemeinen Kunstgeschichte geben; er sucht stets das wesentlich Deutsche in den Schöpfungen der deutschen Kunst herauszustellen. Dieses Werk, das von tiefgründiger Wissenschaftlichkeit zeugt, aber durch die ganz persönliche Wärme und Kraft der Einfühlung die erdrückende Fülle des Stofflichen gänzlich überwindet, sollte jeder, der einige Zeit auf diese Dinge verwenden will, zur Hand nehmen. Auch ist Dehios Buch die einzige Geschichte der deutschen Kunst, die der norddeutschen Bau- und Bildkunst eine eingehende und gerechte Würdigung zuteil werden läßt.

Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Begründet vom Tage für Denkmalpflege. Bd. 2. 5. Nordostdeutschland und Nordwestdeutschland.

Das Nachschlagewerk für die Kunstschätze Norddeutschlands; es behandelt in alphabetischer Anordnung der Ortschaften alle irgendwie wichtigen Kunstdenkmäler unseres Nordens in knapper übersichtlicher und zuverlässiger Darbietung, bei wichtigeren Bauten mit Angabe von Maßen. Das Werk ist ein vortrefflicher Führer durch unsere Kunstschätze, zumal sich am Ende noch eine nach Regierungskreisen geordnete Aufzählung der Ortschaften findet.

Wilhelm Worringer: Formprobleme der Gotik. 5. Aufl. 1918. 127 S. 25 Taf.

Eine feine stilpsychologische Untersuchung, die bahnbrechend war für die Erfassung des gotischen Stils und Lebensgefühls. Worringer will der Gotik gerecht werden, indem er versucht, die inneren Voraussetzungen der gotischen Zeit dem Leser zu eigen zu machen, damit dieser mit dem Geist jener Zeit empfinden und denken kann. Dies bedeutsame Buch wird nur den fördern können, der genügend mit den Denkmälern der Kunst des Mittelalters vertraut ist; denn Worringer entwickelt seine Ideen nicht an bestimmten Kunstwerken. Auch treffen seine Anschauungen vom Wesen der Gotik weit mehr für die westliche, von Frankreich beeinflußte Kunst zu als auf die ruhige gemäßigte Festigkeit des deutschen Nordens. Immerhin regt das Buch, das nicht leicht verständlich geschrieben ist, gerade durch seine stark ausgeprägte Stellungnahme zum Weiterdenken an. — Die beigegebenen Bilder stehen mit dem Text nur insofern in Zusammenhang, als sie seiner Grundstimmung entsprechen.

Baukunst.

Adelbert Matthaei: Deutsche Baukunst im Mittelalter. 4. Aufl. Bd. 1. 2. 1918. (Aus Natur und Geisteswelt.) Preis jedes Bandes 2,—.

Diese Büchlein führen vortrefflich nicht nur allgemein in die mittelalterliche Baukunst, sondern auch in ihre kunstgeschichtlichen Probleme ein. Der Verfasser vermeidet es, nur rein tatsächliche Ergebnisse der kunstgeschichtlichen Forschung zu geben, er zeigt die wissenschaftlichen Fragen auf und führt so zur einschlägigen Fachliteratur. Ein Vorzug des Buches liegt auch darin, daß einzelne typische Bauwerke eine nähere Besprechung finden. Sehr instruktive Abbildungen sind beigegeben. Jedem, dem es um ernstliches Verstehen der Entwicklungsgeschichte der deutschen Baukunst und ihrer großen Stile zu tun ist, können diese Büchlein auch zum Eigenbesitz aufs wärmste empfohlen werden.

Gustav Wolf: Die schöne deutsche Stadt: Norddeutschland. 1922. 239 S. 210 Abb. 5,50.

Ein schönes Werk, das über den Einzelbau hinaus das ganze Stadtbild oder Teile daraus zur Anschauung bringt. Für uns in Pommern sei als wichtige Besonderheit vermerkt, daß dem Stadtplan von Stralsund ein längerer Textabschnitt gewidmet ist.

A. E. Brinckmann: Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit. 1911. 160 S. Mit 39 Lagepl. u. 78 Ansichten.

Dies Buch wird besonders den fördern, dem beim Lesen des vorigen Gedanken über Raumgestaltung aufgetaucht sind; seine Bedeutung liegt darin, daß es die Kunst der Vergangenheit in unmittelbare Beziehung zu den künstlerischen Aufgaben der Gegenwart setzt. Nicht auf das Stadtbild der Vergangenheit, sondern auf die künstlerische Bewältigung des Raumproblemes überhaupt kommt es dem Verfasser an, und zur Erläuterung dieses Problems dient ihm die alte ebenso gut wie die gegenwärtige Stadtbaukunst (oder auch ein eigener Entwurf). Dadurch gewinnt die alte Kunst eine Lebendigkeit, durch die sie uns Heutigen allein fruchtbar werden kann.

Wilhelm Pinder: Deutsche Dome des Mittelalters. 1916. 16 S. 96 ganzs. Abb. 2,20.

Dies im besten Sinne volkstümlich gewordene Buch mag hier besonders genannt werden, weil es die Schätze der norddeutschen Backsteinbaukunst nicht übersieht. Die vorzügliche Einleitung, die man über den Bildern nicht vergessen sollte, sucht die Verschiedenheit der deutschen Stämme und ihrer Kunst zu erfassen und betont dabei den hohen künstlerischen Eigenwert der nordischen Gotik und stellt sie der süd- und westdeutschen Hausteingotik als ebenbürtig zur Seite.

Große Bürgerbauten aus vier Jahrhunderten deutscher Vergangenheit. 1914. Mit 130 Abb. 2,20.

Eine schöne Bildersammlung, die auch Norddeutschland berücksichtigt.

Innenräume deutscher Vergangenheit. Aus Schlössern und Burgen, Klöstern, Bürgerbauten und Bauernhäusern. 1924. 80 S. 2,20.

Dieser Band der „Blauen Bücher" bildet eine wertvolle Ergänzung zu den beiden vorher genannten, die ganz überwiegend das Äußere der Bauten oder doch nur das Innere von Kirchen zeigen. Norddeutschland ist mit einer Reihe von Bildern vertreten.

Hans Much: Norddeutsche Backsteingotik. Ein Heimatbuch. 3. Aufl. 48 S. 87 Taf. 8,—.

Der Verfasser stellt die Backsteingotik Norddeutschlands als reinste Gestaltung des gotischen Gedankens überhaupt hin. Diese Einschätzung ist einseitig; doch erfüllt auch heute noch dies von glühender Heimatliebe zeugende Buch mit seinen schönen Bildtafeln die wichtige Aufgabe, den Norddeutschen des hohen Wertes der mittelalterlichen Baukunst seiner Heimat wieder bewußt werden zu lassen.

Otto Stiehl: Backsteinbauten in Norddeutschland und Dänemark. 1923. XXVII, 209 S.

Ein schönes Buch, das auch einen Einblick in alle technischen und künstlerischen Bedingungen und Mittel der norddeutschen — und der mit ihr verwandten dänischen — Baukunst gewährt. Die eigenartige Schönheit und Kraft dieser Kunst wird in der Einleitung und in einer Folge zahlreicher, mustergültiger Bilder eindringlich zu Bewußtsein gebracht. Erstaunlich ist die reiche Mannigfaltigkeit der Bilderauswahl, die manches bringt, was sonst nur schwer erreichbar ist. Wenn sich Text und Bildteil auch nicht auf die gotische Zeit beschränken, so liegt naturgemäß doch das Hauptgewicht auf ihr.

Richard Hamann: Deutsche und französische Kunst im Mittelalter. Bd. 2: Die Baugeschichte der Klosterkirche Lehnin und die normannische Invasion in der deutschen Architektur des 13. Jahrhunderts. 1923. 179 S. 309 Abb.

Eine fachwissenschaftliche, sehr weit ausholende Untersuchung über die baugeschichtliche Bedeutung der Klosterkirche zu Lehnin, über ihre Vorgänger und Abkömmlinge. Wegen der großen Gesichtspunkte, unter denen die Untersuchung geführt wird, verdient das Buch, hier genannt zu werden. An die exakte, ins einzelne gehende Art wird sich mancher freilich schwer gewöhnen. — Die Abbildungen bringen zahlreiche, sonst schwer auffindbare Einzelaufnahmen norddeutscher Backsteingotik.

Plastik.

Hans Much: Norddeutsche gotische Plastik. Der Heimatbücher zweiter Band. 1920. 27 S. 71 Taf. 8,—.

Die gotische Plastik des ganzen norddeutschen Landes von Westfalen bis Ostpreußen wird hier in einer schönen Auswahl gezeigt. Besonders Mecklenburg ist stark vertreten. Der Text befaßt sich mit der Eigenart der gotischen (jenseitigen) Weltauffassung. Die klassische (diesseitige), der sie als die wahre Erkenntnis vom Wesen der Dinge gegenübergestellt wird, ist sehr einseitig geschildert und abgelehnt. Auch wer mit diesen Ausführungen, in denen der Verfasser das Wesen der norddeutschen Kunst philosophisch zu deuten sucht, nicht einverstanden ist, wird starke Anregungen von dem Buch empfangen.

Richard Hamann: Deutsche Köpfe des Mittelalters. 1922. 60 Abb. Geb. 4,—.

In dieser Sammlung findet sich eine Anzahl von ausgeprägten Köpfen der norddeutschen Plastik, vor allem aus der sächsischen Blütezeit im 13. Jahrhundert. Die Aufnahmen sind von einer Größe und Güte, wie man sie sonst nicht wiederfindet. Es ist das große Verdienst dieses Bandes, daß Einzelwerte, die sonst in einem großen Gesamtkunstwerk verschwinden — wie der Fischerkopf am Rostocker Taufbecken — hier erst richtig entdeckt werden.

Hans Much: Niederdeutsches gotisches Kunsthandwerk. 1923. 36 S. 100 Abb. 8,—.

Ein mit Abbildungen reich ausgestattetes Werk. Die Einleitung behandelt die Einzelgebiete des Kunsthandwerks: Die Bearbeitung von Holz, Eisen und Edelmetallen, den Metallguß, die Gewebekunst, die Keramik. Trotz der Kürze der einzelnen Kapitel nimmt der Leser einen tiefen Eindruck mit von dem bisher nahezu unbekannten Reichtum des norddeutschen Kunsthandwerks.

Einzelne Landschaften.

Adolf Holm: Lübeck, die Freie und Hanse-Stadt. 1900. 150 S. 122 Abb.

Der Band gibt in einer großen Fülle von Wiedergaben eine Anschauung von dem künstlerischen Reichtum der alten Hansestadt und im Text eine eingehende Stadtgeschichte.

Werner Burmeister: Mecklenburg. Aufgenommen von der Staatlichen Bildstelle. 1926. 64 S. 67 Taf.

Eine Sammlung mecklenburgischer Denkmäler der Baukunst, Plastik und Malerei vom 13. bis 18. Jahrhundert. Im Vordergrund steht der gotische Kirchenbau, der in vielen prächtigen Aufnahmen sich dem Auge des Betrachters darbietet. Leider fehlen hier die Grundrisse zur Erläuterung. Am Anfang des schön ausgestatteten Buches steht eine knappe und warmherzige Schilderung von Land und Leuten; es folgen kurze Würdigungen der Kunstwerke, die sinngemäß zu großen zeitlich zusammengehörenden Gruppen zusammengefaßt sind.

Werner Burmeister: Wismar. Aufgenommen von der Staatlichen Bildstelle. 1926. 36 S. 47 Taf.

Das Buch erhält einen starken Reiz durch die kurz und wuchtig erzählte tragische Stadtgeschichte der alten Hansestadt, die den Leser empfänglich stimmt für die Betrachtung der ragenden Dome, die als letzte Zeugen von Wismars einstiger Größe künden. Dieser Einführung folgen kurze, mit Grundrissen versehene Beschreibungen der Bauwerke, die zum vollen Verständnis der schönen, zahlreichen Bildtafeln, die auch die Plastik nicht vergessen, hinüberführen.

Oskar Gehrig: Die bürgerliche Baukunst Wismars. 1925. 28 S. 14 Taf.
Eine Ergänzung zum vorigen Buche nach der Seite des Bürgerhauses hin.

Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Pommern. Hrsg. von der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. 1881 ff.

Wertvoll als Nachschlagewerk und Hilfsmittel für den, der sich eingehender mit einzelnen Kunstwerken Pommerns befassen will. Vor allem die Hefte über den Regierungsbezirk Stettin bergen zahlreiche Abbildungen und Grundrisse.

Das Pommersche Heimatbuch. Hrsg. von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege. 1926. Darin S. 343 bis 363: Julius Kohte: Die Kunstdenkmäler der Provinz Pommern. Mit 3 Abb. 7,50.

Eine kurze Zusammenstellung, Beschreibung und kunstgeschichtliche Einordnung der pommerschen Kunstdenkmäler, verfaßt von dem Bearbeiter von Dehios Handbuch über Nordostdeutschland, in dessen Art auch diese kurze Abhandlung gehalten ist.

Hans Lutsch: Mittelalterliche Backsteinbauten Mittelpommerns von der Peene bis zur Rega. 1890. 46 S. 15 Kupfertaf. 107 Holzschn.

Die Zeichnungen dieses textlich etwas veralteten Werkes sind von großem Wert für den, der sich näher mit den baulichen Einzelheiten und den konstruktiven Bedingungen eines Bauwerks befassen will.

Fritz Adler: Stralsund. Aufgenommen von der Staatlichen Bildstelle. 1926. 33 S. 23 Taf.

Diese Veröffentlichung der Staatlichen Bildstelle steht würdig neben den beiden anderen über Mecklenburg und Wismar. Auch hier die Fülle prächtiger Bildtafeln, die durch eine kurze Stadtgeschichte und nähere Beschreibung der Kunstdenkmäler ihre Erläuterung findet.

Es seien hier noch erwähnt eine Reihe von norddeutschen Städtemonographien aus der Serie: Deutschlands Städtebau (Dari-Verlag, Berlin-Halensee), so über Stargard, Stolp, Kolberg, Frankfurt a. O., Stettin. Besonders der Band über Stargard bringt die alte Baukunst der Stadt in vielen gut zusammengefaßten Abbildungen zur Anschauung.

Lothar Brieger: Aus stillen Städten der Mark Brandenburg. 1912. 90 S. 138 Abb.

Ein schönes Buch, das die Augen für die lange übersehenen Schönheiten der Mark Brandenburg öffnet. Ganz vortreffliche Bilder aus Städten wie Tangermünde, Salzwedel, Prenzlau, Königsberg i. d. N. usw.

Heinz Löffler: Kloster Chorin. 1921. 31 S. 6 Taf.
Ein kurzer Führer mit einigen guten Bildern aus Kirche und Kloster.

Richard Dethleffsen: Das schöne Ostpreußen. 1916. 158 S. 158 Abb.

Der schöne Band bringt neben vielen Landschaftsbildern auch eine Fülle von Architekturaufnahmen aus dem kunstgeschichtlich noch so wenig erschlossenen Deutschordensland. Auch ein 50 Seiten langer Textabschnitt ist den „Ordensbauten" gewidmet.

Arthur Lindner: Danzig. 1903. 114 S.

Ein Band der „Berühmten Kunststätten" des Seemann-Verlages. Er vermittelt außerordentlich starke und mannigfaltige Eindrücke von Danzigs Stadtbild. Die Architekturaufnahmen, unter denen sich viele gute alte Stiche finden, bringen nicht nur einzelne Bauwerke, darunter viele schöne Bürgerhäuser, sondern auch ganze Straßenzüge mit ihren prächtigen Ausblicken auf Rathaus oder Marienkirche. — Einige gute und wenig bekannte Plastiken, so die Kreuzigungsgruppe und die heilige Barbara aus der Marienkirche, finden sich hier. Der Text gibt Aufzählung und Beschreibung der Kunstwerke.

K. H. Clasen: Der Hochmeisterpalast der Marienburg. 1924. 46 S. 43 Abb. 19 Taf.

Diese Untersuchung über den künstlerisch wichtigsten Teil der Marienburg ist die erste neuere Arbeit über das herrliche Bauwerk. Wichtig ist, daß der Hochmeisterpalast hier in einen großen Zusammenhang ähnlicher Bauten, vor allem französischer, eingeordnet wird. Auch gewähren zahlreiche Zeichnungen und sonstige Abbildungen einen genauen Einblick in Entstehung und Aufbau des Schlosses.

Otto Grautoff: Die Baltischen Provinzen. Bd. 3: Bauten und Bilder. 1916. 118 S.

Weniger des kurzen Textes als der schönen Abbildungen wegen sei das Buch erwähnt; es wird vielen Deutschen eine große Überraschung bereiten; denn es öffnet sich hier ein kaum bekanntes deutsches Kulturgebiet, dem einst deutscher Geist sein Gepräge gab. Wer mit der gotischen Baukunst näher vertraut ist, dem werden sich nahe Verwandtschaftsbeziehungen zu andern norddeutschen Kirchen offenbaren.

Wilhelm Neumann: Riga und Reval. 1908. 164 S. 121 Abb.

Dieser Band der „Berühmten Kunstwerkstätten" sei als Ergänzung des vorigen Werkes genannt, vor allem nach der Seite der Plastik und des Kunstgewerbes hin.

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Baudouin, Charles: Die Macht in uns. Entwicklung einer Lebenskunst im Sinne der neuen Psychologie. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischem von Franz Amann. Dresden: Sibyllen-Verlag 1924. 177 S. Brosch. 3,—, Hlw. 4,—.

Baudouins Psychologie steht in enger Beziehung zu der Schule von Nancy und im besonderen zu den Lehren Coués. Wie Coué betont er vor allem die Bedeutung der Vorstellung im Willensprozeß. Die Vorstellung als solche strebt schon nach Verwirklichung, sie verwirklicht sich mit Hülfe des Unterbewußtseins. Vollends bei der Autosuggestion gilt die Idee alles, die Anstrengung und der Wille nichts. Bisher, meint Baudouin, habe man die Quellen unserer Kraft an falscher Stelle gesucht. Nicht an die Tat müsse man sich halten, sondern an deren seelische Empfängnis, also an die Vorstellung und an das Gefühl. Dennoch will er die

Willensanstrengung nicht ganz beiseite setzen. Übung sei nötig, sie schalte gewissermaßen durch Anstrengung wieder die Anstrengung aus. In interessanter Weise beleuchtet Baudouin dann auf dieser Grundlage die Bedeutung der Aufmerksamkeit, der Konzentration, des Gefühlslebens und damit den Prozeß des Handelns überhaupt und die Richtlinien einer Lebenskunst im besonderen.

G. Kohfeldt (Rostock).

Dacqué, Edgar: Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorische und metaphysische Studie. München: R. Oldenbourg 1924. XII, 360 S. Brosch. 8,50, Lw. 10,50.

Ein Naturwissenschaftler, Paläontologe an der Münchener Universität, macht hier den Versuch, die alten Sagenüberlieferungen der Menschheit auszunutzen für die Gewinnung einer deutlicheren Anschauung von den ältesten Erd- und Lebensverhältnissen. Im Einklang mit seinen naturwissenschaftlichen Forschungen glaubt er hiernach das Auftreten des Menschen bis in die Anfänge des Mesozoikums, wenn nicht noch weiter zurück, verlegen zu müssen. Für die frühesten Menschen nimmt er aber in Anlehnung an die verschiedenen Mythen und Sagen einen völlig von dem heutigen abweichenden Habitus an: den Körper bedeckte eine Hornhaut (Siegfried), die Hand hatte noch keinen opponierbaren Daumen und keine vollständige Fingerteilung (Gilgameschepos), ein besonderer Sinn saß im Stirnauge (Polyphem) u. a. Auch das Vorstellungs- und Erkenntnisvermögen war ein anderes als heute: die Menschen der Frühzeit waren natursichtig und hellseherisch, sie konnten u. a. wahrscheinlich in intuitiver Weise eine richtige Vorstellung von den Vorgängen fernster Zeiten und Räume, ja von der Weltschöpfung selbst gewinnen — wie etwa heutige Hellseher an der Hand eines Gegenstandes die früheren Besitzer und ihre Umgebung schauend erleben. Den alten Kosmogonien komme also ein hoher Wahrheitswert zu. Im Gegensatz zu Darwin läßt Dacqué die Wirbeltiere sich aus dem Menschenstamm abzweigen. Der Mensch sei der Grundgedanke der Schöpfung. Durch die Abstoßung der tierischen Formen habe sich sein Wesen geläutert. Man sieht: Dacqué verläßt hier die Wege der naturhistorischen Forschung. Er tut es auch durchaus bewußt, denn die empirische Wissenschaft könne allein zu keinem befriedigenden Ziel führen, wahre Erkenntnis sei erst durch inneres Erschauen zu erreichen. Dacqué bezeichnet deshalb den letzten Hauptteil seines Buches selbst als Metaphysik. Die Gedanken, die er hier über die Geheimnisse des Daseins, über Herkunft, Zusammenhang und Ziel des Lebens äußert, haben mit begrifflichem Erkennen nichts mehr zu tun — wem sie leere Worte sind, meint Dacqué, der solle nichts davon lesen. Eine eingehende Kritik des durchaus persönlichen Buches wird man hier nicht erwarten. G. Kohfeldt (Rostock).

Danzel, Theod. Wilh.: Magie und Geheimwissenschaft in ihrer Bedeutung für Kultur und Kulturgeschichte. Stuttgart: Strecker & Schröder 1924. XVI, 214 S. 1 Taf., 37 Abb. Brosch. 4,—, geb. 5,50.

Den Hauptteil des Danzelschen Buches nimmt die Schilderung der magischen Vorstellungen bei den alten Völkern ein. In umfangreichen Kapiteln werden behandelt: die Azteken, die Inkas, die Assyrier und Babylonier, die Ägypter, die Chinesen, die Inder und die Juden. Dabei zeigt sich, daß viele der anscheinend völlig sinnlosen Vorstellungen in gleicher oder ähnlicher Weise bei mehreren, nicht miteinander in Berührung stehenden Völkern auftreten. Danzel schließt daraus wohl mit Recht auf eine tiefere Verwurzelung solcher seelischen Vorgänge in der menschlichen Natur überhaupt. Und zugleich scheint ihm daraus zu folgen, daß es sich bei diesen Dingen von vornherein nicht um ganz Sinn- und Bedeutungsloses oder gar um Schwindel und Betrug gehandelt haben kann. Vielmehr sei anzunehmen, daß der Mensch einer niedrigen Kulturstufe — der Homo divinens im Gegensatz zum Homo feber — eine durchaus eigene Einstellung zur Wirklichkeit habe, die er nicht begrifflich erkenne und ordne, sondern bild- und symbolhaft und — zumal nach allerlei priesterlichen Hunger- und Enthaltsamkeitsübungen — hellseherisch erfasse. Dieser uns fremden Bewußtseinslage des Naturmenschen Rech-

nung tragend, glaubt Danzel noch jetzt viele Züge des Magie- und Zauberwesens deuten und verständlich machen zu können. Wird man diesen seinen interessanten Erklärungen vielfach zustimmen können, so dürfte die Ansicht Danzels, auch die heutige Begriffswissenschaft müsse noch durch eine „Deutungskunst" im Sinne der Naturvölker ergänzt werden, zunächst wohl nur auf geringen Beifall rechnen können, trotz des Interesses, das weite Kreise heute allem Okkultistischen entgegenbringen. G. Kohfeldt (Rostock).

Förster, F. W.: Religion und Charakterbildung. Psychologische Untersuchungen und pädagogische Vorschläge. Zürich: Rotapfel-Verlag 1925. 463 S. Brosch. 7,60.

Mit der ganzen Kraft seines psychologischen Taktes und seiner pädagogischen Erfahrung sucht Förster in seinem neuen Buch „die gänzliche Unzulänglichkeit aller nicht auf die christliche Religion gegründeten Seelenführung" nachzuweisen. Von diesem Standpunkt aus polemisiert er in überzeugender Weise gegen die vor allem von den Franzosen vertretene „morale laïque"; zeigt den am tiefsten im Gedanken der „Erbsünde" ausgesprochenen psychologisch-realistischen und pädagogisch-idealistischen Charakter des Christentums; stellt gegen den modernen „Krampf des Wollens" eine Willenspsychologie im Sinne Lindworskys, die sich an die Motive und die „Gesamtpsyche" wendet; und kritisiert die Auswüchse der Psychoanalyse, die er im übrigen als „neue Bestätigung uralter Erkenntnisse" aufnimmt. Der zweite Teil des Buches legt kurz das Wahrheitsproblem in Religion und Philosophie dar, und der dritte bringt auf Grund der üblichen veralteten und verstaubten religiösen Pädagogik kluge und lebenswirkliche Beispiele, wie einem modernen Menschen die Bedeutung der Religion nahezubringen sei. — Die Stärke, aber auch die Grenze des Buches ist die absolute Festlegung auf das Christentum, die es den Herrschaftsbereich der Religion zu weit ausdehnen läßt. Daß Förster so häufig als Beleg seiner Anschauungen Plato, Nietzsche und andere „Heiden" zitiert, ist zwar ein geschickter Griff. Dadurch wird aber zugleich deutlich, daß die Einsicht in die Rangordnung der Werte und die Schichtung der menschlichen Seele auch ohne das Christentum möglich ist. Die Werte sind in sich wertvoll, und darum ist es aussichtslos, das ethische Wertsystem dem Christentum oder überhaupt einer Religion unterordnen zu wollen. Und ebenso haben die Kulturobjektivationen ihren eigengesetzlichen Sinn in sich, trotz ihres vielleicht religiösen Hintergrundes, und eine Schule, „wo Naturwissenschaft, Literatur, Geschichte, Sprachen, ja selbst Mathematik, unablässig zu einer Wahrheit und Wirklichkeit in Beziehung gesetzt werden, die über allen irdischen Erkenntnissen steht", ist eine Unmöglichkeit. Von diesem Gesichtspunkt aus ergibt sich auch die Ablehnung der von Förster geforderten streng konfessionellen Schule. — Jedenfalls ist das Buch für den kommenden Schulkampf von größter Bedeutung. Wegen des Reichtums wahrer und für unsere Zeit höchst bedeutsamer psychologischer und pädagogischer Gedanken, die mit größter Anschaulichkeit vorgetragen werden, und wegen der Unerbittlichkeit, mit der vom Leser die persönliche Entscheidung gefordert wird, kann das Buch allen größeren Büchereien nur empfohlen werden. R. Joerden (Stettin).

Hartnacke, W.: Organische Schulgestaltung. Gedanken über Schulorganisation im Lichte der neueren Begabtenforschung. 2. erweiterte Aufl. Radebeul-Dresden: Kupky & Dietze 1926. 69 S. Brosch. 1,60.

Hartnacke fordert eine „organische Schulgestaltung", d. h. eine Schule, in der jeder Schüler nach seinen Fähigkeiten seine Stelle findet. Vor allem kommt es ihm dabei auf die Förderung der Begabten an, da die Tendenz der nachrevolutionären Schulreform in der Hauptsache auf Nivellierung der Unterschiede oder Stützung der Schwachen gegangen sei. Er meint, mit statistischem Material nachweisen zu können, daß die soziale Schichtung auch eine Begabungsschichtung sei. Damit wird die Schrift auch besonders für die „Volksbildung" von Bedeutung. Man wird sich überlegen müssen, ob das beigebrachte Material in irgendeiner Weise genügen könne und ob die Statistiken mit der gebotenen Vorsicht aus-

gewertet seien. Jedenfalls kommt die hier verlangte einseitige Bevorzugung des Intellekts für die außerschulmäßige Pädagogik nicht in Frage, und für die Schule ist sie auch sehr problematisch. Leider fehlt dem Heft nicht ein politisch-polemischer Beigeschmack. R. Joerden (Stettin).

Herrle: Die deutsche Jugendbewegung in ihren kulturellen Zusammenhängen. 3. umgearb. Aufl. Gotha: Perthes 1924. 139 S. Geb. 3,—.

Dadurch, daß Herrle die Jugendbewegung behandelt als eine der revolutionären, kulturkritischen Bewegungen der Gegenwart, gewinnt sein Buch allgemeines Interesse. Zunächst zeigt er, wie in der Kulturkrise im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Lage der Jugend immer unerträglicher wird und wie von oben her durch die Kirche, die Parteien, den Staat, die Lebensreformer, die Berufsverbände u. s. f. der Jugend zu helfen versucht wird. Unter Ablehnung jeder „Pflege" bricht dann die „Bewegung" der autonomen Jugend los. Herrle sucht die Geschichte der Jugendbewegung zu begreifen als einen stufenförmigen Fortschritt und meint, die fünf „Wellen" zu den Sprangerschen Lebensformen in Beziehung setzen zu können: der Wandervogel war „reines Gefühl" und blieb so außerhalb der Kultur stehen; die Freideutschen kamen mit ihrem „gefühlsbetonten Erkennen" nicht über die Problematik und die Diskussion hinaus; der Wille zur „Tat" zeigte sich in der gemeinsamen Arbeit der ganzen Jugend in den Jugendringen; die Richtung auf das Volk wurde vor allem in der sozialistischen Jugendbewegung lebendig und die religiöse Haltung im „Neuwerk" u. a. Herrle gibt der Jugendbewegung den Rang eines „einmaligen geschichtlichen Ereignisses". Wenn sie so als Bewegung schon ihr Ende gefunden habe, so sei sie doch von entscheidender Bedeutung für die zukünftige deutsche Kultur. Mit vielen interessanten Belegen weist er die unmittelbare Wirkung der Jugendbewegung auf alle Richtungen der Jugendpflege nach und zeigt im übrigen die in der Jugendbewegung liegenden Ansätze zu einer Kulturerneuerung. Daß es sich hier aber schließlich um Probleme der Erwachsenen handelt, die von der Jugendbewegung nicht mehr gelöst werden können, und daß „Jugendlichkeit" zwar Wert, aber auch Grenze sei, wird in dem Abschnitt über die „Selbstbesinnung der Jugendbewegung" dargelegt. Das höchst anregende, reiche Buch kann allen Büchereien nur empfohlen werden, in denen überhaupt „jugendbewegte" Menschen lesen.

R. Joerden (Stettin).

Kesseler, Kurt: Pädagogische Charakterköpfe. Eine Beleuchtung der Pädagogik im 20. Jahrhundert. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Diesterweg 1925. VIII, 199 S. Brosch. 4,20, geb. 4,80.

Dieses fleißige, schon in vierter Auflage erschienene Buch gibt in Form von Charakteristiken einzelner pädagogischer Persönlichkeiten (Rein, Sallwürk, Willmann, Ellen Key und Ludwig Gurlitt, Wyneken, Schlemmer, Östreich, Heinrich Schulz, Natorp, Kerschensteiner, Behrend, Förster, Paulsen, Budde, Gaudig, Spranger) einen Überblick über die deutsche Erziehungskunde der letzten fünfundzwanzig Jahre. Der Verfasser stellt im Vorwort ausdrücklich fest, daß „die Aufnahme der einzelnen Pädagogen kein Werturteil über Recht oder Unrecht ihrer pädagogischen Überzeugungen einschließe"; sie sei vielmehr lediglich unter dem Gesichtspunkt erfolgt, daß der Betreffende innerhalb der pädagogischen Problematik der Gegenwart eine kennzeichnende Stellung einnimmt. Andererseits hat der Verfasser kein Hehl daraus gemacht, wie er über die Richtigkeit der einzelnen pädagogischen Methoden und Systeme denkt; denn er hat jedem Charakterbild mit schematischer Regelmäßigkeit in Gestalt eines besonderen Kapitels eine kritische „Würdigung" beigegeben. Damit unterstreicht er, daß sein Buch nicht so sehr zeitgeschichtlich sein, als vielmehr „systematischen Zwecken dienen", „einer Pädagogik des deutschen Idealismus (von ausgesprochen protestantischer Färbung) die Wege bahnen" solle. Und in diesem Sinne beschließt er auch sein Buch durch einen „systematischen Ausblick". Man muß es Kesseler lassen, daß er auch bei Erscheinungen, die ihm persönlich sehr ferne liegen, wie z. B. Östreich, mit Erfolg bemüht ist, ihre Gedankenwelt ohne Verzerrungen zu skizzieren, und daß er sich der

Berechtigung mancher revolutionären Ansichten nicht verschlossen hat. Freilich, auf die Dauer wirkt das Streben nach der „mittleren Linie" in der Beurteilung so verschiedener Geister etwas temperamentlos, um nicht zu sagen schulmeisterlich-langweilig. Als Vorzug des Buches darf schließlich noch hervorgehoben werden, daß jeweils die Lehren der einzelnen pädagogischen Führer von der wünschenswerten Organisation des Bildungswesens besonders sorgfältig dargestellt sind. — Für größere Büchereien. E. Ackerknecht.

Klatt, Fritz: Das Gegenspiel. Jena: Diederichs 1925. 58 S. Kart. 2,—.

Die unter einer Fülle sonderlicher Meinungen versteckte Absicht des neuen Buches von Fritz Klatt ist, aus einer Deutung der gegenwärtigen geistigen Bewegungen ein Idealbild der zukünftigen Kultur aufzustellen und Wege zu ihr zu zeigen. Klatt setzt ein bei der geistig lebendigen Jugend und meint, daß aus der Spannung zwischen der ursprünglich und ein für allemal pädagogisch eingestellten Vorkriegsjugend und der heutigen politischen Jugend die neue „Gemeinschaft" kommen könne. Die Vorkriegsjugend müsse der heutigen gegenüber ein „Gegenspiel zur Politik" betreiben, indem sie unter Erhaltung des politischen Willens zum neuen Menschen hinführe. Ein Ansatzpunkt für diese Arbeit sei vorhanden in dem Streben der jungen Generation, die engen Schranken von Staat, Klasse, Kirche und Wissenschaft zu durchbrechen und in einer neuen Gemeinsamkeit zu leben. Wie vieles in dem Buch ist diese schroffe Gegensetzung der „Halbgenerationen" eine Konstruktion. Allerdings ist die Entwicklung der Jugendbewegung in und nach dem Kriege bezeichnet durch die Wendung von der Ablehnung zur Mitarbeit an der Kultur. Aber gerade die Älteren sind dabei führend vorangegangen. Und überhaupt ist es doch sehr fraglich, ob Politik und Pädagogik sich heute noch nur wie ein „Gegenspiel" zu einander verhalten können, wo die Jugend so in die politisch festgelegten Anschauungen des Elternhauses, des Standes u. s. f. hineinwächst. — Bei seiner Darstellung des neuen Menschen bringt Klatt im wesentlichen die Kategorien, die seit Tönnies immer wieder zur Bestimmung des Wesens der „Gemeinschaft" verwendet sind: bündige Gesinnung, die sich in der Stellung zu den Menschen und dem Verhalten zum Werk zeigt; aufrichtige Geselligkeit und ein neues Benehmen, das jetzt schon seine Träger an Gesichtszügen und Haltung kenntlich machen soll; gemeinsame geistige Grundlagen und gleiche Ergebnisse des Denkens, die aber nicht zu einer Unterdrückung, sondern gerade zu einer Formung der Individualität führen. Wenn er auch versucht, ohne romantische Schwärmerei die Möglichkeit der „Gemeinschaft" in unserer rationalisierten Welt zu zeigen, so kommt er doch mit seiner Bestimmung der Religion des modernen Menschen, die eigentlich nur in dem Wissen bestehen soll, daß für jeden Einzelnen wie für jedes Volk durch den Tod eine Abschneidung des Wirkens in dieser entgötterten Wirklichkeit gesetzt ist, über eine rein subjektive Stellungnahme nicht hinaus. — Auf die Frage nach den gemeinschaftsbildenden pädagogischen Maßnahmen antwortet Klatt mit Recht, daß die Staatsschule in der Einbeziehung von Freizeit und Ferien in den Gesamterziehungsplan und in der Gestaltung von Schulfeier und -fest nur indirekte Mittel habe; aber wie hier für die Landerziehungsheime und Volkshochschulheime die eigentliche Aufgabe liegt, hätte mit größerer Deutlichkeit gezeigt werden müssen, ehe die Forderung nach staatlicher Unterstützung dieser Anstalten ausgesprochen wurde. — Nur größere städtische Büchereien werden auf Leser rechnen können, die sich aus all den Wunderlichkeiten des Buches die fruchtbaren Gedanken herausarbeiten mögen. R. Joerden (Stettin).

Ratcliff, A. J. J.: Traum und Schicksal. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von Otto Francke. Dresden: Sibyllen-Verlag 1925. 330 S. 5,50.

Der Titel dieses Buches lautet eigentlich: Geschichte der Träume (History of Dreams). Es enthält in der Hauptsache eine Schilderung der bisherigen, mehr oder weniger wissenschaftlichen Auffassungen der Traumvorgänge und eine ansehnliche Zusammenstellung von Träumen aus Leben und Dichtung. Viel Eigenes

zur Erklärung des Traumes bietet der Verfasser gerade nicht. Er schließt sich im wesentlichen den Forschungen S. Freuds und dessen Schule an. Das englische Original hat der Übersetzer noch durch ein reichhaltiges Kapitel über den Traum in der deutschen Dichtung und Kunst erweitert. G. Kohfeldt (Rostock).

Thöne, Johannes: Ästhetik der Landschaft. München-Gladbach: Volksvereinsverlag 1924. 178 S. Geb. 3,—.

Das seelische Erlebnis der Naturlandschaft ist heute das Gemeingut vieler und dringt durch die moderne Wanderbewegung und die an sie anknüpfende Literatur heute immer tiefer in die breiten Massen ein. Daß dieses rein ästhetische Naturgefühl noch verhältnismäßig jung ist, ist ja allgemein bekannt. In der vorklassischen Literatur fehlt die ästhetisierende Naturschilderung, wie ja die Zeit, aus der sie erwuchs, keine ästhetisierende Naturbetrachtung kannte. Zur Zeit der Romantiker war diese Naturbetrachtung stark mit Empfindsamkeit durchsetzt. Noch die ersten Ausgaben des Baedeker enthalten Exkurse ins Schwärmerische, und erst den letzten Jahrzehnten war es vorbehalten, den Naturgenuß immer mehr auf eine malerische Weltbetrachtung zu gründen, sodaß in unserem Naturempfinden die letztere zwar vorwiegt, aber alle früheren noch in Spuren nachweisbar sind. Der Naturgenuß der heutigen Zeit gründet sich also auf eine ganze Reihe von zusammengesetzten Empfindungen. Das vorliegende Schriftchen von Thöne unternimmt es, dieses ästhetische Empfinden in seine Bestandteile zu zerlegen, seinen historischen Quellen nachzugehen und es begrifflich einzuordnen. Der Verfasser besitzt einen fast erschöpfend zu nennenden Überblick über das ganze Gebiet sowohl nach der kunstgeschichtlichen und psychologischen wie nach der naturwissenschaftlichen Seite hin und bringt für die im einzelnen vorgetragenen Ansichten eine Reihe von treffenden Belegen. Obwohl das kleine Werkchen nicht unbedingt volkstümlich zu nennen ist, ist es doch für größere Büchereien bestens zu empfehlen.

F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Werner: Die Organisation, Einrichtungen und praktische Durchführung der Jugendpflege und Jugendfürsorge inner- und außerhalb des RJWG., sowie die Aufgaben und der Aufbau der Jugendwohlfahrtsbehörden. Bücher für Recht, Verwaltung und Wirtschaft. Bd. 27. Berlin: Verlagsgesellschaft Kameradschaft 1925. 325 S. Geb. 5,—.

Von dem neuen Leben, das die Jugendpflege und die Jugendfürsorge in der Gegenwart bekommen hat, ist in diesem Buch nicht viel zu spüren. Die Abschnitte, die der „praktischen Handhabung" dienen sollen, geben doch — neben den dankenswerten gesetzlichen Klarstellungen zum Aufbau der Jugendwohlfahrtspflege — nur kleine methodische Winke. Im ganzen sind sie beherrscht von dem Geist der alten Jugendpflege, die meinte, die Jugend schon durch „allerlei Ämter im Vereinsleben" u. s. f. gewinnen zu können. Der zweite Teil, der unter möglichster Heranziehung der Verordnungen aller deutschen Länder klare Erläuterungen des RJWG. bringt, kann aber der praktischen Arbeit sehr nützlich sein. Und der Gebrauchswert des Buches wird noch dadurch erhöht, daß anhangsweise die Jugendwohlfahrtsgesetze und das Jugendgerichtsgesetz beigefügt sind. — Für größere Büchereien. R. Joerden (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Egelhaaf, Gottlob: Geschichte der Neuzeit vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart.

I. Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts vom Wiener Kongreß bis zum Frankfurter Frieden. Bd. 1. 2.

II. Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. 9. Aufl. Bd. 1. 2.

Stuttgart: Krabbe 1924—25. 4 Bde. Brosch. 28,—; 20,—. Lw., 33,—; Hlw. 25,—.

Eine „Rückwärtsergänzung" zu der bekannten Geschichte der neuesten Zeit desselben Verfassers. Die weiter zurückliegenden Ereignisse ermöglichen es, hier eine größere Geschlossenheit als in dieser zu erreichen; obgleich viele Einzelheiten erwähnt werden, ist es eine recht lebendige Darstellung, deren Schwerpunkt in der Schilderung der deutschen Geschichte liegt, die aber auch eingehend die wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte behandelt, wie die Einigung Italiens, das Kaisertum Napoleons III., den amerikanischen Sezessionskrieg. Mit starkem nationalem Empfinden wird vor allem aber die deutsche Einigung geschildert. — Der einfache Ton der Darstellung, die sich auf das Berichten des geschichtlichen Verlaufes beschränkt, läßt es auch für nicht vorgebildete Leser, denen an der Wiedergabe von Einzelzügen liegt, geeignet erscheinen. — Eine Fortsetzung bis zum August 1923, dem Ende der Reichskanzlerschaft Cunos, bietet die jetzt in neunter Auflage vorliegende Geschichte der neuesten Zeit. In ihrem letzten Teil notwendigerweise fast ganz annalistische Darstellung, zusammengezogen aus den früher von Egelhaaf herausgegebenen historisch-politischen Jahresübersichten, wird dieser ebenfalls mit einem eingehenden Register, Zeittafel und Tabelle versehene Teil besonders für den Lesesaal als zuverlässiges Nachschlagewerk in Betracht kommen.

M. Thilo (Halle).

Gutmann, Bernhard: England im Zeitalter der bürgerlichen Reform. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1923. 566 S. Geb. 15,—.

Ein modernes, aktuelles Buch: In einer Zeit, die so empfänglich ist für Fragen des Verfassungs-, Wirtschafts- und Gesellschaftslebens, darf es beanspruchen, gelesen und gehört zu werden, wenn es berichtet, wie in England zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich die Formen hierfür herausbildeten, die in vielem für das Festland vorbildlich geworden sind. — Weitausholend wird zunächst gezeigt, wie unter Cromwell die Allmacht der nobility (der Hochadel) durch die gentry (der Stand der Gebildeten und Besitzenden ohne Adelstitel und der niedere Adel) gebrochen wurde, wie die gentry, die in ihren Spitzen in den Hochadel hinaufreichte, in ihren Grundlagen aber im Volke verankert war, fortab das Rückgrat des Staates und der Gesellschaft bildete. Diese beiden Adelsgruppen, die Krone und Demokratie besiegten, haben in England bis zur großen Wahlreform von 1832 regiert, in ihrer Hoheit und Machtfülle an den römischen Staat erinnernd. In England gab es keine unverrückbaren Schranken zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen. Die gentry konnte sich fortwährend aus den Kreisen des Großhandels und Gewerbes ergänzen, während in Deutschland der Adel großenteils verkümmerte, weil er sich von den erwerbenden Klassen ausschloß. Der Großgrundbesitz war die Grundlage des Staates, bis im 19. Jahrhundert infolge großer Erfindungen auf dem Gebiete der Technik die gewaltige Umwälzung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens einsetzte. Breite Massen des Landvolkes wurden „heimat- und habelose Lohnknechte der Maschine". Während die breite Masse in ihrem Elend noch unfähig war, durch starke Organisation ihrem Willen Nachdruck zu verleihen, forderte das wohlhabend gewordene Bürgertum, selbst- und klassenbewußt, seinen Anteil an der Regierung und erzwang den Freihandel.— Mit der wirtschaftlichen Freiheit Hand in Hand kam die geistige. Die irischen Katholiken erkämpften sich unter ihrem großen Führer O'Connel die Gleichberechtigung, wie sie den Dissenters, allen nicht der Staatskirche angehörigen Religionsgesellschaften, kurz zuvor zugestanden worden war. Von dem bunten Hintergrunde der Zeit heben sich die großen Führergestalten ab. Da ist zunächst Wellington, der „den Cäsar der Demokratie überwand", die überragende Gestalt in der englischen Politik und Gesellschaft bis zur großen Wahlreform, der Führer der Reaktion, aber kein Metternich; Staatsmänner wie Canning, Peel, der stark und klug das englische Staatsschiff durch die Klippen der wirtschaftlichen Umwälzung hindurchsteuerte, große Redner, wie Fox und Burke, der Stein und Gentz stark beeinflußte, große Unternehmer von bahnbrechender Bedeutung wie Arkwright, der Schöpfer der Textilindustrie, Philosophen, deren Ideen das Volk aufwühlten, wie

Bentham, James und Stuart Mill, Volksführer wie Cobett, Place, Lovett und Cobden, der siegreiche Vorkämpfer des Freihandels. — Die englische Innenpolitik rankt sich empor an den zwei Parteien, den Whigs und Tories, die in ihrer Entwicklung als Konservative und Liberale um die Mitte des Jahrhunderts zur Reife kamen, sich immer bekämpfend, doch einig im Staatsgedanken, uns Deutschen darin ein Vorbild.

Das Buch ist in glänzendem Stil geschrieben, bildhaft und anschaulich. Führende Gedanken sind in epigrammatischer Kürze und Zuspitzung klar und treffend ausgesprochen, so ist z. B. Waterloo ein „umgekehrtes Pharsalus". Die Schilderung bleibt immer lebendig, selbst da, wenn „sich im Unterhaus bei den Beratungen der zähe Fluß der Obstruktion vorüberwälzt". Besondere Anregung bietet das Buch dem Historiker und Volkswirtschaftler; in seiner klaren, lebendigen Weise ist es jedoch für alle gebildeten Kreise geschrieben, vor allem aber für solche, die den Fragen der Verfassung und Volkswirtschaft nicht fremd gegenüberstehen. S. Höpfl (München).

Brinkmann, Carl: Englische Geschichte 1815—1914. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte 1924. 212 S.

Diese Geschichte Englands im 19. Jahrhundert bis zum Weltkrieg ist keine Geschichte im landläufigen Sinne, sie setzt vielmehr die Kenntnis der geschichtlichen Tatsachen voraus und will auf deren Hintergrunde die Entwicklung der englischen Staats- und Gesellschaftsordnung aufzeigen. Die Reformzeit mit dem Durchbruch des Bürgertums als Folge der großen wirtschaftlichen Umwälzungen, die gewaltigen Erschütterungen des innerpolitischen Lebens, das alles ist Inhalt des ersten Teiles. Wie dann in den Anfängen der Victorianischen Ära, als die innerpolitischen Wellen sich geglättet hatten und der Staat zur Ruhe gekommen war, die Politik hinausgriff in die Welt, nach dem Orient, nach Ägypten, Indien, China, ist im zweiten Abschnitt geschildert. — Tritt hier der Imperialismus noch verschämt auf als Schützer europäischer Gesittung und internationaler Rechtsordnung, so sehen wir im dritten Teile, wie unter Disraelis Führung die machtpolitische Entfaltung sich strafft zum offenen Imperialismus, aufgebaut auf die eigenartige, das ganze englische Volk zusammenfassende Mischung aristokratisch-feudaler mit demokratisch-parlamentarischer Staatsform, die selbst wieder herausgewachsen ist aus jahrhundertelangen Überlieferungen in organischer Entwicklung. — Die Jahrzehnte vor dem Kriege tragen das Gepräge großer Führerpersönlichkeiten: Gladstone, Salisbury, Lloyd George. — Brinkmann hat das Buch seinen Freunden in England gewidmet und ist geneigt, das englische Volk von jeder Schuld am Weltkriege freizusprechen. In den Jahren vor dem Kriege habe die starke Hand gefehlt — Grey hatte sie nicht —, die das Land einem Grundzuge der englischen Politik gemäß von Bindungen dem Kontinent gegenüber fern gehalten hätte, und so sei das Land, zur Überraschung des eigenen Volkes, in den Krieg hineingeglitten. Stresemann sagte neulich in einer Rede: „Wenn wir politisch erzogen wären, gäbe es außenpolitisch keine Parteien." Dieser uns fehlende staatspolitische Sinn ist dem englischen Volke in hohem Maße eigen. Wenn außenpolitische, englische Belange auf dem Spiele standen, dann haben sich Demokratie und Aristokratie immer zusammengefunden. Mehr als einmal spricht dies der Verfasser aus. Diese Geschichte Englands ist das Buch eines gelehrten Forschers. Schon die Literaturnachweise bezeugen dies, da sie eine umfassende Kenntnis der englischen politischen, wirtschaftlichen und sozialpolitischen Literatur aufzeigen, Memoiren und Denkschriften miteingeschlossen. Fast möchte es scheinen, als ob auf Kosten der Klarheit und Übersichtlichkeit eine zu große Fülle des Stoffes in dem doch ziemlich engen Rahmen sich zusammendrängte. — In seiner gedrungenen, abstrakten Ausdrucksweise fordert das Buch die ganze Spannkraft und Aufmerksamkeit des Lesers, wenn es ihm seinen reichen Inhalt erschließen soll. Es ist kein Buch für die Menge, sondern für große Büchereien und wissenschaftliche Institute. Da darf es allerdings nicht fehlen.

S. Höpfl (München).

Ritter, Gerhard: Luther, Gestalt und Symbol. München: Bruckmann 1925. 192 S. Brosch. 4,—, geb. 5,—.

Dies ist in Wahrheit ein neues Lutherbuch, wohl für einen großen Kreis gebildeter und bildungsstrebender Leser geschrieben, ebenso zielweisend aber auch für Geschichtsschreibung im allgemeinen wie für unser biographisches Schrifttum im besonderen. Der Untertitel weist schon darauf hin, daß es dem Verfasser nicht darauf ankommt, das Leben Luthers nach seinen äußerlichen Ereignissen und die sich daraus ergebende werdende Größe des Reformators zu schildern, sondern daß vielmehr die ganze Größe des Menschen Luthers von Anbeginn in seinem tiefinnerlichen Wesen geborgen ist, und daß diese Größe durch das geschichtliche Geschehen nur immer deutlicher und schließlich dem weitesten Kreise erkenntlich wird. Die Ausschließlichkeit und Unbedingtheit von Luthers ethisch-religiösem Interesse wird in den Vordergrund der Darstellung gestellt und an seinem Festhalten am religiös-sittlichen Idealismus dargetan, wie sein Geist „immer wieder danach strebt, alle äußere Form zu zerbrechen, um den unendlichen Gehalt der Idee ganz rein, ganz unverkürzt zum Ausdruck zu bringen (und damit immer wieder teilweise an den Widerständen des Irdischen zu scheitern)". So wird Luther zum echtesten und größten Deutschen, und zwar sein ganzes Leben hindurch, auch in seiner Spätzeit, die auch so vielen seiner Anhänger unbekannt und Grund zum Ärger geblieben ist. Hier den rechten Weg zum Verständnis gefunden zu haben, ist Ritters unbestreitbares Verdienst. Dabei ist das Buch keine Streitschrift; auch der Andersdenkende wird es mit Gewinn lesen. Und so ist dem Buche eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen. M. Schäfer (Elberfeld).

Kretschmayr, Heinrich: Maria Theresia. Mit 32 Bildbeilagen in Kupfertiefdruck nach Originalen der Zeit. (Die deutschen Führer, Bd. 3.) Gotha: Flamberg-Verlag 1925. 285 S. Lw. 12,—.

Daß diese Biographie der Maria Theresia als Glied einer Reihe „Die deutschen Führer" erscheint, spannt die Erwartungen nach einer Seite hin besonders stark; wir erwarten in der Kaiserin wirklich einen führenden Menschen gestaltet, einen Menschen, in dem das ganze Volk oder wenigstens — etwa im Gegensatz zu dem ihr bisweilen vom Verfasser gegenübergestellten Preußenkönig — die eine süddeutsche Hälfte des Volkes in dieser Zeit ihren erhöhten und gesammelten Ausdruck gefunden hat. Auch dem Verfasser hat sicher solches als Ziel vorgeschwebt; aber — mag nun der Grund in der Bedeutung der Maria Theresia oder in der Kraft des Verfassers zu suchen sein — hier fehlt die nötige seelisch-geistige Durchdringung des Stofflichen. Was geworden ist, zerklafft deutlich in zwei Hälften: eine kluge und geschickte, aber allzu rein stofflich belastete Darstellung der außen- und innenpolitischen Geschehnisse zur Regierungszeit der Maria Theresia und eine menschlich warme und freundliche, aber nicht weit über das eng Persönliche hinausreichende Charakterschilderung der Fürstin. Wäre aus größerem Abstande im Bilde der Herrscherin zugleich das Wesensbild der Zeit und des Volkes gegeben, wäre z. B. — wozu Ansätze vorhanden sind — jener preußisch-österreichische Dualismus, dessen unbedingte politische Notwendigkeit dogmatisch betont, aber nicht erklärt wird, von hier aus in seinem tieferen menschlichen Wesen gedeutet worden, dann hätten lebendige Pfade von dem Werke in unsere Gegenwart geführt. So wie es ist, wird das Buch dem Geschulteren allerdings eine Fülle des Stofflichen in klarer maßvoller Darstellung übermitteln. Dem einfachen Leser wird der Zugang leider schon dadurch erschwert, daß gerade die erste Hälfte mit allzu ermüdender Darstellung rein politischer Vorgänge gefüllt ist. Besonders zu erwähnen ist die Menge beigegebener Originaldokumente der Kaiserin. — Die Anschaffung empfiehlt sich nur großstädtischen Büchereien.

K. Kossow (Stettin).

Witkowski, Georg: Cornelia, die Schwester Goethes. 2. veränd. Aufl. Mit 8 Abb. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1924. 209 S. Lw. 5,50.

Die vorliegende zweite Auflage der Biographie dieser wohl rätselhaftesten und unglücklichsten Frauengestalt unserer klassischen Literaturepoche hat eine umfangreiche Änderung dergestalt erfahren, daß der Verfasser die vollständige Mitteilung von Cornelias Briefen und Tagebuchblättern, die fast die Hälfte des Buches in erster Auflage (1903) ausmachten, aufgegeben hat; statt dessen hat er charakteristische Stellen aus ihnen ausgewählt und in den Text selbst hineingearbeitet. Dadurch hat die feinsinnige Untersuchung, welche den realen Tatsachen eines zeitgebundenen Lebenslaufes und den bedeutsamen irrealen Geheimnissen einer überdifferenzierten Frauenseele in gleicher Weise gerecht wird, eine einheitliche geschlossene Form gefunden, welche, ohne den wissenschaftlichen Wert des Buches zu beeinträchtigen, ihm eine gefälligere Lesbarkeit gibt. Die sieben neuen, technisch vorzüglichen Bildbeigaben nach alten Zeichnungen und Stichen erhöhen den Wert des Buches. Allein vermissen könnte mancher vielleicht das Faksimile mit Cornelias äußerst charakteristischen Schriftzügen. — Schon für mittlere Büchereien. B. Sauer (Stettin).

Dostojewskij, Anna Grigorewna: Die Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskijs. Hrsg. von René Fülöp-Miller und Friedr. Eckstein. München: Piper 1925. Ill. XXVI, 535 S. Lw. 8,—.

Diese Erinnerungen der zweiten Gattin Dostojewskijs (gest. 1918), mit der er in 14-jähriger glücklicher Ehe lebte, sind einmal von unschätzbarem literaturgeschichtlichen Wert, die schönste und anschaulichste Ergänzung jeder biographischen Darstellung des großen Russen, der uns hier in seiner Menschlichkeit nahetritt, und zwar von einer neuen und lichten Seite: als großherziger, gütiger, zartfühlender, fürsorglicher Gatte und Vater. — Dann aber ist das Buch auch von erziehlichem Werte: es legt schlichtes und doch beredtes Zeugnis ab von einer Frau, die mit großartiger Rückhaltlosigkeit nur der einen Idee lebte: dem Genius zu dienen, ihm selbstlos alle Widerwärtigkeiten aus dem Wege zu räumen. — So ist das Buch, das sich übrigens sehr spannend liest, ein hohes Lied der Gattentreue und des reinen Idealismus. **Es gehört in jede Bücherei.**

K. Fuß (Essen).

Lagerlöf, Selma: Mårbacka. Jugenderinnerungen. Übers. von Pauline Klaiber-Gottschau. München: Langen 1923. 323 S. Brosch. 5,—, Lw. 7,50.

Der Leser findet in „Mårbacka" wenig Persönliches aus dem Leben der Dichterin, eigentlich nur die Schilderung der frühesten Kindheit, in der die kleine Selma drei Jahre mit einer Kinderlähmung zubrachte. Dafür bietet das Buch, das den Namen des Gutshofes trägt, der schon seit dem 18. Jahrhundert in den Händen der Familie war, ein getreues Kulturbild von Vergangenheit und Gegenwart jener Gegend. Aus den Erzählungen der Großmutter und nach deren Tode der Haushälterin hat Selma Lagerlöf den Stoff zu ihren Aufzeichnungen geschöpft. Im Tone alter Märchen erzählt sie von der Liebes- und Ehegeschichte der Großeltern, die bis in die napoleonische Zeit hinaufreicht und oft das Grausige und Unheimliche streift. Wir verfolgen die Entstehungsgeschichte von „Mårbacka" sowie die Geschichte der dem Hause nahestehenden Personen, im Mittelpunkt des Buches steht aber die überaus sympathische Persönlichkeit des Vaters, mit seinem harmonischen Wesen und der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, wie sie in den Kapiteln „Im Laden des Goldschmieds", „Slomzeit", „Der 17. August", besonders treffend zum Ausdruck kommt. — In der an der Verfasserin bekannten behaglichen Breite der Erzählungsart, die zur Anschaulichkeit so viel beiträgt, stehen die einzelnen Kapitel oft nur in losem Zusammenhang miteinander, was einige von ihnen zum Vortrag an Vorleseabenden wohl geeignet macht. Das Buch sei zur Anschaffung für große und mittlere Büchereien warm empfohlen. In erster Reihe werden die Lagerlöf-Verehrer es zu würdigen wissen.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Hunnius, Monika: Mein Weg zur Kunst. Heilbronn: Salzer 1925. 353 S. Geb. 6,—.

Monika Hunnius, die baltische Dichterin, erzählt in diesem mit warmem Herzen geschriebenen Buch von ihrem Leben sowie von ihren künstlerischen Beobachtungen und Erfahrungen. Als Schülerin bedeutender Gesangspädagogen geht die jugendliche Pastorentochter mit der großen Liebe zur Kunst um 1880 von Riga nach Deutschland, wo sie auch mit Brahms und Clara Schumann in flüchtige Berührung kommt, bis sie dann in ihrer Heimatstadt Riga unter Verzicht auf eigene produktive Tätigkeit sich ausschließlich dem Studium der menschlichen Stimme und ihrer Ausbildung hingibt. Nur einige Studienreisen nach Italien unterbrechen noch diesen Rigaer Aufenthalt, und erst die Bolschewistenunruhen nach dem Weltkrieg stören die friedliche Idylle dieses reichen Lebens. Mehr aber als das äußere Geschehen des Buches, das in Tagebuchblättern und Erinnerungen festgehalten ist, fesselt die Persönlichkeit der Verfasserin, die sich erst in ihrer ganzen Festigkeit und Geschlossenheit zeigt, da die Bolschewistenunruhen sie aus der Heimat vertreiben und sie in Deutschland als Pflegerin tätig ist. Von einer so wohltuenden, menschlichen Wärme ist dieses anziehende Buch erfüllt, daß es durch die Einfachheit und Schlichtheit seiner Darstellung nicht nur musikalisch interessierte Leser fesseln wird, sondern auch von weiblichen Lesern, auch schon von jüngeren, sehr gern gelesen werden wird. Größere und mittlere Büchereien sollten es jedenfalls einstellen. W. Eggebrecht (Flensburg).

Voigt-Diederichs, Helene: Auf Marienhoff. Vom Leben und von der Wärme einer Mutter. Mit 8 Bildtaf. Jena: Diederichs 1926. 138 S. Lw. 8,—.

Die Verfasserin schildert mit warmer Beteiligung das Leben und Wirken ihrer Mutter auf dem alten Familiengut Marienhoff in Schleswig-Holstein. Als Hamburger Stadtkind heiratet sie nach Marienhoff und zeigt sich bald allen Anforderungen, die an eine Gutsfrau gestellt werden, gewachsen. Sie wird Mutter von neun Kindern und ist in ihrer unermüdlichen Tüchtigkeit und Frische recht eigentlich das Herz des alten Hauses und aller seiner Bewohner. Die lose aneinandergereihten Kapitel, durch die der Stimmungszauber innigster Heimatliebe zieht, zeigen die Mutter als junge Frau, als gütige Herrin in Haus und Hof, als kluge und stets bereite Erzieherin ihrer Kinder, in der Tretmühle des Alltags und bei den Festen des Herzens — immer gleichmäßig heiter schaffend und nie etwas für sich beanspruchend. — Das schön ausgestattete und in beschwingter Sprache geschriebene Lebensbuch, das neben mehreren Abbildungen des alten Herrenhauses ein sehr liebreizendes Jungmädchenbild der Heldin schmückt, eignet sich vorzüglich für die weibliche Leserschaft großer wie kleiner Büchereien.

Frida Endell (Stettin).

Koldewey, Robert: Heitere und ernste Briefe aus einem deutschen Archäologenleben. Hrsg. von Carl Schuchhardt. Berlin: Grote 1925. XII, 190 S. 24 Taf. 5,50.

Die Arbeit der deutschen Ausgräber, die bis in den Krieg hinein in der asiatischen Türkei gearbeitet haben, ist in der deutschen Öffentlichkeit so gut wie unbekannt. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind in teuren Serien veröffentlicht, die der Fachmann kennt; aber das tägliche Leben, die Freuden und Leiden der Arbeit, all das, was auch den Laien anziehen kann, das haben diese Männer, stolz bescheiden hinter ihrer Leistung zurücktretend, der Öffentlichkeit nicht bekannt gemacht. Wer einschlägige englische Werke kennt, wie die in denen, um nur einige zu nennen, Sayce, Budge, Hogarth, ihre Landsleute über ihre Forschungen unterrichtet und bei ihnen Teilnahme für diese Forschungen erweckt haben, der wird diese Zurückhaltung bedauern. Nun kommt, ein halbes Jahr nach dem Tod des anerkannten Meisters unserer ausgrabenden Architekten, ein Schatz von Briefen seiner Hand ans Tageslicht, die, zum größten Teil an seinen ältesten Mitarbeiter

Puchstein gerichtet, uns dieses ganz der archäologischen Arbeit geweihte Leben durch vierzig Jahre verfolgen lassen. Auf die Jugendarbeit in Assos an der Südküste der Troas folgt die zweimalige Bereisung Siziliens zur Erforschung und Aufnahme seiner Tempelbauten, dann Jahre, in denen sich der Tatendurstige als Lehrer einer Baugewerkschule in Görlitz vor Sehnsucht nach dem Süden und dem Altertum verzehrt, endlich die Riesenaufgabe, die sein Lebenswerk wurde und die er, nach 30-jähriger Arbeit in Babylonien vor den anrückenden Engländern 1917 abbrechen mußte: die Aufdeckung des alten Babylon. Neben einer reichen und bunten Fülle von Dingen und Menschen geben diese Briefe vor allem eines: das Bild des Briefschreibers selber, dieses aufrechten, knorrigen Niedersachsen, der nur eine Leidenschaft kennt, seine Arbeit; der nicht „bequem" war, weder als Mitarbeiter noch als Untergebener noch als Vorgesetzter, und wohl auch nicht immer gerecht in der Beurteilung anderer (Personen sowohl wie ganzer Wissenschaften), deren erst sich entwickelnde Methode seinem stürmischen Eifer nicht rasch genug arbeitete und nicht genug Ertrag brachte. Aber ein Mann, der selbst immer zu leisten bereit war, was er von anderen forderte, und ganz aufging in seiner Arbeit. Um des starken und merkwürdigen Menschen willen, der diese Briefe geschrieben hat, und um der in ihm geschilderten Arbeit willen, die dem Deutschtum in fernem Land Ehre gemacht hat, verdient dieses Buch weit über die engen Kreise hinaus bekannt zu werden, die bisher allein sich um unsere deutschen Ausgräber gekümmert haben. E. Gratzl (München).

Schoultz, G. v.: Mit der Grand Fleet im Weltkriege. Erinnerungen eines Teilnehmers. Deutsch von H. Souchon. Leipzig: K. F. Koehler 1925. Ill. 478 S. Lw. 10,—.

Unter den zahlreichen Büchern über den Weltkrieg ist das vorliegende vom Chef der finnländischen Flotte, der 1915 vom russischen Admiralstab als Verbindungsoffizier zur britischen Grand Fleet kommandiert wurde, eines derjenigen, die bleibenden Wert beanspruchen dürfen. Der Verfasser, ein scharfer und kühler Beobachter, hat sich durchaus die Freiheit eigener Überzeugung und Berurteilung gegenüber der ruhmreichen englischen Flotte bewahrt und kritisiert trotz bewundernder Anerkennung rücksichtslos ihre technischen, organisatorischen und strategischen Mängel und Fehler. Den Höhepunkt des Buches bildet die Schilderung der nach der Ansicht des Verfassers unentschieden verlaufenen Skagerakschlacht, die für die deutsche Flotte trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit ihres Gegners einen guten Ausgang hätte nehmen können, wenn die deutsche Flottenführung im Vertrauen auf die technischen und konstruktiven Vorzüge ihres Schiffsmaterials sich dazu entschlossen hätte, diese gewaltigste Seeschlacht der Weltgeschichte bis zu Ende durchzukämpfen. Das Buch lüftet den Schleier von mancherlei Geheimnissen der Weltkriegsführung und bietet auch als Spiegel für die Wirkung der deutschen Kriegsmaßnahmen auf das englische Volk viele interessante Einblicke. Es eignet sich jedoch nur für größere Volksbüchereien; für mittlere Büchereien wäre bereits eine gekürzte Ausgabe zu empfehlen, in der die oftmals zu sehr ins einzelne, nur den militärischen Fachmann interessierenden Darlegungen technischer und organisatorischer Einrichtungen in der englischen Flotte fortgelassen oder straff zusammengefaßt würden. H. Horstmann (Gleiwitz).

Schemann, Ludwig: Lebensfahrten eines Deutschen. Leipzig: Erich Matthes 1925. XVI, 410 S. Brosch. 5,—, Hlw. 7,50.

Der mehr als 70-jährige Verfasser ist während seiner langen Schriftstellerlaufbahn mit vielen hervorragenden Zeitgenossen in Berührung gekommen. Das gibt seinen Erinnerungen einen besonderen Reiz. Vor allem machen seine Schilderungen des Wagner-Kreises und der Bayreuther Bewegung, der er von früh an nahe gestanden hat, das Buch wertvoll; auch das Kapitel über Gobineau, den Schemann erst in Deutschland bekannt gemacht hat, bietet viel Interessantes. Auf weniger allgemeinen Beifall werden die Teile der Biographie rechnen können, in denen Schemann als Politiker vor die Leser tritt. Sein leidenschaftlich konservativ-

antisemitischer Standpunkt erlaubt ihm nicht, irgend etwas Berechtigtes oder Billigenswertes in den Vorzügen der Nachrevolutionszeit zu erkennen. Ja, das deutsche Volk scheint ihm durch die Revolution so tief gesunken zu sein, daß es nie wieder zu Ehren kommen könne und daß es für alle Zeiten zum Paria gestempelt sei!! G. Kohfeldt (Rostock).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Levy, Hermann: Die Grundlagen der Weltwirtschaft. Leipzig: Teubner 1924. 185 S. 5,—.

Plaut, Theodor: Deutsche Handelspolitik. Leipzig: Teubner 1924. 246 S. 6,—.

Beide Bände, vor allem aber das Buch Levys, sind geeignet, den Blick wieder auf die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge zu richten, nachdem namentlich in den zollpolitischen Kämpfen, die Aufmerksamkeit viel zu sehr auf wirkliche und vermeintliche binnenwirtschaftliche Vorgänge gerichtet war. Levys Buch bringt den wissenschaftlichen Beweis der Notwendigkeit weltwirtschaftlicher Gegenseitigkeit. Er entwickelt die Voraussetzungen der Weltwirtschaft, der internationalen Arbeitsteilung und der internationalen Preisbildung, um in einem Schlußkapitel zu versuchen, die Wege zu finden, die aus den chaotischen Verhältnissen der Gegenwart in eine geordnete Weltwirtschaft zurückführen.

Plaut gibt in seinem Buche einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung und die Formen der deutschen Handelspolitik. In leicht lesbaren und allgemeinverständlichen Ausführungen erläutert er die Grundsätze der deutschen Handelspolitik vor dem Kriege, im Kriege und nach dem Kriege, sowie die Bindungen des Versailler Vertrages, die unsere Zollpolitik auf Jahre hinaus zwangsläufig sich hat entwickeln lassen und deren Folgen noch lange nicht überwunden sind. E. Dovifat (Berlin).

Obst, Erich: Russische Skizzen. 144 Abb. u. 1 Kte. Berlin-Grunewald: Vowinckel 1925. 250 S.

Eine über mehrere Monate sich erstreckende Studienreise führte den bekannten Wirtschaftsgeographen kreuz und quer durch das europäische Sowjet-Rußland. Er durchquerte den riesigen Waldgürtel im Norden bis zu den fischreichen Tundraküsten des Eismeeres, die fruchtbaren Steppen der Ukraine, die landschaftlich so herrliche Krimhalbinsel, das Kohlenrevier im Donjezbecken und das Wolgagebiet südwärts bis zu den Petroleumfeldern am Kaspischen Meere, sowie das an Erzen überreiche Kaukasusgebirge, die letzte Zufluchtsstätte zahlreicher Völkerreste. Der Zweck dieser Reise war die Besichtigung der wirtschaftsgeographischen Grundlagen und Prüfung der wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten Rußlands, dessen augenblickliche Machthaber mit ihren Experimenten das Wirtschaftsleben des Reiches trotz vieler neuer Methoden, deren Wert der Verfasser in gerechter Würdigung anzuerkennen sich ehrlich bemüht, um Jahrzehnte zurückgeworfen haben. Die russische Wirtschaft wird sich nur unter der Mitarbeit des Auslandes gründlich wieder erholen können, wobei allerdings vorausgesetzt werden muß, daß die Sowjetregierung in privatrechtlicher Hinsicht ganz andere Sicherheiten bietet, wie es heute der Fall ist. Auch der deutsche Unternehmungsgeist wird und muß dann hier sich ein reiches Feld der Entwicklung suchen. Die wissenschaftliche Einstellung hat den Verfasser nicht verhindert, die Ergebnisse seiner Reise in für weiteste Kreise leicht lesbaren und sogar fesselnden Skizzen, die durch ausgezeichnete Bildbeigaben noch belebt werden, zu schildern, so daß die Anschaffung dieses Buches über das neue Rußland allen Volksbüchereien sehr zu empfehlen ist.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Rassow, Berthold: Die Chemische Industrie. (Die Deutsche Wirtschaft und ihre Führer Bd. 1.) Gotha: Flamberg-Verlag 1925. 128 S.

Es geht der chemischen Industrie in der Wirtschaft wie es in der Literatur den Klopstockschen Oden geht. Vielgenannt sind sie im Grunde doch unbekannt. Wer das Wort von der Weltgeltung, der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Bedeutung der deutschen chemischen Industrie noch so oft im Munde führt, pflegt schleunigst auszuweichen, wenn er über die Wesensart der verschiedenen Zweige dieser Industrie, über ihre innere Gliederung und ihr Verhältnis untereinander befragt wird. Etwas von der Mystik der für den Laien unverständlichen chemischen Formel liegt über dem Ganzen, es läßt sich gar nicht leugnen, daß der Stoff sehr spröde ist. Dem hat das vorliegende Buch erfolgreich entgegengearbeitet. Ausgehend von den älteren und daher verständlicheren Formen der chemischen Industrie führt es den Leser in die mannigfache und komplizierte Verzweigung der modernen Werke, erläutert die geniale technische Durchbildung der verschiedenen Produktionsprozesse und den wirtschaftlichen Wert der letzten und bedeutsamsten Verfahren (Haber — Bosch usw.). Die gesamte chemische Industrie wird dann in die Bilanz der deutschen Wirtschaft eingestellt und grade in dieser so entscheidend wichtigen Richtung auf Kraft und Leistungsfähigkeit für die deutsche Zukunft abgeschätzt. Ein Schlußkapitel faßt unter Hinweis auf die voraufgeschickten sachlichen Leistungen das Werden und Wirken der großen Persönlichkeiten in der chemischen Industrie zusammen. E. Dovifat (Berlin).

Die Rechtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Hrsg. von Hans Planitz. Leipzig: Meiner 1924. 236 S. Hlw. 10,—.

Die verschiedensten Wissensgebiete hat der Verlag in Selbstdarstellungen führender Wissenschaftler bearbeiten lassen. Die Großen unserer Wissenschaft sprechen über die Entwicklung, die ihr Arbeitsgebiet in ihnen und durch sie genommen. Ein sehr fruchtbarer, ein sehr moderner Gedanke. Er hat aber zwei Gefahren. Er kann in persönliche Polemik oder auch in persönliche Eitelkeit umschlagen. Beides ist in dem vorliegenden Bande glücklich vermieden worden. Das Buch hat in seinem ersten Bande aus dem Kreise der Theoretiker die markantesten Persönlichkeiten (Cosack, Otto Fischer, Ernst Zittelmann, Philipp Zorn, Viktor Ehrenberg) vereinigt. Von Praktikern (wenn man ihn so nennen darf) ist nur Ludwig Ebermayer vertreten. Die Bedeutung des Buches geht über seinen biographischen Wert — der nur an zweiter Stelle steht — weit hinaus. Er liegt in der kulturgeschichtlich sehr wichtigen Möglichkeit, das Werden und die Entwicklung einer Wissenschaft ständig im Spiegelbild einer Persönlichkeit zu verfolgen. Nicht nur der Blick in den engeren Kreis der wissenschaftlichen Werkstatt ist dabei von größtem Nutzen, sondern das Gegeneinander verschiedener Theorien aus dem Werden verschieden gebundener und bestimmter Persönlichkeiten beobachten zu können, eröffnet jedem einen heilsamen Begriff von den Grenzen und der Subjektivität alles Erkennens. E. Dovifat (Berlin).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Beyer, Oskar: Die unendliche Landschaft. Über religiöse Naturmalerei und ihre Meister. Mit 34 Bildbeilagen. Berlin: Furche-Verlag 1922.

Das Buch macht es sich zur Aufgabe, Landschaftsmalerei als eine Ausdrucksform der „immanenten Mystik" (Eduard Spranger) in einigen ihrer Vertreter und Formen zu erweisen. Ausgangspunkt ist hierfür die chinesische Landschaftsmalerei, ohne deren Kenntnis nach dem Ausspruche des Verfassers das Buch nicht hätte geschrieben werden können. Neben den Chinesen und den auf ihnen fußenden Japanern findet er Beispiele in der europäischen Malerei bei Botticelli, Grünewald, vereinzelt bei Rembrandt, bei C. D. Friedrich, der nach der ganzen Einstellung geradezu als der klassische Vertreter dieser Ausdruckskunst

bezeichnet werden muß, bei Millet, Segantini, vereinzelt beim alten H. Thoma und bei Steinhausen. Als ein Beispiel jüngster Kunst in dieser Richtung wird Carl Mense angeführt. — Was der Verfasser will, wird an dem Text zu den Beispielen und diesen selbst besser klar, als an der nicht genügend tief schürfenden Einleitung. Da sich hier alles ganz auf Einfühlung baut, bleibt im einzelnen ein stark subjektives Element, über das nur in eingehender Analyse und unter weiter ausholenden theoretischen Erörterungen zu rechten wäre. Immerhin bleibt der Versuch auf jeden Fall interessant, und es ist den Büchereien sehr zu raten, das Buch (auf die Gefahr hin, daß es von manchen Lesern nach der sentimentalen Richtung hin mißverstanden werden könnte) einzustellen, da es ein Gegengewicht gegen die überall gewiß zahlreich vorhandenen Einführungen bildet, die das Formale durchaus in den Vordergrund stellen. Die leichte Verständlichkeit des Textes und die schönen Bildbeigaben machen es hierfür besonders geeignet.

W. Schuster (Kattowitz).

Brettschneider, Rudolf: Synchronistische Tabellen zur Geschichte der Malerei des 13. bis 19. Jahrhunderts. 10 Taf. Wien: Strache 1923.

Synchronistische Tabellen sind heute Mode geworden; sie entsprechen dem Bedürfnis nach schneller Orientierung, das für eine Generation, die in so vielen Dingen plötzlich umlernen soll, verständlich ist. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, wenn nun auch synchronistische Tabellen zur Geschichte der Malerei dargeboten werden. Für den Kenner sind sie nützlich, für den reisenden Liebhaber sicher willkommen, für Zwecke der Bildungspflege dagegen durchaus entbehrlich. Wie viel zweckmäßiger wäre es, wenn statt leerer synchronistischer Namen anschauliche synchronistische Bilder nebeneinander gestellt würden. Das würde erst wirklich die Kunstbetrachtung im Sinne Wölfflins ergeben, auf den sich der Verfasser in seiner Vorrede beruft.

G. Kemp (Solingen).

Keller, Christian: Der Weg zum Bildgenuß. Eine Einführung in die künstlerische Erziehungsarbeit der Schule. Ansbach: Prögel 1923. 296 S.

Das Buch ist aus dem Unterricht hervorgegangen und soll der künstlerischen Erziehungsarbeit der Schule dienen. In der Erkenntnis der Aufgabe zeigt der Verfasser eine gesunde und tüchtige Auffassung; doch ist der theoretische Unterbau, den er seinen Ausführungen gibt, oft reichlich elementar, ja naiv. Indessen mag damit vielleicht gerade der voraussetzungslosen Praxis der Volksschule gedient sein. Methodisch geht Keller geschickt vor, so wenn er die unterschiedliche Behandlungsart eines Themas für die naturwissenschaftliche oder für die künstlerische Betrachtung nebeneinander stellt. Recht gut sind auch die sauber durchgeführten Bildanalysen der Voigtländerschen und Teubnerschen Steindrucke, die dem Unterricht zu Grunde gelegt werden. — Wegen seiner überwiegend auf praktische Methodik gestellten Darstellungsform kommt das Buch lediglich für den Gebrauch des Lehrers in Betracht.

G. Kemp (Solingen).

Deutsche Köpfe des Mittelalters. Mit einer Einleitung von R. Hamann. 1922. 60 Abb.

Olympische Kunst. Mit einer Einleitung von R. Hamann. 1923. 60 Abb.

Griechische Tempel. Mit einer Einleitung von P. O. Rave. 1924. 60 Abb.

Deutsches Ornament. Mit einer Einleitung von R. Hamann. 1924. 58 Abb.

Tempel Italiens. Mit einer Einleitung von P. O. Rave. 1924. 60 Abb.

Frankfurt a. M.: Rütten & Loening. Jeder Band brosch. 2,—; geb. 4,—.

Wie in der Ankündigung dieser Reihe des kunstgeschichtlichen Seminars der Universität Marburg ausgesprochen wird, soll mit ihr „dem deutschen Volk ein Geschenk" gemacht werden. Und man kann sagen, daß hier wie wohl bei keiner der vielen heutigen Kunstpublikationen das Ziel erreicht ist, weiten Kreisen die zeitlich fernen Kunstzeugnisse nahezubringen. Die unmittelbar überzeugenden Bilder sind eigene, nach neuen Gesichtspunkten ausgeführte Aufnahmen der Herausgeber. Die „Köpfe des Mittelalters" zeigen, mit welch unheimlicher Kraft die damaligen Künstler die ganze Breite des menschlichen Erlebens zu gestalten vermochten. Das zweite Heft eröffnet für die ursprüngliche, „sinnliche" olympische Kunst und ihre Formvollendung ein ganz neues Verständnis. Das deutsche Ornament wird von den ersten Anfängen bis zum „Jugendstil" entwickelt und die beiden anderen Hefte führen die hellenischen Tempel in ihrer abgeklärten Schönheit vor Augen. Die Einleitungen der Herausgeber, die vielleicht stellenweise mit „unwissenschaftlich" viel Phantasie eine Deutung unternehmen, sind für den unbefangenen Betrachter unter allen Umständen von größtem Wert. — Die Hefte, die wegen ihres niedrigen Preises von vielen Lesern auch zum Eigenbesitz erworben werden können, sollte jede städtische Bücherei zu den ihren zählen.

R. Joerden (Stettin).

Homers Odyssee. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Epos von der Heimkehr des Odysseus nach dem Tageplan mit Beigaben über Homerische Geographie und Kultur von Wilh. Dörpfeld. In deutsche Prosa übertragen von Heinr. Rüter. 2 Bde. München: Buchenau & Reichert 1925. XVI, 336; XVI, 346 S. 16,—.

Dörpfeld, der sich durch langjährige Ausgrabungs- und Forschungsarbeit um die griechische Archäologie verdient gemacht hat, hat für seine Beurteilung der Entstehung und der ursprünglichen Fassung der Homerischen Gedichte bisher kaum irgend welchen Beifall in der wissenschaftlichen Welt gefunden. Dennoch verteidigt er seine Auffassung mit allem Nachdruck, indem er sich hauptsächlich auf seine durch viele erfolgreiche Ausgrabungen vermittelte Kenntnis der alten Kultur und Kunst stützt. Er ist überzeugt, daß die Odyssee — ihren ganzen Kulturschilderungen nach — in das 12. Jahrhundert gesetzt werden müsse, nicht aber — wie gewöhnlich angenommen wird — dem 8. oder 7. Jahrhundert angehören könne. Was den Umfang anlangt, so läßt er u. a. alle Erzählungen von den Irrfahrten vor dem Aufenthalt auf der Kalypso-Insel wegfallen. In zehn Gesängen, die den zehn Tagen der Heimkehr von dieser Insel nach Ithaka entsprechen, vollendet sich die Dichtung, zu der noch die den einzelnen Odysseus-Erlebnissen parallel laufende Telemachie sowie die Götter-Szenen gehören. Auf das Für und Wider der Dörpfeldschen Aufstellungen kann an dieser Stelle natürlich nicht eingegangen werden. In seinen Ausführungen über die Kultur, über den Hausbau, über die Weltvorstellungen der Homerischen Zeit u. a. findet sich jedenfalls Beachtenswertes. Vortrefflich scheint mir die Prosa-Übersetzung Rüters, die anhangsweise auch die von Dörpfeld für unecht gehaltenen Teile der Dichtung wiedergibt, zu sein. Sie ist ungekünstelt, schlicht und doch kraftvoll und wohl- und vollklingend. Ich ziehe sie einer Vers-Übersetzung bei weitem vor. Und ich möchte glauben, daß man dieser schönen Übersetzung wegen das Buch auch den Lesern größerer Volksbüchereien gelegentlich anbieten könnte.

G. Kohfeldt (Rostock).

Le Coq, A. von: Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittelasiens. Mit 225 Abb. Berlin: Dietrich Reimer 1925. 107 S. Lw. 30,—.

Im ersten und um die Wende des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung hat im heutigen Ost-(Chinesisch-)Turkistan eine reiche Kultur geblüht, die, erst von Völkern indischer und iranischer Herkunft, später von den türkischen Uiguren getragen, dieser Völkermischung und dem Charakter des Landes als Durchgangsland entsprechend, ihre Bestandteile aus drei Himmelsgegenden bezogen hat: die Religion in den Formen des Buddhismus und Manichäismus aus dem

indischen Süden und persischen Westen, künstlerische Anregungen ebendaher und aus dem hellenistischen Vorderasien, später in steigendem Maße aus dem chinesischen Osten. Erhalten sind uns die Reste dieser Kultur teils verschüttet im Sand der Wüsten des Tarimbeckens, teils in reich ausgemalten Tempelhöhlen an seinen Rändern. An der Aufdeckung dieser vergessenen Welt haben neben Engländern, Russen, Franzosen und Japanern in erster Linie Deutsche gearbeitet: die „K. preußischen Turfanexpeditionen", die das Berliner Museum für Völkerkunde unter seinen Direktoren Grünwedel und von Le Coq ausgesandt hat, werden immer zu den wissenschaftlichen Großtaten der 1914 zu Ende gegangenen Epoche gehören, ebenbürtig den Arbeiten der Deutschen Orientgesellschaft in Mesopotamien und Babylonien. Die Ergebnisse in Gestalt der mit unendlicher Mühe und Sorgfalt von den Höhlenwänden abgenommenen Fresken und zahlreicher dem Sand entrissener Schriftstücke und Kleinfunde füllen das Berliner Museum. Ihre Veröffentlichung ist in mustergiltig ausgestatteten großen Tafelwerken erfolgt, deren naturgemäß hoher Preis auf ihre Verbreitung notwendigerweise von Einfluß war. So hat Dr. von Le Coq zu seinen Verdiensten um Aufdeckung, erste Veröffentlichung und museale Aufstellung dieser Schätze nunmehr ein neues gefügt, indem er in dem hier angezeigten handlichen Foliobande um einen erschwinglichen Preis die wichtigsten dieser Funde in guten Autotypien wiedergibt, durch die Beifügung entsprechender Stücke aus den oben genannten Nachbargebieten die kulturellen Verknüpfungen deutlich macht und in tief eindringenden Einführungskapiteln Kleidung, Waffen, Gemälde, Skulpturen und Architektur einzeln behandelt. Auf Einzelfragen einzugehen, zu denen übrigens ein dem Bande beigegebenes Literaturverzeichnis hinweisen kann, ist hier nicht der Ort. Nachdrücklich aber sei das Buch großen Büchereien mit wissenschaftlich gerichtetem Leserkreis zur Anschaffung empfohlen. E. Gratzl (München).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Niedermayer, Oskar von: Unter der Glutsonne Irans. Kriegserlebnisse der deutschen Expedition nach Persien und Afghanistan. Dachau: Einhorn-Verlag 1925. 331 S. mit Karte und Tafeln. 7,—.

Börnstein-Bosta, F.: Mandana Baschi. Reise und Erlebnisse eines deutschen Arztes in Afghanistan. Berlin: R. Hobbing 1925. 176 S. mit Karte und Tafeln. Lw. 12,—.

Trinkler, Emil: Quer durch Afghanistan nach Indien. Berlin: K. Vowinckel 1925. 235 S., 70 Abb., davon 2 farb., 1 Karte. 8,50.

Zwei große Kriege, 1839—1841 und 1878—1881, haben England mit Afghanistan in Berührung gebracht und eine ziemlich umfangreiche englische Literatur über das Land im Gefolge gehabt. In den Gesichtskreis des deutschen Zeitungslesers ist das Land getreten, als 1885 ein afghanisch-russischer Grenzstreit zu einem englisch-russischen Krieg zu führen drohte; und die zwei Bücher, die der deutsche Büchermarkt jahrzehntelang als die einzigen über das Land kannte (Roskoschnys Afghanistan, eine unselbständige Kompilation, und Jaworskys aus dem Russischen übersetzter Gesandtschaftsbericht) sind dem kurzlebigen Interesse dieses Jahres entsprungen. Seither blieb das Land von Europäern fast unbetreten, da Rußland, England und die Landesregierung selber gleich eifersüchtig die Unüberschreitbarkeit seiner Grenzen bewachten. Der dritte englisch-afghanische Krieg 1919 ist bei uns kaum beachtet worden. Trotz mangelnder Waffenerfolge hat er den Afghanen die volle Unabhängigkeit gebracht, da England, überdies anderweitig genügend beschäftigt, im mittleren Osten nach dem Sturz des Zarenreiches keine Gefahr mehr drohen glaubte. So hat dieser letzte sieglose Krieg das Land für Europäer, hauptsächlich Ärzte, Techniker, Lehrer in Regierungsdiensten geöffnet, nachdem schon mitten im Weltkrieg ein deutscher Offizier den Schleier zerrissen hatte. Als unmittelbare Folge seiner Tat erscheinen nun fast gleichzeitig drei deutsche Werke über das so lange unbekannt gebliebene Land, in denen drei Männer, verschieden

an Beruf wie Charakter, ihre Erlebnisse schildern: Soldat und Forscher der erste, beseelt von der Energie des Tatmenschen; der zweite, Arzt, ganz dem Tag und der nächsten Pflicht hingegeben; der dritte, Gelehrter, der nach getaner Arbeit Zeit findet, die weite stille asiatische Landschaft mit Gemüt und Phantasie zu erfassen.

Das wichtigste der drei Werke ist das zuerst genannte. Der damalige bayerische Oberleutnant Niedermayer war bei Kriegsausbruch eben von einer zweijährigen Forschungsreise in Ostpersien zurückgekehrt. Als in Berlin der Plan auftauchte, den Engländern im Osten Schwierigkeiten zu bereiten, wurde er im September 1914 aus den Kämpfen vor Nancy abberufen. Selbst von der Erfolgsmöglichkeit seiner Aufgabe nicht voll überzeugt, aber nichtsdestoweniger Geist und Leben voll daran setzend, führt er unter größten Schwierigkeiten, die die neutralen Rumänen ebenso wie die befreundeten Türken entgegenstellen, Menschen und Material seiner Expedition nach Persien, schafft in dem trotz seiner Neutralität von russischen und englischen Truppen überlaufenen Lande unter treuer Mitarbeit seiner Kameraden ein Netz von Stützpunkten und erreicht endlich — es war viel Zeit darüber verstrichen — durch den unwirtlichsten Teil der persischen Wüste und durch den russisch-englischen Postengürtel durchbrechend nach furchtbaren Entbehrungen und schweren Verlusten die Grenzstadt Herat und bald darauf die Residenz Kabul. Nach langen Verhandlungen, die die ungünstige Wendung auf dem asiatischen Kriegsschauplatz fruchtlos machte, erfolgt die Rückkehr: allein und verkleidet stiehlt er sich durch russisches Gebiet nach Persien und dort nochmals durch die russischen Linien zur türkischen Grenze; zwei Jahre nach dem Ausmarsch erreicht er das türkische Heer, allein, ausgeraubt, krank und verwundet, aber ungebrochenen Mutes und bereit, in kurzem auf anderem Kriegsschauplatz wieder seinen Mann zu stellen.

Die Schilderung dieser Fahrt ist eines der spannendsten Kriegs- und Abenteuerbücher geworden, das wir besitzen, wahrhaft in jedem Wort, menschlich vornehm in der Art, wie jedem Mitarbeiter das volle Maß seiner Leistung bestätigt wird, ergreifend durch den Ton echter Kameradschaft, mit dem des treuen Dieners Jacob gedacht wird, eines bayerischen Chevauxlegers, der vor Kabul den Entbehrungen erlag. Das Buch ist eine wichtige Geschichtsquelle und zugleich ein echtes Volksbuch, das in jede Bücherei gehört.

Kürzer können die beiden anderen Bücher beurteilt werden, deren Verfasser in ruhigeren Zeiten Afghanistan durchquerten. Börnstein-Bosta, früher Marinearzt, ist im Mai 1923 als Regierungsarzt durch Rußland und Turkestan über Herat nach Kabul gegangen und ist ein Jahr später über Indien heimgereist. Arbeit und Erlebnisse dieses Jahres schildert er mit gutem Humor; von tiefergehender Bedeutung ist, was er über die Schwierigkeiten zu sagen hat, die dem in Sold und Pflicht einer orientalischen Regierung arbeitenden Europäer erwachsen. Der etwas gesuchte Titel gibt (nicht ganz richtig) eine Grußformel wieder.

Wenig später hat Dr. Trinkler, ein junger Münchener Geologe, das Land auf der gleichen Linie durchreist, hat dann von Kabul aus einen großen Vorstoß in den Hindukusch unternommen, hat die wichtige Grenzstadt Peshavar gründlich, einen Teil Nordindiens flüchtig kennen gelernt. Seine wissenschaftliche Bildung macht seine Beobachtungen wertvoll, ein liebenswürdiges Temperament gibt seinen Schilderungen Reiz. Der Bilderschmuck seines Buches ist sachlich und technisch dem der beiden anderen Werke überlegen.

Die atemraubende Spannung des Niedermayerschen Buches muß natürlich den zwei andern Büchern fehlen. Um der Neuheit des Gegenstandes willen sollte aber jede größere Bücherei mindestens eines von beiden einstellen.

E. Gratzl (München).

Die deutschen Alpen. Ein Bilderbuch mit hundert Bildern. Geleitwort und Bildertext von Hans Karlinger. Dachau bei München: Einhornverlag.

Der Rhein. Ein Bilderbuch mit über hundert Bildern. Geleitwort von Wilhelm Schäfer. Ebenda. Kart. 2,80, Hlw. 4,—.

Das deutsche Meer. Ein Bilderbuch mit hundert Bildern. Geleitwort und Bildertext von Hans Much. Ebenda.

Unter den zahlreichen Bilderbüchern zur Heimat- und Kunstgeschichte, die uns die letzten Jahre gebracht haben, nehmen die drei vorliegenden insofern einen besonderen Platz ein, als sie ein jeweils einheitliches und verhältnismäßig großes Gebiet zusammenfassend behandeln. In großem Quartformat bieten sie den ausgezeichnet gewählten Abbildungen genügenden Raum zur Entfaltung, auf die Unterschriften zu den einzelnen Bildern ist die erfreulichste Sorgfalt verwandt. Auch von den Einführungen ist nur Rühmliches zu sagen. Hans Karlinger ist unter den drei Bearbeitern auf das Volkskundliche eingestellt, und das rechtfertigt sich bei dem deutschen Alpenlande (Tirol und die bayrischen Alpen) schon durch die ungemeine Vielfältigkeit der Bewohner, die von Tal zu Tal in ihrer Eigenart wechseln. Wilhelm Schäfer gibt dem herrlichen Bilderband, der den Rhein von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung begleitet, einen machtvoll dahinrauschenden Hymnus auf den großen Strom mit, der ihn in seiner Einzigartigkeit zu fassen strebt und ihn zu einem fast lebendigen Wesen macht. Hans Much, der feinsinnige Kenner und Deuter nordischen Backsteinbaues, versucht den Stimmungsgehalt der deutschen Meeresküsten zu bannen, und auch sein Aufsatz wird zu einem hohen Liede deutschen Landes und deutscher Art. — Die sehr schönen Bände sollten in keiner Bücherei fehlen. Wie man sie als Bildermaterial für die Volkshochschule lebendig machen kann, dafür nur ein Beispiel. Man halte und zeige nebeneinander das Bild vom Seitenschiff der Marienkirche in Stralsund als Typus nordischer Innengotik und den Chor der Franziskanerkirche in Salzburg: zwei Gegensätze von so ungeheurer Einprägsamkeit, daß es des deutenden Wortes kaum noch bedarf. — Diese Bände prediger lauter als alle Worte die unausschöpfbare Schönheit deutschen Landes und deutscher Kunst und helfen die verschütteten Quellen unserer besten Kräfte wieder freimachen.

W. Schuster (Kattowitz).

Borrmann, Martin: Sunda. Eine Reise durch Sumatra. Frankfurt a. M.: Frankf. Societäts-Druckerei 1925. 296 S. mit eingekl., z. T. farb. Abb. Lw. 25,—.

An deutschen Reisewerken über Niederländisch-Indien ist kein Mangel. Aber weitaus die meisten beschäftigen sich mit Java, während die nordwestlichste der großen Inseln, weniger leicht zugänglich, auch im Innern weniger erschlossen und überdies jahrelang in ihrem Norden durch die Kämpfe mit dem fremder Herrschaft sich nur unwillig fügenden Volk von Atjeh erschüttert, stiefmütterlicher behandelt wurde. So wird man gerne zu dem stattlichen Buche des jungen Königsberger Novellisten greifen, dem ein gutes Geschick eine Reise nach Nordsumatra beschert hat. Das Buch setzt ein wenig allzu literarisch und persönlich ein; aber die Fülle der neuen Eindrücke führt den Verfasser bald zur Sachlichkeit und dann folgen Schilderungen und Betrachtungen über (ich nenne nur einiges) Tabakbau, soziale Seite der Plantagenwirtschaft, holländische Verwaltungsart, Aussätzigenpflege, Missionsarbeit, Kino und Eingeborene, Nationalismus und Internationalismus, die ebenso von scharfer Beobachtung wie von klugem Nachdenken und schöner Menschlichkeit zeugen.

Das Buch, an dem die vornehme Einfachheit von Druck und Einband gerühmt werden muß, empfängt seinen besonderen Schmuck durch die Aquarelle und Zeichnungen Siegfried Sebbas. Der Preis wird freilich nur ganz großen Büchereien die Erwerbung möglich machen. E. Gratzl (München).

Faber, Kurt: Rund um die Erde. Ludwigshafen: Haus Chotzky. XII, 309 S. Geb. 5,—.

Das ist in der Tat wieder mal ein Buch, an dem jung und alt, einfache und gebildete Leser, soweit sie ihr Herz für die kraftvolle Ursprünglichkeit einer so „simpeln" Lebensbejahung empfänglich gehalten, ihre helle Freude haben können. Kurt Faber ist ein „geistiger" Bruder Erwin Rosens, des „deutschen Lausbuben in Amerika", als den er sich übrigens schon durch seine früheren Bücher erwiesen hat. Er ist nicht nur ein echter Zunftgenosse der „Tramps", jener

„unübersetzbaren“ Weltenbummler, Landstreicher und Gelegenheitsarbeiter in dem ganzen Schimmer ihrer amerikanischen Romantik, sondern ebensosehr ein guter deutscher „Taugenichts“, dessen hundertfältige Ansätze, ein smarter, dollarmachender Yankee zu werden, das Erbteil seines deutschelsäßer Blutes immer wieder zuschanden macht. Doch das wäre noch alles nichts, wenn er nicht so frisch und anschaulich, so straff und spannend und doch gelegentlich auch nachdenklich von seinen siebenjährigen „Irrfahrten und Abenteuern eines Grünhornes“ erzählen könnte, daß „die brennende Sehnsucht nach der blauen Ferne und die Lust nach dem bocksbeinigen wildäugigen Abenteuer“ auch im Leser aufsteigt. Was er in seinen Büchern „Unter Eskimos und Walfischfängern“ und „Dem Glücke nach durch Südamerika“ übergangen hatte, das bringt er hier, von seinem Auskneifen im Zwischendeck eines Dampfers nach New York bis zur Rückkehr über Australien und Marseille in der Hölle des Heizraumes. In der Hauptsache ist es Nord- und Mittelamerika, das er von New York über Texas bis nach Kalifornien als junger Bursche durchquert hat. Aber es fesselt den Leser nicht nur das abenteuerliche, bunt wechselnde Schicksal des „Grünhorns“, sondern ebenso das aus der Fülle von scharf gezeichneten Eindrücken grauenhaft hervortretende Bild der verödeten Neuen Welt, welche die Seele des Menschen und der Natur (im menschlichen Bereiche) getötet hat. B. Sauer (Stettin).

Galwan, G. R.: Als Karawanenführer bei den Sahibs. 25 Abb. Berlin-Grunewald: Vowinckel 1924. 267 S. Lw. 6,—.

Auf Anregung eines „Sahib“, eines in Zentralasien gereisten Engländers, hat der Karawanen- und Troßführer Gulam Rassul Galwan, der afghanischen Blutes entstammt und in Ladak geboren ist, seine Lebensgeschichte und insbesondere seine Erlebnisse in den Diensten der Sahibs in englischer Sprache, aber in seiner Denkungsart und Anschauungsweise niedergeschrieben. Das Buch stellt gewiß eine neuartige Erscheinung auf dem europäischen Büchermarkte dar und ist deshalb reizvoll, weil hier ein eingeborener Asiate, noch dazu allerärmster Herkunft und ohne bildungsmäßige Beeinflussung unmittelbar einen Einblick in sein Seelenleben gibt. Es muß jedoch bemerkt werden, daß der Reiz dieses Buches sich nicht jedem Leser erschließen wird, nur wenige werden sich die Mühe machen, das Buch ganz durchzulesen. Aus diesem Grunde wird es nur für große Volksbüchereien mit entsprechendem Leserkreis zur Einstellung in Frage kommen.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Goeßler, P.: Der Urmensch in Mitteleuropa. 40 Taf. mit erläuterndem Text. Stuttgart: Franckh 1924. 87 S. Geb. 11,50.

Die Altertümersammlung zu Stuttgart besitzt eine von dem verstorbenen Anthropologen und Urgeschichtsforscher Dr. Alfred Schliz zusammengestellte anthropologische Reihe, in der 30 Menschenschädel in zeitlicher Ordnung eine geschichtliche Übersicht der Entwicklung des Menschen in Südwestdeutschland darstellen. Außerdem liegen bei jedem Schädel die jeweils bezeichnendsten menschlichen Erzeugnisse aus Stein, Bein, Ton und Metall aus der entsprechenden Kulturstufe, so daß also zugleich mit der Ausstellung der Schädel auch eine Übersicht über die Geschichte der menschlichen Kultur Europas gegeben wird. An Hand dieser von Schliz ausgeführten Arbeit gibt der Verfasser, der Direktor der staatlichen Altertümersammlung in Stuttgart, in dem vorliegenden Bilderatlas eine Darstellung des Urmenschen Mitteleuropas in seiner natürlichen und kulturellen Eigenart unter dem Gesichtspunkte von Entstehung, Entwicklung und Durchkreuzung. Kein anderes Werk kann ein derartig reichhaltiges Tatsachenmaterial aus den feststehenden Ergebnissen der Urgeschichte in einer so klaren Übersichtlichkeit wie hier aufweisen. — Der begleitende Text zu den Tafeln übermittelt dem Leser einen für weitere Kreise bestimmten Querschnitt durch das heutige sichere Wissen, ohne im allgemeinen auf die neuen eigenen Forschungsergebnisse des Verfassers näher einzugehen. Die Worte sind knapp, aber sachlich und klar. Man gewinnt den Eindruck, als ob ein sachkundiger Führer einen Laien durch die Räume des Museums führe und ihm mit treffenden, kurzen Worten jeden Gegenstand erkläre,

ohne aber dabei die Zusammenhänge aus dem Auge zu lassen. Diese Sachlichkeit erfordert trotz der allgemeinverständlichen Sprache große Aufmerksamkeit des Lesers; das Buch verlangt ein ernstes Studium, wer nur leichte Kost verträgt, soll die Finger davon lassen. — Für größere und mittlere Büchereien.

W. Klein (Essen).

Up de Graff: Bei den Kopfjägern des Amazonas. Sieben Jahre Forschung und Abenteuer. Mit 31 Abb. und 1 Kt. Leipzig: Brockhaus 1924. 326 S. Lw. 15,—.

„Die Sehnsucht, die verborgenen Tiefen der Natur zu durchdringen, verbunden mit der reinen Freude am Abenteuer um des Abenteuers willen, war es, die mich antrieb, die Reisen zu unternehmen, von denen dieses Buch einen schlichten Bericht gibt" sagt der Verfasser in der Vorrede sehr zutreffend von sich und seinen Aufzeichnungen. Abenteuerlich in hohem Grade sind die Erlebnisse des jungen Nordamerikaners, der sich ohne jede Verbindung mit seinen Angehörigen und der zivilisierten Welt überhaupt von 1894—1901 auf den Flußläufen und in den Urwäldern des oberen Amazonenstromgebietes umhertrieb mit handfesten weißen Gesellen, die sich in einer der Randsiedelungen mit ihm verbanden oder mit wilden Indianern, die von „Europas übertünchter Höflichkeit" noch nichts kannten, ohne deswegen freilich weniger gefährlich zu sein. Das gilt insbesondere von den Jivaros, die sich nicht wie ihre einstigen nordamerikanischen Verwandten mit den Skalpen ihrer gefangenen Feinde begnügen, sondern ihren ganzen Kopf als Beute nehmen und nach einem besonderen, von up de Graff zuerst miterlebten Verfahren präparieren. So erfreulich einerseits die Schlichtheit ist, mit der von den großen Gefahren und oft unsäglichen Mühen, von dem Leben des unbekannten furchtbaren Urwaldes und seiner Bewohner erzählt wird, so liegt in ihr doch auch eine nicht zu verkennende Schwäche des Buches, das von dem Schriftsteller Cuninghama Graham überarbeitet ist; die Zusammenstellung ist nicht ganz geschickt und der Stil läßt manches zu wünschen übrig, das man dem Überarbeiter und dem Übersetzer nicht durchgehen lassen soll. Denn die Fülle von Reisebeschreibungen, die der deutsche Verlagsbuchhandel gegenwärtig auf den Markt bringt, berechtigt und ermöglicht, auch an die literarische Form größere Ansprüche zu stellen. B. Sauer (Stettin).

Günther, Hans F. K.: Kleine Rassenkunde Europas. München: Lehmann 1925. 213 S., 20 Ktn., 353 Abb. Brosch. 6,—, Hlw. 8,—.

Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes" hat in den drei Jahren seit Erscheinen der ersten Auflage einen solchen Anklang gefunden, daß die Herausgabe einer 6. Auflage notwendig wurde. Und da die bisherige Ausgabe schon fast zu einer Rassenkunde Europas geworden ist und eine kürzere Darstellung des Stoffes wünschenswert war, hat der Verfasser eine Stoffverteilung vorgenommen. Die Rassenkunde des deutschen Volkes konnte auf diese Weise von manchem, was in eine Rassenkunde Europas hineingehört, entlastet werden. So entstanden zwei Bücher, die zwar in sich durchaus selbständig sind, jedoch für jeden, der sich näher mit rassenkundlichen Fragen beschäftigt, zu gegenseitigen Ergänzungen wurden. Die Rassenkunde Europas ist das allgemeinere Werk, die Rassenkunde des deutschen Volkes das speziellere. Diese Stoffteilung hat den Vorteil, daß jedes Buch kürzer wurde, den enger gezogenen Grenzen des Titels entsprechend aber inhaltsreicher. Schrifttumsnachweise sind möglichst vermieden worden, so daß dieses vorliegende Buch noch mehr als das andere dem Bedürfnis nach einer allgemeinverständlichen Darstellung entspricht. — Günthers Werk hat wesentlich dazu beigetragen, im deutschen Volke den Blick für Rassenunterschiede zu schärfen. Unser Volk muß aber noch mehr als bisher erkennen, daß es überhaupt eine Rassenfrage gibt, denn rassenkundliche Erkenntnis ist für die Ertüchtigung der Völker von größter Bedeutung. „Gelingt es, wirklich die ganze Nation bis in die einzelne Familie über Wesen, Ziel und Machtmittel der Volksaufartung und Erbkunde tiefgründig und nachhaltig aufzuklären, dann wird ein

neues Deutschland verjüngt und gekräftigt wie ein Phönix aus der Asche emporsteigen." (Der Türmer. 1925. Heft 12. S. 570.) Trägt fremdes Blut im deutschen Volkskörper den Sieg davon, dann werden die Wege zu neuer Kraft und neuem Leben der deutschen Politik und Kultur verschüttet. Günthers überzeugende, gedankenreiche Werke sollten darum in keiner Volksbücherei fehlen.

W. Klein (Essen).

Haardt, G. M., u. L. Audouin-Dubreuil: Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil. 53 Abb. Berlin-Grunewald: Vowinckel 1924. 200 S. Lw. 6,—.

Diese im Jahre 1922 von französischen Offizieren in vier von der Pariser Automobilfabrik Citroén erbauten sogenannten Raupenautomobilen ausgeführte Fahrt von der algierischen Küste mitten durch die ungeheure Sandwüste der Sahara bis nach Timbuktu am Niger und von dort auf gleichem Wege zurück ist politisch gesehen eines der wichtigen Glieder in der Kette des französischen Imperialismus zur Abrundung und Sicherung des afrikanischen Kolonialreiches. Das Buch schildert nun diese in technischer Hinsicht durch Wege und Brückenbau, Anlage von Tankstellen und Reparaturwerkstätten gut vorbereitete Fahrt in ihren einzelnen Teilstrecken. Es beschreibt die Eigenart der Wüstenlandschaften und die mannigfachen Vorkommnisse, wie sie mit einer Reise über derartig riesige Wegstrecken unvermeidlich verbunden sind. Doch im großen und ganzen wickelt sich diese Unternehmung von Anfang bis zu Ende nüchtern und programmäßig ab. Große und mittlere Volksbüchereien kommen für die Anschaffung dieses Buches in Frage, das dem Leser in geographischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht, sowie an Spannungsreizen keinen wesentlichen Gewinn bietet.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Herbst, Leo: . . . . und der König tanzt . . . Tropenskizzen. Mit Buchschmuck von Hans Both. Berlin: Safari-Verlag 1922. 226 S. Hlw. 2,25.

In dreizehn stimmungsgesättigten Skizzen in der Art von Wenigs „In Monsun und Pori" gibt der Verfasser Bilder aus dem Kamerun der Kriegszeit. Aber mehr noch als bei Wenig ist die Darstellung des Kriegerischen als Selbstzweck zurückgetreten hinter die Einfühlung in die Großartigkeit der Urwaldnatur und die Urwaldseele des Negers, die, „ein Rätselwesen versunkener Jahrtausende, dich mit abgrundtiefen, unheimlichen, ewig fremden Augen anstarrt!" Herbst schildert die Bewährung des Schwarzen im Kampfe, aber er versteht auch den Blutrausch seiner Rasse, die man gezwungen hat, auf Weiße zu schießen. Ursprüngliche Kultur und Weisheit ahnt er in ihrem verlorenen Blick und ein leiser gesunder Ekel vor der Zivilisation des weißen Herrenvolkes spricht aus den aufrichtigen Zeilen, über denen ein Hauch von der Unendlichkeit des tropischen Urwaldes liegt. Das Buch ist spannend und anschaulich. B. Sauer (Stettin).

Köhler, Werner: Oberbayrische Fahrten.
— Rothenburg und das Taubertal.

(Band 3 und 4 der „Deutschen Fahrten".) Berlin: Schneider 1925. 220, 230 S. Beide Werke mit je 190 meist ganzseitigen Abb. Je Hlw. 8,—.

Die Oberbayrischen Fahrten von Werner Köhler sind ein rechtes Buch zum Lust- und Plänemachen, geschrieben von einem, der das Wandern im deutschen Sinne gründlich versteht und zum Schauen geboren ist. Er klebt nicht an den hergebrachten Veduten, sondern bringt in seinen ausgezeichneten Naturaufnahmen fast durchweg stofflich Neues, d. h. Neues für den norddeutschen Durchschnittsreisenden, dessen bayrische Erlebnisse in der Regel erst in München beginnen. Wieviel an unvergleichlichem Kulturgut bei solchen Allerweltsreisen eigentlich übersehen wird, das ruft er uns ins Reisegewissen und führt es uns in Aufnahmen von hoher geschmacklicher Vollendung vor. Aus den stillen Dörfern und den anheimelnden

Ecken, aus unbekannten Privatmuseen, Friedhöfen und alten Gäßchen der trauten oberbayrischen Nester zieht seine Sachkunde überall das künstlerisch Wesentliche ans Licht, und von seinen Entdeckerfreuden weiß er dann so anziehend und zugleich so belesen zu plaudern, daß wir gar nicht merken, welche Fülle von Wissen uns ganz beiläufig in diesen Schilderungen zufließt. So sind die Oberbayrischen Fahrten ausgezeichnet geeignet zur Vor- und Nachbereitung einer Reise nach Oberbayern und werden nicht nur jedem Freunde dieser dem deutschen Herzen vor allem teuern Landschaft eine willkommene Gabe sein, sondern auch allen, die in einer guten Reiseschilderung aus deutschen Gauen Erbauung und Belehrung suchen. —

Köhlers Fahrt ins Frankenland beginnt bei Wertheim, wo der braune Main die schmucke Tauber zu sich nimmt, und endet im Dorfe Wettringen, wo ein bescheidener Trog, in einen Baumstamm gehöhlt, die Tauberquelle auffängt. Dazwischen, im Taubertale, reihen sich die lieben „altfränkischen" Städtchen und Dörfer wie Perlen an der Schnur, Kleinod an Kleinod, vom schöpferischen Geiste der deutschen Vergangenheit geformt, bis hinauf zu dem idyllischen Rothenburg, dem unvergleichlichen Schaustück der ganzen Kette. Hier wandern wir durch unter des Verfassers kundiger Führung. Er läßt die altersgrauen Steine reden und aus dem verwitternden Schnitzwerk den Schaffensrausch des Meisters wieder aufstehn, der ihre Form prägte. Dazwischen hinein streut er aus der Fülle seines historischen und kunstgeschichtlichen Wissens die anziehenden kleinen Historien, die prickeln wie alter Wein zur Zeit der Rebenblüte. Dinge werden lebendig, die sonst nur in alten Urkunden und vergessenen Scharteken schlummern, und längst entschlafene Berühmtheiten sagen ihr Sprüchlein auf in einer Mundart, die man wohl seit der Zeit der Bauernkriege nicht mehr hörte. So geben die Fränkischen Fahrten Köhlers nicht etwa nur das Abbild einer schweigenden, in die Gegenwart hineingestorbenen Kulturlandschaft, sondern ein in allen Einzelheiten bewegtes Wandelbild voll farbigen Lebens, das hindurchleuchtet durch den grauen Schleier der Gegenwart. Das Buch ist kein illustrierter Bädeker, sondern die Vorwegnahme deutscher Erlebensmöglichkeiten und deutscher Schauseligkeit durch einen kundigen und wohlbefahrenen Wandersmann. Beide Werke sind für mittlere und größere Büchereien zu empfehlen.

F. Plage (Frankfurt a. d. O.).

Protzen, Otto: Vierzig Jahre auf dem Wasser. Mit 16 Vollbildern und 1 Kt. Braunschweig: Westermann 1924. 338 S. Lw. 10,—.

— Vom Schwarzwald zum Schwarzen Meere. Eine Kajakfahrt donauabwärts. 2. Aufl. Mit 70 Abb. u. 1 Kt. Braunschweig: Westermann 1923. XI, 253 S. Hlw. 8,—.

Diese beiden, in den letzten Jahren neuaufgelegten Bücher des vor einigen Monaten verstorbenen Landschaftsmalers und Sportsmanns Otto Protzen verdienen die Beachtung des Volksbibliothekars in weitestem Maße. Es sind Wanderbücher eigener Art, die mit der Romantik und Abenteuerlichkeit persönlicher Erlebnisse im Wassersport anschauliche, fein empfundene, oft kulturgeschichtlich bereicherte und immer stilistisch gepflegte Landschaftsschilderungen verbinden und in ihrer aufrechten, gesunden und humorvollen Männlichkeit und in ihrer Heimatliebe auch menschlich sehr ansprechen. Als einer der ersten hat Protzen das heute sich mehr und mehr ausbreitende Wasserwandern geübt und solcherart 40 Jahre hindurch als Ruderer, Segler, — auch Regatta-Segler — und Paddler die deutsche Heimat in ihrem Netz von Flüssen, Seen und Kanälen, an ihren Küsten der Nord- und Ostsee bis nach Dänemark und Schweden hinauf durchstreift. Die einzelnen, aus seinen Logbüchern und Studienmappen im ersten dieser beiden Werke herausgegebenen Berichte erzählen davon in unterhaltsamster Weise. Als einheitliche Darstellung bedeutender ist die hervorragende Schilderung seiner Kajakfahrt die Donau abwärts „vom Schwarzwald zum Schwarzen Meere", die Protzen im Kriegsjahr 1917 in militärischem Auftrage unternahm. Hier schließen sich Reisebilder und -erlebnisse zu einer volltönenden Symphonie des Donaustromes zusammen, in der die einzelnen Landschafts- und Völkerfolgen des gewaltigen Fluß-

laufes, seine wirtschaftlichen Werte als Hauptverkehrsader Mittel- und Südosteuropas und die kulturellen Leistungen des deutschen Militärs an seinen Ufern die Themen sind. — Beiden Büchern gab Protzen eine Reihe stimmungsvoller Landschaftsbilder bei. Jede Bücherei sollte sie einstellen, da sie jung und alt, anspruchslose und anspruchsvolle Leser in gleicher Weise zu fesseln und anzuregen vermögen, wenngleich der gelegentlich mit Reminiszenzen höherer Schulbildung befrachtete Stil ganz primitiven Lesern nicht alle Reize der Darstellung eröffnen wird. B. Sauer (Stettin).

Rohrbach, P.: Die Länder und Völker der Erde. (Die Blauen Bücher.) Königstein: K. R. Langewiesche 1925. 323 S. Kart. 3,30.

Das vorliegende Buch Paul Rohrbachs, das die Ergänzung zu seiner „Geschichte der Menschheit" als der „Weltkunde anderer Teil" bildet, ist eine straff gefaßte Erdbeschreibung, die dem Kenner nichts Neues bietet. Der eigentliche Wert des Buches liegt vielmehr darin, daß sein Verfasser die Hauptwesenszüge im Antlitz der Erde scharf herausgearbeitet hat und ins hellste Licht rückt, um aus ihnen sichere Grundlagen für die Erkenntnis der wirtschaftlichen, politischen und historischen Struktur der einzelnen Länder und Völker zu gewinnen. Es stellt sich somit als ein unentbehrliches Vademecum für jeden dar, der gestützt auf die Kenntnis der natürlichen Grundlagen der einzelnen Länder sich ein Urteil bilden will über weltpolitische und weltwirtschaftliche Zusammenhänge und Möglichkeiten sowie deren naturgegebene Grenzen. Das klar und anschaulich, weil aus eigener Anschauung des vielgereisten Verfassers geschriebene Buch wird schon in den kleinen Volksbüchereien, die sich große erdkundliche Werke nicht anschaffen können, treffliche Dienste leisten. Sehr gewinnen würde es allerdings durch Beigabe mehrerer morphologischer, wirtschafts- und politisch-geographischer Übersichtskarten der einzelnen Erdteile, die sich wie der Text auf das Wesentliche zu beschränken hätten. Denn einen handlichen Atlas hat nicht jeder stets zur Hand.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Schweitzer, Albert: Zwischen Wasser und Urwald. München: Beck 1925. Ill. 154 S. Lw. 5,—.

Der als protestantischer Theologe, Philosoph und Bachkenner bekannte Verfasser berichtet in diesem bedeutsamen Buche von seinen „Erlebnissen und Beobachtungen als Arzt im Urwalde Äquatorialafrikas". Tiefes, aus echter Christenliebe genährtes Mitleiden mit dem körperlichen Elend der Eingeborenen gerade des Urwaldes treibt den schon Dreißigjährigen von Lehrstuhl, Orgelkunst und Schriftstellerei zum Studium der Medizin. Anfang 1913 verläßt er mit seiner Frau das heimatliche Straßburg, um nach der Missionsstation Lambarene am unteren Ozowe zu ziehen und dort als wahrer Kulturpionier in christlichem Geiste zu wirken. Mit schlichter Wärme erzählt er von den ungeheuren Aufgaben, die dort auf den Arzt warten, und wie er sie an seinem Teile — in aufopfernder Weise — zu lösen bemüht gewesen ist. Scharf sind seine Beobachtungen der Landschaft, der widerspruchsvollen Negerseele, des Missions- und Wirtschaftslebens; tiefgründig seine darauf gegründete Erörterung der „Sozialen Probleme im Urwald", wie der wirtschaftlichen Verwendbarkeit des Negers, Arbeitszwang und Konzessionen, der wirtschaftlichen und intellektuellen Emanzipation, Polygamie und Frauenkauf, der christlichen Mission und des Schnapsvertriebes. In sachlichem Ernst deckt er den tragischen Gegensatz auf, der zwischen den kulturellen und den kolonisatorischen Interessen der Europäer besteht, die rassisch bedingte Polarität von Weiß und Farbig, von Kulturmensch und Primitivem, die nur durch ein wohlabgewogenes Vorgesetztenverhältnis zwischen Europäer und Neger zum Heil beider Rassen überwunden werden kann. Wahre Humanität verrät auch sein Grundsatz „daß wir die vorgefundenen Rechte und Sitten veredeln und an dem Bestehenden nichts ändern sollen". — Jedem Erwachsenen sei das äußerst sympathische und interessante Buch des edlen Elsässers zum ernsten Nachdenken über die wahren Kulturaufgaben von Kolonisation und Mission warm empfohlen.

B. Sauer (Stettin).

Stefansson, V.: Länder der Zukunft. Fünf Jahre im höchsten Norden. Mit 119 Abb. und 8 Ktn. Leipzig: Brockhaus 1923. 2 Bde. Lw. 30,—.

Die in den vorliegenden Bänden beschriebene, von der Kanadischen Regierung ausgerüstete und von Stefansson im Jahre 1914—18 geleitete Polarexpedition bedeutet einen wichtigen Markstein in der Erforschungsgeschichte der Polarländer. Sie hatte den Beweis für die vom Verfasser aufgestellte Behauptung zu erbringen, daß entgegen allen Äußerungen früherer Polarforscher und entgegen den Ansichten der in den Randgebieten der Polarländer lebenden Eskimos die nördlich des amerikanischen Kontinents zwischen der Beaufortsee und Baffinsbay sich erstreckenden Meeres- und Inselräume von einer Tierwelt so reichlich belebt seien, daß nicht nur eine Expedition über beliebige Zeit hinaus von der jagdlichen Erbeutung dieser Tierwelt ihr Dasein zu fristen vermöge, sondern daß auch diese Gegenden für eine dauernde wirtschaftliche Ausbeutung in Frage kämen, und auf diese Weise dem Menschen neue Siedlungs- und Erwerbsmöglichkeiten erschlossen werden könnten. Die Expedition erstreckte sich über fünf Sommer und Winter in ununterbrochener Folge und erbrachte die Richtigkeit der aufgestellten These. Große Land- und Meeresflächen wurden auf dem Treibeis, zu Schiff, zu Fuß und mit dem Hundeschlitten überquert, teilweise neu entdeckt und kartographisch festgelegt. Auch in naturwissenschaftlicher und ethnographischer Hinsicht wurden hervorragende Ergebnisse gewonnen. Besonderen Wert dürfen die Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Kupfereskimos beanspruchen, deren der Natur jener Gegenden angepaßten Jagdmethoden vornehmlich beim Seehundsfang die Teilnehmer der Expedition sich zu Nutze machten. Die mit beispielloser Energie und Ausdauer durchgeführte Forschungsreise schildert Stefansson nun in anschaulichster Weise. Ausgezeichnete Photographien sind seinem Werke beigegeben. Große und mittlere Büchereien sollten mit diesem bedeutenden Werke den ohnehin nicht allzu reichen Bestand an Polarliteratur bereichern. Für kleinere Volksbüchereien ist besser die gekürzte Ausgabe zu empfehlen, die auch schon vorliegt.

H. Horstmann (Gleiwitz).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Brehm, Alfred: Haustiere. Auswahl aus der 1. und 2. Aufl. von Brehms Tierleben. Leipzig: Bibliographisches Institut 1923. 264 S., 30 Abb. auf 16 Taf. Geb. 7,50.

Brehms Werke sind zu bekannt, als daß hier näher darauf einzugehen ist. Das Bibliographische Institut hat alles das, was Brehm in der ersten und zweiten Auflage seines „Tierleben" über die Haustiere schrieb, soweit sie Säugetiere sind, zusammengestellt, jedoch das Systematisch-Zoologische fortgelassen. Dem Freunde der Haustiere wird dieser Auswahlband willkommen sein, wenn ihm Brehms großes Werk zu umfangreich und zu teuer ist. Die alten, von Brehm selbst gutgeheißenen Holzschnitte genügen allerdings unseren heutigen Ansprüchen nicht mehr. — Für Büchereien, bei denen die Anschaffung der großen Ausgabe am Kostenpunkt scheitert.

W. Klein (Essen).

Marshall, William: Bilderatlas zur Tierkunde mit beschreibendem Text. Teil 3: Die Vögel. 2. Aufl. Leipzig: Bibliographisches Institut 1923. VIII, 174 S. 246 Abb. Geb. 8,—.

Die zweite Auflage des dritten Teils von Marshalls Bilderatlas zur Tiergeschichte weicht wesentlich von der ersten, im Jahre 1898 erschienenen ab. Viele der alten Bilder sind durch neue, bessere ersetzt worden, zum Teil verdrängten photographische Naturaufnahmen die Holzschnitte. Infolge des reichlicher vorhandenen Materials konnten eindrucksvollere Typen an die Stelle von weniger charakteristischen treten. Ein großer Teil der alten Zeichnungen blieb jedoch bestehen. — Auch die systematische Reihenfolge der Bilder und textlichen Erläute-

rungen wurde geändert, indem der Verlag das von Gadow 1893 entworfene System der Vögel zugrunde legte. Im allgemeinen sind aber trotz vielfacher Umstellungen und Ergänzungen des Textes die Grundsätze und die knappen, inhaltsreichen Erklärungen Marshalls beibehalten worden. — Das Format ist größer geworden, die Tafeln können dadurch mehr Bilder aufnehmen als bisher, so daß eine Vergleichung verwandter Vögel leichter ist. — Nur schade, daß nicht noch mehrere der alten Zeichnungen, die zwar früher als Meisterwerke galten, heute aber dem besser geschulten Auge des Naturfreundes nicht genügen, durch moderne Bilder ersetzt worden sind. — Da die Vögel bei Jung und Alt zur beliebtesten Klasse der Tiere gehören, eignet sich der Atlas auch schon für mittlere Büchereien. Wo die erste Auflage bereits eingestellt wurde und viel verlangt wird, sollte auch diese zweite angeschafft werden. W. Klein (Essen).

Schlenker, Georg: Botanische Streifzüge in Haus, Hof und Garten. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1925. Mit 96 Abb. 268 S. Lw. 4,—.

Unter den naturwissenschaftlichen Jugendbüchern des Union-Verlages erschien auch dieses Bändchen, das ohne Zweifel als durchaus wohlgelungen bezeichnet werden kann. Nicht nur die Güte der Abbildungen, die größtenteils aus photographischen Aufnahmen bestehen, sondern auch Anordnung und Art der Darstellung geben dem Buch den Stempel der Gediegenheit. — Der Inhalt baut sich vom räumlich Näheren zum Ferneren auf, mit den Zimmerpflanzen beginnend und bei den Gartenpflanzen endigend, dazwischen wird dann den Gewächsen am Fenster und am Hause, selbst denen, die sich auf dem Dache, im Hof und auf der Hofmauer niedergelassen haben, ihr Recht. Innerhalb der so gewonnenen Gruppen geht dann der Weg in zeitlicher Anordnung von den Winterpflanzen bis zu den Herbstgewächsen. — Der Verfasser gibt nicht nur eine Aufzählung und Beschreibung der in Frage kommenden Lebensformen, sondern versteht es in jedem Falle, auch die biologische Seite in den Vordergrund zu ziehen, sodaß nicht Pflanzenformen, sondern Wesen mit sinnvollen, merkwürdigen und fesselnden Lebenseinrichtungen vor dem Leser erstehen. — Da das Werkchen trotz aller wissenschaftlichen Gründlichkeit in einem leichtverständlichen Plauderton geschrieben ist, der nirgends nach Schema und Trockenheit schmeckt, kann es für Volksbüchereien nur empfohlen werden. Es kommt sowohl für die etwas reifere Jugend als auch für erwachsene Liebhaber in Betracht. C. Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Schramm, Albert: Deutschlands Verlagsbuchhandel. Leipzig: Tondeur & Säuberlich 1925. XV, 541 S. Lw. 25,—.

Der bekannte Leiter des Leipziger Buchmuseums hat in diesem handlichen und sehr gut gedruckten Nachschlagebuch von mehr als 4000 deutschen Verlagsbuchhandlungen, deren genaue Adresse, Gründungsjahr und gegenwärtiger Inhaber jeweils angegeben sind, in alphabetischer Reihenfolge auf Grund zweimaliger Fragebogenversendung zusammengestellt: welche Wissensgebiete sie pflegen, wer ihre hauptsächlichen Mitarbeiter und welches ihre Hauptverlagswerke sind. Freilich haben manche Verlage ihre Angaben vorerst noch recht knapp gehalten; aber da es sich dabei fast ausschließlich um unbedeutende Firmen handelt, ist auch so ein Hilfsbuch entstanden, das Sortimentsbuchhändlern, Bibliothekaren und Büchersammlern, aber auch Autoren, die im Zweifel sind, wo sie ein Werk unterbringen sollen, hochwillkommen sein wird. Ganz besonders werden sie für das eingehende Register dankbar sein, in dem das reiche und zuverlässige Material nach (beinahe 400) Sachworten erschlossen wird, sodaß man also mit je einer Nachschlagung feststellen kann, welche Verlage Radioliteratur oder Schriften über Freimaurerei, Esperanto usw. herausgegeben. Ein zweites Register zählt die Inhaber, Geschäftsführer und Direktoren in alphabetischer Reihenfolge auf. Sehr beachtenswert ist auch die Einleitung, in welcher Schramm aus seiner reichen Erfahrung heraus dem deutschen Buchhandel manchen guten Rat spendet. — Für die Lesesaalbüchereien. E. Ackerknecht.

W i n k e r, W.: Rheinland-Literatur. Ein Führer durch das gegenwärtige Schrifttum der rheinischen Heimat. Bonn: Röhrscheid 1925. Brosch. 1,50.

Zur Feier der tausendjährigen Zugehörigkeit der Rheinlande zum Reich erschienen, will das Büchlein „aus rheinischem Schrifttum auswählen, was Gegenwartswert und Allgemeinbedeutung hat". Es wird jedem, der sich aus Interesse oder von Amts wegen mit Rheinlandliteratur befassen muß, gute Dienste leisten und bedeutet in seiner Gesamtheit eine Führung zum guten Buch. Der oft unter der Flagge Heimatdichtung einherfahrende Kitsch ist gebührend gekennzeichnet. Wenn hier auf einen kleinen Schönheitsfehler — die Aufzählung sämtlicher Romane Lauffs im Anzeigenteil, nachdem der Schriftsteller zuerst in seiner Bedeutungslosigkeit gekennzeichnet ist — hingewiesen wird, so geschieht das nicht, um den Wert des Büchleins herabzusetzen, sondern um immer wieder einmal auf die Wichtigkeit eines streng kontrollierten Anzeigenteiles im Interesse der Buchberatung hinzuweisen. M. S c h ä f e r (Elberfeld).

C. Schöne Literatur.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

D o r f r o m a n e. Hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. Berlin: Warneck 1925.

3. Felder, Franz Michael: Nümmamüllers und das Schwarzokaspale. 239 S. Lw. 4,—.
4. Schmidt, Hermann von: Der Habermeister. Ein Volksbild aus den bayrischen Bergen. 243 S. Lw. 4,—.

An M. Meyrs „Regine" und H. Schaumbergers „Vater und Sohn" reihen sich in der Sammlung diese beiden Geschichten aus den Bergen. So sehr ein Unternehmen, das gute Erzählungen des vorigen Jahrhunderts der Vergangenheit entreißen will und es versucht, sie wieder zu lebendigem Volksgut zu machen, auf die Sympathie aller bildungspfleglich interessierten Kreise rechnen kann, so sehr muß es sich andererseits der großen Schwierigkeiten solches Vorhabens bewußt sein. Die beiden ersten Romane dieser Sammlung werden, wie schon früher ausgeführt, diese Schwierigkeiten kaum überwinden.

Dem Roman Felders wird es ebensowenig gelingen, zu breiteren Lesermassen hinzudringen. Dazu fehlt ihm fast jede Spannung, ähnlich wie M. Meyrs „Regine". — Den Kindern des „Nicht-mehr-Müllers", die vor allem durch die Schuld der Großeltern arm geworden sind, gelingt es, vor allem durch die Arbeit der beiden Söhne, die im Sommer als Maurer im Elsaß tätig sind, wieder zu einigem Wohlstand zu kommen und in ihrem Heimatdorf im Bregenzer Wald vom Taglöhner zum Bauern aufzusteigen. Dasselbe erreicht der tüchtige, ihnen befreundete Kaspale, der Sohn des Bettelhannes, von einem besonderen Glück begünstigt. Er liebt das Mikle, die älteste Tochter des Nümmamüllers und führt sie nach einjähriger Wartezeit heim. — Die Entwicklung der Erzählung ist fast ganz Nebensache in diesem Buch. Statt dessen erhält der Leser ein sehr lebendiges Bild von den Lebensverhältnissen der „Wäldler". Dies allerdings ist so wertvoll, daß der nachdenkliche Leser tiefe Freude an ihm haben wird. Er lernt ein fast völlig unerschüttertes, urgesundes Volkstum hier kennen, das mit der größten Selbstverständlichkeit, wie sie nur dem eigen sein kann, der in ihm wurzelte und wuchs wie der Bauer Felder, geschildert ist. So geht ein Atem der Gesundheit von diesem Buch aus und gleichzeitig eine innige Wärme, aus dem Herzen des Dichters stammend. Aber der einfache Leser wird nicht die Ausdauer haben, bis zu dieser inneren Kammer des Buches durchzudringen, an mittleren und größeren Büchereien aber versuche man, Leser für das Buch zu werben.

Der „Habermeister“ von Schmidt dagegen wird ohne Zutun seine Leser finden. Es ist ein gutes Volksbuch, wenn auch viel glatter als das Feldersche. Wie der junge, angesehene Aichbauer schließlich doch, nach manchen Schwierigkeiten, seine Ziehschwester, das herbe Franzel, heimführt, ist so spannend und flüssig, sogar mit kriminalistischem Einschlag, erzählt, daß der Leser, besonders auch der einfache, bis zu Ende mitgerissen wird. Dabei ist das oberbayrische Volksleben recht ansprechend, ohne Breite geschildert, besonders das „Haberfeldtreiben“, eine Art Feme, das sich in den Bergen noch gehalten hatte und dessen letzter Habermeister eben der junge Aichbauer ist; der ihm ein Ende macht, da er die Unzulänglichkeit dieses Volksgerichtswesens an sich selber erfahren hat. — Dies Buch ist bereits für die kleinste Bücherei geeignet.

J. Langfeldt d. J. (Flensburg).

Dschung-Kuei, Bezwinger der Teufel. (Altes chinesisches Volksbuch, zum erstenmal unmittelbar aus der Ursprache übersetzt von Prof. Dr. med. Cl. du Bois-Reymond.) Potsdam: Kiepenheuer 1923. 280 S.

Die vorliegende Volksdichtung gehört zu den meistgelesenen Büchern in China. Sie stammt aus dem 17. Jahrhundert, aus der Zeit etwa des Grimmelshausenschen Simplizissimus, dem sie, wie der Herausgeber bemerkt, in der Aneinanderreihung von bunten Abenteuern verwandt sei. Auch mit dem Don Quixote und dem Gargantua lasse sie sich ihrer satirisch-moralischen Tendenz nach vergleichen. Der Dichter, dessen Name unbekannt ist, hat seinem Helden, dem Teufelbezwinger, eine Art Herkules-Arbeit übertragen: er hat die verschiedenen Laster, die in Gestalt von teuflischen Geistern auftreten, zu bekämpfen. Das Ganze, das an alte Sagen und Religionsvorstellungen anknüpft, ist für unser Empfinden stark grotesk, es enthält aber neben vielen Derbheiten auch Stellen von echtem poetischen Gehalt und ein gut Teil tüchtiger Lebensweisheit. Der Hauptreiz liegt aber wohl in dieser ganzen uns fremdartigen, dem Chinesen aber vertrauten Phantasiewelt von Spuk, Zauberei und Unter- und Oberweltgeistern. Die beigegebenen charakteristischen Bilder alter Maler tragen nicht wenig zur Belebung und Veranschaulichung der Dichtung bei. G. Kohfeldt (Rostock).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Bergengrün, Werner: Schimmelreuter hat mich gossen. 3 Erzählungen. München: Dreimaskenverlag 1923. 199 S.

Geschichten in der Art E. Th. A. Hoffmanns. Die Titelnovelle spielt im 30jährigen Krieg, handelt von einem Henkersohn, dessen Streben, „ehrlich“ zu werden, tragisch endet. „Das Haus zu den sieben Rosen“ greift das beliebte Motiv des Bewußtseins eines früher gelebten Lebens auf und verquickt die Liebesleidenschaft dreier Marburger Studenten aus dem 17. Jahrhundert mit der Gegenwart. „Die Wölfin“, die letzte, sehr spannend erzählte Geschichte, nimmt aus altem Sagengut die Vorstellung auf, daß manche Menschen nächtens als Werwölfe umgehen müssen. — Alle drei Geschichten verbinden Spannung und gepflegte Sprache und sind daher den Volksbüchereien willkommen. K. Fuß (Essen).

Bröger, Karl: Jakob auf der Himmelsleiter. Berlin: J. H. W. Dietz 1925. 103 S. Lw. 2,40.

Das einfach und hübsch ausgestattete Bändchen enthält sieben kleine Geschichten, von denen die „Aufzeichnungen eines Vaters“, die über die Hälfte umfassen, am besten gelungen sind und sich auch zum Vorlesen eignen. Die köstlichen Beobachtungen Brögers aus dem ersten Lebensjahr seines „Fröschle“, das wir schon in seinem prachtvollen Lebensroman „Der Held im Schatten“ liebgewonnen haben, und die daran geknüpften humorvollen und doch tiefsinnigen Betrachtungen über die ersten Regungen menschlichen Lebens zeigen erfreulicherweise, daß man

auch diese früheste Kindheit in der Erzählung festhalten kann, ohne dabei eine so süßliche, im Grunde unwahre Kindergeschichte zu produzieren wie „Appelschnut“ oder gar „Heidede“. In der Titelerzählung und der Geschichte vom „Verlorenen Vater“ kommt des Verfassers echtes soziales Gefühl zum Ausdruck. Für alle Büchereien. Frida Endell (Stettin).

Fankhauser, Alfred: Die Brüder der Flamme. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 1925. 353 S. Brosch. 4,50, Lw. 8,—.

In der Zeit napoleonischer Zersetzung suchen durch Not aufgewühlte Berner Bauern in der religiösen Erlebniswelt Frieden und lernen Blitz und Donner als Sinnbilder des Geistes erkennen. Durch einen Egoisten und Sinnenmenschen mit starker Suggestionskraft, der die Bewegung zu seinem Vorteil anfacht, irregeführt und in der Gefahr im Stich gelassen, wird ein tiefsinniger, wahrhaft frommer Bauer aus reinem Mitleid für diese irrenden Schwarmgeister, die sogenannten „Brüder der Flamme“, zum Führer und geht an fremder Schuld zugrunde. — Sensationshungrige Stoffleser werden den Band schnell wieder aus der Hand legen; wer aber Freude an einer schönen, reinen und kraftvollen Sprache, an feinen Naturbildern und schlichten, unverbildeten Menschen hat und die im Buch angeschlagenen Gedanken als Anregungen für eigene aufgreift, wird diesen Roman gern lesen. Nur der etwas phantastische Schluß wirkt unwirklich und ein wenig theatralisch und befriedigt darum nicht. — Die Ausstattung (Einband, Papier und Druck) ist hervorragend. — Für größere Büchereien, da im allgemeinen nur ein kleiner Leserkreis nach diesem Buch greifen wird. W. Klein (Essen).

Fechter, Paul: Die Kletterstange. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1925. 330 S. Lw. 5,50.

Die mit Seife bestrichene und mit einem lockenden Kranz von Würsten und anderen Leckerbissen gekrönte Kletterstange früherer Jahrmärkte, die Kampfstätte hungriger Jungen, ist für Fechter das humoristisch-satirische Symbol der gegenwärtigen Lebensbahn weiter Volkskreise mit ihrem Ziel der „dicken Portemonnaies und Geldschrankschlüssel“ und mit dem wechselvollen Aufstieg und Abrutsch auf der wirtschaftlich-sozialen Stufenleiter. In den Inflationsschicksalen zweier Berliner Familien zeichnet Fechter ein launiges, pointiertes, und doch nicht unwahrscheinliches Bild dieses menschlichen Jahrmarktspiels. Der nach den Vorteilen der geschäftlichen Konjunktur begierige, aber in seiner vielseitigen Unbedeutendheit den Anforderungen solcher Zeit keineswegs gewachsene, zum Fabrikdirektor umgesattelte Regierungsrat a. D. verliert seine Stellung und damit seine Behaglichkeit, seine Frau, die mit einem jungen Bekannten durchgeht, und zuletzt seine schöne Etage am Friedrich-Wilhelm-Platz. Schritt für Schritt wird er aus dieser verdrängt durch das Dienstmädchen Martha und ihren Mann, den ehemaligen Bootsmann Kiesewetter, und als dieser rasch aufgestiegene Proletarier das Haus gekauft hat, ist der „Herr Rat“ fast froh, in der Portierwohnung ein Unterkommen gefunden zu haben. — Eine Reihe typischer Einzelzüge des täglichen und gesellschaftlichen Lebens hat Fechter mit Geschick zusammengearbeitet und so ein interessantes und amüsantes Oberflächenbild jener verderblichen und noch in der Erinnerung unangenehmen Zeit geschaffen, aber auch nicht mehr; denn blutvolle Gestalten sind ihm ebensowenig gelungen wie im Ernst oder in echtem Humor oder auch in wirklich treffsicherer Satire die sich überstürzende monomane Geschäftswut der Weltstadt zum Nachleben zu bringen. Größere Büchereien mögen das Buch einstellen; für ganz einfache Leser kommt es nicht in Frage. B. Sauer (Stettin).

Euringer, R.: Vagel Bunt, das ist 50 herzhafte Schwänke. Stuttgart: Seifert. 112 S.

Sie sind nicht herzhaft, sondern zum Teil recht zotig. Für Büchereien — und auch für Eigenbüchereien — gänzlich ungeeignet. „Vor Ankauf wird gewarnt.“ K. Jungclaus (Kiel).

Frey, Ernst: Güggs. Geschichte einer Jugend. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1923. 253 S. Hlw. 5,—.

Frey schreibt die Geschichte einer Jugend, und zum erheblichen Teil wohl seiner Jugend. Die ganze Fülle der Konflikte, wie sie sich einer lebhaften Kindesseele darstellen, ist fein herausgebracht. Der Dichter muß ein guter Kinderpsychologe sein, und darin liegt ein großer Wert des Buches, indem es Eltern darauf aufmerksam macht, wie die Erziehung ihrer Kinder nicht zu handhaben sei. Es tut dem Roman keinen Abbruch, daß er in einem süddeutsch-schweizerischen Dorf spielt, im Gegenteil, auch der großstädtische Leser wird seine Freude haben an den liebenswürdigen Natur- und Landschaftsschilderungen. Stilistisch und sprachlich hält sich Frey auf guter Höhe, ja, es ist ihm mit Geschick gelungen, seinen heimatlichen Dialekt verhochdeutschen, ähnlich wie etwa Hermann Hesse diese Kunst meistert. Nur Eines ist bedauerlich: Die Geschichte beginnt mit einer realistischen Abgeschmacktheit des Erzählers, die — ob wahr oder unwahr, möglich oder unmöglich — nur abstoßend wirken kann. Für die Ausleihe wird man es sich merken müssen, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß die wirklich vorhandenen Schönheiten des Buches nicht ungesucht bleiben sollten nach dem geschmacklosen Anfang. Für größere und mittlere Büchereien.

O. Bahrt (Berlin).

Hermann, Georg: Der kleine Gast. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1925. 600 S. Lw. 9,—.

Ein durch und durch impressionistisches Buch aus der Zeit Berlins, „als der Expressionismus noch nicht getauft und kaum erfunden, und man über Manet und Cezanne und van Gogh doch nicht mehr lachen durfte". Hermann läßt mit liebevoller, für Nicht-Berliner manchmal quälender Breite, nicht ohne einige augenfällige Anachronismen, die wesentlichsten Gestalten seines früheren Romans „Einen Sommer lang" sich vor unseren Augen von neuem entfalten. Einen Zeitraum von wenigen Wochen umfaßt der Roman, konzentriert sich eigentlich auf einige bedeutungsvolle Tage. Und doch gibt er ein abgeschlossenes Bild all seiner Menschen, deren zukünftige Schicksale in den jeweiligen Möglichkeiten ihrer allseitigen Entwicklung unwiderruflich festgelegt sind. Dank seiner ebenso unnachsichtigen wie menschlich-warmen Deutung seelischen Lebens hat Hermann uns in diesem kleinen Stück Gegenwart Vergangenheit und Zukunft seiner Menschen enthüllt. Die rohen Tatsachen, daß eine Frau, unheilbar krank, in Davos dem Leben den Rücken kehren muß, daß ein bisher unbeachteter Schriftsteller berühmt und der wirtschaftlichen Sorgen ledig wird und daß dafür ein Kind sterben muß, das sind nur die äußeren Auswirkungen eines tief innerlich begründeten Wunsches nach Freiheit dieser verschiedenen ehelich verbundenen Paare. Die „tiefe Sinnlosigkeit des Lebens" ist es, die Hermann mit dem gleichen resignierten Lächeln in alle hellen und dunkeln Winkel dieser verschiedenen Menschenherzen hineinsehen läßt, sie ist es, die das Buch bei allem Schönen eine lähmende Traurigkeit ausströmen läßt und — an die zu glauben, nicht jedermanns Sache ist. — Beim Verweilen in der malerischen Eigenart seiner Darstellungsweise tauchen unaufhörlich Bilder besonders des französischen Impressionismus auf; und derjenige, den sowohl das Menschliche wie das Landschaftliche in Hermanns Buch am stärksten beschwört, ist Renoir. — Das Buch setzt eine gewisse Bekanntschaft mit Literatur und Kunst der Gegenwart und etwas Sinn für Satire voraus. Für mittlere und große Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Jensen, Thit: Der König von Sande. Übers. von Erwin Magnus. Leipzig: Dürr & Weber 1922. 137 S. Hlw. 3,—.

Ein seltsamer Inhalt für einen Roman: Der große Bauer Hans Yngoar, den sie den König von Sande nennen, fährt seinen einzigen Sohn, den Selbstmörder, durch die nächtliche Heide heim ins Elternhaus. Während dieser Fahrt wacht die Vergangenheit auf. Die heimatliche Erde wird lebendig und redet eine harte Sprache. Nichts bleibt dem großen Bauern erspart. Er, der allzeit Auf-

rechte, muß quälend suchen, wo die Schuld liegt, die zu diesem Ende führte. Im Streiten mit seinem Gott muß er erkennen, daß auch der Eltern Liebe und Hochmut nicht ohne Schuld an dem schweren Schicksal sind. — Die Schwester von Johannes V. Jensen hat mit diesem großartigen Stimmungsbilde gezeigt, daß auch sie, wenn auch in anderer Art als ihr Bruder, unter die Auserwählten zu rechnen ist. Das Buch ist für mittlere und größere Büchereien geeignet.

Johanna Mühlenfeld (Berlin).

Leip, Hans: Godekes Knecht. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 1925. 350 S. Lw. 8,—.

Der Magister Wickbolt, ein Führer der Vitalienbrüder unter Godeke Michel, gerichtet als Seeräuber vor fünf Jahrhunderten, findet keine Ruhe im Grabe. Der Geruch des Meeres, der Möwenschrei, das Treiben über ihm wecken ihn wieder auf „von der Lüge des Todes". So gibt er uns seinen Bericht von der „Schönheit von Himmel, Land und Meer sowie dem Untergang der Likedeeler". Die unruhige, nach neuen Formen und neuen Ländern suchende Seele seiner bewegten Zeit ist in ihm und seinem Gefährten, „der Schalme Brüder", verkörpert. Er bemüht sich, in dem Seeräuberhauptmann Godeke, dessen Schreibknecht er ist, die Sehnsucht nach einer Sprengung ihres engen Kreises um Helgoland anzufachen; er will die alte, morsche Welt zurücklassen und ein Neuland suchen auf der Fahrt nach Antilia und Zipagu. Als gepreßter Schiffsknecht nimmt er an der endlichen Ausführung teil, denn mit der Begine Hilgesill hatte er seinen Herrn verlassen, doch dem gesicherten bürgerlichen Leben entlief er, da eine übermächtige Sehnsucht ihn wieder auf die See und an Godekes Seite trieb. An der Küste des neuen Landes schlägt sie ein Sturm zurück, mühselig finden sie sich nach Helgoland; doch vor neuer Ausfahrt werden sie geschlagen und als Seeräuber gerichtet. — Diese kurz umrissene Handlung ist jedoch nicht das Wesentliche. Um sie ist mit einer ungewöhnlichen Sprachgewalt und einer Ausdruckskunst, der die Menschen und Taten Symbole ihres rastlosen, schwärmerischen und umstürzenden Geistes sind, eine Übergangszeit, schließlich auch mit einer dichterischen Schilderungskunst das Meer und die ganze Natur gestaltet, daß dieser Roman nicht nur als einer der üblichen historischen, sondern als ein episches Kunstwerk bewertet werden kann. Nicht nur stofflich ist es Bluncks Triologie verwandt. — Der Roman stellt nicht geringe Ansprüche an die Ausdauer und das Mitgehen des Lesers, denn das Stoffliche verschwindet zuweilen ganz hinter den zuweilen schwärmerischen Schilderungen Wickbolts von seinem Erleben der Natur, des Meeres. Dann aber finden wir wieder eine realistische derbe Darstellung aus dem Leben der Stadt Hamburg, von dem Stapelplatz Helgoland unter den Vitalienbrüdern oder aus dem Schiffsleben. Eindringlich wird der gewaltige und kraftvolle, und doch rätselhafte Godeke dargestellt. Für mittlere Büchereien und reife Leser.

M. Thilo (Halle).

Ratzka, Klara: Renate im Irrgarten. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1923. 345 S. Hlw. 5,75.

Renate zur Nieden, ein phantasiebegabtes sehnsuchsvolles Mädchen wird in ihrer frühen Ehe mit dem Bankier Aldermann bitter enttäuscht, denn seine ganz auf das Materielle gerichtete Natur läßt sich nicht mit Renates in Einklang bringen. So führt diese ein eigenes Leben neben ihrem Mann, ihre dekadente oder roh-materialistische Umgebung bleibt ihr fremd. Das erhoffte Glück einer Vereinigung mit dem herben, verschlossenen Tatmenschen Gert Wiger, einem Ingenieur, wird nicht erfüllt, denn schon vorher fällt dieser seinem Beruf zum Opfer. Durch die Scheidung findet Renate eine „kühle Freiheit"; doch ihre Geschichte ist nicht beendet, denn ihr unbezwinglicher „Glaube an Erfüllung" ist stärker denn je in dem Irrgarten ihrer verfehlten Ehe und eines ihr wesensfremden Lebenskreises. — In dem Aufbau wie in der Charakteristik ist der Roman allerdings zu konstruiert, als daß er stärkere Anteilnahme erwecken könnte. Zum Teil liegt das an dem gewählten Stoff, der Differenziertheit der geschilderten Menschen, die aber nicht lebendig gestaltet und zumeist Staffage sind. Das Buch ist für Volksbüchereien entbehrlich. M. Thilo (Halle).

Renker, Gustav: Volk ohne Heimat. Roman. Leipzig: Staackmann 1925. 343 S. Lw. 6,—.

Das „Volk ohne Heimat" sind die lutherisch gewordenen Bauern eines kärntischen Dorfes, die ihren Glauben vor den blindwütigen Kämpfern der Gegenreformation hoch hinauf in die Berge retten. Aus den ehrenhaften, unerschrockenen und arbeitsfrohen Gründern der neuen Siedlung entwickelt sich in Jahrzehnten ein zucht- und rechtloser, mordbrennerischer Nachwuchs, nachdem der einstige Führer, der Talmeier Markus Wolfner, ein Mann von unerschütterlichem Rechtsgefühl und unerschöpflicher Tatkraft, zur Sühne einer schweren Schuld in die Verbannung gegangen ist. Mit dem Untergang der entarteten Bergdörfler endet das spannend und lebendig geschriebene Buch, das, frei von Fanatismus nach irgend einer Seite hin, die trostlosen Zeitläufte des Dreißigjährigen Krieges weder beschönigend noch in der Schilderung von Grausamkeiten verweilend darstellt. Für den Stil wird der Süddeutsche mehr Verständnis haben als der Norddeutsche. Er könnte dem Stoff und der unsentimentalen Behandlung entsprechend noch karger und einfacher sein. Für alle Büchereien, auch Dorfbüchereien, und alle Leser. Nicht verwendbar in katholischen Gegenden.

Elisabeth Wernecke (Berlin).

Schäfer, Wilhelm: Hölderlins Einkehr. Novelle. München: Georg Müller 1925. 70 S. Hpgt. 7,—.

Mit seiner reifsten Kompositionskunst hat hier Wilhelm Schäfer die bekannte Anekdote von dem geheimnisvollen Auftauchen und Verschwinden Hölderlins auf einem französischen Schloß (auf seiner Fußwanderung von Bordeaux nach Deutschland) in ein Prosagedicht verklärt, dessen strenge, fugenartige Gebundenheit das Pathos des ganzen Erlebnisses seltsam verstärkt. Von einem Nimbus umleuchtet erscheint der Tochter des Schloßherrn der heimwärts Wandernde, dem die Götter den Sinn verwirrten. Und in einer Szene voll antiker Weltfrömmigkeit empfängt sie gewissermaßen die begnadende Taufe seines Geistes. Sie ist, obwohl kein Wort von Liebe gesprochen worden ist, „der Sehnsucht entlassen". Wenn sie auch den ihr bestimmten Weg durch das Alltagsleben gehen wird, durch die schicksalhafte Berührung mit seinem Genius ist sie eine Entrückte geworden. — Für große Büchereien.

E. Ackerknecht.

Seidel, Ina: Die Fürstin reitet. Erzählung. (Der Falke Bd. 32.) Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1926. 98 S. Lw. 2,—.

Dieses neue Falken-Bändchen berührt sich stofflich nahe mit einem der letzten Bändchen der Sammlung, auf das hier nachträglich empfehlend hingewiesen sei, nämlich mit der Erzählung „Der Patriot" von Alfred Neumann. Wie hier so liegt auch dort das sehr starke äußere Spannungsmoment in der unmittelbar bevorstehenden staatsnotwendigen Beseitigung eines unfähigen und bösartigen Zaren (Peters III., des Gatten der Großen Katharina, bezw. ihres Sohnes Paul I.), in dem wagemutigen und aufopfernden Verhalten der rebellierenden Patrioten und — in dem Danke der Thronfolger. Wenn die beiden Meisternovellen doch innerlich sehr verschieden sind, so kommt das nicht nur davon her, daß Neumann einen ganz und gar männlichen Helden, Ina Seidel aber zwei ganz und gar weibliche Helden (die Fürstin Daschkoff und die Zarin Katharina selbst) hat, sondern auch von der mehr malerischen Darstellungsweise der Dichterin, die das ausgesprochen Russische sich unmittelbarer auswirken läßt als die konturenstarke, dem dramatischen Wechselgespräch sich nähernde Darstellungsweise Neumanns. Ina Seidel, die wir seit ihrem Forster-Roman „Das Labyrinth" (vgl. 2. Jg. dieser Zeitschrift S. 141) als eine der bedeutendsten Erzählerinnen der deutschen Gegenwartsliteratur betrachten dürfen (daß sie eine unserer ersten Lyrikerinnen ist, wußten wir schon zuvor), hat nun auch auf dem Gebiet der Novelle ihre volle künstlerische Reife erlangt. — Da beide Erzählungen zu ihrem restlosen Verständnis einige geschichtliche Vorbildung und Sinn für psychologische Fein-

heiten voraussetzen, werden sie vor allem für mittlere und größere Büchereien in Betracht kommen. Dort werden sie besonders auch den Freunden der großen russischen Geschichtsromane von Mereschkowski willkommen sein.

E. Ackerknecht.

Kleine Mitteilungen.

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare hat seine Stellungnahme zu dem Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften durch folgende Pressenotiz bekannt gegeben:

Der Verband Deutscher Volksbibliothekare sieht in dem Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften nach dem z. Zt. vorliegenden Entwurf kein geeignetes Mittel zur Bekämpfung der Schundliteratur. Er befürchtet vielmehr, daß die Strafverfolgung eines nach Umfang und Inhalt unbestimmten und daher willkürlichen Beurteilung unterliegenden Deliktes zu unerquicklichen Hemmungen für die Entwicklung und Ausbreitung unseres Schrifttums führen wird. Insbesondere ist der Verband der Meinung, daß Entscheidungen unabhängig voneinander arbeitender Prüfungsstellen geeignet sind, Verwirrung zu stiften und für das Reich nicht verbindlich sein können, umsoweniger, als die Zusammensetzung der Prüfungsstellen in der Praxis völlig von dem Belieben eines Beamten abhängt. — Das wirksamste Mittel zur Bewahrung der Jugend vor dem unheilvollen Einfluß der Schundliteratur erblickt der Verband in der Versorgung der Jugend mit guter Lektüre. Er fordert daher, daß die verfügbaren Mittel nicht für unfruchtbare Abwehrmaßnahmen, sondern zum planmäßigen Ausbau von Jugend- und Volksbüchereien, die in jedem Ort in genügender Zahl unter fachmännischer Leitung einzurichten sind, verwandt werden sollen.

Gleichzeitig hat er zur Wahrung der Rechte der Volksbibliothekare in den vorgesehenen Ausschüssen folgende Eingabe an das Reichsministerium des Innern gerichtet:

In dem Gesetzentwurf zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften sind Länder-Prüfstellen vorgesehen, die darüber entscheiden sollen, was als Schmutz und Schund anzusehen ist.

Für den Fall, daß der Entwurf Gesetz werden sollte, erhebt der Verband Deutscher Volksbibliothekare den Anspruch, daß in diesen sowie in sämtlichen anderen für die Frage der Schmutz- und Schundliteratur zu bildenden Prüfungsstellen hauptamtlich tätige Volksbibliothekare vertreten sind. Seit Jahrzehnten haben sich die deutschen Volksbibliothekare im Kampf gegen die Schundliteratur betätigt, indem sie für die Versorgung der Jugend mit guter Literatur in ihren Volks- und Jugendbüchereien gearbeitet haben. Sie legen daher Wert auf Beteiligung an allen Einrichtungen, die zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften getroffen werden sollen.

American Library Association. Diese größte Büchereiorganisation der Welt kann heuer auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Sie wird deshalb vom 4.—9. Oktober eine Jubiläumstagung in Atlantic City und Philadelphia abhalten, deren Vorträge vor allem darstellen sollen, welche Fortschritte das amerikanische Büchereiwesen in den vergangenen 50 Jahren gemacht hat. Teilnehmer

melden sich beim Sekretariat der A. L. A., 86 East Randolph Street, Chicago, Illinois. Wir haben vom Sekretariat für alle unsere Leser eine sehr freundliche Einladung zum Besuch der Tagung bekommen, von der wir ihnen hiermit Kenntnis geben. Gewiß fehlt es unter uns auch nicht an Leuten, die gerne einmal einen unmittelbaren Einblick in das amerikanische Büchereiwesen täten. Aber es wird schwerlich einen deutschen Volksbibliothekar geben, der sich eine Reise nach Amerika leisten kann. Und wenn von der deutschen Regierung eine Gelegenheit gegeben wäre, einen Volksbibliothekar nach Amerika zu entsenden, dann schickt sie, wie zu der Jahresversammlung der A. L. A. im Januar 1925, einen Staatsbibliothekar, der keine Kenntnisse und keine Interessen auf dem Gebiet des Volksbüchereiwesens hat, sodaß weder die A. L. A. einen Begriff von unserer Arbeit noch wir einen Augenzeugenbericht über das amerikanische Büchereiwesen bekommen (vgl. Jahrgang 1925 dieser Zeitschrift S. 143 f. und Zentralblatt für Bibliothekswesen Jg. 1925 S. 462 ff.).

Lesefrüchte.

Als das wertvollste Mittel zur Persönlichkeitsbildung wurde die Arbeitsgemeinschaft angesehen, welche mit ihrer Eindringlichkeit und der tätigen Anteilnahme der Lernenden zur klassischen Form der Volksbildungsarbeit werden sollte. Ihr nachgeordnet waren Vortragsreihen, während Einzelvorträge am niedrigsten eingeschätzt wurden. Über die Wirksamkeit dieser Mittel Klarheit gefunden zu haben, ist ein wichtiger Vorteil, dessen genaue Kenntnis Voraussetzung jeder künftigen Arbeit werden muß. Man weiß heute, daß die Arbeitsgemeinschaft zu günstig beurteilt wurde; sie kann nie zur vorherrschenden Form der Volksbildungsarbeit werden. Denn sie hat nur da Erfolge, wo ein hochbegabter Leiter an ihrer Spitze steht, der große pädagogische und soziale Fähigkeiten mitbringt. Es war ein naiver Irrtum, anzunehmen, daß der Leiter einer Volksbildungsgruppe seine Arbeit auf bescheideneren Voraussetzungen aufbauen könne als ein Gymnasiallehrer; das trifft kaum für die stofflichen, auf keinen Fall für die pädagogischen Vorbedingungen zu. Es ist schwerer, eine Anzahl Erwachsener einen Winter lang an ein Thema zu fesseln, zu dem sie immer nur ein leicht ermüdendes Interesse bringen, als eine Gymnasialklasse unter dem Versetzungsdrucke zur Ausnahme des Pensums anzuhalten. Das gilt vor allem für die Kurse, in denen der Teilnehmer etwas zu lernen hat, etwa die historischen, welche für Volkstumskunde eine unerläßliche Voraussetzung bilden. In der feuilletonistischen Volkshochschule war das Wissen alles; heute, nach den enttäuschenden Erfahrungen mit dem Lerneifer der Besucher, unterliegt man vielfach der Versuchung, gar in Arbeitsgemeinschaften Weltanschauliches überwuchern zu lassen. Das führt nur dazu, alle Dinge plattzureden, wobei dann nach Erweichung aller Konturen und Spannungen jener Synkretismus entsteht, den man im General-Anzeiger-Stil Synthese nennt. Die Vermeidung solcher Übelstände fordern vom Leiter eine pädagogische Kraft, die selbst in unserm erzieherisch begabten Volke viel zu selten gefunden wird, als daß die Arbeitsgemeinschaft wirklich die Form der Volksbildungsarbeit werden könne, mit der man größere Gruppen zu durchdringen vermag (vgl. „Bildungspflege" S. 166 f.).

Es ist nicht möglich, in diesem Rahmen die Erfahrungen auszuwerten, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Volksbildung gewonnen werden konnten. Es sei nur die Richtung gezeigt, in der sie hauptsächlich gesucht werden

müssen: in der pädagogischen Praxis. Heute ist das ideologische Ungestüm nicht mehr am Platze, mit dem man 1919 die Arbeit vielfach aufnahm; man hat gesehen, wie wenig guter Wille vermag, wo die Aufgabe falsch gestellt und in einer ungemäßen Form durchgeführt wird.

Auch das Ziel der Volksbildungsarbeit hat sich gewandelt. Als man noch „Persönlichkeiten bilden" wollte, mag dieser Ausdruck zwar etwas gehobene Programmsprache gewesen sein, aber die Hoffnungen, denen man sich hingab, waren immerhin kühn genug. Jeder Stand entdeckte im Sozialrausche gerade in den Angehörigen der anderen Stände auch den „Menschen" und man war sich wohl der Unverschämtheit nicht bewußt, die in dem Unterfangen lag, aus diesen lieben „einfachen Leuten" durch Bildung Persönlichkeiten zu erziehen. Aber bei der Heftigkeit, mit der man über den Rahmen seines eigenen Standes hinausdrängte, geriet man in aufschlußreiche Berührung mit seiner Umwelt, und der ist nicht zum Volksbildner berufen, der nicht nach einigen Jahren mit dankbarer Beschämung gestehen muß, mehr und Wichtigeres als seine Schüler gelernt zu haben.

Vor allem wird er erkannt haben, daß nicht das Werden, sondern nur die Modellierung der Persönlichkeit durch die bewußte Berührung mit der Geisteskultur bestimmt wird. Die im ganzen Volkstum liegenden Kräfte sind die verborgenen Erzieher; Schicksal und Lebenskampf sind ihre pädagogischen Methoden. Im übrigen kommen Persönlichkeiten heute, wo die Stände nur wenig rassische Sonderheit mehr haben, überall gleich oft, oder vielmehr gleich selten vor; und daß der Gebildete den Mangel an Eigenwuchs durch Lektüre besser zu verdecken weiß, ist ein zweifelhafter Vorzug, den auch anderen Schichten mitzuteilen nicht Aufgabe der Volksbildungsarbeit sein kann.

In dem Bestreben, Persönlichkeiten zu bilden, lag aber trotz aller Überheblichkeit die Ahnung eines bedrängenden Tatbestandes, dem man abzuhelfen suchte. Der Mensch der Großstadt ist, indem er lächelnd auf das wahnbefangene Mittelalter zurückblickt, aus dem Mitgliede einer gemeinsamen Kultur zum Sklaven einer öffentlichen Meinung geworden. Und wenn die höheren Schulen den Zugang zum selbständigen geistigen Leben wenigstens eröffnen sollten, so muß die Volkshochschule bei allem ehrlichen Willen und vielleicht wertvollen erzieherischen Erfolgen ihren Schüler in einem Zustande entlassen, der ihn gerade reif für die Erfassung durch die zivilisatorische Meinungsmache, aber ohne Hilfsmittel zu ihrer Kritik, der Entseelung wehrloser preisgibt, als wenn ihn analphabetische Unberührbarkeit schützend isolierte.

Volksbildungsarbeit will, wo sie verantwortlich geschieht, ihren Schüler dem Zwange der öffentlichen Meinung entreißen. Das gelingt ihr nur selten, indem sie seine Selbständigkeit erweckt; im allgemeinen muß sie danach trachten, die ihm die „verborgenen Erzieher" in ihrer Wirksamkeit zu unterstützen, das heißt, sie muß die in ihm schlummernden natürlichen und historisch gewordenen Werte unseres Volkes wieder beleben. Das geschieht ebensowenig durch ethische Emphase wie durch nackte Wissensvermittlung, sondern nur dadurch, daß man aus den Stoffgebieten solche Dinge vermittelt, in welchen die Kräfte unseres Volkes formschöpferisch Gestalt gewonnen haben: die großen Dramen der Geschichte, Schicksale von Ideen und Geisteskämpfen unprogrammatisch dargestellt in der zeitlichen und persönlichen Gebundenheit ihrer Erscheinungsform und durch Kunstwerke verdeutlicht, in denen sie Ausdruck gefunden haben. Dies alles, ohne patriotische Beschönigung und moralische Verdünnung, recht in seiner herben Lebensgestalt dargestellt und in seiner Monumentalität sichtbar gemacht, durch Menschen freilich, welche an

unserm Vaterlande mit geprüfter, durch alle bittere Skepsis gehärteter Liebe hängen, — das sind unausschöpfliche Möglichkeiten wirksamer Volksbildungsarbeit.

Nicht, daß das Vorgetragene vom Hörer behalten oder gar beherrscht werde, ist dabei das Entscheidende. Wer ohne diesen Lehrerfolg seine Mühen für fruchtlos hält, erspart sich eine peinliche Überraschung, indem er es unterläßt, seine Hörer nach einem Winter um das Empfangene zu befragen. Vielmehr liegt der wirkliche Wert solcher Arbeit darin, daß durch die Berührung mit den lebendigen Kräften unseres Volkes auch im modernen Menschen die Quellen wieder aufspringen, deren Versiegen ihn zum darbenden gemacht hat. Denn das Bewußtsein nicht intellektuellen, sondern seelischen Mangels verbirgt sich hinter dem „Bildungshunger", der nicht auf Wissen gerichtet ist, sondern nach jenen Quellen verlangt, deren wortlos-ewiges Murmeln nicht lehrt, sondern deren spendende Fruchtbarkeit Leben bildet. Albrecht Erich Günther.

Aus: „Deutsches Volkstum" 1925, Heft 5.

Zum Radiotismus. In Nr. 11 des laufenden Jahrganges der Berliner Wochenschrift „Die literarische Welt" befindet sich ein beachtenswerter „Radiobrief" von Erik Ernst Schwabach, aus dem wir folgende Sätze mitteilen, weil sie nicht nur die „Mentalität" der Rundfunk-Aktiengesellschaften trefflich kennzeichnen, sondern auch mit dem Hinweis auf die Fadenscheinigkeit der „Publikums"-Psychologie eines der Hauptprobleme aller Bildungspflege berühren:

„Im Unsnobistischen des Radios liegt die Kraft seiner Zukunft. Daß es im Augenblick noch Spießerangelegenheit ist, entspringt einzig dem Funkstunden-A.-G.-Geist. Der zu überwinden ist. Als in den ersten Groschen-Kientöppen die entsetzlichen Schauerkitschfilme liefen, hätten alle Filmhersteller und Filmverleiher die Hände über einen künstlerischen Film gerungen: „Unser Publikum!" Die Funkstunden-A.-G. sind Publikumsschieler par excellence. Mit wöchentlich ein bis zwei Ausnahmen eines Kammermusikabends oder einer Opernübertragung hält sich das künstlerische Programm fast aller deutschen Sender auf der Höhe kleiner Badeortveranstaltungen. Man überfliege das Abendprogramm der Berliner Woche vom 14.—21. Februar. Sonntag: Cabaret. Montag: Promenadenkonzert. Dienstag: Faschingsulk und Promenadenkonzert. Mittwoch: Kammermusik. Donnerstag: Promenadenkonzert. Freitag: Eine halbe Stunde Arien con stromenti, dann Promenadenkonzert. Sonnabend: Oper. (Dazu hat Berlin als besonderen Charme einen Ansager mit Vorstadt-Cabaret-Allüren, die eine Gänsehaut machen.)

Wer will nun solch Programm? „Unser Publikum", sagt die A.-G. Und wird Briefe vorzeigen, die ihr — wie sagt man? — auf den Tisch flattern. Die Briefverfasser aber: Mitglieder der großen Familie Piefke, die sich immer mitten in die Welt gestellt sehen will, dieselbe, die Gutachten über Flechtensalben und Entfettungstee verfaßt, die im Eingesandt der Zeitungen die Straßenbahn reformiert, diese grauenhafte Familie, die gar nicht groß ist, aber so fürchterlich laut, daß einer der ihren genügt, jedes leere Lokal a tempo gerammelt zu füllen. Auf diese lauten Piefkes hören die A.-G. Denn weder die Arbeiter noch die Intelligenz schreibt ihnen. Aber was sie an Piefkes bei besseren Programmen verlören, käme gewiß auf der anderen Seite reichlich herein. Abgesehen davon, daß auch die Majorität der Piefkes ihnen erhalten bliebe. Die Gruppe nämlich, der es gar nicht darauf ankommt, was sie hört, sondern nur, daß sie hört."

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Hans Joachim Homann, Charlottenburg, Stadtbücherei. Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 6 | 1926 | Heft 4

Hans Joachim Homann †

Wir erfüllen hiermit die traurige Pflicht, dieses Heft, das er uns noch selbst vorbereiten half, mit der Nachricht von dem plötzlichen Tode unseres lieben Mitherausgebers und Freundes zu eröffnen. Zahlreiche Fachgenossen freilich, die mit dem Verstorbenen in beruflicher und persönlicher Berührung standen, werden, wenn unsere Zeilen vor ihre Augen kommen, von der erschütternden Kunde schon erreicht worden sein, und es wird sich niemand unter ihnen befinden, dem nicht gleich schmerzlich zum Bewußtsein gekommen wäre, welch schweren Verlust das deutsche Büchereiwesen durch den Tod dieses Mannes erlitten hat. Wir, die wir ihm besonders nahestanden, bezeugen in tiefer Dankbarkeit, daß wir in ihm einen Menschen von seltener Reinheit und Festigkeit der Gesinnung, von außerordentlicher Vielseitigkeit und von restloser Hingabe an unser Berufsideal erleben durften. Was er seinem von Jugend auf schwachen und leidenden Körper an hochwertiger Leistung abgerungen hat, können wir nur als den Tatbeweis für eine wahrhaft heroische Gesinnung bezeichnen.

Besonderen Grund haben wir, an dieser Stelle seiner Mitarbeit an der „Bücherei und Bildungspflege" zu gedenken, die vor allem in ihrem Besprechungsteil seiner staunenswerten Belesenheit und Urteilsfähigkeit unendlich viel verdankt. Aber es sollen auch nicht unerwähnt bleiben seine Verdienste um den Verband deutscher Volksbibliothekare, dessen kürzlich erschienenes Jahrbuch ohne seine aufopfernde Tätigkeit schwerlich zustande gekommen wäre, um die Berliner Bibliothekskurse, an denen er als hochgeschätzter Lehrer tätig war, und um die Charlottenburger Stadtbücherei, an der er seit 1920 als Bibliothekar und zuletzt als Leiter gewirkt hat.

„Alle Ding", sagt Paracelsus, „werdend vor Gott auf sein Termin gesatzt, und dem mag kein Heiliger entgehen und kein Laur. Und der Tod, der sitzet neben uns und wartet auf unser einwendigen Kriegsläuf, wo er müge einbrechen, dann er selbst weiß nicht die Stund. Selig ist der, den er von dieser Welt nimmt mit dem Herzen Johannis Baptistae!"

Und ein solches Herz hatte unser früh vollendeter Freund.

Uns Überlebenden aber gebührt es, dafür zu sorgen, daß seine Arbeit überall in seinem Geiste weitergeführt werde und daß sein Andenken denen aufbewahrt bleibe, die das Vorbild eines treuen Haushalters deutscher Bildungspflege brauchen, um sich in Stunden beruflicher Anfechtung daran aufzurichten.

Erwin Ackerknecht   Gottlieb Fritz

Eindrücke vom dänischen Büchereiwesen.

Von Dr. J. Langfeldt d. J., Mühlheim (Ruhr).

Während eines 14tägigen Aufenthalts in Dänemark versuchte ich einen Eindruck vom Büchereiwesen des Landes zu erhalten. Ich suchte in Kopenhagen die oberste Büchereibehörde „Statens Bibliotekstilsyn" auf, sah mir verschiedene Büchereien dort an, besonders gründlich die Hauptbücherei in der Nicolaikirche, fuhr dann nach Esbjerg, um eine „Zentralbücherei" kennen zu lernen, sah auf der Durchfahrt kurz in eine ganz junge Bücherei derselben Art in Kolding hinein und lernte endlich in Christiansfeld, einem kleinen Flecken, eine „Oplandsbibliotek", eine Art Zentralbücherei kleinsten Formats, kennen. Überall wurde ich mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, so daß ich mit herzlichem Dank der dänischen Kollegen denke, wie insbesondere des Herrn Professor Steenberg, der mir ein Empfehlungsschreiben und auch sonstige wertvolle Fingerzeige mitgegeben hatte.

Ackerknecht schließt seinen Aufsatz über das amerikanische Büchereiwesen (Jg. 4 dieser Zeitschrift S. 293) mit einer Gegenüberstellung des amerikanischen und deutschen Büchereiideals ab, die in die Worte ausklingt: „Bleiben wir bei der heroischen Auffassung, ohne den nützlichen Alltag und seinen Virtuosen, den Amerikaner, zu unterschätzen." Nicht den nützlichen Alltag zu vergessen, mahnt auf Schritt und Tritt auch das dänische Büchereiwesen. Weil man hier nach amerikanischem Vorbild gearbeitet hat, weil man bei der Propagandatätigkeit vor allem die praktische Brauchbarkeit, den volkswirtschaftlichen Nutzen der Bücherei betonte, war es möglich, in verhältnismäßig wenigen Jahren die Büchereibewegung so zu kräftigen, daß die staatliche Regelung einfach folgen mußte, die dann ihrerseits das Büchereiwesen auf seine jetzige Höhe führte; denn es ist nun einmal so, daß unsere Zeit mit der unbedingten Vorherrschaft wirtschaftlicher Fragen und Interessen am ehesten aufhorcht, wenn ihr Vorteile in dieser Richtung versprochen werden. Und es dürfte, auch von einem höheren Standpunkt aus, nicht einmal richtig sein, diese Zeichen unserer Zeit gänzlich außer acht zu lassen. Diese Zivilisationserscheinungen sind Vorgänge, die in der allgemeinen Entwicklung nicht übersprungen werden können. An ihnen mitarbeiten, daß sie nicht in gänzlich verkehrte Richtung drängen, heißt eine spätere, höherwertige Kultur vorbereiten.

Entscheidend aber ist eben, ob man ein Ziel hinter dieser Arbeit an der praktischen Brauchbarkeit der Bücherei noch sieht, oder ob diese selber zum letzten Ziel wird. Es möchte mir scheinen, als ob man sich in unserm nördlichen Nachbarland über die Bedeutung solcher Stellungnahme nicht immer genügend klar sei, sondern sich mit einem frischen Optimismus, der dem des amerikanischen Bibliothekars ähnlich ist, mit der Erreichung des nächsten Zieles beruhige.

Die Gerechtigkeit fordert aber, daß wir das dänische Büchereiwesen nicht an unseren Idealen messen, sondern an denen seiner Führer: Was tut der dänische Bibliothekar, um der Gegenwart und ihren praktischen Forderungen zu dienen, um der von ihm selbst gestellten Aufgabe gerecht zu werden?

Man möchte zunächst antworten, daß er mit allen Mitteln durch seine Bücherei „Aufklärung" zu verbreiten sucht. In allen dänischen Berichten und Aufsätzen spielt ohne Frage die „Aufklärung" (Oplysning) eine besondere Rolle; die Benutzung der belehrenden Abteilung in ihrem Prozentsatz gegenüber der Gesamtbenutzung möglichst hochzutreiben, ist ein Hauptbestreben des Bibliothekars. Man gewinnt in jeder Hinsicht, vor allem auch aus der Zusammenstellung der Schönen Literatur, den Eindruck, daß diese noch vielfach das Aschenputtel ist, das vom Büchereileiter nicht recht beachtet wird. (Vom Publikum gilt das natürlich nicht.)

Es wäre aber doch nicht ganz richtig, wenn man das Ziel dieser Büchereiarbeit schlechtweg als „Aufklärung" bezeichnete, obwohl man in Dänemark immer wieder auf dieses Schlagwort trifft. Man charakterisiert die Büchereiarbeit zutreffender, wenn man als ihr Ziel „Selbständigkeit" des Lesers hinstellt. Das bedeutet sicher eine bedeutende Vertiefung des einfachen Aufklärungsideals. Man will nicht durch populäre Schriften oder Vorträge ein seichtes Allgemeinwissen oder äußerliche Gesellschaftsbildung verbreiten, sondern will dem Einzelnen helfen, sich in ein besonderes Gebiet, vor allem in seinen Beruf, einzuarbeiten. Man will nicht eine Aufklärung als Gegengewicht, sondern als „Vertiefung und Ausweitung des Berufswissens, Berufskönnens und Berufswillens". Das Volk soll immer wieder darauf hingeführt werden, daß zu solcher Einarbeit die Bücher eines der wertvollsten Hilfsmittel sind, es soll weiter lernen, Bücher zu diesem Zweck wirklich zu gebrauchen. Die Benutzung der Bücherei und ihrer Schätze soll ihm so selbstverständlich werden wie etwa einem Gelehrten, der zu seiner Arbeit alle verfügbare Literatur heranzieht.

Man findet daher auf jeder Bücherei die Vordruck-Karte, durch die der Leser um Literaturzusammenstellung über ein bestimmtes Thema bittet. Er gibt dazu durch Unterstreichen an, ob er mehr populäre oder rein wissenschaftliche Darstellungen haben will, ob er nur dänische oder auch fremdsprachliche Bücher lesen kann und schließlich fügt er hinzu, was er bisher über den Gegenstand gelesen hat. Hierauf wird ihm in möglichst kurzer Zeit eine Buchliste ausgearbeitet, die ihm zugeschickt wird. Es hängt dann natürlich vom Bibliothekar ab, wie weit diese Liste zu einem besprechenden Fachschriftenverzeichnis wird, wie weit sie überhaupt nach pädagogischen Gesichtspunkten aufgebaut wird. Im allgemeinen ist die persönliche pädagogische Einstellung dem dänischen Bibliothekar viel fremder als uns: Eine Verfolgung des Leseweges des einzelnen Lesers kennt er kaum.

Aus demselben Grunde sieht er unsere Ausleihschranke etwas mitleidig spöttisch an, das Ideal der offenen Regale ist ihm selbstverständlich. Auch ein Beraten des Publikums vor den Büchermassen liegt ihm nicht recht, er beschränkt sich, oft auch durch Personalmangel getrieben, auf die Ausleihebuchung.

Soll dieses Sich-selbst-überlassen-bleiben des Publikums nicht zum hilflosen Herumirren in der Bücherei, sondern zur Selbständigkeit führen, so bedarf das einer Reihe organisatorischer und erziehlicher Mittel, die das Zurechtfinden erleichtern. Hingewiesen wurde bereits auf die Zusammen-

stellung von Buchlisten auf Wunsch des Lesers, doch sind die Bestrebungen in dieser Richtung weit mannigfaltiger.

Eine erste Erleichterung für den Leser, sich zurechtzufinden, ist die Durchführung der gleichen systematischen Aufstellung der Bestände nach dem Dewey-System von der kleinsten Bücherei bis zur großen hin, ist die gleiche Ordnung der Bücher innerhalb der Abteilungen nach dem Cutter-System in der Dorfbücherei wie in der Hauptstadt und ihre entsprechende Signierung.

Das zweite große Hilfsmittel ist der überall in gleicher Weise eingerichtete Kartenkatalog, ein Kreuzkatalog. Jedes Buch wird in ihm mit mindestens drei Karten aufgenommen: Verfasserkarte, Titelkarte und mit gewöhnlich mehr als einer Stichwortkarte. Um zu einer Gleichmäßigkeit in den Verweisungen der Stichworte zu gelangen, hat man ein kleines Stichwortsystem ausgebaut, das aber nicht den Anforderungen gewachsen ist. Man hilft sich daher vorläufig allgemein mit dem norwegischen.

Daneben erscheinen gedruckte systematische Kataloge, die ja auch ein recht gleichmäßiges Aussehen haben, weil sie alle nach dem Dezimalsystem eingerichtet sind und daher ein Zurechtfinden erleichtern.

Weiter veranstaltet man häufig Führungen durch die Büchereien, hält Vorträge über ihre Einrichtung und über den zweckmäßigen Gebrauch von Büchern, besonders von Handbüchern. Da Lesesäle und damit die wichtigsten gleichartigen Nachschlagewerke bis in ganz kleine Büchereien hinein vorhanden sind, kann also auch hier eine recht gleichmäßige Belehrung das Volk über das ganze Land hin in die Arbeitsmöglichkeiten durch die Bücherei einführen.

Besonders versucht man durch Buchausstellungen im Anschluß an Tagungen, Kurse oder andere Ausstellungen zum selbständigen Gebrauch des Buches hinzuführen. So verzeichnet z. B. Esbjerg in einem Jahr folgende g r ö ß e r e Ausstellungen: zur allgemeinen Jahresversammlung der dänischen Gärtnervereinigung, zur Genossenschafts-Tierschau, zum Kursus über Kommunalverwaltung an der Arbeiterhochschule, zur Wanderausstellung des Kunstvereins, zur Radioausstellung, zur Pflanzenzuchtausstellung, zu einem Arbeiterbildungslehrgang, zu drei landwirtschaftlichen Ausstellungen. Die Zusammenstellungen werden nicht nur den Beständen der Bücherei selbst entnommen, sondern ergänzende Bestände werden von den übergeordneten Büchereien: Central-, Landes- und Spezialbibliotheken hierzu entliehen; zuweilen werden auch Spezialverleger herangezogen. Natürlich werden hierzu gleichzeitig Buchlisten hergestellt, so daß der Besucher die Zusammenstellung schwarz auf weiß nach Hause tragen kann.

Doch in guter methodischer Durchdenkung auf das Ziel hin, dem man zustrebt, ist man hierbei nicht stehen geblieben, sondern versucht, wie in Amerika, bereits auf die Kinder einzuwirken, sie zur Selbständigkeit, d. h. zum Gebrauch von Büchern und Büchereien bei ihren Arbeiten zu erziehen. Man arbeitet auf dieses Ziel sowohl von seiten der Schule als der Bücherei hin.

Man durchdringt den ganzen Unterricht, wie in Amerika, mit Bücherhilfsmitteln durch Einrichtung und Ausbau von Klassen- und Schulbüchereien, durch Kinderlesehallen, durch Vorlesestunden, durch regel-

mäßige Führungen von Klassen durch Büchereien, wobei die Kinder mit ihrer Einrichtung vertraut gemacht werden. Besondere Aufmerksamkeit wendet man augenblicklich der Ergänzungslektüre zu, d. h. solcher Lektüre, die das in der Schule über ein bestimmtes Thema Gesagte vertiefen soll. Da das eine kostspielige Sache ist — man braucht ja das Buch in sovielen Exemplaren, als Schüler der Klasse vorhanden sind — hat man in den Städten unter starker bibliothekarischer Mitarbeit Schulbüchereivereine gebildet, so daß sich nunmehr die Schulen gegenseitig aushelfen können.

Doch noch planmäßiger wird die Schuljugend in den Gebrauch der Bücher, Zeitschriften und Handbücher eingeführt durch den ständig an Verbreitung zunehmenden, regelrechten Unterricht in „Bögers Brug" („Gebrauch der Bücher"), einem kleinen Lehrbuch vom Büchereikonsulenten Jörgen Banke, der mir selber hierüber beim Besuch von „Statens Bibliotekstilsyn" einen kleinen Vortrag hielt. Das Buch, das bereits in 2. Auflage vorliegt, ist auch ins Schwedische und Finnische übersetzt. Banke geht davon aus, daß man zur Benutzung einer Bücherei und eines Nachschlagewerkes vor allem das Alphabet beherrschen müsse. So beginnt das Buch mit Übungen über das Abc: man richtet die Aufmerksamkeit des Schülers darauf, daß z. B. die Folge „Sönderport" und „Sönderskov" erst durch den siebenten Buchstaben, dort p, hier s bestimmt ist. Dann wird der Leser mit den hauptsächlichen Nachschlagewerken vertraut gemacht: vom Kursbuch zur allgemeinen Biographie, vom Handatlas zum Zeitschriftenindex und Konversationslexikon, vom Wörterbuch der Landwirtschaft zum Taschenbuch des Ingenieurs usw. Zu jedem einzelnen Buch werden viele Aufgaben gestellt. Am Schluß findet sich dann eine Sammlung gemischter Übungen. Eine solche Einführung gestaltet sich in Dänemark viel einfacher als bei uns, da die Zahl der Handbücher weit kleiner ist. Sie ist viel wirkungsvoller, da selbst in entlegenen, kleinen Orten die meisten Handbücher in der Bücherei stehen, so daß also der, der die Sache gelernt hat, in der Übung bleiben kann.

Was man so in der Schule beginnt, vernachlässigt man nicht an den Jugendlichen, die an ihren Fach- und Fortbildungsschulen zum selbständigen Gebrauch von Büchern bei jeder Gelegenheit angehalten werden. Welche Bedeutung man gerade der Arbeit mit Jugendlichen beimißt, zeigt der Plan in Esbjerg, im neuen Büchereigebäude, das noch in diesem Jahr erbaut wird, eine eigene Bücherei und eigenen Lesesaal für Jugendliche einzurichten. (Man darf auf die Ergebnisse eines solchen Versuches gespannt sein, da man in Esbjerg sich auch sonst durchaus nicht auf das reine Aufklärungsideal beschränkt. Es war der einzige Ort, den ich berührte, wo man Vorlesestunden in unserm Sinne kannte und pflegte.)

Die Förderung der Selbständigkeit, Selbsttätigkeit des erwachsenen Lesers wird vor allem durch die „Studienkreise", eine Art „Arbeitsgemeinschaft" (vgl. 3. Jg. dieser Zeitschrift S. 141 ff.), erreicht. In ihnen versammeln sich die Teilnehmer etwa einen Winter lang um ein bestimmtes Buch oder um eine bestimmte Frage, die man bearbeiten will. Die einzelnen Kapitel werden zur besonderen Durcharbeit unter die Mitglieder verteilt, jeder referiert ein oder mehrere Male und daran schließt sich die Diskussion. Oder ein bestimmtes Thema wird in der Weise durchgearbeitet,

daß ein Buch als Hauptführer benutzt wird und andere zu weiterer Beleuchtung herangezogen werden. Mitunter hat ein solcher Studienkreis einen Führer, der den Gegenstand von vornherein beherrscht, sehr oft aber auch nicht. Ob in diesem Fall viel bei der Arbeit herauskommt, ist vielleicht fraglich, aber eines ist sicher die Folge: in weiten Kreisen gewinnt das Buch an Bedeutung. Gegenstände solcher Arbeitsgemeinschaften sind etwa: die Abstinenzfrage, der Sozialismus, Henry George: „Fortschritt und Armut", die Geschichte des Ortes, künstliche Düngung, Hühnerzucht, doch auch einzelne Schriftsteller wie Andersen-Nexö oder Knudsen usw.

Die „Studienkreise" hingen ursprünglich wie auch in Schweden fast gar nicht mit der Büchereiarbeit zusammen. Sie hatten ihre Anhänger vor allem in Arbeiterkreisen. Erst in den letzten Jahren beginnt das Büchereiwesen, unter Führung Professor Steenbergs, sich dieser Bewegung anzunehmen. Jetzt leitet fast jeder Bibliothekar in seinem Orte im Winter mindestens einen solchen „Studienkreis". Weiter arbeitet er durch Herstellung von einer Art besprechender Fachschriftenverzeichnisse mit. Diese gingen zunächst auch fast ganz aus den „Studienkreisen" selbst hervor, das „soziale Sekretariat" in Kopenhagen hat viele herausgegeben; jetzt aber beschäftigen sich die Bibliothekare, als die eigentlichen Fachleute, immer stärker mit ihrer Herausgabe. Diese „Verzeichnisse" beschränken sich aber nicht nur darauf, nach pädagogischen Gesichtspunkten die vorhandene Literatur zusammenzustellen und sie kurz zu besprechen, sondern sie sind eine Art Führer für den Arbeitskreis mit fortlaufendem Text, sollen also vor allem auch dort helfen, wo ein Leiter der Gemeinschaft fehlt. Diese Führer sind durch die gute Organisation der Zentralbüchereien an jedem kleinsten Orte des Landes leicht zu haben.

Die Bewegung hatte mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen wie die Ergänzungslektüre der Schulen: Die Beschaffung so vieler Exemplare eines Buches, für jedes Mitglied der Arbeitskreise eins, war recht kostspielig. Man sucht dieser Schwierigkeit durch weiterfassende Organisation Herr zu werden. Vor allem aber scheint die engere Zusammenarbeit zwischen Studienkreisen und Büchereien nun Tatsache zu werden, Verhandlungen darüber für den Beginn des neuen Winters werden z. Zt. (Sommer 1925) geführt.

Die Zusammenarbeit der Büchereien mit den alten Volkshochschulen scheint dagegen noch ganz in den Anfängen zu stecken, höchstens braucht man hier und dort das kleine Lehrbuch von Banke.

Diese fleißige Arbeit allenthalben an der Selbständigkeit des Lesers muß schließlich dazu führen, den Bibliothekar als Vermittler seiner Bücherschätze immer mehr auszuschalten, wenigstens hinsichtlich der belehrenden Bücher. Es gibt aber ein Gebiet, das Gemütsleben, das sich nicht in solcher Weise rational umgrenzen lassen wird. Hier wird der lebendige Bibliothekar niemals aus seiner Mittlerstellung verdrängt werden können, — die dänischen Büchereileiter haben diese Stelle vielfach noch nicht gefunden.

Das Ideal der Selbständigkeit des Lesers auf rein geistigem, verstandesmäßigem Gebiet ermöglicht und fordert, wie wir sahen, eine recht

straffe Organisation. Wie diese in der Zentralbücherei ihren Mittelpunkt findet, ist hier öfter dargestellt, zuletzt im vorigen Jahrg. dieser Zeitschrift S. 21 f. Es entsteht allerdings bei solcher Darstellung insofern leicht ein etwas schiefer Eindruck, als der Leser anzunehmen geneigt ist, daß die Organisation der Einzelbüchereien um diese Zentrale überall die gleiche sei. Das ist aber nicht der Fall, sondern die Zusammenarbeit hängt sehr von der Persönlichkeit des Zentralbibliothekars ab. Es besteht für kein Dorf oder für keine Kleinstadt ein Zwang, mit der Zentrale zusammenzuarbeiten. Jede Bücherei bekommt auch ohnedem ihre Staatsunterstützung, wenn sie nur bestimmte Bedingungen erfüllt, vor allem Kostenlosigkeit der Benutzung und Regelmäßigkeit der Ausleihezeit gewährleistet. Sie braucht nicht ihren Bestand von der Zentrlae aus systematisch ordnen zu lassen, sie braucht sich nicht literarisch beraten zu lassen oder durch die Zentrale einzukaufen usw. Und es gibt wohl in jedem Kreis noch solche Eigenbrötler, die am liebsten für sich bleiben. Umso mehr muß hervorgehoben werden, daß allgemein eine große Organisationsfreudigkeit herrscht, und daß auch ohne Zwang fast sämtliche Büchereien sich um die Zentrale ihres Kreises sammeln; die Art allerdings, in der sie es tun, ist mannigfach verschieden, fast jede Bücherei hat ihre eigene Art, mit der Zentralbücherei zu verkehren. Wenn der Bericht von Kalundborg (s. den oben erwähnten Artikel im vorigen Jahrg.) nicht teilweise verallgemeinernd ist, so ist hier die Organisation anscheinend recht weit vorgeschritten. Gerade diese Zwanglosigkeit im Verkehr der Büchereien mit der Zentrale scheint mir recht wertvoll: Der gesunde Menschenverstand drängt die kleinen Büchereien von selbst zu dieser Zusammenarbeit. Daß sie nicht förmlich dazu gezwungen sind, kann die Organisationsfreudigkeit nur erhöhen.

Man findet überhaupt in der Art, wie sich Organisationen im Lande zur Bewältigung neuer Aufgaben bilden, eine erfreuliche Beweglichkeit. Es muß nicht immer alles von Kopenhagen, von „Statens Bibliotekstilsyn“, ausgehen. Bald schließen sich hier eine Reihe von Zentralen zusammen, um in größerem Stil eine Beratung durch einen Wanderbibliothekar zu erproben, bald dort, um einen Musterkatalog auszuarbeiten usw. Diese Beweglichkeit hat etwas Erfrischendes, sie verhütet, daß unter straffer Oberaufsicht das Leben stagniere. In Kopenhagen allerdings schien mir die Organisatıon wesentlich fester gefügt.

Einige Zahlen mögen am Schluß den augenblicklichen Stand der Volksbüchereibewegung illustrieren: Kopenhagens Etat hält sein Gleichgewicht mit ungefähr 700 000 Kronen (= ungefähr ebensoviel RM) Einnahme und Ausgabe, von denen der Staat 100 000 Kr. gibt. Die Büchereien haben etwa 55 000 Leser insgesamt (Hauptbücherei, 7 „Kreis“-büchereien, 5 kleinere Ausleihestellen und 3 Kinderlesesäle). Der Buchbestand umfaßt 200 000 Bände; Zuwachs jährlich etwa 20 000 Bände; die Ausleihe belief sich im letzten Jahr (bei einer Einwohnerzahl von 700 000) auf 1¾ Millionen Bände; die Lesesäle wurden von ½ Millionen Leser aufgesucht. In Esbjerg, einer Stadt von 25 000 Einwohnern, hielten sich Einnahme und Ausgabe mit 40 000 Kronen (20 000 Kr. vom

Staat) die Wage. Ungefähr 2000 Personen lesen, die Ausleihe beträgt ungefähr 100 000 Bände, davon nach außerhalb 16 000, den Lesesaal benützten ca. 30 000 Personen (ohne Kinder). In Christiansfeld, einem kleinen Ort von 600 Einwohnern etwa, war der Etat 5000 Kr., ungefähr die Hälfte Staatszuschuß. Ein nebenamtlicher Büchereileiter erhielt hier eine Vergütung von 1500 Kr., eigener Ausleiheraum und Leseraum waren vorhanden, mit einer ansehnlichen Handbücherei. Seit 1920 war die Bücherei um ungefähr 3000 Bände gewachsen.

Das sind sicherlich glänzende Zahlen, was den äußeren Stand der Büchereibewegung in Dänemark angeht. Dem gegenüber fallen geringe Mängel der Organisation, wie vor allem das Fehlen einer zweiten Staatsbibliothek (wie Aarhus) für die Inseln nicht ins Gewicht. Ein Bewohner Frederiksbergs kann ein dort nicht vorhandenes Buch nicht aus den großen Büchereien Kopenhagens entleihen, obwohl Frederiksberg ein Vorort der Hauptstadt ist, sondern muß sich nach dem entfernten Aarhus wenden.

Möge auch in Deutschland die Einsicht in den Wert der Büchereiarbeit wachsen, daß auch bei uns größere Geldmittel bereit gestellt werden; denn die bildungspflegliche Qualität der Arbeit, wie sie bei uns an vielen Orten geleistet wird, kann einen Vergleich mit der Arbeit unserer dänischen Kollegen wohl aushalten. Es fehlt bei uns vielfach nur an dem notwendigen geldlichen Rückhalt.

Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek.

Jahresbericht über das erste Unterrichtsjahr April 1925 bis März 1926

erstattet von Prof. Dr. G. Fritz, Direktor der Berliner Stadtbibliothek.

In den Jahren 1916 bis 1922 bestanden in Berlin-Schöneberg, Grunewaldstraße 6/7 Bibliothekskurse, die von der dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht unterstellten Zentrale für Volksbücherei unter Leitung von Dr. P. Ladewig abgehalten wurden. Diese Kurse umfaßten zwei Unterrichtsjahre und dienten der in der preußischen Diplomprüfungsordnung vorgesehenen Ausbildung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken sowie für den Dienst an Volksbüchereien. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, die Vorbildung für diesen Beruf und auch die Vorbereitung auf die preußische Diplomprüfung zu fördern. Die Verhältnisse der Inflationszeit nötigten leider 1922 das Zentral institut, von der weiteren Abhaltung der Kurse abzusehen. Da in der Folgezeit vor allem die an dem Ausbau des volkstümlichen Büchereiwesens interessierten Kreise auf die Neueinrichtung von ähnlichen Fachkursen drängten, entschloß sich der Verfasser dieses Berichts dazu, im April 1925 im Verein mit verschiedenen Fachgenossen die Bibliothekskurse neu zu organisieren. Der Lehrplan dieser Kurse stützt sich im wesentlichen auf die in der Zentrale für Volksbücherei gemachten Erfahrungen, beschränkt sich jedoch auf eine zwei Semester umfassende Ausbildung.

Die Kurse fanden statt in der städtischen Lesehalle Lützowstr. 109/10.

Voraussetzung für die Aufnahme war die Ableistung mindestens eines Praktikantenjahres, in Ausnahmefällen eine mindestens halbjährige Tätigkeit in einer geeigneten Bücherei. Das Unterrichtsjahr begann am 20. April 1925 und endete am 13. März 1926; es umfaßte im ganzen 36 Unterrichtswochen. Das Schulgeld betrug 200 Mark.

Als Lehrer waren tätig: Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Fritz (Berliner Stadtbibliothek), Oberbibliothekar Dr. Homann (Stadtbücherei Charlottenburg), Bibliotheksrat Dr. Krabbe (Preuß. Staatsbibliothek), Fräulein Krimmer (Berliner Stadtbibliothek), Studienrat Dr. Reuter (Charlottenburg), Bibliotheksrat Dr. Vorstius (Preuß. Staatsbibliothek).

Im ersten Semester besuchten die Kurse 27 Schülerinnen und 4 Hospitantinnen, im zweiten Semester 29 Schülerinnen und 2 Hospitantinnen, insgesamt 33 Teilnehmerinnen.

Statistik der Schülerinnen.

Es nahmen teil: 1. Margarete Ahrens 2. Irene Bruhns 3. Gerda Dihle 4. Gertrud Dittrich 5. Liselotte Doeblin 6. Lotte Eggert 7. Wali Eppich 8. Lotte Felheim 9. Charlotte Ferber 10. Elisabeth Hackbarth 11. Gertrud Hansen-Ritter 12. Johanna Louise Hiller 13. Ursula Hünecke 14. Else Imand 15. Hertha Kriske 16. Gerda Markfeld 17. Edelgart Maydorn 18. Irmgard Mitzlaff 19. Elisabeth Müller 20. Maria Pfeifer 21. Anneliese Printz 22. Sabine Schönfeld 23. Eva Maria Siber 24. Hilde Stansch 25. Paula Thofehrn 26. Renate v. Uechtritz 27. Herta Weißermel 28. Ursula Winter 29. Erika Zander.

Geboren:	1884	1896	1900	1903	1904	1905	1906	1907	1908
	1	1	2	2	3	8	8	1	3

Heimat:	Berlin	Brandenburg	Preußen	Freie Stadt Danzig
	19	3	5	2

Schulmäßige Vorbildung:	Lyzeum	O II	Frauenschule (Oberlyzeum)
	24	5	7

Bibliothekarische Vorbildung:	2 Prakt.-Jahre	1 Prakt.-Jahr	Geringer
	13	3	13

Die Diplomprüfung im März 1926 bestanden 3 Schülerinnen.

Unterrichtsfächer.

1. Bibliothekskunde; Einführung in das Buchgewerbe und die Organisation des deutschen Buchhandels (Prof. Dr. Fritz) 3 Wochenstunden
2. Katalogisieren nach den preuß. Instruktionen (Dr. Vorstius) 4 "
3. Wissenschafts- und Literaturkunde; Einteilung der Wissenschaften. (Literaturkunde: 1. Semester Dr. Homann, 2. Semester Dr. Reuter; Einteilung der Wissenschaften: Prof. Dr. Fritz) . . . . 3 "
4. Volkserziehungswesen (Prof. Dr. Fritz) . . . . 1 "
5. Bibliographie (Dr. Krabbe) . . . . 3 "
6. Übungen in Büchereihandschrift (1. Semester) (Fräulein Krimmer) . . . . 1 "

Zur Ergänzung des Unterrichts fanden folgende Einzelvorträge statt:

Am 26. September führte Fräulein Mühlenfeld (Leiterin der Berliner Kinderlesehallen) die Kursteilnehmerinnen in die Kinderlesehallenarbeit und die Jugendliteratur ein. Im Anschluß daran fanden an verschiedenen darauf folgenden Tagen gruppenweise Besichtigungen der neu eingerichteten 1. städtischen Kinderlesehalle in Berlin O 17, Ehrenbergstr. 24 statt.

Am 26. und 27. November sprach Büchereidirektor Dr. Ackerknecht (Stettin) über Vorlesestunden, Volksunterhaltungsabende, Lichtspiel und Vortragswesen.

Im März hielt Dr. Homann zwei Vorträge zur Einführung in die zeitgenössische deutsche Literatur.

Ferner fanden folgende Besichtigungen statt:

Vom 16. bis 17. Oktober waren die Kursteilnehmerinnen in Leipzig und besichtigten dort das Deutsche Museum für Buch und Schrift (unter Führung des Direktors Prof. Dr. Schramm), Barsortiment, Kommissionsbuchhandlung und Lehrmittelsammlung der Firma Koehler & Volckmar und die Deutsche Bücherei (unter Führung des Bibliothekars Dr. Ruppert).

Am 20. November fand eine Führung durch die Einrichtungen des Verlagshauses Ullstein, besonders durch den Druckereibetrieb, statt,

am 19. Januar und am 8. Februar Führungen durch die graphischen Werkstätten und die Fachklasse für künstlerischen Bucheinband der Kunstgewerbeschule Charlottenburg durch die Leiter Prof. Schaefer und Paul Kersten.

Am 13./14. Februar reisten die Schülerinnen nach Stettin. Sie nahmen dort an einer sonntäglichen Vorlesestunde teil, besichtigten die Stadtbücherei in ihrem wissenschaftlichen und ihrem Volksbüchereibetriebe und wurden durch Dr. Ackerknecht eingeführt in die von der Stadtbücherei organisierte Volksbildungsarbeit (Büchereiberatungsstelle für die Provinz Pommern, Vorlesestunden, Volkshochschule, Reformlichtspiel). Außerdem war für sie eine Ausstellung billiger Reihenschriften zusammengestellt worden.

Es folgten zwei Besichtigungen graphischer Kunstanstalten: am 4. März der Graphischen Kunstanstalt Richard Labisch & Co. und am 11. März des Lithochemigraphischen Instituts Gustav Reisacher in Berlin.

Der Ausbildung dienten auch Besichtigungen von wissenschaftlichen und volkstümlichen Großberliner Büchereien (einzelne Abteilungen der Preußischen Staatsbibliothek, der Stadtbücherei Charlottenburg sowie verschiedener anderer städtischer Büchereien).

Allen Damen und Herren, die bei den Führungen in entgegenkommendster Weise den Schülerinnen die für sie so wertvollen Einblicke in die Praxis der Büchereiarbeit sowie des Buchhandels und der buchgewerblichen Technik ermöglicht haben, sei auch an dieser Stelle der aufrichtigste Dank ausgesprochen.

Im zweiten Semester wurde den Schülerinnen, soweit sie noch nicht in einer Buchbinderei praktisch tätig gewesen waren, Gelegenheit gegeben, in der Hausbuchbinderei der Stadtbibliothek unter Leitung von Buchbinder Lemser zu arbeiten. Zur Einführung gab Fräulein Krimmer einen Überblick über die Techniken und die Materialien des Bucheinbandes mit besonderer Berücksichtigung der für den Büchereieinband geltenden Grundsätze.

Von der Erteilung von Unterricht in den Sprachen sowie in Stenographie und Maschinenschreiben wurde abgesehen, da die verschiedenartige Vorbildung der Schülerinnen den Unterricht in diesen Fächern wenig fruchtbringend erscheinen ließ und es daher den einzelnen überlassen wurde, sich die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten auf diesen Gebieten anzueignen.

Seitens des preußischen Kultusministeriums wurde den Kursen eine Beihilfe von 1500 Mark gewährt, die im wesentlichen dazu verwendet wurde, eine Lehrmittelsammlung, bestehend aus Modellen, Formularmappen, Bildsammlungen, Katalogen und sonstigen Materialien, sowie eine den Unterrichtszwecken dienende Handbibliothek anzuschaffen. Dem Herrn Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung sowie zahlreichen Bibliotheken und Firmen, welche die Bibliothekskurse bei der Einrichtung dieser Sammlungen unterstützt haben, verfehlen wir nicht, auch an dieser Stelle zu danken.

Bei der Organisation der Kurse war vor allem der Gesichtspunkt leitend, den Unterricht nicht lediglich theoretisch zu erteilen, sondern dabei in steter Fühlung mit der praktischen Büchereiarbeit zu bleiben. Dies wurde dadurch erleichtert, daß den Teilnehmerinnen ständig Gelegenheit gegeben werden konnte, in den Berliner städtischen Büchereien die erforderliche Anschauung zu gewinnen. Gelegentlich wurde der Unterricht auch in einer geeigneten städtischen Bücherei erteilt. Die Vermittlung des Unterrichtsstoffes erfolgte in seminaristischer Weise; es wurde dadurch eine intensivere Mitarbeit der Schülerinnen erreicht. Diesem Zwecke dienten auch schriftliche Arbeiten, die teils unter Aufsicht, teils zu Hause ange-

fertigt wurden. Bearbeitet wurden im wesentlichen Themata aus der Bibliothekskunde und dem Volkserziehungswesen. Der Literaturunterricht wurde durch Vorträge, die von den Schülerinnen gehalten wurden, belebt.

Wenn auch die Anforderungen, die in der Diplomprüfung zu erfüllen sind, für die Begrenzung des Lehrstoffes von Bedeutung waren, so ging doch der Unterricht in vielen Fällen über dieses Ziel hinaus und suchte ein tieferes Eindringen besonders in das Gebiet der volksbibliothekarischen Arbeit zu vermitteln unter besonderer Berücksichtigung der sozialpädagogischen und literarischen Grundsätze, die für das Gesamtgebiet der Volksbüchereiarbeit maßgebend sind.

Bibliothekskunde.
Einteilung und Terminologie der Wissenschaften.
Buchhandel und Buchgewerbe.

(Fritz.)

Begonnen wurde mit der Einführung in die allgemeine Bibliothekskunde und zunächst ein Überblick über die wichtigsten deutschen und außerdeutschen Bibliotheken gegeben unter besonderer Hervorhebung der von ihnen verfolgten Zwecke und ihrer äußeren Einteilung. In der Verwaltungslehre wurden die für die bibliothekarische Praxis wichtigen Hauptabschnitte eingehend behandelt und der Unterricht durch Besichtigungen sowie durch Veranschaulichung an der Hand der Lehrmittelsammlung belebt. Den Ausgangspunkt bildete das Gebäude und die räumlich-technische Ausstattung der Bücherei. Dann wurde zu folgenden Hauptgebieten übergegangen: Auswahl und Ankauf der Bücher; Aufbau des Bücherbestandes einer Volksbücherei; Akzession; die Kataloge; die Ausleihe; der Lesesaal; das Personal der Bibliothek; Statistik; Etat und Bürowesen; amtlicher Schriftverkehr. Dabei wurden sowohl die Verhältnisse der großen wissenschaftlichen Bibliotheken wie die der Volksbücherei in ihren verschiedenen Abstufungen eingehend durchgesprochen und vergleichend einander gegenübergestellt.

Die Einteilung und Terminologie der Wissenschaften wurde im Anschluß an die dem systematischen Katalog geltenden Erläuterungen behandelt.

Nebenher ging eine Einführung in die Geschichte und Organisation des deutschen Buchhandels mit besonderer Berücksichtigung der Verlegerkunde, sowie in die Technik und Geschichte des Buchdruckes und der wichtigsten Illustrationsverfahren. Besonders eingehend wurde der Katalogdruck und seine Vorbereitung behandelt. Für den Unterricht in diesen Fächern waren die Führungen durch Verlags- und Reproduktionsanstalten von besonderem Wert.

Schriftliche Ausarbeitungen bibliothekskundlicher und buchgewerblicher Themata dienten dazu, die Schülerinnen zu knapper, klarer Darstellung des ihnen gebotenen Unterrichtsstoffes zu veranlassen.

Volkserziehungswesen.

(Fritz.)

Behandelt wurden die weltanschaulichen und geistesgeschichtlichen Grundlagen und die Entwicklung des modernen Volksbildungswesens sowie seine heutige Organisation vornehmlich in Deutschland, aber auch in England, Amerika und den nordischen Staaten. Der Unterricht verfolgte vor allem das Ziel, die Kulturaufgabe der gesamten Volksbildungsarbeit in ihren verschiedenen Richtungen (Büchereien, Volkshochschulen, Vorleseabende, Volksbühne, Lichtspiel usw.) aufzuzeigen und auf die Beziehung der verschiedenen Gebiete zueinander hinzuweisen, wobei auch die geistige Jugendpflege (Kinderlesehallen, Jugendbüchereien, Kino usw.) nicht außer Acht gelassen wurde. Besonders eingehend wurden die volksbibliothekarische Beratungspraxis und ihre Hilfsmittel behandelt.

Katalogisieren.

(Vorstius.)

Von den beiden deutlich getrennten Unterrichtsgegenständen: Unterricht in den preußischen Instruktionen und Übungen im Verzetteln, wurde der letzte, prak-

tische Teil entschieden in den Vordergrund gestellt. Es wurden dementsprechend nur diejenigen Vorschriften der Instruktionen durchgenommen und erklärt, die für die Praxis ausgewertet werden konnten. Auf die beiden wichtigsten Vorbedingungen für ein korrektes Katalogisieren, Exaktheit und Sorgfalt auf der einen Seite und genügendes sprachliches Verständnis des Buchtitels auf der anderen Seite wurde der größte Nachdruck gelegt und ihre Erfüllung zur Pflicht gemacht.

Der Lehr- und Übungsstoff wurde in folgender Weise bewältigt: 1. Theoretischer Teil. Erklärung der preußischen Instruktionen, deren Besitz bei allen Teilnehmern vorausgesetzt wurde: Skizze über die Entstehung, die Geschichte und den Geltungsbereich der Preußischen Instruktionen sowie über die Katalogisierungsvorschriften anderer Länder und Staaten. Vorläufiges Durchnehmen der für den Anfänger wichtigsten Bestimmungen. Besprechung der Schriftengruppen, deren Titelaufnahme nach besonderen Regeln erfolgt, und Ausfüllen der noch gebliebenen Lücken. — 2. Praktischer Teil. Aufnahmen von Titeln unter Zugrundelegung von aus der Berliner Stadtbibliothek, der Preußischen Staatsbibliothek und der im Entstehen begriffenen „Beispielsammlung der Bibliothekskurse" stammenden Büchern. Diese Aufnahmen wurden vorwiegend außerhalb der Unterrichtsstunden angefertigt, da auf diese Weise ein systematisches Zurateziehen der Instruktionen und klärende gegenseitige Aussprache der Teilnehmer erzielt wird. Zugleich wurde dadurch in den Unterrichtsstunden Zeit zu ausgiebiger Besprechung der fehlerhaften Aufnahmen gewonnen. Die Auswahl der zur Aufnahme bestimmten Werke richtete sich einerseits natürlich nach dem Grundsatz des allmählichen Aufstieges von leichten Aufgaben zu schwereren, mußte sich aber andererseits genau dem theoretischen Ausbildungsgang anschließen. Sobald die Schülerinnen über die ersten Anfangsgründe hinausgekommen waren, wurden aus dem Buch von Hottinger: „Tituli librorum" geeignete Titelphotographien zur Aufnahme als häusliche Aufgabe bestimmt. Ferner fanden — im Anfang seltener, im Verlauf der Kurse häufiger — Titelaufnahmen während der Unterrichtsstunden statt, bei denen ein Nachschlagen in den Preußischen Instruktionen nicht gestattet war und die z. T. als Extemporalia mit Zensuren versehen wurden. Im 2. Semester wurden etwa einmal im Monat Klassenarbeiten geschrieben, in denen die Schüler zu den ihnen mündlich oder durch Anschreiben an die Wandtafel mitgeteilten Autorennamen bezw. anonymen Titeln die nach den Instruktionen im Kopf auszuwerfenden Ordnungswörter niederschreiben mußten. Durch dieses Verfahren wurden die sehr wichtigen Regeln über die Verfassernamen und die sachlichen Ordnungswörter viel intensiver geübt und eingeprägt, als es durch bloße Titelaufnahmen möglich wäre.

Literaturkunde.

(Reuter.)

Der Unterricht in der Literaturgeschichte erstreckte sich naturgemäß vor allem auf die Schöne Literatur des deutschen Sprachgebietes, berücksichtigte jedoch die Hauptwerke der Literatur des Auslandes, d. h. diejenigen ausländischen Literaturwerke, welche für die deutsche Bildung oder für die Entwicklung der deutschen Literatur von Wichtigkeit gewesen sind, also aus dem 19. Jahrhundert Zola, Ibsen, Strindberg, Dostojewski, Tolstoi usw. Auch die deutsche Literatur wurde auf eine Auswahl wichtiger Erscheinungen beschränkt. Das Ziel war keine Erschöpfung von Namen und Daten, sondern Weckung und Förderung tieferen Verständnisses führender Persönlichkeiten und literaturgeschichtlicher Entwicklungen und Zusammenhänge. Es galt, an dem einzelnen Werk das für die Dichterpersönlichkeit und die Zeit Charakteristische zu erkennen und so zu einem allgemeinen Verständnis zu gelangen. Die tätige Mitarbeit der Hörerinnen war hierbei sehr erwünscht und wurde auf verschiedene Weise in Anspruch genommen. Teilnahme an Aussprachen oder die Übernahme von Berichten (Vorträgen) je nach Neigung oder Belesenheit beteiligten alle zwanglos, doch nicht ohne eine gewisse Verpflichtung an der Arbeitsgemeinschaft. Der Lehrer leitete in solchen Stunden die Aussprache und gab von sich die nötigen Berichtigungen, Ergänzungen und Zusammenfassungen. Wo es geboten schien, trat an die Stelle dieses Arbeitsunterrichtes der Vortrag des Literaturgeschichtslehrers. Besondere Wiederholungen dienten der Festigung der erworbenen Kenntnisse.

Einführung in die erzählende Literatur der Gegenwart.

(Homann.)

Diese Kurse bilden eine Ergänzung zu dem literarhistorischen Unterricht. Sie bieten im Grunde etwas ganz anderes als Literaturgeschichte, nämlich volksbibliothekarische Bücherkunde. Mit den literaturgeschichtlichen Kursen haben sie weder den Gegenstand gemein — die hier behandelten Werke gehören in der Mehrzahl der Gegenwart an und nicht der Geschichte; auch liegt ein beträchtlicher Teil von ihnen außerhalb des Kreises derer, die gemeinhin in der Literaturgeschichte betrachtet werden, unterhalb ihres Niveaus (mindestens bei rein ästhetischer Betrachtung) — noch die Methode; denn es handelt sich hier nicht nur um ästhetisch und literarisch wertvolle Werke nebst ihren Gegenbeispielen, sondern auch um alle die, die nach ihrem stofflichen oder gefühlsmäßigen Gehalt wichtig sind, schlechthin lebenswichtig, und zwar wichtig nicht nur vom Standpunkt des Schaffenden und des objektiv und mit kritischer Schulung Urteilenden, sondern auch vom Standpunkt des naiv, unreflektiert, harmlos Genießenden, der Lebensstoff schlechthin sucht. Diese Werke müssen mit einer ganz anderen Psychologie erforscht werden.

Dieser Stoff soll nun in mehreren Gängen durch die Erzählungsliteratur des letzten halben Jahrhunderts dargeboten werden; in mehreren, da die Gliederung der gesamten Masse nach einem Prinzip einstweilen unmöglich erscheint und die Betrachtung des gleichen Werkes von verschiedenen Gesichtspunkten aus auch der volksbibliothekarischen Arbeitsweise sehr gut entspricht, die stets darauf gerichtet sein muß, Zusammenhänge und Verbindungen herzustellen.

Zuerst wird die Masse der irgendwie landschaftlich gebundenen und verwurzelten Erzählungskunst behandelt, aber nur das, was für ganz Deutschland und nicht nur für die heimischen Landschaften von Wichtigkeit ist. Es ist von Wert, die Betrachtung dieser bodenständigen Erzählungen an den Anfang zu setzen, das echt Volkstümliche deutlich herauszuarbeiten, und, ohne jedes sentimentalromantische Ressentiment, den für die Volksbücherei entscheidenden Gegensatz zwischen gewachsener Dicht- und Erzählungskunst und der großstädtischen „Literatur" deutlich zu machen, deren Wert darum nicht verkannt werden soll. Bei der verderblichen Spaltung der deutschen Leserschaft in Volk und Gebildete (gleich akademisch-humanistisch Gebildete) ist es besonders wichtig, zu zeigen, wie die hohe Dichtkunst aus der Heimatkunst erwachsen kann (z. B. Hesse, Stehr, Voigt-Diederichs).

In einem zweiten Gang nähern wir uns am meisten der üblichen Literaturgeschichte: die Großen, die sich der ersten Gliederung nicht einfügen ließen, werden hier charakterisiert (z. B. Ricarda Huch, Thomas Mann, Albrecht Schaeffer, Jakob Wassermann, Arnold Ulitz). Hier soll auch der Gang der Stilentwicklung, Ziele und Zusammenhänge der allgemeinen geistigen Entwicklung charakterisiert werden.

Schließlich soll, da diese Untersuchungen in keiner Weise sich selbst Zweck sind, sondern nur der Praxis dienen wollen, der Gebundenheit der meisten Leser an Stoff oder Inhalt des Buches Rechnung getragen werden in einer Übersicht über die wichtigsten Stoffgebiete. Hier werden auch Andeutungen über Leserpsychologie und Leserpädagogik einzufügen sein. Einige dieser Stoffgebiete seien genannt: Problem- und Entwicklungsromane, soziale Probleme, biographisch-historische Romane, Romane bestimmter Lebenssphären (Proletariat, Bürgertum), Abenteuerromane. Hinzuwirken ist immer auf eine Verbreiterung der gewohnten Basis, darauf, daß nicht mehr Liebes- und Gesellschaftsromane fast ausschließlich begehrt und gelesen werden. Bei dieser Betrachtung werden sehr häufig Werke, die schon in den ersten beiden Gruppen behandelt worden sind, von neuem einbezogen und in neuer Beleuchtung gezeigt werden.

Nebenbei sollen von der ausländischen Literatur die wichtigsten Persönlichkeiten der beiden letzten Lebensalter behandelt werden. Im Vordergrund stehen Skandinavien und Rußland, daneben England und Frankreich und das neuerdings immer stärker hervortretende Amerika, während Italien und Spanien ganz im Hintergrund bleiben. Die wesentlichsten Werke der ausländischen Literatur werden in die stofflich gegliederte Betrachtung mit einbezogen.

Überblick über die Hauptwerke der fremden Literaturen.
(Fritz.)

Eine Einführung zur Ergänzung des literaturwissenschaftlichen Unterrichts. Berücksichtigt wurden die englische, die romanischen, skandinavischen und slawischen Literaturen unter Hervorhebung ihrer Beziehung zur deutschen Dichtung und Geistesgeschichte.

Allgemeine Wissenschaftskunde.
(Fritz.)

Behandelt wurden die wichtigsten Tatsachen aus der Geschichte der Wissenschaften unter Hervorhebung der führenden Persönlichkeiten.

Bibliographie.
(Krabbe.)

In der Bibliographie wurden die Teilnehmerinnen zunächst mit Begriff und Wesen des Unterrichtsgegenstandes und seiner Bedeutung für die bibliothekarische Praxis bekanntgemacht. Es folgten Erörterungen über Arten und Einteilung der Bibliographien sowie über den Unterschied zwischen Bibliographie und Katalog; alsdann wurde die wichtigste Literatur über den Gegenstand angeführt und kurz charakterisiert.

Die Übermittlung der Kenntnis der einzelnen Bibliographien geschah in der Weise, daß zunächst die allgemeinen nationalen Bibliographien Deutschlands und der wichtigsten Kulturländer behandelt wurden, wobei naturgemäß auf das deutsche Sprachgebiet der Hauptnachdruck gelegt wurde. Die Teilnehmerinnen wurden eingehend mit Einrichtung und Umfang der Hauptwerke bekanntgemacht und zwar tunlichst unter Vorlage einzelner Probestücke. Die Behandlung der allgemeinen nationalen Bibliographien wurde im wesentlichen während der Sommermonate zu Ende geführt. Daran schloß sich von September bis Weihnachten die Übermittelung der notwendigsten Kenntnisse von sonstigen biblio- und biographischen Hilfsmitteln allgemeiner Art immer unter Vorführung von geeigneten Proben. Der übermittelte Wissensstoff wurde durch ständige Wiederholungen und auch gelegentliche schriftliche Bearbeitungen geeigneter Themata befestigt und den Teilnehmerinnen noch näher gebracht. Die Monate Januar bis März waren in erster Linie der Wiederholung gewidmet unter regelmäßiger schriftlicher Lösung gestellter Aufgaben aus dem Gebiete der bibliographischen Praxis. Nebenher ging dann noch die Übermittelung der Kenntnis von den allerwichtigsten Fachbibliographien aus den einzelnen Disziplinen. Die Teilnehmerinnen folgten den Ausführungen mit großem Interesse und bewiesen auch in ihren schriftlichen Arbeiten eine im ganzen recht erfreuliche Beherrschung des behandelten Lehrstoffes.

Übungen in Büchereihandschrift.
(Krimmer.)

Der Unterricht in Büchereihandschrift erfolgte in enger Anlehnung an das Lehrbuch von Dr. Ackerknecht: „Deutsche Büchereihandschrift“. Nach einer zusammenfassenden und eingehenden Durchsprechung der Schrift, die in ihren Grundsätzen und Einzelformen erläutert wurde, beschränkte sich die weitere Unterweisung im wesentlichen auf Einzelbesprechungen mit den Schülerinnen, in denen zu Hause angefertigte Schriftproben gründlich durchkorrigiert wurden. Am Schlusse beider Semester wurden in der Klasse nach Diktat Niederschriften angefertigt, an denen sämtliche Schülerinnen nacheinander schrieben, sodaß die verschiedenen Schriften untereinander standen. Hierdurch wurde den Teilnehmerinnen die Möglichkeit gegeben, den erreichten Grad der Gleichmäßigkeit zu beurteilen und die Mängel der eigenen Schrift besser als in den Einzelübungen zu erkennen.

Das zweite Unterrichtsjahr hat am 13. April 1926 begonnen. Aufgenommen wurden 33 Teilnehmerinnen, eine Zahl, deren Überschreitung sowohl mit Rücksicht

auf den beschränkten Raum, in dem die Kurse stattfinden, als auch aus pädagogischen Gründen nicht möglich war. Den Unterrichtskursen wäre außerordentlich gedient, wenn statt der völlig unzureichenden Lesehalle, die nur vormittags zu Unterrichtszwecken zur Verfügung steht, geeignetere Räume benutzt werden könnten, die es auch ermöglichen, die Bücherei und die Lehrmittelsammlung besser unterzubringen.

Aus der Beratungspraxis.

Billige Bücherangebote.

Die Absatzkrise, in welcher sich zur Zeit der deutsche Buchhandel befindet, — verursacht durch eine starke Abnahme der Kaufkraft weiter Bevölkerungsschichten — bringt es mit sich, daß rührige Buchhändler versuchen, sich neue Absatzgebiete zu erschließen. Vom Standpunkte des Bildungspflegers aus wäre dagegen nichts einzuwenden, wenn der Buchhandel organisatorisch etwas mehr aus sich herausginge und Methoden finden würde, das gute deutsche Buch breiten Volksschichten nahezubringen, es also den Buchgemeinschaften gleichtun würde, selbstverständlich ohne das zu übernehmen, was an ihnen zu verwerfen ist. Aber diese Methoden aufzufinden, ist immerhin recht mühevoll. Bequemer ist es, sich an die Büchereien zu wenden, da diese immer noch und vielleicht gerade jetzt die sichersten und vor allem auch zahlungskräftigsten Bücherkäufer sind. Die meisten Büchereileiter wissen aus eigener Erfahrung, mit welcher Hochflut von Bücherangeboten sie heutzutage — sei es schriftlich oder mündlich — überschwemmt werden.

Zunächst handelt es sich um die Angebote von Büchern, welche als antiquarisch bezeichnet werden, worunter jedoch nicht die regelmäßigen Angebote des regulären, wissenschaftlichen Antiquariats zu verstehen sind, welche für volkstümliche Büchereien ja auch nur sehr bedingt oder garnicht in Frage kommen. Im Gegenteil, die Angebote enthalten einen großen Teil solcher Bücher, die schon längst zum eisernen Bestande der volkstümlichen Büchereien gehören und als Verbrauchsstücke immer wieder ergänzt werden müssen, und tatsächlich sind die dafür geforderten Preise beim ersten Zuschauen oft sehr mäßig. Leider fehlt aber bei allen diesen Angeboten die Angabe des Erscheinungsjahres, häufig auch noch eine Angabe über die Art des Einbandes, und da zur Zeit eine ganze Anzahl von Verlagen, teils um Kapital zu schaffen, teils um neue, in der Aufmachung zeitgemäße, Auflagen herzustellen, Vorräte aus der Nachkriegs- und Inflationszeit abstoßen, so kauft schließlich die Bücherei, obwohl gerade sie an der Qualität des Buchkörpers ein viel größeres Interesse hat als der Privatmann, Bücher mit schlechtem Papier, vielleicht schon gerosteter Drahtheftung und minderwertigen Einbänden, welche im Grunde genommen auch mit dem billigen Preise viel zu teuer bezahlt sind. Daran ändert auch nichts, daß gegebenenfalls „portofrei“ geliefert wird oder „Nicht Zusagendes“ innerhalb einer kurz bemessenen Frist zurückgenommen wird.

Etwas anders schon liegt die Sache bei Angeboten, bei denen es sich unverkennbar um Ausgaben der beiden letzten Jahre handelt und die, wie es z. B. zwei westdeutsche Firmen tun, verlagsweise, also fast alle Verlagserscheinungen des Insel-Verlages, der Union in Stuttgart, usw., und mit einem generellen Rabatt von z. B. 25% angeboten werden. Zuzugeben ist, daß die angebotene Verbilligung für den Büchereileiter außerordentlich verführerisch ist, aber gerade für den Leiter einer mittleren oder kleineren Bücherei, welcher der sparsamste ist und auch sein muß, gerade für ihn besteht doch die große Gefahr, daß er à Konto der Billigkeit des Angebots Bücher kauft, die sich späterhin als schwer verzinslich — finanziell und noch mehr bildungspfleglich — erweisen und die ihn dann den vermeintlichen Profit bereuen lassen, so oft sein Blick auf die verstaubenden Bände in den Regalen fällt. Um bei den Beispielen oben zu bleiben: nur wenige Bücher des hochwertigen Insel-Verlages kommen für volkstümliche Büchereien in Frage und neben ganz ausgezeichneten Jugendschriften der Union in Stuttgart führt die selbe Firma auch solche, die für Volksbüchereien garnicht brauchbar sind.

Neuerdings treten aber auch einige Firmen auf, die Bücher in einem sogenannten „Bibliothekseinband", in Ganzdermatoid, abwaschbar, mit Fadenheftung usw. liefern, und diese Bücher außerdem billiger abgeben als sie im Verlegereinband zu regulären Preisen zu kaufen sind. Dazu ist zunächst zu sagen, daß den meisten Büchereileitern und vor allem den nebenamtlichen die Erfahrung fehlen muß, welche imstande ist, nun auch zu entscheiden, ob dieser sogenannte „Bibliothekseinband" allen Anforderungen genügt, die vom fachmännischen Standpunkt aus an ihn zu stellen sind. Die Herstellung eines solchen Büchereieinbandes ist und bleibt hinsichtlich der Verarbeitung und des zu verarbeitenden Materials völlig Vertrauenssache und wie weit die Unkenntnis auf diesem Gebiete geht, erhellt wohl aus der Tatsache, daß wiederum eine westdeutsche Firma einen „Bibliothekseinband" anbietet, bei dem nicht nur die Ecken des Buchdeckels, sondern auch ganz überflüssigerweise die Ecken des Buchblocks abgerundet sind. Dahinzu kommt aber noch — und das ist sehr schwerwiegend — daß fast die Hälfte aller im „Bibliothekseinband" angebotenen Bücher für mittlere und kleine Büchereien völlig unbrauchbar sind, weil die anbietenden Firmen keinerlei Erfahrung darin besitzen, was den Büchereien not tut und was von ihnen gebraucht wird.

Der Büchereileiter, der seine Bücherei vor Schaden bewahren will, tut also gut, wenn er bei allen diesen Bücherangeboten zunächst solche bevorzugt, von denen er weiß, daß sie von einer Stelle ausgehen, die das bildungspflegliche Interesse in den Vordergrund stellt. Selbstverständlich kann er auch von andern Stellen gegebenenfalls gut und billig kaufen, und er soll es sogar tun. Nur Vorsicht ist in allen Fällen geboten, und es gibt für ihn nichts einfacheres, als in solchen Fällen, in denen er zweifelhaft ist, sich an seine zuständige Beratungsstelle zu wenden, womöglich in der Form, daß er das Angebot einsendet, die von ihm zum Kauf ins Auge gefaßten Werke kenntlich macht und nun anfragt, ob sie geeignet und preiswert seien. Er wird dann immer eine Antwort bekommen, die ihm bei aller Bestimmtheit der Begutachtung völlig freie Hand läßt, zu tun und zu lassen, was er will; denn, wie ihr Name es ja sagt: die Beratungsstellen wollen beraten und nicht bevormunden.

R o s i n.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Diedrich Speckmann.

Diedrich Speckmanns künstlerische Leistungsfähigkeit bewegt sich in einer schnell aufsteigenden, eine Weile verharrenden und dann langsam abfallenden Linie. Mit zwei noch recht gewollt heimatverherrlichenden Werken, „Heidjers Heimkehr" und „Heidehof Lohe", beginnt er sein schriftstellerisches Schaffen, besinnt sich im „Goldenen Tor" auf eigene, schlichte und wirklich volkstümliche Werte und bietet nun schnell hintereinander eine Reihe von gleichwertigen für die Bildungspflege brauchbaren Erzählungen, über deren Durchschnitt „Geschwister Rosenbrock" und der „Anerbe" hervorragen. Mit dem ersten Buch nach dem Kriege, der „Heidklause", läßt die Gestaltungskraft nach, und schließlich gehen seine Bücher in einem allzu simplen und vielfach lebensunechten optimistischen Geplauder unter, das zu dem Fehler seiner Erstlingswerke, dem überschwenglichen lyrischen Tonfall, in ausgesprochenem Gegensatz steht. Nur die „Insel im Grünen" mit ihrem trockenen Humor ragt darüber hinaus. Daß Speckmann, ein Kind des Hermannsburger Missionshauses, jahrelang Landpastor in der Lüneburger Heide war, bis er sein Amt zugunsten seiner schriftstellerischen Tätigkeit niederlegte, verleugnet keines seiner Bücher, und dieser Umstand umgrenzt von vornherein in gewissem Maße den Kreis seiner Leser. Die Stoffe seiner Erzählungen reichen über die Lüneburger Heide nicht hinaus, und die Art, in der sie gestaltet sind, stempelt sie zur Heimatliteratur im engeren Sinne. Mit einigen Ausnahmen

also beschränkt sich die Wirksamkeit und büchereimäßige Verwendbarkeit der Schriften Speckmanns, wenn nicht auf seine Heimat, so doch auf Norddeutschland. Weniger als die mundartliche Rede, die — leider — nicht einmal allen Büchern eigen ist, trägt die Schuld daran die nicht immer glückliche Darstellung jenes schwerblütigen Menschenschlages. Es ist Speckmann fast durchweg besser gelungen, dem land- und stammesfremden Leser ein liebevolles Bild seiner heimatlichen Landschaft zu vermitteln, als ihn die Eigenarten, die Ecken und Kanten und verborgenen Tiefen der Lüneburger Heidbauernseele spüren zu lassen. Sein Stil, der anfangs an Überlastung mit Zitaten lyrischer Dichter (Goethe, Storm, Keller, C. F. Meyer u. a.) litt, erreichte jahrelang, besonders in den „Geschwistern Rosenbrock", Unmittelbarkeit und natürliche Einfachheit. Nach dem Kriege versandete er mehr und mehr im allzu Kunstlosen und Alltäglichen, das nur noch Interesse für den Stoff übrig ließ. Am deutlichsten zeigt das „Jan Murken". Der Hauptwert der Werke D. Speckmanns liegt in der stofflichen und stilistischen Eignung für ländliche Büchereien und einfache Leser. Unter diesem Gesichtspunkt dürfte die christlich-kirchliche Einstellung seiner Schriften für ihre Verbreitung, nicht wie in der Großstadt ein hinderliches, sondern ein förderndes Element sein; freilich nur da, wo nicht auch schon auf dem Lande der Materialisierungs- und Mechanisierungsprozeß zu weit fortgeschritten ist.

Für alle Büchereien:

Das goldene Tor. Erzählung. Berlin: Warneck 1907. 259 S. Geb. 4,50.

Das „goldene Tor" ist die Pforte zum himmlischen Leben, in das ein armer mit wenig Freude und viel Unglück gesegneter Dorfschulmeister eingeht als ein Frühvollendeter und trotz seiner Jugend wirklich reifer Mensch. Die Erzählung bietet mit ihrer von Schönfärberei freien Entwicklung einer Menschenseele eine für alle christlichen Leser geeignete Lektüre. Trotz ihres Idealismus gibt sie ein wirklichkeitstreues, nach keiner Seite hin verzeichnetes Bild dörflichen Lebens und dörflicher Verhältnisse. Auch für Jugendliche von 12 Jahren an, besonders Mädchen, geeignet.

Geschwister Rosenbrock. Erzählung. Berlin: Warneck 1911. 427 S. Geb. 5,—.

Das Buch erzählt von der Jugend zweier elternloser, ungleichartiger Geschwister, einem jungen steifen zurückhaltenden Moorbauern und seiner desto lebenslustigeren anmutigen Schwester. Das Mädchen büßt den Leichtsinn einer unbewachten Stunde und ihren Mangel an Menschenkenntnis mit der Geburt eines vaterlosen Kindes, von dem sie der Tod ohne Frist hinwegnimmt. — An Lebendigkeit und Schlichtheit der Darstellungsweise übertrifft die Erzählung alle anderen Werke Speckmanns; sie predigt nicht und sie beschönigt nicht, sie läßt allein das „bunte und schöne, wilde und wirre, ernste und große Leben" sprechen. Sie wird damit, trotzdem sie ganz hochdeutsch geschrieben ist, von allen Speckmann-Büchern bei unverbildeten Lesern die tiefste Wirkung erzielen.

Der Anerbe. Erzählung. Berlin: Warneck 1914. 404 S. Geb. 5,—.

Ein junger Bauer, der Anerbe eines großen Hofes, den Stiefmutter und -geschwister mit Gewalt zum Duckmäuser gestempelt haben, wird durch die Liebe zu einem munteren Mädchen endlich zur Besinnung auf sich selbst gebracht. Nach vielem Kummer, den diese geistige Erweckung zunächst für ihn im Gefolge hat, kommt er zuletzt zum unangefochtenen Besitz des Hofes. — In diesem für jung und alt geeigneten Buch, das nach seiner Anlage und seinem Wert den „Geschwistern Rosenbrock" am nächsten steht, ist ebenfalls nur das Fehlen jeglicher mundartlicher Wendung zu bedauern.

Die Insel im Grünen. Erzählung. Berlin: Warneck 1923. 184 S. Geb. 4,—.

Auf der „Insel im Grünen", einer im Sommer von Wiesen und im Winter von Wasser umgebenen kleinen Anhöhe (in der Nähe von Bremen), auf der allein die Kirche und drei Häuser Platz haben, spielt sich die Jugend zweier mutterloser, vom Vater und der Hausdame kümmerlich umsorgter Pastorenkinder ab. Die Totengräbersleute und der Lehrer und schließlich eine nette neue Haus-

dame bringen zusammen mit allerhand Getier ein freundlicheres Leben in die Entwicklung der beiden Kinder, deren Schicksale mit einem trockenen urwüchsigen Humor recht frisch erzählt sind. Für alle Leser.

Für kleine und mittlere Büchereien.

Heidjers Heimkehr. Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide. Mit Buchschmuck von H. Fiermann. Berlin: Warneck 1904. 191 S. Geb. 4,—.

Diese kleine Erstlingsarbeit behandelt die Rückkehr eines Pastorensohnes, der als Maler in dem ihm wesensfremden Leben der großen Stadt Schiffbruch gelitten hat, in sein väterliches Dorf. Hand in Hand mit seiner neuen Verwurzelung in der heimatlichen Heide geht nun erst die echte Entfaltung seiner künstlerischen Fähigkeiten. — Gegenüber der ganz lebendig gestalteten Persönlichkeit des jungen Malers erscheint die Mehrzahl der Nebenpersonen wie überhaupt die Führung der Handlung etwas konstruiert. Das gleiche gilt vom Stil, der sich, abgesehen von den mundartlichen Abschnitten, noch in einer beschreibenden Ausdrucksweise verliert. Das Buch eignet sich seinem Stoff nach besonders für Leser ländlicher Büchereien.

Für mittlere und große Büchereien.

Heidehof Lohe. Erzählung. Berlin: Warneck 1906. 386 S. Geb. 4,50.

In der glücklichen Auflösung der Gegensätze von alter und junger Generation, Partikularismus und Liebe zum ganzen Deutschland, Bauerntum und städtischer Art gipfelt diese Erzählung. Ein Lüneburger Bauernsohn freit unter schweren Kämpfen gegen seinen konservativen stolzen und herrschgewohnten Vater ein Mädchen ostelbischer städtischer Herkunft. Bei einer gewissen, freilich nicht gleichmäßigen Flottheit des Stils wagt sich Speckmann hier über die Charakteristik einiger weniger Hauptpersonen nicht hinaus. Der völkische Hintergrund bleibt noch schattenhaft angedeutet, nicht so der landschaftliche. Störend allein sind die sentimentalen Zitierungen lyrischer Gedichte. Als anspruchs- und harmlose Lektüre findet das Buch leicht seinen Leserkreis.

Herzensheilige. Erzählung. Berlin: Warneck 1909. 313 S. Geb. 4,50.

In dieser Rahmenerzählung, deren Rahmen, besonders in der Einleitung, zu breit geraten ist, berichten vier alte Freunde, die sich mit ihren Frauen zu einem gemeinsamen Sommeraufenthalt in einem stillen Heidedorf zusammengefunden haben, von lieben Menschen, die ihnen mit ihrem Wesen und ihrer Freundschaft etwas Schönes und Unvergeßliches für ihr Leben mitgegeben haben, von ihren „Herzensheiligen". — Für seinen Stil hätte man Speckmann bei der Ausführung dieser Idee etwas straffere Zucht gewünscht. Wohl werden die Bilder sowohl der Erzähler wie der „Herzensheiligen" deutlich und klar und alle auf ihre Weise liebenswert. Aber die Weitschweifigkeit einiger Erzähler streift die Grenze des Erlaubten und wird zur Geschwätzigkeit, die das sonst sympathische Buch ermüdend macht. Es ist deswegen nur für ältere und beschauliche Leser geeignet.

Erich Heydenreichs Dorf. Erzählung. Berlin: Warneck 1913. 396 S. Geb. 5,—.

Die Hauptrolle in dem Buch spielen die religiösen Konflikte in der Gemeinde Ummersloh, deren einer Teil sich unter dem Einfluß der Hermannsburger Missionsschule und ihrer z. T. recht fanatischen Zöglinge zur Separation von der Landeskirche entschließt. Mit der Einigung der feindlichen Strömungen, um die sich der neue junge Pastor der Landeskirche, ein Sohn des Dorfes und gründlicher Kenner der schwierigen Verhältnisse, sehr verdient macht, schließt die Erzählung. — Diesen immerhin schwierigen Stoff hat Speckmann unter Vermeidung einer tendenziösen Gestaltung so glücklich angepackt, daß auch ein diesen lange verjährten Konflikten Fernstehender von ihrer Darstellung gefesselt werden muß. Als unvermeidliches Übel nimmt man die Liebesgeschichte mit in Kauf. Für ältere Leser.

Für große Büchereien.

Die Heidklause. Erzählung. Berlin: Warneck 1919. 205 S. Geb. 4,—.

Zwei ehemalige Kriegsteilnehmer, ein Dorfschullehrer und ein zukünftiger Oberlehrer, die nach der Revolution je nach ihrer Veranlagung mit den Pro-

blemen einer unruhigen und unentschiedenen Gegenwart kämpfen, werden von einem weiblichen Doktor der Medizin mit mehr männlicher Energie als weiblichem Zartgefühl von ihrem unfruchtbaren Hang zum Grübeln und Theoretisieren geheilt. — Die sehr humorvolle kleine Erzählung ist zwar lebendig genug geschrieben, um zu fesseln, hat aber in ihrer zeitlichen Gebundenheit neben anderen Werken, die sich gründlicher und ernsthafter mit diesen Fragen befassen, ihren Zweck bereits erfüllt.

Ja'n Murken. Roman. Berlin: Warneck 1922. 336 S. Geb. 5,—.

Trotz seiner Gebundenheit an die friderizianische Zeit und die Moorkultur Friedrichs des Großen ist das Buch kein historischer Roman geworden; denn die Geschichte des hitzköpfigen, auf der Geest über die Achsel angesehenen Knechtes, der es durch Fleiß und Tüchtigkeit zum angesehenen Moorbauern in einer der vom Alten Fritz neugegründeten Kolonien bringt, ist mit einer rechten Unbekümmertheit und Primitivität erzählt, ohne Rücksicht auf die etwa zeitgemäße andere Ausdrucksweise und Lebensgewohnheit der Menschen des 18. Jahrhunderts. Wenn nicht der Gegenstand, eben die Moorkultur, verriete, daß es sich nicht um die Gegenwart handelt, würde es nicht zu merken sein. Die gar zu bequeme Behandlung des dankbaren Stoffes schränkt zwar die Verwendbarkeit des Buches nicht ganz ein, stempelt es aber zu einem literarisch nicht grade wertvollen Werk Speckmanns.

Abzulehnen sind:

Neulohe. Roman. Berlin: Warneck 1920. 340 S. Geb. 5,—.

Der Roman schließt, zwar nicht unmittelbar, an die Ereignisse von „Heidehof Lohe" an. Von zwei gesund aus dem Kriege heimkehrenden Söhnen des Lohhofes — der Anerbe ist gefallen — übernimmt der ältere trotz seines juristischen Studiums den Hof, zum Kummer von Mutter und Bruder, die in seinem Mangel an landwirtschaftlicher Tüchtigkeit und seiner Vorliebe für soziale Neuerungen eine schwere Gefahr für das Gedeihen des alten angesehenen Besitztums sehen. Aber Otto Lohmanns uneigennützige und unermüdliche Arbeit, die in der Abgabe von Land zu Siedlungszwecken und der Anleitung der neuen Siedler gipfelt, siegt über alle Bedenken, wenn er auch seiner besseren Einsicht folgend auf die Führung des Lohhofes verzichtet. — Das sehr dankbare Thema ist leider etwas oberflächlich und daher allzu optimistisch behandelt. Die anspruchslosen Leser, die für diese harmlose Bewältigung des Problems in Betracht kommen, werden nicht die Geduld für die seitenlangen Vorträge Otto Lohmanns über Bodenreform und seine Ideale aufbringen. Das Buch ist also höchstens als unvermeidliche Ergänzung zu „Heidehof Lohe" einzustellen.

Wolken und Sonne. Erzählungen. Berlin: Warneck 1924. 289 S.

Von den 14 mehr oder minder anspruchslosen Geschichten sind nur „Dreiklang", „Abendlicht" und die „Koolefoot-Jungs" wegen ihrer größeren Frische oder ihres Humors zu nennen. Andere dagegen sind wie nach einem Rezept zusammengestellt (Wurzelgrund, Das letzte Werk), andere wieder haben höchstens Töchteralbum-Niveau (Der Geburtstag, Die Brautschachtel). — Nur Büchereien, die sich den Besitz sämtlicher Werke Speckmanns als Ziel gesetzt haben, sollten sich den Luxus dieser Anschaffung erlauben.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Ackerknecht, Erwin: Die Erzväter der europäischen Philosophie. (Stettiner Volkshochschul-Übungshefte. H. 1.) Stettin: Verlag Bücherei und Bildungspflege 1925. 43 S. Kart. 1,—.

Das kleine Heft, das in zweiter Auflage erscheinen kann, ist ein Zeichen für die ernste Arbeit, die an der Stettiner Volkshochschule geleistet wird, und ist

um so höher zu werten, als der Volkshochschulgedanke zur Zeit eine ernsthafte Krisis durchmacht. Diese zweite Auflage ist vermehrt durch die kurzen, aber höchst prägnanten Andeutungen der eigenen Gedankengänge des Verfassers zwischen den einzelnen Zitaten. In den Zitaten sind durch Fettdruck die Worte hervorgehoben, von denen aus er den Sinn der entsprechenden Stellen deutet. So erhält man ein scharf umrissenes Bild von der Methode des Ganzen. Es zeigt am Bilde der Vorsokratiker die Entwicklung des menschlichen Denkens von der intuitiven Weltschau (makrokosmisches Erleben) zur rationalistischen „Wissenschaftlichkeit" (mikrokosmisches Erleben), mit all ihren ethischen und seelischen Folgen. Das Beispiel ist besonders glücklich, weil es mit der Plastizität und Tiefe des griechischen Philosophierens die leichte Überschaubarkeit der Probleme vereinigt, die hier gleichsam noch undifferenziert und unverdunkelt in ihrer ursprünglichen Struktur zu Tage treten. Die Behandlung geht dabei überall auf das Typische und Allgemeingültige der Entwicklung und vertieft Anschauung und Gefühl durch eine Fülle sorgsam gewählter Zitate aus Nietzsche, Klages, Goethe, Hölderlin, Hebbel, Kolbenheyer, Paquet u. a., die nicht nur dem Ganzen die unendliche Perspektive geben, sondern last not least ein schöner Hinweis darauf sind, wie man lesen soll. Da es sich hier um die letzten und entscheidenden Fragen der Weltanschauung handelt, die geklärt sein müssen, bevor man es wagen kann, sich andern historischen oder neuzeitlichen Erscheinungen mit einiger Aussicht auf Erfolg zuzuwenden, wird jeder Volkshochschullehrer dem Büchlein reiche Anregung danken. Er wird es auch mit bestem Erfolg eigenen Übungen zu Grunde legen können; denn so deutlich die persönliche Auffassung des Verfassers überall hervorleuchtet, ist der Aufbau des Ganzen doch durch die historische Entwicklung gegeben, und es besteht nirgends ein Hindernis, das hier Gebotene durch Eigenes zu erweitern und zu ergänzen.

W. Schuster (Kattowitz).

Heraklit, seine Gestalt und sein Künden. Einführung, Übertragung, Deutung von Georg Burckhardt. Zürich: Orell Füßli 1925. Brosch. 3,20, geb. 8,—.

Von der Eigenart und dem Tiefsinn des altgriechischen Denkers sind der Allgemeinheit nur die Worte „Alles ist im Fluß" und „Kampf ist der Vater der Dinge" bekannt geblieben. Es ist das Verdienst des Freiburger Philosophen, nun auf das Ganze heraklitischer Lehre aufmerksam gemacht zu haben, indem er den Urtext nachschafft und dazu eine Deutung und Einführung gibt, die, ausgehend von dem bleibenden Wert griechischer Philosophie für die Gegenwart, die Intensität, Tiefe und Weitspannung heraklitischer Welterkenntnis und ihre ethische Bedeutung dartut. Nach alten Berichten wird das Leben Heraklits kurz geschildert und Zeugnisse über ihn aus der Antike angeführt, um dann das „Biblion" in einer vorbildlichen Übertragung zusammenzustellen. Der letzte Abschnitt des dünnen, aber inhaltschweren Buches gibt Richtlinien zur Erfassung der Philosophie Heraklits, wird aber hier durch die Einführung griechischer Worte, die zur Erklärung notwendig sein mögen, so wissenschaftlich, daß das Werkchen, obwohl man ihm weiteste Verbreitung wünscht, für die Volksbücherei nicht in Betracht kommt.

M. Schäfer (Elberfeld).

Baudouin, Charles: Suggestion und Autosuggestion. Psychologisch-pädagogische Untersuchung auf Grund der Erfolge der Neuen Schule von Nancy. 5. Aufl. Dresden: Sibyllen-Verlag 1924. 316 S. Brosch. 6,—, Hlw. 9,—.

Baudouin hat sich die Aufgabe gestellt, die Lehre Coués, des nicht schriftstellerisch tätigen berühmten Praktikers, wissenschaftlich zu bearbeiten. Von Kindheit an ein Augen- und Ohrenzeuge der Nancyer Heilerfolge, hat es ihn während seines Studiums und während seiner akademischen Tätigkeit immer wieder gereizt, sich mit den Lehren der Schulen von Nancy vertraut zu machen. So ist er ein Anhänger Coués geworden. Auch Coués Abweichungen von der älteren Schule verteidigt er. Vor allem ist ihm wichtig die Auffassung, daß im Grunde alle Suggestion auf Autosuggestion zurückzuführen sei, daß die Einbildungskraft

stets über den Willen siege und daß bei allen Suggestionen und Heilerfolgen das Gesetz von der das Gegenteil bewirkenden Willensanstrengung eine Rolle spiele. Daß und wie es trotz der ausgeschalteten Anstrengung möglich ist, vermittelst der Vorstellung und der Suggestion auf das Unterbewußte und damit auf den Willen zu wirken — durch Selbstentspannung, Konzentration und autosuggestive Vorübungen aller Art — darüber Licht zu verbreiten ist das eigentliche Ziel des Baudouinschen Buches. Daß allen Leiden durch Suggestion beizukommen ist, ist die festeste Überzeugung Baudouins. „Es wird mit jedem Tage und in jeder Hinsicht immer besser": dieser autosuggestiv stets — besonders vor dem Einschlafen — wiederholte Satz wirkt auf das Unterbewußtsein, regt den unterbewußten Willen des Organismus in der gewünschten Weise an und führt endlich die Heilung herbei. — Es ist Neuland, das hier bearbeitet wird. Über das Ergebnis der Ernte läßt sich zur Zeit noch nichts völlig Bestimmtes aussagen.

G. Kohfeldt (Rostock).

Fahsel, Helmut: Gespräche mit einem Gottlosen. Freiburg i. B.: Herder 1926. 213 S. Geb. 6,—.

Das neue Buch des bekannten Kaplans Fahsel will missionieren. Und zwar versucht es in Nachfolge der Scholastik gegenüber den „Missetaten des zur großen Mode gewordenen Antiintellektualismus ... die Existenz Gottes durch die Vernunft zu beweisen". „Gott, ein rein geistiges Wesen, ist mit dem Verstande zu erfassen, nicht mit der Phantasie." Gerade für diesen Standpunkt hätte es von großer Fruchtbarkeit sein müssen, sich gründlich mit den vom irrationalen Erlebnis ausgehenden religiösen Richtungen unserer Zeit auseinanderzusetzen. Statt dessen ist der Gesprächspartner ein Skeptiker, der zwar die katholische Kirche „zu den ganz wenigen Wundern der Welt" zählt, aber für sich persönlich keinerlei Verpflichtung kennt. Oder vielmehr ist dieser sich dauernd widersprechende Gegner kein eigentlicher Mensch, sondern nur ein Gemengsel von Einwänden, die gegen die Anschauungen des Kaplans gemacht werden können, und über die die geschlossene katholische Weltansicht einen leichten, aber so auch nicht gerade ruhmvollen, Sieg davonträgt. Es wäre doch wohl geschickter und auch der Absicht des Verfassers dienlicher gewesen, wenn statt des ganz unwirklichen Dialoges eine schlichte, klare Darstellung der eigenen Gedankenwelt gewählt wäre. — Da das Buch sich der ganzen Ausdrucksweise nach „an die Gebildeten unter ihren Verächtern" wendet, kommt es, wenn überhaupt, nur für größere Büchereien in Betracht.

R. Joerden (Stettin).

Bahr, Hermann: Sendung des Künstlers. Leipzig: Insel-Verlag 1923. 202 S.

Die vorliegenden Essays des im guten Sinne Vielgewandten bewegen sich, wie schon der Titel der Sammlung besagt, alle in dem Problemkreis, den man durch die drei Begriffe: Kunst — Künstler — Publikum festlegen kann. Und indem Hermann Bahr sich bemüht, die Sendung des Künstlers herauszuarbeiten, gibt er zugleich einen schönen Begriff seiner eigenen schriftstellerischen Sendung als des rastlosen Streiters für alles, was er als echt, lebendig und zukunftsträchtig empfindet. Kunst ist ihm „Antwort der Zeit auf den Anruf der Ewigkeit", das echte Kunstwerk entsteht aus dem Gleichgewichtszustand zwischen dem bildsamen Einfall, dem Einbruch des Metaphysischen in den menschlichen Bereich, und der sich entgegenstemmenden bildenden Kraft des Künstlers. Von dieser Bestimmung des hohen oder vollkommenen Kunstwerks aus läßt sich nun jede Epoche und jede künstlerische Einzelpersönlichkeit werten, indem etwa „Sturm und Drang" und „Impressionismus" als überreich an Einfällen, aber arm an gestaltender Kraft. der Expressionismus dagegen als reich an Einsicht ins Wesentliche der Kunst und an Bereitschaft zur tätigen Gestaltung, aber arm an Einfall und Eingebung charakterisiert werden. Das ist der Kerngedanke, der an des Horaz Brief de arte poetica, an Sebastian Bachs „Chromatischer Phantasie und Fuge" und anderen Beispielen durchgeführt wird, ohne daß hiermit etwa der Reichtum im ganzen erschöpft oder charakterisiert wäre. Eine Hervorhebung verdient der große Aufsatz über „Das Faktum in der Kunst" mit seiner Zurückweisung des Biographischen, des

Versuches, durch psychologische Zergliederung des den Schaffensvorgang auslösenden Erlebnisses hinter das Geheimnis des Kunstwerks zu kommen, sowie die Aufsätze „Goethebild“ und der „russische Christ“ (Dostojewski). — Einen besonderen Reiz erhalten diese Arbeiten durch die Mitteilungen aus dem literarischen Leben mit seinen wechselnden Kunstauffassungen, in dessen Brennpunkt der Verfasser seit Jahrzehnten steht. — Vielleicht wünschte man manches gedrängter — einige Wiederholungen muß man bei solcher Sammlung zunächst einzeln erschienener Aufsätze in Kauf nehmen — und manchmal etwas weniger feuilletonistisch, aber das sind am Ende Schattenseiten der Vorzüge. Auch wird man nicht jedem Einzelurteil zustimmen können. Das Ganze bleibt von hohem Werte, seiner gefälligen und dem leidlich Gebildeten verständlichen Form halber gerade für unsere Zwecke geeignet, sodaß man das Buch auch mittelgroßen Büchereien bereits warm empfehlen kann. W. Schuster (Kattowitz).

Steffen, Albert: Der Künstler zwischen Westen und Osten. Leipzig: Grethlein & Co. 1925. 278 S. Lw. 7,50.

In einer Reihe von mehr oder weniger selbständigen Aufsätzen über Schiller, Hölderlin, Jakob Böhme, Hamlet, über moderne Lyrik, über dyonisische und apollinische Weltstellung u. ä. versucht der Verfasser seine eigne Weltanschauung zu vermitteln, die in Steiners Anthroposophie die vorläufige Lösung der Lebensrätsel erblickt. Der Künstler soll das Menschheits-Ich in sein persönliches Ich aufnehmen, er soll sich zum Menschentum bekennen, dann vermöge weder die Angst vor der Mechanisierung des Westens noch die Sehnsucht nach der Mystik des Ostens die Individualität zu gefährden. Goethes Schauen, Schillers und Fichtes Wollen lebe in Steiners Geisteswissenschaft erweitert und vertieft wieder auf. In Steiner finde Deutschland den Retter seines innersten Wesens. Nähere Stellung zu Steiners Lehren zu nehmen, ist hier natürlich keine Veranlassung. G. Kohfeldt (Rostock).

Krieck, Ernst: Menschenformung. Grundzüge der vergleichenden Erziehungswissenschaft. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 371 S. Lw. 9,—.

Der schon in der „Philosophie der Erziehung“ dargestellte Grundgedanke Kriecks ist, daß Erziehung als „geistige Urfunktion“ das ganze menschliche Leben durchziehe, und daß damit der Bereich der Erziehungswirklichkeit weit über die planmäßige, bewußte Pädagogik hinausgehe. Darnach ist Erziehungswissenschaft „die Erforschung des Menschen und seiner geistigen Welt unter Einstellung auf die Erziehungsidee“. Unter diesem Gesichtspunkt werden im vorliegenden Werk die historischen Kulturtypen als der „Menschenformung“ dienende „Zuchtsysteme“ „verglichen“, um ihr gemeinsames formales Gerüst und ihre historische Besonderheit aufzudecken und so die „Herausarbeitung allgemeingültiger Grundformen und Gesetze der Typenzucht“ zu vollziehen. Mit überlegener Beherrschung des historischen Materials weiß Krieck im ersten Teil die jedes Kultursystem bedingenden drei „Grundkomponenten“ zu beschreiben. Einmal sind es die „Sozialfunktionen“: Gebietskörperschaften, Geschlechtsverbände, Männerbünde, Altersklassen, Sozialorganismus, Staat. Dann die „Grundfunktionen“ Religion, Sitte, Sprache, Kunst und Dichtung, Wirtschaftsweise und Technik, von denen sich der Verfasser vor allem auf die drei ersten und die letzte beschränkt. Den historischen Typ in seiner Individualität schließlich bestimmend ist die Ausrichtung dieser Grundfunktionen in eine Rangordnung. Hier in der Wertbestimmung liegt die Wandelbarkeit der Systeme, indem von einer großen, schöpferischen Persönlichkeit oder einer neu aufsteigenden Kulturschicht gegen eine alte Ordnung eine neue durchgeführt werden kann. Der zweite Teil des Buches bringt tief eindringende Analysen der am reinsten ausgeprägten geschichtlichen Typen und ihrer Zuchtformen: Ephebe, römischer Bürger, Brahmane, Mandarin, Beduine, germanischer Ritter, katholischer Mönch, mittelalterlicher Handwerker. — Wie es an der Polemik Kriecks immer wieder deutlich wird, ist die Gefahr seiner ganzen Betrachtungsweise, daß über der unbewußten „Menschenformung“ der tiefe Sinn des bewußt pädagogischen Verhältnisses, dem doch auch eine ganz einzigartige Lebenshaltung zu Grunde liegt, vergessen wird. Aber vielleicht ist diese schroffe Betonung des „Nichtmachen-

könnens" unserer allzu bewußten Zeit sehr nötig. Man wird jedenfalls das höchst gehaltreiche Buch nur zu weitester Bereicherung lesen, und allen größeren Büchereien kann es warm empfohlen werden. R. Joerden (Stettin).

Ammon, Hermann: Organische Bildung. Ein Führer zu Büchern und zum Wissen. Dessau: C. Dünnhaupt 1926. VIII, 136 S.

Mit einer temperamentvollen Sicherheit des Urteils, die gewiß auf viele Ratsuchende suggestiv wirkt, und mit einem löblichen Bemühen, alle nur-aufklärerischen Wirkungen zu vermeiden, gibt der Verfasser in diesem ersten Bändchen der Sammlung „Wege zur Bildung" zunächst in einigen theoretischen Einleitungskapiteln Rechenschaft darüber, was er unter „organischer Bildung" versteht (wobei er sich mit Recht besonders an Goethesche Leitworte hält) und wie die verschiedenen Bildungsmittel (Bücher, Vorträge, Theater, Konzerte, Museen, Kino, Radio und Wandern) in den Dienst echter Bildung gestellt werden können, und geht dann zur Darbietung von Bücherlisten über, die ihrerseits wieder in die Hauptabteilungen Kulturwissenschaften, Naturwissenschaften, philosophische Wissenschaften (Philosophie, Psychologie, Religion) und „Das Reich der Zukunft" (Pädagogik, Lebensführung) gegliedert sind. Leider ist nicht klar, für wen diese mit Fleiß und beträchtlicher Belesenheit zusammengestellten Listen gedacht sind. Dem Neuling sagen sie zu wenig, da sie nur selten knapp charakterisierende Zusätze oder auch nur Werturteile enthalten und da sie „leichte" und „schwere" Bücher meist durcheinander aufführen; auch fehlen Preisangaben, obwohl gelegentlich ausdrücklich sogar der „weniger Bemittelte" zu Anschaffungen ermutigt wird. Für den Literaturkundigen aber oder gar für Volks- und Schulbüchereien (wie in einem Vorwort des Herausgebers beansprucht wird) ist die Auswahl wiederum nicht geeignet, weil sie in mehreren Abteilungen (z. B. „Reisen und Entdeckungen" und „Lebensführung") viel zu lückenhaft und zufällig ist. Für einen Grundmangel des Büchleins halte ich es ferner, daß es keine besondere Abteilung Lebensbeschreibungen und Briefwechsel enthält und infolgedessen volksbildnerisch so wichtige Werke wie die Lebensbeschreibung der Amalie Dietrich übersehen worden sind und daß nicht einmal versucht worden ist, die Schöne Literatur — für viele doch weitaus der gangbarste „Weg zur Bildung"! — planmäßig heranzuziehen und zu erschließen. — Im einzelnen sei, stichprobenweise, aus den theoretischen Kapiteln kritisch erwähnt die grundsätzliche Verkennung der bildungspfleglichen Entwicklungsmöglichkeiten des belletristischen Lichtspiels und die Verwechslung der schwedischen und der dänischen Volkshochschulbewegung. Aus den Bücherlisten sei die Goetheliteratur als Beispiel herausgegriffen: Da sind zwar die Goethe-Monographien von Simmel und von Gundolf genannt, nicht aber das für den Neuling doch unendlich viel wertvollere Goethebuch von Bab. Da steht die summarische Angabe: „Viele recht gute Schriften von W. Bode". Wem soll eine solche Angabe nützen oder gar sichere Wegleitung bieten? Und was soll der Neuling mit dem Hinweis anfangen: „Goethes Gespräche mit Eckermann und mit dem Kanzler von Müller (viele Ausgaben)"? Gerade mit der Frage nach den Ausgaben (Kürzung, Ausstattung usw.) hätte die eigentliche Führungspflicht des Verfassers begonnen. — Mittlere Büchereien können das Bändchen vielleicht, solange nichts Besseres in dieser Art erscheint, in ihr Lesezimmer stellen. Als Ratgeber für die Anschaffungen kommt es, gerade auch für nebenamtliche Büchereiverwalter, die nicht viele ergänzende Nachschlagewerke zur Hand haben, kaum in Betracht. E. Ackerknecht.

Wagner, Ludwig: Freies Volksbildungswesen. Nürnberg: Kornsche Buchhandlung 1924. 89 S.

Die Schrift ist ein Abdruck aus dem „Handbuch der Schulkunde" von Heigenmooser. Das erklärt den etwas eigenartigen Charakter derselben. Es handelt sich nämlich nicht um eine Entwicklung der eigenen Auffassung und Stellungnahme des Verfassers, sondern um einen Versuch, aus den Hauptwerken der Volksbildungsliteratur mit Hilfe weitgehender Zitate eine Übersicht über die Geschichte und den Stand der Volksbildungsfrage zu geben und Typen und Richtungen herauszuarbeiten. Das ist wohl im allgemeinen als gelungen anzusehen,

wenngleich solche Typisierungen ihre Bedenken haben. Wenn der Verfasser auch hinter den Zitaten und Literaturangaben meist ganz zurücktritt, so ist doch seine eigene Meinung durchweg zu spüren, wie er es auch an einer Kritik nicht fehlen läßt, wo sie ihm nötig scheint. Seine Haltung ist die eines maßvollen und besonnenen Praktikers. Die Darstellung des Volksbüchereiwesens ist allerdings für den heutigen Stand nicht mehr zutreffend und verrät kein eingehenderes Studium der neueren Literatur. Naturgemäß steht die Volkshochschule im Vordergrund der Erörterung, doch sind auch Volksbühne, Kino, Volkskonzerte und Volkskunstabende zum Schluß kurz gestreift. Am Schluß eines jeden Abschnitts werden schulmäßige Fragen „zur Überlegung oder Besinnung" gestellt. Der Hauptwert dieser Arbeit liegt wohl in der kurz zusammenfassenden und gut gliedernden Darstellung, die das Wesentliche hervortreten läßt und durch reiche Literaturangaben das Weiterarbeiten ermöglicht. Auf das Letztere wird es ankommen, wenn das Buch nicht als bloßes „Lehrbuch" wirken soll. F. Schriewer (Flensburg).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie

Germanisches Wesen in der Frühzeit. Eine Auswahl aus Thule mit Einführungen. Bearb. von Gustav Neckel. Jena: Diederichs 1924. 278 S. Brosch. 5,—, Hlw. 6,—.

Der vorliegende Band soll dazu dienen, das germanische Wesen der Frühzeit in seinen seelischen Grundlagen und Triebkräften kennen zu lernen. Für die Kenntnis der alten Mittelmeervölker ist — wie der Herausgeber in seiner Einleitung andeutet — gesorgt, schon die verbreitete Kenntnis der Sprachen trägt dazu bei. Das rechte Verständnis für die germanischen Dinge dagegen, die doch die Anfänge unseres Volkstums und unserer Kultur bedeuten, ist wenig verbreitet und die darüber vorhandenen Berichte sind für die Allermeisten ein Buch mit sieben Siegeln. Aus der Sammlung Thule werden hier nun ausgewählte Stücke dargeboten, die in ihrer Eigenart diesem Mißstand abhelfen sollen. Daß eine solche Auswahl getroffen wurde, ist besonders im Interesse der kleineren Büchereien, die an der ganzen Sammlung vorüber gehen müssen, sehr zu begrüßen. Hoffentlich trägt der schöne Band dazu bei, aus tendenziösen Gründen heute leider unverantwortlich weit verbreiteten mißbräuchlichen Ansichten über das ursprüngliche Germanentum in würdiger Form entgegen zu arbeiten.

G. Kemp (Solingen).

Rheinland-Sagen. Ges. u. hrsg. von Paul Zaunert. 2 Bde. Jena: Diederichs 1924. Brosch. je 6,—, geb. je 7,50.

Der Deutsche Sagenschatz des Verlags Diederichs erreicht mit der Herausgabe dieser beiden Bände Rheinland-Sagen eine kaum zu überbietende Krönung. Das Werk ist zur rechten Zeit erschienen, um all den Volksgenossen, die anläßlich der rheinischen Jahrtausendfeier der unzerstörbaren deutschen Art der Westmark gedenken, mit größter Eindringlichkeit zu Bewußtsein zu bringen, wie eng das hier lebendige Volkstum mit den tiefsten Wurzeln deutschen Wesens überhaupt verwachsen ist, und wie nichtig das Geschwätz französischer Literaten von der keltischen Herkunft des rheinischen Volkstums ist. Der ungeheure Reichtum an Motiven und Gestalten, die verwirrende Fülle des Stoffes, der sich während der Jahrtausende rheinischer Geschichte und rheinischen Lebens angehäuft hat, ist von Zaunert klar und straff geordnet. Wieder ist die bewährte Form der fortlaufenden Erzählung gewählt und sind die Stoffe in geographischer Folge motivisch gegliedert. So ist ein Buch entstanden, das zum Nachschlagen so gut wie zum ruhigen Lesen geeignet ist. Die Abbildungen geben nach alten Stichen die im Text vorkommenden Persönlichkeiten, Städte und Landschaften wieder. Die Verbreitung des Werkes kann garnicht weit genug gedacht werden; es soll überall hindringen, wo deutsches Wesen und deutscher Rhein als eine ewige Einheit erlebt wird.

G. Kemp (Solingen).

Ziekursch, Johannes: Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreiches. Bd. 1: Die Reichsgründung. Frankfurt a. M.: Societätsdruckerei 1925. 361 S. Brosch. 10,—, Lw. 12,—.

Bei aller Wahrung seiner demokratischen Einstellung ist der Verfasser um eine objektive Schilderung deutschen Geschehens von 1859 an mit Erfolg bemüht. Wenn auch die Phrase, daß ein Geschichtsbuch sich wie ein Roman liest, auf das Werk zu seinem Vorteil nicht anzuwenden ist, so ist die Darstellung doch beschwingt genug, um den Leser zu fesseln, und über das Historische hinaus menschlich genug, um an den entscheidenden Stellen geschichtlichen Werdens aufhorchen und in den Sinn der Geschichte hineinhorchen zu lassen, um zu verstehen, wie weit die Saat dessen, was wir Lebenden haben ernten müssen, zurückliegt. Besonders wertvoll ist in dieser Beziehung das Bismarck-Kapitel, das mit zu den Anregendsten gehört, was über den Kanzler geschrieben ist. Aber auch das sich entwickelnde Parteileben ist in das rechte Licht gestellt, sodaß das Werk ohne die Absicht, es zu sein, zu einem Lehrbuch werden kann, dem man viele Schüler wünscht. Abschließend wird man selbstverständlich erst urteilen können, wenn das Werk abgeschlossen vorliegt. Der Auftakt ist jedenfalls vielversprechend.

M. Schäfer (Elberfeld).

Brinkmann, Karl: Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. (Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur, hrsg. von Wilh. Dibelius.) Leipzig: Teubner 1924. IV, 87 S. 2,80.

In dieser kurzen Übersicht über die amerikanische Geschichte legt der Verfasser den Schwerpunkt vor allem „auf das Problem der bundesstaatlichen Gestaltung" und seiner „Verflechtung mit den Problemen der Wirtschaftsentwicklung und Klassenschichtung". Es ist also die äußere Politik nur kurz behandelt, eingehend dagegen die „dualistische Union" der Zeit des Konfliktes zwischen Nord- und Südstaaten, der „moderne Imperialismus", besonders in der wirtschaftlichen Ausprägung, und schließlich das „Staatsleben", Parteiwesen und Verfassung. Die gedrängte Form des inhaltreichen Aufrisses setzt einige Vertrautheit mit amerikanischer Geschichte voraus, ist aber auch geeignet als freilich nicht ganz leichte Einführung zu dienen. Der Abriß kommt zur Anschaffung für größere Büchereien mit wissenschaftlich interessierter Leserschaft in Frage. M. Thilo (Stolp).

Zweig, Stefan: Der Kampf mit dem Dämon. Hölderlin, Kleist, Nietzsche. (Die Baumeister der Welt. Versuch einer Typologie des Geistes. Bd. 2.) Leipzig: Insel-Verlag 1925. 324 S. Lw. 7,—.

Der erste Band dieser „Typologie des Geistes" hatte in seiner Auseinandersetzung mit den drei Meistern Balzac, Dickens, Dostojewski weit in das Wesen des Romanciers eingeführt. In dem neuen Band bringt der Verfasser als künstlerischer Kritiker psychologisch-psychoanalytische Versuche, das Geistes- und Seelenleben der drei großen Verschwender Hölderlin, Kleist, Nietzsche verständlich zu machen. Und er weiß überzeugend zu gestalten, daß jeder der drei, weil er den Kampf mit dem Dämon aufgenommen hatte, für die Alltagswelt verloren gehen mußte, und dennoch für die Entwicklung der Menschheit ein wertvolles Leben führte. Hölderlin, der das „vorwiegend prosaische Leben einzig dichterisch" führen wollte, Kleist, der es unternahm, das Leben so konsequent im Übermaß zu führen, daß die Selbstzerstörung, der Freitod, die einzige Lösung war, welche endlich aufging, und schließlich Nietzsche, der, Fanatiker der Redlichkeit, der Wahrheit, „die unendliche Verwirrung der irdischen Zusammenhänge klar zu denken" versuchte. In kluger Gegenüberstellung weist der Verfasser auf Goethe, der „immer Herr seines Schicksals bleiben will" entgegen den Dreien, die sich immer und immer wieder ihrem Dämon in die Arme stürzen. Um die Darlegungen Zweigs zu Nutz und Frommen zu begreifen, muß man die Werke Hölderlins, Kleistens und Nietzsches gut kennen; ist das jedoch der Fall, so wird der Gewinn für den Leser sehr groß sein. Für mittlere und größere Büchereien.

Otto Bahrt (Insterburg).

Deutsche in aller Welt. Abenteuer und Leistungen Deutscher im Auslande. Eine Bücherreihe hrsg. von Walter von Hauff und Franz Ludwig Müller. Leipzig: Koehler & Amelang.

1. Hauff, W. von: Im Kampf mit Indianer und Gaucho. Lw. 4,—. 2. Reimesch, F. H.: Deutsche Männer in Siebenbürgen. 3,50. 3. Seraphim, E.: Aus Alt-Livlands Vorzeit. 4,—. 4. Fleck, M.: Mit dem Seeadler in der Südsee. 5,—. 5. Fuchs, P.: Kreuz und quer durch Asien. 5,—. 6. Escherich, G.: In Wald und Steppe. 3,80.

Eine neue Bücherreihe, die in den bisherigen sechs Bändchen verspricht, das Interesse für ein würdiges Auslanddeutschtum zu wecken und wachzuhalten, indem sie, da nur berichtet wird, für eigenes Urteil genug Spielraum läßt. Walter von Hauff erzählt von deutschen Ansiedlern in Argentinien, vom Bericht des Ulrich Schmindel, der als erster Deutscher mit spanischen Söldnern den Boden des Landes betrat, schildert die Schwierigkeiten der deutschen Ansiedler im Kampfe mit den Urbewohnern und den Gauchos, der Mischlingsbevölkerung, das zähe Ringen um Boden und Handel, die eifrige und erfolgreiche Missionstätigkeit der deutschen Jesuiten bis zu ihrer Vertreibung, um schließlich die Bedeutung der Deutschen in Argentinien als Kulturträger zu würdigen. F. H. Reimesch gibt einen Überblick aus der Kampf- und Leidenszeit der Siebenbürger Sachsen, indem er von der vorbildlichen Wirksamkeit der hervorragenden Männer, wie Markus Pemfflinger, Michael Weiß u. a. erzählt. Ähnliche Bilder finden wir bei E. Seraphim von der Kolonisationstätigkeit deutscher Ritter und Kaufleute im Baltenlande bis zur Lösung der Reichsstadt Riga vom Reiche im Jahre 1571. Max Fleck, der als junger Seeoffizier in die weite Welt fuhr, schildert eine Kreuzerfahrt des „Seeadler" in der deutschen Südsee, wobei die vielseitige Betätigung unserer Kolonisten ins rechte Licht gerückt, daneben auch Land und Sitte der Südseeinsulaner zu beschreiben nicht vergessen wird. Paul Fuchs erzählt von einer abenteuerlichen Flucht aus russischer Gefangenschaft, die ihn durch das asiatische Rußland nach Persien und Kurdistan führte, wo er schließlich als englischer Spion von den Türken aufgegriffen und nach Deutschland zurückgebracht wurde. Und schließlich hören wir von Georg Escherich Jagdberichte aus Bosnien und Äthiopien, die den Verfasser als waidgerechten Jäger wie als Vorkämpfer für den deutschen Wald kennzeichnen. Immer wird der Leser Anregung und Gelegenheit finden, Gesichtskreis und Vorstellungswelt über die Alltagsgrenzen hinaus zu erweitern. Darum ist die Sammlung nicht zuletzt für die heranwachsende Jugend bestimmt und nützlich, und, zumal vom Verlag einwandfrei ausgestattet, auch für kleine Büchereien geeignet. M. Schäfer (Elberfeld).

Stern und Unstern. Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer. Hrsg. von Tim Klein. München: Beck 1924—1925.

1. Taube, Otto von: Rasputin. 2. Aufl. 1924. 327 S. Kart. 4,50, Lw. 5,50.
2. Wehner, Jos. M.: Struensee. 1924. 240 S. Kart. 4,—, Lw. 5,—.
3. Czibulka, Alfons von: Andrea Doria. 1924. 190 S. Kart. 3,50, Lw. 4,50.
4. Bernhart, Jos.: Hans Waldmann. 1924. 128 S. Kart. 3,20, Lw. 4,—.
5. Müller, Karl Alexander von: Karl Sand. 1924. 209 S. Kart. 3,50, Lw. 4,50.
6. Freißler, Ernst W.: Emin Pascha. 1925. 240 S. Kart. 4,50, Lw. 5,50.
7. Engelhardt, Alexis Frdr. von: Der König von Korsika und der Freiheitskampf der Korsen. 1925. 202 S. Kart. 4,—, Lw. 5,—.
8. Klein, Tim: Englische Seeräuber, Straßenräuber und Taschendiebe. 1925. 145 S. Kart. 3,50, Lw. 4,50.

Die unter dem geschickt gewählten Titel vereinigte Sammlung will, ähnlich früheren Publikationen wie z. B. Pitavals „Kriminalfällen", dem „Neuen Pitaval", „unserer Zeit in ihrer Sprache Geschichten von merkwürdigen Menschen neu erzählen". Es sind politische Abenteurer, Schwärmer, Entdecker, Verbrecher und Wahnsinnige, die oft nur kurze Zeit eine ihnen verderbliche Macht genießen, die oft bestimmend in die Geschichte eingreifen, die ebenso schnell wieder verschwinden, schnell vernichtet oder vergessen langsam in einem Winkel das Ende erwartend. Es wird in diesen Monographien angestrebt, „in wahren Menschenbildern die bewegenden Kräfte des menschlichen Gemüts, auch wo sie der Gesellschaft widerstreiten, darzustellen, in die moralische und soziale Tiefe zu dringen". Der Mensch steht im Mittelpunkt; aus Tagebüchern, Briefen und zeitgenössischen Berichten werden zahlreiche Abschnitte wiedergegeben, um zu ihm hinzuführen, wenn auch die Verhältnisse, aus denen der Held kommt, und in die er gestellt wird, zuweilen zu längeren Ausführungen nötigen. Wenn die Bücher unterhaltsam, z. T. fast spannend sind, so sind sie doch historisch getreu nach den Quellen gearbeitete Geschichtsbilder.

Taube hat weniger eine zusammenhängende Darstellung, als eine Gegenüberstellung der Berichte über Rasputin, „über den es eine ernsthafte Literatur nicht gibt", geboten. Die endgültige Beurteilung dieses Menschen überläßt er dem Leser, und erleichtert sie durch eine eindringliche Schilderung der russischen Gesellschaft und der Hauptakteure am Zarenhofe. Rasputin ist nach dieser Darstellung „nicht als handelnde Person aufzufassen, sondern als ein Spiegel dieser Begebenheiten und als ein Sinnbild Rußlands". Als er nach den russischen Niederlagen den Frieden predigt, verlassen ihn seine Förderer und meucheln ihn.

Struensee, der deutsche Arzt und durch zwei Jahre allmächtige Minister in Dänemark, hat schon öfter für den Geschichtsroman Stoff geboten (z. B. Martens, Niese, Petersen). Wehner gibt in seiner zum großen Teil aus den Prozeßakten geschöpften Darstellung weniger ein Bild des seiner Zeit vorauseilenden und in der Verblendung der ersten Erfolge ahnungslosen, aber trotz allem großen Reformers, als das eines leidenschaftlichen, fanatisch der Durchführung seiner Ideen hingegebenen Theoretikers, der an der Wirklichkeit, durch höfische Intrigen und nicht zuletzt durch eigene Schuld scheiterte und ebenso wie Rasputin nur eine Episodenfigur in der Geschichte spielen sollte.

Der Genuese Andrea Doria, Freibeuter und Admiral, spielte nach seinem Anschluß an Karl V. eine bedeutende Rolle in der Geschichte. Er ermöglichte durch seine Flotten die Expedition nach Tunis und Algier, er hielt die Korsaren Chaireddin Barbarossas in Schach, in den Kämpfen zwischen Franz I. und Karl V. konnte er oft durch seine Parteinahme eine entscheidende Wendung herbeiführen. In dem ränkevollen politischen Wirrsal der Zeit bleibt er bis in sein hohes Alter Meister, ein kühner Admiral, dem Genua gehorcht und der mit allen, auch den grausamsten Mitteln, diese Gewalt und die Beherrschung des Meeres aufrecht erhielt, ist er in der endenden Renaissance der „Kondottiere des Meeres". Einige zum Verständnis notwendige Exkurse über die verwickelten weltpolitischen Zusammenhänge zerreißen zuweilen die Darstellung, die daher nur interessierten vorgebildeten Lesern völlig zugänglich ist.

Zürich war im ausgehenden Mittelalter der Hauptort der waffenstarken Schweiz, deren Bauern als Söldner von den angrenzenden Mächten begehrt, deren kleine Herrscher mit Jahrgeldern zur Parteinahme bewogen wurden. Waldmann ist eine hervorragende Persönlichkeit unter der Menge der käuflichen Ratsherrn und Pensionsjäger mit all den Schwächen dieser, roh, geldgierig, unbeherrscht, ein Emporkömmling, aber tapfer als Kriegsmann, energisch als Führer, ein Gewaltmensch, wie diese Zeit viele hatte. Eine Überspannung seiner Macht, ein Rechtsbruch führt seinen Sturz herbei. — Es ist hier außerdem ein sehr bewegtes Bild von dem Treiben und den Machtkämpfen in einer spätmittelalterlichen Stadt gegeben.

Ein Charakterbild aus einer Zeit ähnlich der heutigen, in der eine durch Krieg erprobte Jugend starken Anteil an Ereignissen und Fragen des Tages nahm, bietet der bekannte Historiker mit seiner Monographie über den Mörder Kotzebues, den Jenaer Studenten Karl Sand. Hinterlassene Briefe, Tagebuchblätter, Untersuchungsakten ermöglichen ein genaues Bild von der Entwicklung

dieses Menschen, der, „eine sanfte, in vielem kindliche Natur, durchaus aufs Moralische eingestellt unablässig nach der eigenen Besserung ringend“ zu einem „Mörder aus Sittlichkeit“ wurde. Politische Unreife, in die Irre geleitete, zur Tat drängende Vaterlandsliebe, eine aufgeregte, enttäuschte jugendliche Umgebung und zuletzt ein Lehrer, Karl Follen, „der folgerichtigste Denker des politischen Radikalismus“: Diese Einwirkungen treten aus den Selbstzeugnissen Sands als treibend hervor. — Müller gibt eine eigehende Darstellung dieser Entwicklung und der geistigen Strömungen an den Universitäten. Dieser Band ist einer der wertvollsten der Sammlung, zeitgemäß, wenn auch nur für etwas vorgebildete Leser.

Einen wunderbaren Lebenslauf zeichnet Freißler mit der Biographie Emin Paschas auf. Der deutsche Arzt und Naturforscher Schnitzer, der in seiner Heimat bei seinem Vorwärtsstreben auf — wohl nicht unverdiente — Hindernisse stößt, wird von einem zufälligen Schicksal über die Türkei nach Afrika getrieben. Ein unpraktischer, lebensfremder Mensch, keine starke Persönlichkeit, wird ihm von dem ägyptischen Generalgouverneur des Sudans Gordon Pascha die Provinz Äquatoria übertragen. Kaum den verwaltungsmäßigen und noch weniger den militärischen Aufgaben gewachsen, wird er ein Opfer des Mahdisten-Aufstandes und schließlich eigener Schuld. Er steht im Mittelpunkt der Kämpfe um afrikanischen Kolonialbesitz, doch mehr „gehalten und erhaben“, als aus eigener Kraft. Sein Bild zeigt die „Tragik des weißen Menschen in Afrika“; sie anschaulich zu machen, ist in dem Buch vollendet gelungen.

Ein Abenteurer aus dem 18. Jahrhundert, der westfälische Edelmann Theodor von Neuhof, seine Bemühungen um sein Königtum bilden den Mittelpunkt der folgenden Monographie. Es ist eine fast unglaubhafte Geschichte, wie dieser fahrende Ritter, von den Korsen in einer Stunde der Verzweiflung zum König gewählt, mit allen Mitteln seiner geschmeidigen, intriganten, nur nicht mutigen und entschlossenen Natur alle möglichen „Geschäftsfreunde“, reiche holländische und englische Kaufleute und sogar, wenn auch nur inoffiziell, Großmächte zu pekuniärer und militärischer Unterstützung zu veranlassen weiß. Ein „halbtragischer Narr“ fällt er an dem Unvermögen des eigenen Charakters und an dem Wirrsal der Kabinettspolitik und endet in Armut und Elend in London. Den Hintergrund zu dieser Tragikomödie bildet der Freiheitskampf der Korsen.

Aus dem alten Buch des Kapitäns Johnson gibt Tim Klein einige abenteuerliche Erzählungen über englische Seeräuber und Seeräuberinnen aus der Zeit des Ringens um die Seeherrschaft zwischen England und Spanien im 18. Jahrhundert. — Robin Hood, der edle Räuber, und einige seiner minder edlen Nachfolger im Gewerbe des Straßenraubes und Taschendiebstahls haben sich durch oft recht humorvolle Streiche in der Volksphantasie zu einer Art Helden entwickelt, über deren Taten nach älteren Aufzeichnungen hier berichtet wird. Es ist so eine kleine Sammlung von Abenteuergeschichten entstanden, die zugleich, da sie nicht erfunden sind, eigenartige Streiflichter auf die kulturellen Verhältnisse Altenglands werfen.

Zusammenfassend sei gesagt, daß für kleine Büchereien kaum ein Band in Frage kommt, da diese sich mehr an einem Sammelband, wie z. B. den von Uhlmann-Bixterheide (B. u. B. IV, 107), halten werden. Mittlere Büchereien werden Bd. 4, 5, 6, einstellen, größeren kann die Anschaffung der ganzen Sammlung empfohlen werden. Schwieriger zugänglich sind Bd. 1 und 5, wohl die wertvollsten, die besonders als sozial- bezw. individualpsychologische Studien zu werten sind.

M. Thilo (Stolp).

Vallentin, Berthold: Napoleon. Berlin: Bondi 1923. VIII, 528 S. Hlw. 12,—.

— Napoleon und die Deutschen. Ebenda 1926. 96 S. Brosch. 3,—, Lw. 5,—.

Es blieb einmal wieder einem Deutschen vorbehalten, sich in den Geist und das Wesen eines landfremden Heroen so einzufühlen, daß die Grenzen zwischen den Deutschen und ihrem Unterdrücker fallen und eine „tiefe Verwandtschaft, ja Wesensgleiche“ zwischen deutschem und napoleonischem Wesen festgestellt und

nachgewiesen wird. Daß der Verfasser dem Helden seiner Wahl bedingungslos anhängt und alles zusmamenträgt, was der Entfaltung dieses Heldentums zuträglich ist, also daß der Mensch Napoelon zu einem Heros und darüber hinaus zu einem Halbgott erhöht wird, ist gutes Recht. Und daß er, mit veranlaßt durch die rätselhafte Neigung für Napoleon in Deutschland, eine Apotheose schreibt, soll ihm unbenommen bleiben. Das Gesagte soll auch beileibe kein Tadel für das Buch sein; denn in der Art, wie es geschrieben, wie der Stoff erfaßt ist — man kann sie nur im besten Sinne des Wortes dichterisch nennen —, liegt soviel Ernst und Wahrhaftigkeitswille, daß der Leser, auch wenn er von der gegenseitigen Auffassung napoleonischen Wesens herkommt und in seinem Urteil über Bonaparte aus irgend einer überlieferten Gebundenheit her befangen sein sollte, das umfangreiche Werk von der ersten bis zur letzten Seite nicht nur lesen, sondern auch durcharbeiten wird, eben um sein Urteil zu revidieren oder, zum Widerspruche gereizt, des Verfassers Glaubenssätze und Beweise zu bestreiten. Dazu wäre aber eine längere Abhandlung von nöten und vor allem auch mehr Zeit, als für eine kurze Buchbesprechung zu Gebote steht. Auf den ersten Blick erscheint es bedenklich, daß der Verfasser das gesprochene und geschriebene Wort seines Heroen fast allein in den Vordergrund seiner Betrachtung stellt und nicht auch ebenso laut die Handlungsweise und Taten Napoleons sprechen läßt. Dadurch, daß Aussprüche aus der Gebundenheit ihres historischen Zusammenhanges herausgerissen und zum Beweise der vorschwebenden Idee zusammengestellt werden, erhält das Werk mehr den Charakter eines Panegyrikos, und es dürfte für einen Gegner von gleicher Geistigkeit nicht immer sonderlich schwer fallen, dieselben Worte Napoleons zu einem Haßgesang gegen ihn zusammenzustellen, namentlich — um nur eins zu nennen — da, wo es sich um das Verhältnis des Kaisers zu religiösen Dingen, z. B. um den napoleonischen Katechismus handelt, wo das Zweckvolle seiner Absichten wegen der ungescheuten Geschmacklosigkeiten peinlich wirkt. Aber wie ein und dieselben Bibelsprüche pro und contra ausgelegt werden können, und gerade darum die Forschung nach ihrem wahren Inhalt unermüdlich bleibt, so ist es ein unbestreitbares Verdienst Vallentins, der Napoleonsforschung neue Nahrung gegeben und um des innerlichen Erfühlens der menschlichen Größe (sei es nun im guten wie im bösen) neuen Weg gewiesen zu haben. Darum darf das Werk und sein Anhängsel, in dem Gedanken über Napoleons Stellung in der Welt, insbesondere der Nachwelt, ausgeführt werden, weil die geistige Wirkung in der größeren Darstellung keinen Raum finden konnte, in keiner größeren Bücherei fehlen. M. Schäfer (Elberfeld).

Eckermann, J. P.: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 21. Originalausgabe. Nach dem ersten Druck, dem Originalmanuskript des dritten Teiles und Eckermanns handschriftlichem Nachlaß neu herausgegeben von H. H. Houben. Mit 158 Abb., darunter 3 Dreifarbendrucke und 7 Handschriftenfaksimile. Leipzig: Brockhaus 1925. 866 S. Lw. 13,—.

Es ist erfreulich, daß nun die illustrierte Originalausgabe des Eckermannschen Gesprächsbuches wieder in dem vollen Umfange erschienen ist, den sie vor der Inflationszeit hatte, nämlich einschließlich des mehr als 120 Seiten umfassenden „Nachwortes" von Houben. Dieses hat natürlich durch die neuen Eckermann-Funde, die seinem Verfasser geglückt sind, viel Aufschlußreiches über die Entstehung und die literarische Form der Gespräche hinzugewonnen. Leider sind dafür manche biographischen Abschnitte geopfert worden, die sich auf das Leben Eckermanns nach Goethes Tod bezogen. Vielleicht könnte in den folgenden Auflagen die Polemik mit Petersen — so interessant sie an sich ist und so überzeugend Houben Eckermanns Glaubwürdigkeit gegen ihn vertritt! — wesentlich gekürzt werden zu Gunsten jener weggefallenen Ausführungen. (Erfreulicherweise ist wenigstens der wahrhaft klassische Aufsatz Eckermanns über Goethe aus dem Brockhausschen Konversationslexikon, von 1830—41, wieder mitabgedruckt worden.) Die ausgezeichneten Bilder und das ungemein reichhaltige Namen- und Sachregister, das zugleich als Anmerkungsteil dient, sind aufs Neue vermehrt worden. — Während kleinere und mittlere Büchereien sich auf die vorzügliche

Auswahlausgabe von Merian (vgl. 1. Jg. dieser Zeitschrift S. 163) beschränken werden, müssen größere Büchereien, besonders auch Landeswanderbüchereien, neben ihr diese Originalausgabe besitzen. E. Ackerknecht.

Haller, Adolf: Heinrich Pestalozzi. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. Mit 11 Holzschnitten von Ernst Würtenberger. Frauenfeld: Huber 1926. XI, 225 S. Lw. 5,60.

Im Februar des nächsten Jahres werden es 100 Jahre her sein, daß der 81jährige Pestalozzi voll Gram über seine Schüler und voll Sorge um sein Lebenswerk abgeschieden ist und unter der Dachtraufe des alten Schulhauses von Birr begraben wurde. Die Jahrhundertfeier dieses Ereignisses kündigt sich bereits durch verschiedene Veröffentlichungen in Wort und Bild an. Wenn alle in so „einfacher und anschaulicher" Weise dazu beitragen, „die Kenntnis Pestalozzis bei Volk und Jugend zu vertiefen", wie das vorliegende Buch, kann man wohl zufrieden sein. Jede Verwässerung des so ergreifend ernsten Stoffes durch volkstümelndes Herumgerede ist glücklich vermieden. Und vor allem steigert sich — wie das auch dem wirklichen Lebensgange Pestalozzis entspricht — gegen den Schluß hin immer mehr der Eindruck, den er selbst in das Wort gefaßt hat: „Mein Herz ist mein Alles". In heilandsmäßiger Größe steht vor dem empfänglichen Leser der arme reichgesegnete Mißgeschickte, dessen wunderbares, überströmendes Herz schließlich über alle und über alles siegte, auch über die Ungeheuerlichkeit, daß man nach dem Tode des Meisters zunächst nur „den verstandesmäßigen, wissenschaftlichen Teil seiner Lehre berücksichtigte und die höheren Forderungen der harmonischen Menschenbildung, der Beachtung des Erlebens, der besonderen Verhältnisse und der persönlichen Eigenart des Lernenden vergaß". Sehr lobenswert ist, daß Haller zahlreiche, knappe Zitate aus Pestalozzis Briefen und Schriften seiner Darstellung eingeflochten hat. Für den Freund von Wilhelm Schäfers Pestalozziroman ist es besonders interessant, auch durch dieses Buch wieder bestätigt zu sehen, wie treu, auch im enger geschichtlichen Sinne das Bild ist, das der Dichter von dem großen „Menschenfreunde" gegeben hat. Bei Haller tritt nur vielleicht noch deutlicher hervor sein Wirken als politischer Ratgeber seines Volkes. — Die Holzschnitte Würtenbergers entbehren nicht einer gewissen Treuherzigkeit und alemannischen Herbheit. Bei dem Bildnis der Frau Anna ist sie aber entschieden zu weit getrieben. So reizlos kann diese Liebes- und Glaubensheldin nicht ausgesehen haben. — Für alle Büchereien. E. Ackerknecht.

Wahl, H.: Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Ein Bild seines Lebens in Briefen, Tagebuchblättern und zeitgenössischen Zeugnissen. Dachau: Einhorn-Verlag 1925. 267 S. Brosch. 6,50, Lw. 10,—.

Die hohe Gestalt des preußischen Prinzen, der schon seinen Zeitgenossen als ein leuchtendes Vorbild edlen Menschentums und heldischer Größe erschien, aus eigenen Briefen und Schriften, sowie aus Eindrücken und Erzählungen derjenigen, die jemals mit ihm persönlich in Berührung kamen, gleichsam im Spiegel seiner eigenen Zeit aufleuchten zu lassen, war das Ziel des Verfassers bei diesem Buche. Dem Leser tritt daraus die Persönlichkeit des Prinzen lebendig vor Augen, und er erkennt dessen tragisches Mißgeschick, das vor allem darin bestand, daß ihm „kein Boden breit genug für die Wurzeln seines Könnens" gegeben wurde und er daher „für den Überschuß seiner Lebenskraft in den Ebenen des unmittelbaren Lebensgenusses einen Ausgleich suchte und somit selbst den Anlaß gab, ihn mit der Begründung mangelnden Lebensernstes vom ersehnten großen Leben fern zu halten". Mit tiefer Ergriffenheit wird der Leser verfolgen, wie gerade Louis Ferdinand, der scharfe Kritik an den morschgewordenen Einrichtungen des preußischen Staates und Heeres übte und eben deshalb mit Besorgnis vor der Gefahr warnte, die seinem heißgeliebten Vaterlande von der napoleonischen Machtgier drohte, und daher zu ihrer Abwendung ein Zusammengehen mit Österreich forderte, als einer der Ersten und Besten sein Leben auf dem Schlachtfelde opfern mußte. Leser, die sich an der Hand zeitgenössischer Dokumente gerne selbständig ein Bild von hervorragenden Persönlichkeiten und ihrer Zeit machen wollen, werden mit Gewinn zu diesem Buche greifen. Jedoch werden nur größere

Volksbüchereien es einstellen müssen, während für alle anderen eine Lebensbeschreibung, auch in Form eines biographischen Romans, empfehlenswerter ist.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Hedén, Erik: Strindberg. Leben und Dichtung. München: Beck 1926. 490 S. Brosch. 13,—, geb. 16,—.

In wohltuendem Gegensatz zu den bombastischen Strindbergmonographien von der Art des Marcuseschen Buches (vgl. 3. Jg. dieser Zeitschrift S 161 f.) bietet Erik Hedén hier in schlichter Sachlichkeit einen Überblick über das Leben und Schaffen seines großen Landsmannes, indem er einen Lebensabschnitt Strindbergs nach dem andern darstellt, indem er erzählt, wie Werk auf Werk entstand, auf sein Volk und auf seine Zeit wirkte und so auf ihn zurückwirkte, wird unmittelbar anschaulich, welch beispiellose Wandlungsfähigkeit dieser Geist besaß, wie fruchtbar die Gegensätzlichkeit seines Wesens wurde, welch ausgesprochen reaktive Natur er war (und zwar bezüglich der Leichtigkeit und Schnelligkeit wie bezüglich der Heftigkeit, mit der er reagierte), ja daß er der größte Widerspruchsgeist — nach innen und nach außen! — des 19. Jahrhunderts war. Deutlich wird aber auch, daß dieses Leben in einer fast mittelalterlichen Weise von einem bestimmten Zeitpunkte an in das Zeichen einer „Bekehrung" trat. Wenn man, das Labyrinth dieses Dichter- und Kämpferlebens mit raschen Schritten durchmessend, dem biographischen Erzähler bis an das Sterbebett seines Helden gefolgt ist, steht man zunächst fast zu sehr unter dem Eindruck der Maßlosigkeit (vgl. besonders die Blaubuch-Periode, von der aus sich übrigens ein lehrreicher Blick auf Multatuli hinüber tun läßt) und ist geneigt, das Wort Heidenstams von „dem Vollblutbarbaren innerhalb der schwedischen Literatur" für das letzte Wort über Strindberg zu halten. Da ist es doppelt gut, daß Hedén noch ein Schlußkapitel „Der Mann und das Werk" hinzugefügt hat. In ihm ist zwar nichts beschönigt, etwa indem all die kleinlichen und gehässigen Züge des „entlaufenen Sklaven mit seinem eisgrauen und mißtrauischen Blick von unten" (um noch ein Wort Heidenstams anzuführen) einfach auf die Rechnung seiner Gemütskrankheit gesetzt oder gar überhaupt geleugnet werden. Aber mit Recht wird als das wesentliche Ergebnis dieses rücksichtslosen Lebensexperimentes festgestellt, daß Strindberg „die Sünden der Welt sühnte, indem er sie selbst beging, aber sie auch selbst durch Leid wieder gutmachte" und daß er hinter all dem Unglück, der Unheimlichkeit und der Bosheit, die er in seinen Dichtungen gestaltet hat, schließlich immer zuversichtlicher Milde und Barmherzigkeit als die erhabensten Leitsterne menschlichen Lebens aufleuchten ließ.

E. Ackerknecht.

Vierordt, Heinrich: Das Buch meines Lebens. Erinnerungen. Stuttgart: Greiner & Pfeiffer 1925. 358 S. Brosch. 8,—, geb. 11,—.

Mit Hilfe eines staunenswert treuen und umfassenden Gedächtnisses und einer prächtigen Erzählergabe hat Heinrich Vierordt, der bekanntlich im vorigen Jahre seinen siebzigsten Geburtstag feiern durfte, hier eine Fülle lebensvoller Erinnerungen vor uns ausgebreitet. Da er selbst ein Mann von seltener Eigenwüchsigkeit ist, fehlte es ihm auch nie an originellen Erlebnissen, und „Originale" kreuzten seinen Weg in beneidenswerter Vielzahl. Schon die ersten Kapitel, in denen er seine Kinderjahre (in den fünfziger und sechziger Jahren) zu Rastatt, Freiburg i. B., Karlsruhe und Konstanz schildert, wimmeln von eindrucksvollen Gestalten. Erst recht die späteren, in denen er von seiner letzten Gymnasialzeit in Wertheim, von seinem Militärjahr, seiner Studentenzeit in Heidelberg, Leipzig und Berlin und von seinem ersten „Wanderjahre" berichtet. Die letzten Kapitel des Buches sind dann nicht mehr in die Zeitfolge des Vierordtschen Lebensganges eingefügt, sondern bringen in bunter Fülle andekdotische Erinnerungen an Menschen und Orte, darunter besonders auch an Scheffel, an die Schwestern Ida Freiligrath und Marie Melos, die bekanntlich noch beim alten Goethe aus- und eingingen und später der Freundschaft Gottfried Kellers sich erfreuten, an das Weinsberger Kernerhaus, an den Großherzog Karl Alexander von Weimar, an Auerbach, Bodenstedt, Freytag und Geibel, an Hansjakob, Christian Wagner und Richard Voß, an Böcklin, Malwida von Meysenbug und Jakob Burckhardt, an Kußmaul und Treitschke. Zuletzt und nicht zumindest darf als ein Reiz des Buches gerühmt

werden, daß sich darin die deutsche Heimat in all ihrer Mannigfaltigkeit spiegelt und daß die Reiselust, um nicht zu sagen, die Reisebegeisterung, mit der Vierordt sie und manches andere europäische Land immer wieder durchwandert hat, auf jeden erlebnisbereiten Leser ansteckend wirkt, — und ihn den „zum Schauen bestellten" Lebenswanderer Heinrich Vierordt glücklich preisen läßt. — Mittlere und große Büchereien sollten sich das mit dem Charakterkopf des jungen und des alten Dichters geschmückte, gut gedruckte Buch nicht entgehen lassen.

E. Ackerknecht.

Scheer: Vom Segelschiff zum U-Boot. Mit 28 Tafeln, 3 Karten und mehreren Textskizzen. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 390 S.

Die Lebensbetrachtungen des Admirals, der die Hochseeflotte in der Skagerakschlacht befehligte und zum Siege führte, verwoben mit der Geschichte der deutschen Flotte, die der Verfasser in der Zeit seines Werdeganges miterlebte, bildet den Inhalt des Buches. Weite Seereisen auf einem Schulschiffsegler und später auf Korvetten und Kreuzern, die den Auslandsdienst versahen, geben Gelegenheit, fesselnde Bilder aus dem Leben und Treiben fremder Länder und Erdteile erstehen zu lassen. Mehrfache Kommandos des Verfassers zu Versuchsabteilungen und Verwaltungsstellen der Marine lassen ihn Einblick nehmen in Kräfte und Gegenkräfte, die zum Aufbau unserer Marine geführt haben, und geben in späterer Zeit ihm selbst Gelegenheit, tatkräftig bei der weiteren zweckvollen Ausgestaltung der Flotte mitzuwirken. Der Eintritt in den Weltkrieg bringt der Flotte dann den Ansporn zum größten Leistungsausbau und hebt gleichzeitig den Verfasser zu immer höheren Kommandostellen. Trotzdem kommt die Flotte nicht gebührend zum Einsatz. Der Verfasser weiß über die Gründe hierzu eingehend zu berichten, und es ergeben sich schwerwiegende Bedenken gegen die damalige Reichsleitung, die in ihren militärisch und politisch verantwortlichen Stellen nicht Hand in Hand ging. Der Verwendung der U-Bootwaffe im Kriege ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, in dem auch hier wieder der Verfasser die Unzulänglichkeiten der politischen Reichsleitung darlegt. Als später ihm selbst die Durchführung seiner strategischen Pläne in die Hand gelegt wurde, kam der Zusammenbruch früher als die Erfolge der neuen Seekriegsführung sich auswirken konnten. Als Anhang beigegeben sind eine Reihe von Denkschriften, die der Verfasser, bald nach Ausbruch des Krieges anfangend, dem Flottenkommando und andern maßgebenden Stellen eingereicht hatte, leider mit dem Erfolg, daß man ihnen erst dann Gehör schenkte, als es zu spät war. — Das Werk, das auch in der Ausstattung recht ansprechend gehalten ist, setzt unserer ehemaligen Marine ein Denkmal und ist in einer Form geschrieben, daß es auch dem seetechnischen Laien durchaus verständlich ist und ihn einführen kann in Wesen und Art, in Aufbau und Wirken unserer einstigen Flotte. Darüber hinaus ist es aber noch besonders wertvoll als das ungeschminkte Lebensbild eines aufrechten Mannes, der durch ernsten Willen, Pflichtbewußtsein und volles Einsetzen seiner Begabungen aus einfachsten Anfängen sich zu achtunggebietender Stellung aufgeschwungen hat und darin unserem Nachwuchs als Vorbild hingestellt werden kann.

Conrad Barth (Stettin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Günther, L.: Von Wörtern und Namen. Fünfzehn sprachwissenschaftliche Aufsätze. Berlin: Dümmler 1926. VI, 255 S. Geb. 6,—.

Diese kleinen Aufsätze sind lebendig und ganz allgemeinverständlich geschrieben und beschäftigen sich mit der sprachgeschichtlichen Erklärung und Ausdeutung von Wörtern und Redewendungen des täglichen Lebens. Die ersten Abhandlungen greifen sich wahllos einzelne viel gebrauchte und dem Sinne nach oft schwer deutbare Wörter heraus wie Hagestolz, Strohwitwer, Blaustrumpf, Teerjacke, Haudegen, Haberfeldtreiben u. a. Ein späterer Aufsatz schließt sich an über: Spitzbube, Gauner, Schwindler, Hochstapler. Andere Abschnitte fassen die Ausdrücke eines Sinngebietes zusammen, z. B. die folgenden: „Die Ausdrücke unserer Sprache für das weibliche Geschlecht im Wandel der Zeiten", oder

„Kampf, Krieg und Soldatenleben in deutschen Redensarten", oder „Stand und Beruf im Spiegel der Sprache" oder „Der Kreislauf des Jahres im Wortschatz unserer Muttersprache". Aufschlußreich sind auch die namenkundlichen Aufsätze, so der „Vom Stand und Beruf im deutschen Familiennamen" oder der über „Die Familiennamen der deutschen Juden". Mit der Fremdwörterkunde befassen sich die Abschnitte über „Berühmte Familiennamen unserer Feinde im Weltkriege als Begriffsbezeichnungen der deutschen Sprache" und der über „Fiaker und Pantalons". Einblicke ins Wesen und Weben der Sprache geben die Abhandlungen über folgende Themen „Wie aus Schimpfwörtern Kosenamen werden", „pars pro toto" und „Abbreviaturen". — Die kleine Schrift ist geeignet, in unmittelbarem Anschluß ans tägliche Leben ein vielen willkommenes Wissen zu vermitteln und durch Hinführen auf den Sinn der Worte das Sprachgefühl zu beleben. Für größere Büchereien. K. Kossow (Stettin).

Erkes, Eduard: Chinesische Literatur. (Jedermanns Bücherei, Abt. Literaturgeschichte.) Berslau: F. Hirt 1922. 104 S. Hlw. 3,50.

Großen Büchereien, die W. Grubes Darstellungen des Gegenstandes (in den „Literaturen des Ostens" 1902 und der „Kultur der Gegenwart" 1904) nicht besitzen, mag diese allgemeinverständliche und ganz knappe Darstellung der chinesischen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart willkommen sein. Ihre wissenschaftliche Stichhaltigkeit im einzelnen zu prüfen, bin ich nicht zuständig. E. Gratzl (München).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Salis, Arnold von: Kunst des Altertums. Berlin-Neubabelsberg: Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion 1925. (Die 6 Bücher der Kunst Bd. 1.) 128 S., 188 Abb. Hlw. 10,—.

Als Kenner und Darsteller der antiken Kunst ist Salis so bewährt, daß es genügen kann, die nützliche Verwendbarkeit dieses ersten Bandes der „Sechs Bücher der Kunst" aus dem Athenaion-Verlag mit der nachdrücklichen Erwähnung seiner Verfasserschaft zu erweisen. Die Aufgabe: „die Kunst des Altertums in ihrer Gesamtheit zu begreifen, als ein organisch Ganzes und Geschlossenes, und doch wieder so, daß sie sich in den Rahmen der allgemeinen Entwicklung fügt" — wird nach den Gesichtspunkten gelöst, die auch für die übrigen Bände richtungweisend sind: auf der Grundlage der kulturgeschichtlichen Bedingungen und des Anteils der Nationen wird die Entwicklung im Wandel der Auffassung und in der Bewältigung der Form aufgezeigt. Das Gesamtbild der antiken Kunst von den Ägyptern bis zur spätrömischen Kaiserzeit wird mit dieser Anordnung klar umrissen, freilich nicht als Einführung für kunstliebende Laien, sondern als gewichtige Darstellung für Wissende. Das Buch wird die Beachtung, die ihm gebührt, nur in größeren Büchereien finden können, wo es Lesern in die Hand gegeben werden kann, die Stilprobleme sehen gelernt haben. G. Kemp (Solingen).

Beyer, Oskar: Romanik. Vom Sinn und Wesen früher mittelalterlicher Kunst. Mit 81 Abb. Berlin: Furche-Verlag 1923. 111 S. Hlw. 10,—.

Man sprach früher von „romanischem Stil", heute von „Romanik". Das neue Wort ist plötzlich da, weil aus einem tiefinnerlichen Zeitbedürfnis heraus das Verständnis dafür durchbricht, daß ein machtvoll geschlossenes Weltbild hier eine strenge, große Kunst geschaffen hat, deren Kraftrichtung unserer Zeit, wie wir sie gestaltet sehen möchten, verwandt ist. Die Bedeutung der Gotik tritt zurück, an die Stelle transcendentaler Sehnsucht tritt die Erlösung in und durch die in sich ruhende Form der Romanik. In Gotik und Romanik setzt man Seele und Geist einander gegenüber. Beyers Buch formuliert die neue Wendung in der Anschauung mit Geschick und Feingefühl. Er irrt indessen, wenn er sich gelegentlich polemisch gegen „Herolde der Gotik" wie Worringer ausspricht; gerade Worringer tritt heute mit größter gedanklicher Energie auf den Boden der neuen Erkenntnis. Beyer will wie in all seinen Büchern auch diesmal keine

Kunstgeschichte bieten und für die Zunftgelehrten ist sein Enthusiasmus vielleicht etwas befremdend. Wer weniger Wissenschaft als ein begeisterndes Erleben großer Form erwartet, wird von diesem Buch nicht enttäuscht sein. Die reichlich beigefügten, hervorragend gut wiedergegebenen Abbildungen vertiefen den starken Eindruck seiner Darlegungen. — Für mittlere und große Büchereien.

G. Kemp (Solingen).

Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Hrsg. von Oskar Beyer. Berlin: Furche-Verlag.

1. Stuhlfauth: Der christliche Kirchenbau des Abendlandes. 33 S., 23 Abb.
2. Ehl: Buchmalerei des frühen Mittelalters. 26 S., 22 Abb.
3. Schmidt: Die Lukasbrüder. 21 S., 24 Abb.
4. Hoff: Christliche Mosaikbildkunst. 31 S., 24 Abb.
5. Beyer: Religiöse Plastik unserer Zeit. 32 S., 22 Abb. 3,80.
6. Sydow: Ahnenkult und Ahnenbild der Naturvölker. 36 S., 20 Abb.

„Religiöse Kunst" begreift Beyer als das Primäre jedes Kunstwollens, als Quelle schöpferischer Kraft, die reiner Gesinnung und wahrer Gemeinschaft entstammt. In der Schriftenreihe, die seinem früher hier angezeigten großen Werke nachfolgt, gibt er Belege, wie die so verstandene religiöse Kunst innerhalb des Weltkunstbereichs zur Ausprägung gelangt. Die bisher erschienenen 6 Bände sind von zuverlässigen Fachleuten geschrieben und bieten außer einem knapp und sachlich gehaltenen Text schöne, z. T. farbig gehaltene Abbildungen, die den Grundgedanken der Reihe vorzüglich zum Ausdruck bringen. Besonders verdienstlich ist es, daß auch schwerer zugängliche Gebiete hier zu einer aufschlußreichen und allgemein verständlichen Behandlung gelangen. Für größere Büchereien seien die Hefte warm empfohlen. G. Kemp (Solingen).

Fischer, E. K.: Deutsche Kunst und Art. Von den Künsten als Ausdruck der Zeiten. Dresden: Sibyllen-Verlag 1924. 275 S. Brosch. 6,—, Hlw. 8,—.

Der Verfasser will die deutsche Kunst als Ausdruck der deutschen Seele, als völkerpsychologische, soziologische und charakterologische Fundgrube betrachten. Der Gefahren, die aus der übernationalen Verflochtenheit der Künste für eine solche Aufgabe erwachsen, ist er sich bewußt. In den Mittelpunkt der Betrachtung stellt er den künstlerisch schaffenden Menschen und will aufzeigen, was ihn dazu bringt, sich bald dieser, bald jener Kunst als Ausdrucksweise zu bedienen. Die Wesensquellen des Kunsttriebes mögen mannigfaltiger Art sein, der „Herr der Brunnenstube" ist ihm der Eros. Es ist selbstverständlich, daß dabei eine ausgedehnte wechselseitige Erhellung der Künste stattfinden muß, deren Fruchtbarkeit zugleich Gefahren in sich birgt, insofern die gleichzeitigen Künste sich nicht immer auf gleicher Stufe der Entwicklung befinden und der fast allgemeine Fehler synthetischer Darstellungen darin besteht, die Homogenität eines „Zeitgeistes" oder einer „Zeitseele" zu überwerten. In Wahrheit kann man immer nur von vorherrschenden Tendenzen sprechen. Bei der Polarität aller seelischen Kräfte (die das gleichzeitige Wirksamsein logisch einander widersprechender Strebungen in einer Persönlichkeit wie einer Strömung bis ins Bereich des wachen Bewußtseins hinein erklärt) und ihrer innigen Verflochtenheit sind die scheinbar verdrängten Tendenzen im Einzelnen immer vorhanden, im Entwicklungsgange aber im Verborgenen oft entscheidend mächtig. Im Rahmen eines „Stiles" ist die seelische Ausdrucksmöglichkeit nahezu unbegrenzt. So wird man Fischer zustimmen können, wenn er den frühen Holzschnitt dem Volkslied wesensverwandt empfindet, wird dagegen die Parallele zwischen der Typencharakteristik des Lehrgedichts und des Sachsschen Fastnachtsspiels zu der „vertieften" Holzschnittkunst eines Dürer schon für sehr viel bedenklicher halten. Trotz solcher Ausstellungen, die sich auf allen Stufen wiederholen, wird man aus dem Buche, das in den Kapiteln: der altdeutsche Mensch in der Kunst, der gotische Mensch, um den harmonischen Menschen, der

Mensch des deutschen Barock, der Mensch des Rokoko, der klassisch-romantische Mensch, der Mensch des Impressionismus, der neue Mensch in der Kunst, eine Geschichte der deutschen Seele zu geben sich bemüht, vieles lernen können, da es ein großes Material in oft sehr anregender Gruppierung zusammen bringt. Und deshalb möchte ich seine Anschaffung größeren Büchereien als einen der ernst zu nehmenden Versuche zu großer, deutender Synthese empfehlen, obwohl ich solche umfassenden Versuche noch für verfrüht halte und glaube, daß man auch in der Ausleihe Monographien kleiner Abschnitte, wie etwa Naumanns prächtiges „Frühgermanentum", vorziehen sollte. Die bildungspfleglichen Auswirkungen umfassender Synthesen dieser Art sind recht unsicher, denn wir sehen allenthalben, wie sehr sie (ohne es selbst zu ahnen und oft zu verdienen) den Bildungssnobismus der einen, die Selbstgenügsamkeit schnellfertiger Halbbildung bei den andern zu fördern geeignet sind. Aber abdämmen kann man den Strom nicht, und man darf es auch nicht, weil er im großen doch auflockernd und befruchtend wirkt. Der Weg durchs Dickicht der Unklarheit und des Irrtums ist der Pfad, den wir alle derzeit zu einer neuen Wahrheitsstufe gehen müssen. Deshalb dürfen wir nur Hilfen geben wollen und müssen uns hüten, dem Irrglauben zu verfallen, ihn jemand ersparen zu können. W. Schuster (Kattowitz).

Much, Hans: Norddeutsche Backsteingotik. 4.—7. Aufl. Hansische Welt Nr. 1. Braunschweig: Westermann 1923. 48 S., 87 Taf. Hlw. 8,—.
— Niederdeutsches gotisches Kunsthandwerk. Hansische Welt Nr. 4. Ebenda. 36 S., 100 Abb. Hlw. 8,—.

Die bekannte Wahrheit, daß Begeisterung ansteckend wirkt, wird sich an dem Muchschen Buch „Niederdeutsche Backsteingotik" beweisen. Vom Standpunkt des Kunstgelehrten mag die einseitige Einschätzung und Einreihung der norddeutschen Gotik Mängel haben. Für denjenigen, der nur genießen will, ist diese Frage der wissenschaftlichen Richtigkeit von untergeordneter Bedeutung. Ihm wird das vorliegende Buch ein guter Führer sein können. Nach einleitenden programmatischen Kapiteln über Heimatliteratur und den Geist der Gotik wendet sich der Verfasser dem eigentlichen Thema, der norddeutschen Backsteingotik, zu, umreißt ihre Eigenart und behandelt dann das Münster von Doberan, sodann die Städte Lüneburg und Wismar. Die Betrachtung beschränkt sich nicht nur auf Kirchenbauten, sondern umfaßt in zwei Sonderkapiteln auch die Stadttore und Rathäuser. Die Abbildungen des reichen Bilderanhanges sind scharf und klar und verzichten, was durchaus zu loben ist, auf effektvolle Stimmung. So haben wir in diesem Muchschen Werk ein Heimatbuch in gutem Sinne, das für die Erschließung der Schönheit norddeutscher mittelalterlicher Baukunst Ersprießliches leisten kann. Stilistisch ist es nur dem gebildeteren Leser zugänglich, sollte aber trotzdem in keiner Bücherei einer norddeutschen Stadt fehlen. Anders dagegen steht es mit dem Buch: „Niederdeutsches gotisches Kunsthandwerk". Hier tritt die Einseitigkeit der Muchschen Auffassung so stark zu Tage und ist der Ton in Anbetracht des Stoffes so hoch gewählt, dazu mehr kultur- und kunstphilosophisch als auf die darzustellenden Dinge zielend, daß die Volksbücherei es gut entbehren kann. F. Schriewer (Flensburg).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Bloesch, H.: Hellas. Reiseeindrücke von den Kunststätten Griechenlands. Erlenbach-Zürich: Rentsch 1926. 84 S. Hlw. 3,50.

Als Teilnehmer einer Studienreise Schweizer Lehrer war es dem Verfasser vergönnt, zahlreiche Kunst- und Kulturstätten, sowie die berühmtesten Landschaften Alt-Griechenlands zu besichtigen, wobei auch die gegenwärtigen Zustände in Neu-Griechenland nicht unbeachtet blieben. Die Reise führte ihn u. a. nach Athen, Korinth, Delos, Delphi, nach Olympia, dem gemeinsamen Nationalheiligtum, zu dem die Griechen aller Stammländer pilgerten, nach den Ruinen von Tiryns und Mykene und in die Heimat des Odysseus. Mit offenen Augen ist er durch die Schönheit der griechischen Landschaft gewandert, unbelastet von

archäologischer Gelehrsamkeit. Aus den Trümmerstätten verspürt seine erlebnisfähige Seele einen Hauch des Lebens entschwundener Zeiten unter dem Sonnenhimmel von Hellas. Seine Reiseeindrücke, oftmals abseits von der offiziellen Studienfahrt gewonnen, hat er in seinem Buche fesselnd und in edler Begeisterung zum Nacherlebnis anregend geschildert. Über 70 vorzügliche photographische Aufnahmen sind in den Text eingefügt. Das preiswerte Buch ist allen Volksbüchereien aufs wärmste zu empfehlen. H. Horstmann (Gleiwitz).

Schoyen, Carl: Der Lofot. Jena: Diederichs 1924. 204 S. Brosch. 5,—, geb. 7,—.

Der Verfasser bietet eine eindringliche und fesselnde Schilderung der harten Lebensweise und Arbeit der Lofotfischer, ihren Kampf mit dem Meere und den schweren, aussichtsarmen Wettstreit mit der zunehmenden Motor- und Dampffischerei. Die derben Gestalten erstehen bildhaft vor unseren Augen; wir sehen sie im Verkehr miteinander wie mit den ansässigen Bauern und Adlerjägern, lernen manchen Aberglauben, manche Eigentümlichkeit des Nordländers kennen, erleben ein stilles, durch die Gewohnheit wie selbstverständliches Heldentum einfacher Menschen. Man hat den Eindruck der unbedingten Wahrhaftigkeit der Schilderung, und so verdient das Buch Verbreitung, wo Verständnis und Kenntnis unbekannter Länder und ihrer Sitten erstrebt wird.

M. Schäfer (Elberfeld).

Plischke, Hans: Von den Barbaren zu den Primitiven. Die Naturvölker durch die Jahrhunderte. Leipzig: Brockhaus 1926. 126 S. Hlw. 6,50.

Das Büchlein schildert die Stellung der Kulturvölker zu den Kulturlosen und die Herausbildung einer Wissenschaft von den Naturvölkern. Reich illustriert und gemeinverständlich geschrieben wendet es sich an die weiteren Kreise historisch und naturwissenschaftlich interessierter Leser. G. Kohfeldt (Rostock).

Wolf, Gustav: Das norddeutsche Dorf. Bilder ländlicher Bau- und Siedlungsweise im Gebiet nördlich von Mosel und Lahn, Thüringer Wald und Sudeten. Mit 167 Bildern. München: Piper 1923. VIII, 222 S.

Wenn der Verfasser auch sein Augenmerk vorwiegend dem norddeutschen Dorfe zuwendet, zieht er doch, wie der Untertitel sagt, auch Siedlungsgebiete und Hausformen Mitteldeutschlands in den Kreis seiner Betrachtungen. Er faßt also die ländlichen Siedlungen zusammen, die in dem gleichfalls bei Piper erschienenen Buch „Das süddeutsche Dorf" nicht behandelt sind. Gleichwertig zeigen Text und Bildwerk Eigenart und Schönheit des Dorfes, Reichtum und Einheitlichkeit der Hofstätten, der Einzelhäuser in ihren inneren und äußeren Formen. Befriedigen die ganz vorzüglichen Photographien mehr das ästhetische Bedürfnis („Lyrik und Romantik des Dorfes") ohne an Anschauungswert zu verlieren, gibt der Begleittext ihnen das Rückgrat klarer Begriffe, indem er zeigt, wie folgerichtig die Fülle der Formen aus Landschaft, Stammesart und Klima unter Benutzung vorhandenen Baustoffs und Berücksichtigung des Zwecks erwuchs. So volkskundlich eingestellt vermittelt der Text eine reiche Kenntnis der Kultur unsers Bauerntums. Doch ist die Darstellung nicht lehrhaft trocken, sondern oft künstlerisch bewegt; dabei ist es von wenig Belang, daß der Verfasser bei Einzelschilderungen hin und wieder zu Verallgemeinerungen kommt, die mit unseren Beobachtungen nicht übereinstimmen. — Das Buch ist in hohem Maße geeignet, zu eigenen Forschungen zu ermuntern, die Kenntnis der norddeutschen Heimat und damit die Liebe zu ihr zu vertiefen. Es bietet reiche Anregung allen Arbeitern am Volkstum, auf Volksabenden an lokalen Beispielen — sie sind noch vorhanden — den Unsegen der Zivilisation zu zeigen und (mit Fehrs) die Einsicht zu wecken: „Uns prächtig Burhus mit sin hoges Strohdack steit dar, as wenn't ut densülwigen Grund un Boorn rutwussen is mit Busch un Bom; wi föhlt, dar is en Stück Leben in von uns sülm; dat hört uns to un hört to uns." — Für alle Büchereien.

K. Jungclaus (Kiel).

Schott, Rolf: Reise in Italien. Erlebnis und Deutung inwendiger Antike. 3. u. 4. Aufl. Dresden: Sibyllen-Verlag 1925. 214 S. Hlw. 8,—.

Schilderungen von italienischen Reiseeindrücken, auch begeisterte wie die vorliegende, gibt es in alter und neuer Zeit zur Genüge. Dennoch hat Schotts Buch seine Berechtigung. Einmal weil es Eindrücke aus dem neuesten Italien, das nicht mehr das Land der Vorkriegszeit ist, wiedergibt, dann aber vor allem, weil der Verfasser an Empfänglichkeit und Sehschärfe, an Kultur- und Menschenkenntnis und auch an Darstellungstalent das Durchschnittsniveau der Reisebuchschreiber erheblich übertrifft. Natürlich nehmen auch in Schotts Buch die Kunstbetrachtungen einen breiten Raum ein. Stark betont ist in der ganzen Darstellung besonders die Bedeutung des griechischen Geistes für die Kunst und Kultur des Römerreichs, und mit lebhaftestem Interesse verweilt der Verfasser dann bei dem Werk Michelangelos in Rom und Florenz. So viel auch über alle diese Dinge nun schon geschrieben worden ist, das, was eine ausgeprägte Persönlichkeit wie Schott dabei empfindet und zu sagen hat, ist nicht ohne Reiz, wenn schon dem Leser die Beurteilung hier und da etwas zu eigenwillig vorkommen mag. Eine Anzahl von schönen, zartgetönten Landschaftsbildern — Rötelzeichnungen von der Hand des Verfassers — hebt noch den Wert des auch sonst geschmackvoll ausgestatteten Buches, das übrigens nur für gebildetere und anspruchsvolle Leser in Betracht kommt. G. Kohfeldt (Rostock).

Kohlrausch, R.: Deutsche Denkstätten in Italien Teil 3. Stuttgart: Lutz 1924. 317 S. Lw. 6,50.

Ausgestattet mit gründlichen historischen Kenntnissen und erfüllt von ehrfürchtiger Liebe zur deutschen Vergangenheit ist der Verfasser im Norden und Süden Italiens den Spuren germanisch-deutschen Ringens und Kämpfens nachgewandert. Mit Gefühlen immer neuer Ergriffenheit steht er vor den Ruinen ehemals deutscher Paläste, Burgen, vergessener Gräber und auf Schlachtfeldern, wo deutsches Blut in Sieg oder Niederlage entströmte. An diesen Denkstätten entzünden sich seine geschichtlichen Erinnerungen, und vor seinen geistigen Augen beleben sich diese Schauplätze mit Gestalten heldischer Größe. So vermittelt er dem Leser seines Buches Bilder aus der Geschichte der Ostgotenkönige, aus den wechselvollen Kämpfen zwischen Papst- und Kaisertum, insbesondere aber aus den Kämpfen des Hohenstaufengeschlechtes, das auf italienischem Boden seinen tragischen Untergang fand. Dazwischen klingen Hohelieder von deutscher Tat- und Lebenskraft, aus deren Verbindung mit römischem Blute die müdegewordene Kultur Italiens neu befruchtet wurde. — Das fesselnd und anschaulich geschriebene Buch ist auch als Teilband für alle Volksbüchereien eine wertvolle Bereicherung; es kann geradezu als eine vorzügliche Einführung in die Geschichte des deutschen Mittelalters gelten, die manchen Leser zur weiteren geschichtlichen Vertiefung anregen wird. Auch für denjenigen, der abseits von den sonst üblichen Kunstwegen Italien bereisen und auf den Schicksalswegen des deutschen Volkes wandern will, wird das Buch ein willkommener Führer sein. H. Horstmann (Gleiwitz).

Greim, G.: Italien. Breslau: Hirt 1926. 140 S. Hlw. 3,50.

Eine Landeskunde von Italien in der bekannten Sammlung „Jedermanns Bücherei“, die in straffster Fassung ein anschauliches Bild von den geologischen und geographischen Verhältnissen und im Anschluß daran von der ethnographischen, wirtschafts- und politisch-geographischen Eigenart der Halbinsel gibt. Vortreffliche Kartenskizzen und photographische Aufnahmen begleiten den klar geschriebenen Text, der jedoch wegen Verwendung vieler wissenschaftlicher Fachausdrücke mancherlei positives Wissen voraussetzt. Das lehrreiche Büchlein wird schon allen mittleren Volksbüchereien vorzügliche Dienste leisten.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Mittelholzer, Walter: Persienflug. Mit 96 Tiefdruckbildern nach Photographien des Verfassers und 2 Kartenskizzen. Zürich: Orell Füßli. 1926. 212 S. u. zahlr. Tafeln. Brosch. 10,—, Lw. 12,—.

Die tatkräftige neue Regierung Persiens ist im Begriff, ihrem Land unter Überspringung der Periode des Eisenbahnbaues in Gestalt eines regelmäßigen Flugdienstes die Möglichkeit raschen Verkehrs zu schaffen. Im Dienste der diesen Plan ausführenden Junkerswerke ist der bekannte Schweizer Flieger Mittelholzer von Zürich über Italien, Griechenland, Konstantinopel, Aleppo und Bagdad nach Teheran, von dort ans Kaspische Meer und den persischen Golf geflogen. Die Reise, die verkehrsgeschichtlich einen Markstein bedeutet, verlief glatt und rasch, nur die Türkei machte ganz im guten alten vorkemalistischen Stil Schwierigkeiten und hat damit für viele zum Trost bewiesen, daß trotz Einführung von Hut und Zivilehe die alte Türkei noch nicht verschwunden ist. Den Verlauf des Flugs schildert Mittelholzer frisch und anschaulich. Wer des Verfassers Fliegeraufnahmen aus der Schweiz und aus Spitzbergen kennt, wird begierig zuerst die Tafeln betrachten. Sie sind von der gleichen Schönheit wie jene früheren und beweisen neuerdings, wie sehr durch die Flugzeugaufnahme die Erforschung und die erklärende Beschreibung der Erdoberfläche gefördert werden kann. Das schöne Buch sei großen Büchereien als modernste Ergänzung des kürzlich hier angezeigten Rosenschen Werkes empfohlen. E. Gratzl (München).

Ronaldshay, Earl of: Indien aus der Vogelschau. Deutsch von Rickmer Rickmers. Mit 40 Abb. u. 1 Karte. Leipzig: Brockhaus 1925. 228 S., 20 Taf. Lw. 13,—.

Der Verfasser, seit Jahrzehnten durch große Reisen auch in den schwerer zugänglichen Teilen Vorder- und Mittelasiens mit den politischen und geographischen Problemen des Erdteils vertraut, stand während des Krieges als Gouverneur an der Spitze Bengalens und wurde nach Ablauf seiner Amtszeit von der K. geographischen Gesellschaft in London zu ihrem Präsidenten gewählt. Über seine Reisen, über religiöse und politische Fragen der ihm vertrauten und offenbar ans Herz gewachsenen Länder hat er eine Reihe wertvoller Bücher veröffentlicht. Das alles hat ihn mit den Einzelheiten vertraut genug gemacht, um sie zu kennen, und ihn hoch genug gestellt, um ihn die großen Linien sehen zu lassen. So war er, oft von Indienreisenden um ein kurz einführendes Buch gefragt und nicht imstande, ein solches zu nennen, wohl geeignet, es selbst zu schreiben. Er verzichtet dabei, seiner Absicht und dem Titel entsprechend, auf eingehende Schilderung von Volk und Glauben, Landschaft und Staat, hebt vielmehr aus all dem einzelne Abschnitte heraus, die ihm geeignet scheinen, die Vielgestaltigkeit des Landes und der Aufgaben, die es seinen Herrschern stellt, deutlich zu machen und fördert natürlich dort am meisten, wo er aus seiner amtlichen Erfahrung schöpft. So behandelt er in großen Zügen die uralte Frage der Landgrenze, die Entstehung der englischen Herrschaft, englische Verwaltung, Selbstverwaltung, Dorfgemeinden, Industrialisierung, Landwirtschaft, Wirkung der Natur auf den Menschen, Kastenwesen, religiöse Denkmäler und Hinduglauben, zuletzt in zwei, vielleicht den wertvollsten Kapiteln, die „indische Schwermut" und ihre Ursachen. Das alles gibt ein eindrucksvolles und lebendiges Bild des mit den schwersten Fragen ringenden Riesenlandes, natürlich aber keine Landeskunde, die ja auch der Titel nicht verspricht. Da gerade in Deutschland als Gegengewicht gegen die viel gelesenen Bücher unserer „Weisheitslehrer" solche sachkundige Bücher verantwortlicher Männer nützlich sind, ist die deutsche Übersetzung, die der Verlag gut und preiswert ausgestattet hat, zu begrüßen und zu empfehlen. Einige allzukühne Verdeutschungen von Fremdwörtern bessert vielleicht eine neue Auflage.

E. Gratzl (München).

Powel, E. A.: Mit Auto und Kamel zum Pfauenthron. 83 Abb. Berlin-Grunewald: Vowinckel 1924. 258 S. Lw. 6,—.

Die Durchquerung Vorderasiens von der Küste des Mittelmeeres aus bis an das Kaspische Meer quer durch Palästina, Arabien, Mesopotamien und Persien durch einen unerschrockenen und keine Mühen und Hindernisse scheuenden Amerikaner in Begleitung waschechter Globetrotter und Sportsmänner ist der Inhalt dieses Buches. Seit den Tagen des Altertums sind diese Länder vielfach durchreist, aber neu und reizvoll ist, wie sich die eigenartige Kultur ihrer verschiedenen

Rassen und Religionen angehörenden Bewohner, ihre sonderbaren Sitten und vielfach altertümlichen und erstarrten Lebensauffassungen in der Beurteilung eines kühl und nüchtern beobachtenden Amerikaners und in seinem „moralischen" Selbstbewußtsein widerspiegeln. Zugleich eröffnet er uns überraschende Einblicke in das Wirrsal der politischen Probleme des Orients. Schonungslos deckt er dabei die geheimen Machenschaften des französischen und englischen Imperialismus auf, der die Rivalität der verschiedenen Rassen und Konfessionen gegeneinander ausspielt und mit rücksichtslosen Mitteln zum eigenen wirtschaftlichen Gewinn ausbeutet. Den Hauptteil des Buches bildet die fesselnde Beschreibung des Lebens und Treibens der Wüstenstämme der innerarabischen Halbinsel. Treffliche Aufnahmen geben dieser Reisebeschreibung, die allen Volksbüchereien empfohlen sei, noch einen besonderen Reiz. H. Horstmann (Gleiwitz).

Naef, Paul: Unter malayischer Sonne. Reisen, Reliefs, Romane. Mit 41 Bildern und 1 Karte. Frauenfeld: Huber 1925. 4 Bl., 313 S. 9,—.

Baumann, Rudolf: Tropenspiegel. Zürich: Orell Füßli 1925. 2 Bde. 405 u. 318 S. und Tafeln. Brosch. 20,—, Lw. 24,—.

An Reisewerken über Insulinde ist auch in der Nachkriegszeit kein Mangel. Naef spricht — wenigstens über Sumatra — nicht als flüchtiger Reisender, sondern aus seiner Erfahrung als Tabakpflanzer. So werden Bilder aus dem Leben auf den Pflanzungen, Reiseeindrücke aus Java, Ausschnitte aus dem Eingeborenenleben in dichterischer Gestaltung erzählt, gewandt und in lebendigem Deutsch, nicht gerade Neues bietend, aber mit Sachkunde und mit warmem Herzen auch für den braunen und gelben Mann.

Weniger liebenswürdig, aber schwerer an Gewicht ist Baumanns Buch; im Gegenständlichen ist es dem erstgenannten nahe verwandt: auch hier spricht ein Schweizer von seinem Leben als Tabakpflanzer, auch hier ist — wenigstens im ersten Band — Sumatra der Schauplatz. Eine Vergangenheit, die mehr als dreißig Jahre zurückliegen mag, ersteht hier in scharfgesehenen, oft ins Groteske verzerrten Einzelbildern. Landschaft wird nur als Hintergrund für die Arbeit des Menschen gezeigt, der Mensch dafür in einer reichen Fülle von Typen und Individuen: der malayische und chinesische Plantagenarbeiter, der Vorarbeiter und der Händler, der weiße Pflanzer und die braune Weiblichkeit, die ihm zusammen mit dem Alkohol das Leben versüßt. Hinter allem wie ein drohendes Gespenst, das jeden einzelnen, weiß oder farbig, in den Grundlagen seiner Existenz bedroht, eine große Tabakkrise. — Der zweite Band führt den Verfasser als Plantagenassistenten nach Deutschneuguinea und so wird dieses Schweizer Buch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Anfangsjahre unserer einstigen Kolonie. Auch hier steht hinter dem leichten Leben der Beamten und Pflanzer ein ernster Schatten, das große Sterben, das damals unter Weißen, Chinesen und Malayen auf der Insel furchtbar aufräumte. Auch dieser Band ist durchaus bedeutend, den Schilderungen Stefan v. Kotzes m. E. weit überlegen. Das allzu breite Behagen, mit dem der Verfasser im Rückblick auf eine wilde kraftvolle Jugend die Freuden von Trunk und Liebe schildert, wird freilich dazu zwingen, das Buch nicht wahllos auszuleihen. E. Gratzl (München).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Die Kant-Laplacesche Theorie. Herausgegeben bezw. übersetzt von Anton Lampa mit Einführung, Anmerkungen und einem Nachwort. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1925. 273 S.

Die Kant-Laplacesche Weltbildungslehre kann wohl ohne weiteres als die klassische unter den verschiedenen Theorien, welche die Sternkunde kennt, angesehen werden. Es ist deshalb begrüßenswert, in dieser Ausgabe die ursprünglichen Arbeiten beider Forscher in zeitgemäßem Gewande vereinigt zu sehen. Der Herausgeber beginnt mit einer Einführung, die sich mit den Vorläufern einer Weltbildungslehre in Sage und Wissenschaft befaßt, wobei besonders der germanischen Schöpfungsgeschichte gedacht wird, und geht zu einer Würdigung der

Arbeiten von Kant und Laplace über. — Im Hauptteil erhält zunächst Kant zur Entwicklung seiner Grundgedanken, die ja bekannt sind, das Wort. Wie im ursprünglichen Werk wird auch hier in drei Teile gegliedert, deren erster von den Fixsternen und ihren Systemen handelt, während der zweite sich den Fragen des Werdens und Vergehens der unendlichen Weltgebilde im grenzenlosen Raum zuwendet und schließlich der dritte Teil der philosophischen Erörterung über die Bewohnbarkeit anderer Welten gewidmet ist. — Es folgt dann die Übersetzung der Arbeit von Pierre Simon Laplace über das Weltsystem und die zukünftigen Fortschritte der Astronomie, welche zusammen mit dem vorigen das Gebäude der bekannten Lehre ergibt, die ihren Namen nach beiden Forschern trägt. — Ein Nachwort des Herausgebers vermittelt dem Leser noch Näheres über Leben und Arbeit der beiden Gelehrten, deren Bekanntschaft er im Hauptteile machte. Zum Beschluß werden dann noch reichlich Anmerkungen gebracht, auf die im Buche selbst durch Zahlen hingewiesen wird und die bezwecken, dem Laienleser die Fachausdrücke und die veralteten Wortformen beider Verfasser zu erklären. — Das Buch, welches im Rahmen der „Deutschen Hausbücherei" erschienen ist, wird besonders dem Leser, der neben der Sachliebe zur Sternkunde auch eine gewisse geschichtliche Einstellung sein eigen nennt, eine wertvolle Ergänzung sein. Allerdings ist, wie auch der Herausgeber selbst anführt, eine gewisse Vorbeschäftigung mit der Sternkunde wünschenswert. Das gilt auch besonders im Hinblick auf die Eigenart in der Darstellungsform, die bei Kant vor allem nach dem Begrifflichen hinneigt und eine Leserwelt, die durch anschauliche Form und Ausstattung neuerer volkstümlicher Werke immerhin etwas verwöhnt ist, zu einer Umstellung zwingt; ein mit den sternkundlichen Grundlagen vertrauter Leser wird hierbei weniger Mühe haben. — Das Werk möchte ich deshalb mehr für mittlere und größere Büchereien zur Anschaffung empfehlen. Conrad B a r t h (Stettin).

B e h m, Hans Wolfgang: Vor der Sintflut. 2. Aufl. Stuttgart: Franckh 1924. XVI u. XIV S. Text. 130 Abb. auf Taf. und 8 farb. Taf. Geb. 3,50.

„Vor der Sintflut" bedeutet hier soviel wie „urweltlicher Gestaltwandel vor der letzten Eiszeit". Wir erhalten einen Einblick in die Urvergangenheit der Erde und des Lebens, in die Zeit, da menschliche Wesen noch nicht auf dieser Erde wohnten. Versteinerungs- und erdgeschichtliche Forschung geben Kunde davon, daß im Laufe vieler Jahrmillionen gewaltige Umwälzungen auf unserer Erde stattfanden. Den Schlüssel zum Verständnis dieses Gestaltwandels in der Urwelt liefern die Erdoberflächenverhältnisse der Gegenwart, aus denen der Kundige den ewigen Wechsel im Fluß der Dinge herauslesen kann. Darum beginnt dieser Bilderatlas mit modernen Landschaftsaufnahmen, und erst dann folgen die Bilder der Urzeit und zeigen den Entwicklungsaufstieg von Tier und Pflanze. In einem anhängenden Textteil wird jedes Bild erläutert, und am Anfang des Buches wird der Leser durch eine zusammenhängende, fesselnd und allgemeinverständlich geschriebene Darstellung der Welten vorsintflutlichen Werdens und Gestaltwandels für das Verständnis der reichen Bildfolge vorbereitet. — Das Buch kann allen Büchereien empfohlen werden. W. K l e i n (Essen).

R u d o l p h i, Hans: Die Polarwelt. Breslau: F. Hirt 1926. 14 Karten im Text und 33 Abb. Hlw. 3,50.

Diese Neuerscheinung unter den kleinen Bändchen von „Jedermanns Bücherei" bringt das Wissenswerte über die Polargebiete, die sonst in der Laienwelt allzu leicht als Landstriche angesehen werden, die wenig Fesselndes zu bieten vermögen. Das Buch gibt in der Form einer erdkundlichen Zusammenstellung dem Leser einen Überblick über die Eigenheiten der Polarwelt in bezug auf die allgemeine Lage und Abgrenzung, die grundsätzlichen Verschiedenheiten von Nord- und Südpolargebieten, über Klima und Aufbau, über Art und Bildung des Eises, über Tier- und Pflanzenwelt und den Menschen der Polargebiete und behandelt dann zum Schluß kurz die einzelnen Landstriche und Inseln der Eiswelt im Norden und Süden. — Zur Veranschaulichung des Behandelten dienen eingedruckte Kärtchen, welche Polgegenden mit eingezeichneten Linien gleicher Beschaffenheit

darstellen, und ein Anhang von vorzüglich gelungenen Aufnahmen, die in ihrer Anordnung dem Inhalt der einzelnen Abschnitte folgen. — Das Buch ist weniger schildernd und erzählend als in der Art eines erdkundlichen Querschnittes geschrieben und bringt auch dann und wann Zahlentafeln, um Angaben zu belegen und zu verdeutlichen. Es wird deshalb in der Bücherei des Naturfreundes vor allem die Rolle eines stets bereiten Ratgebers spielen, der ihm bei auftauchenden Fragen mit zuverlässigen Antworten zur Hand ist.

Conrad Barth (Stettin).

Bergeat — Sapper: Die Vulkane. Breslau: F. Hirt 1925. Mit 3 Karten und 30 Bildern. 96 S. Hlw. 3,50.

Das in der Sammlung „Jedermanns Bücherei" erschienene Buch hat als Verfasser den unlängst verstorbenen Geologen Alfred Bergeat und ist von Karl Sapper herausgegeben, der die Urschrift durch Textgliederung, Anfügung eines Schlußkapitels und Beigabe von Aufnahmen ergänzt hat. Das Werkchen bietet einen allgemeinverständlich gehaltenen Querschnitt durch das Sondergebiet der Vulkankunde und gliedert seinen Inhalt, indem es zunächst eine allgemeine Einführung voranstellt, der dann Abteilungen folgen über das Magma und seine Gebilde, über Ausbrüche, über die Wege des Magmas und der Gase zur Oberfläche und schließlich eine Endbetrachtung über die Vulkane im Landschaftsbild und im Leben des Menschen. Drei beigefügte Weltkarten geben einen vergleichenden Überblick in bezug auf die Reihungsdichte, die Ausbruchshäufigkeit und die Förderungsleistung der bekannten Vulkanfelder. In gleicher Weise sorgt ein Anhang von gut gelungenen Aufnahmen dafür, daß der Inhalt des Werkes veranschaulicht wird. Das Buch kann für Volksbüchereien jeder Größe zur Anschaffung empfohlen werden. Conrad Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Feste und Bräuche. Ein Berater zur Vertiefung unseres Gemeindelebens, zur Belebung deutschen Geistes und deutscher Sitte. Hrsg. von der Fichte-Gesellschaft. Berlin: Hackebeil 1925. 119 S.

Das Buch enthält „Ratschläge, Mustervortragsfolgen, Vortrags- und Unterhaltungsstoffe, Literatur und Quellenangaben zur Vertiefung des Vereinslebens und Ausgestaltung und Belebung von Unterhaltungs-, Musik- und Vortragsabenden, für religiöse Andachten in Kirche und Natur, Frühlings-, Sommer-, Sonnenwend-, Ernte-, Weihnachtsfeiern sowie Jugend- und Volksfeste. — Der Stoff ist im wesentlichen dem von der Hauptgeschäftsstelle der Fichte-Gesellschaft, Hamburg 36, Holstenwall 2 fortlaufend herausgegebenen „Berater" entnommen und den Möglichkeiten insbesondere des platten Landes und der Kleinstadt angepaßt." — Das Buch verspricht also viel, sucht aber auch sein Versprechen ehrlich einzulösen. Dabei hütet es sich vor extrem individualistischen Bildungsbestrebungen wie auch vor dem platten Niveau der durchschnittlichen Volksunterhaltungsabende. Es ist zweifellos unter den vorhandenen Beratern einer der besten, maßt sich auch durchaus nicht an, fertige Rezepte zu geben, sondern steht auf dem Standpunkte, daß die gebotenen Stoffe durch Kreisberatungsstellen den örtlichen Bedürfnissen anzupassen seien. — Eine Inhaltsangabe wird Umfang und Art dieses Beraters am besten veranschaulichen. Es werden mit grundsätzlichen Bemerkungen unter Stoffnachweisen lediglich für die Praxis abgehandelt: Frühlingsfeiern, Sonnenwendfeiern, Sommerfeste, Kinderfeste im Freien, Landbundfest, Zur Erntefeier, Adventfeiern, Weihnachten, Fastnacht, Ratgeber für Laienspiele, Deutsche Abende (hier 17 Vortragsfolgen), Balladen-Verzeichnis, Deutscher Humor und geeignete Gedichtsammlungen, Vorlesestunden, Hausmusik, Volkstrachten auf dem Lande. — Wie es nicht anders zu erwarten ist, sind die einzelnen Teile nicht gleichwertig. Eine eingehende Besprechung derselben ist in diesem Rahmen nicht möglich. Wenn das Buch auch durchaus in seiner Gesamtheit zu loben ist, so dürfen doch einige Einwendungen nicht unterdrückt werden. Es wäre methodisch besser gewesen, die Möglichkeiten des platten Landes von denen der Kleinstadt schärfer zu trennen. Das müßte besonders bei

den literarischen Stoffnachweisen geschehen, wo man bisweilen das Gefühl hat, als seien fremde Sammlungen nicht mit der nötigen Kritik durchgeprüft. Das deutsche Erzählgut müßte noch mehr herangezogen werden, namentlich bei den deutschen Abenden. Demgemäß wären auch die Vorlesestunden stärker hervorzuheben. So ließen sich noch einige Anmerkungen mehr machen, namentlich auch die Frage aufwerfen, ob nicht die Bildungsarbeit auf dem Lande hin und wieder aus dem Gesichtswinkel der städtischen Jugendbewegung gesehen wird. — Im großen und ganzen aber wird das Buch ein wirklicher Berater sein können, auf dem Lande allerdings nur insoweit, als man sich ihm nicht blind anvertraut, sondern den Stoff erst einmal durcharbeitet. F. Schriewer (Flensburg).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten. Ges. übertr. u. eingel. von F. Schulze-Maizier. Leipzig: Insel-Verlag 1925. 397 S. Hlw. 8,—.

In der bekannten Sammlung „Der Dom" gibt F. Schulze-Maizier einen bunten Strauß Wort gewordener Mystik von Hildegard von Bingen an bis zu Goethe, hebt damit viel Unbekanntes deutscher und lateinischer Dichtung an das Licht und gibt ihm die Bedeutung, die ihm zukommt. Feierliche Sequenzen wechseln mit volkstümlichen Liedern, köstliche Naivität mit schwerem, hingabeseligem Ernst. Die Zeiten, in denen diese Gesänge entstanden, werden schlaglichthaft beleuchtet, sodaß es nicht an Anregung fehlt, dem Verständnis des historischen Geschehens von der Innerlichkeit des Erlebens aus nachzugehen. Der Wert des Gesamtbildes wird durch das Hinzutragen charakteristischer bombastischer und banaler Strophen nicht herabgesetzt. Die Einleitung gibt eine wertvolle Führung und Stütze zum Verständnis, sodaß das Buch in großen und mittleren Büchereien wohl am Platze ist. M. Schäfer (Elberfeld).

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft ausgewählt und herausgegeben von Erich Schmidt. 71. bis 85. Tausend. Leipzig: Insel-Verlag 1925. Lw. 22,—.

In der Vorkriegszeit gab es bekanntlich schon einmal diesen „Volks-Goethe" von Erich Schmidt. Er kostete in sechs überaus geschmackvollen Pappbänden — 6 Mark. In den Zeiten der Bücherdämmerung klang diese Tatsache wie ein schönes Märchen, und man muß heute schon einen alten Volckmarschen Barsortimentskatalog nachschlagen, um an seinem eigenen Gedächtnis nicht irre zu werden. Nun ist dieser Volks-Goethe also wiedererstanden. Freilich nicht mehr zum Friedenspreise und auch nicht mehr in der Pappausgabe, aber doch immer noch als ein Wunder von Billigkeit, Schönheit und Fülle. Ja die ersten drei Bände sind sogar wesentlich dicker geworden. Hat die Ausgabe nicht damit aufgehört, ein Volks-Goethe zu sein? Nun, ein Volks-Goethe im engsten Sinne, also so ungefähr eine Goetheausgabe „für Leser mit Volksschulbildung", war auch jene erste Ausgabe nicht. Erich Schmidt war sich gewiß, als er die Ausgabe übernahm, klar darüber, daß eine solche ganz „populäre" Ausgabe (die höchstens zwei Bände umfassen würde) garnicht seine Sache gewesen wäre. Man braucht nur seinen vorzüglich zusammenfassenden, fein stilisierten „Lebenslauf" Goethes zu Beginn des ersten Bandes zu lesen, um zu wissen, daß auch schon er an Leser gedacht hat, die, mögen ihnen nun die Eierschalen dieser oder jener Schulbildung anhaften, bereits hinaufgedrungen sind über alle „Schulbildung" und die eine hochkultivierte Darstellungskunst zu schätzen wissen. Daß allerdings auch ihnen die Fremdworterklärungen recht nötig sind, die Erich Schmidt jedem einzelnen Bande beigab und die jetzt im Schlußband in ein Register zusammengefaßt sind (wer weiß heute noch, was emergieren, primäv oder prolix bedeutet?), hat auch Roethe erkannt, der im übrigen in seinem Vorwort zu der neuen Ausgabe einige recht

mißverständliche „aristokratische“ Wendungen nicht unterlassen zu dürfen glaubte. Daß Goethe nicht für „die Masse“ geschrieben hat, ist eine von ihm selbst oft genug ausgesprochene Binsenwahrheit, die natürlich auch Erich Schmidt nicht entgangen ist, wenn er sich, wie Roethe mit besorgtem Kopfschütteln bemerkt, „bei der Anlage und Auswahl durchweg von dem Wunsche größerer Verbreitung leiten ließ“. Daß Erich Schmidt aber nicht so engstirnig war, daraus zu schließen, es komme bei seinem Volks-Goethe „gerade auf den mittellosen Gebildeten an“ (wobei Roethe zweifellos den Gebildeten im Sinne höherer Schulbildung meint), das rechnen wir ihm, der die Geste des geistigen Großgrundbesitzers so glänzend beherrschte, hoch an. Wenn er wahrscheinlich auch als der Gentleman-Gelehrte, der er war, nicht aus eigener Berufsanschauung wußte, daß sich auch in der deutschen Arbeiterschaft gar nicht so selten Männer finden, die mit heißem Bemühen in Goethes Werke einzudringen suchen, so hat er doch gewußt, daß jeder Qualitätsleser, ja selbst jeder spätere Goethe-Spezialist einmal „Anfänger“ sein muß und als solcher — vom Kostenpunkt ganz abgesehen — darauf angewiesen ist, sich mit einer Auswahl aus Goethes unendlich reichem Gesamtwerk vertraut zu machen, die nur das für uns Heutige verhältnismäßig Lebendigste und Zugänglichste darbietet. Und eine solche Ausgabe stellte sein Volks-Goethe in der Tat vor. Daß trotzdem noch das eine oder andere Stück, namentlich in den Gedichten (Abteilung „Gott und Welt“) und in den gereimten Sprüchen hinzugefügt werden konnte, ohne daß dabei jener (in einem sehr hohen Sinn) einführende Gesichtspunkt außer Acht gelassen zu werden brauchte, ist nicht zu leugnen. Die Bereicherung der neuen Ausgabe scheint mir aber doch zu weit zu gehen, indem sie „Die natürliche Tochter“ und „Des Epimenides Erwachen“ in sich aufgenommen hat. Die Anordnung des Ganzen wie auch die jedem Bande als Nachtrag beigegebenen Einführungen und Anmerkungen zu den einzelnen Werken sind erfreulicherweise fast unverändert aus der früheren Ausgabe übernommen. Der erste Band enthält die Gedichte sowie den ganzen Faust, der zweite Band Götz, Clavigo, Stella, Geschwister, Egmont, Iphigenie, Tasso, Natürliche Tochter, Pandora, Epimenides und den Maskenzug von 1818 (in Auswahl), der dritte Band Werther, Wahlverwandtschaften, einige Novellen, Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea sowie die drei Fragmente: Der ewige Jude, Die Geheimnisse und Die Achileis, der vierte Band Wilhelm Meisters Lehrjahre, der fünfte Band Dichtung und Wahrheit (mit geschickten Kürzungen) und der sechste Band Biographisches — darunter die größeren Stücke: Kampagne in Frankreich, Italienische Reise (in Auswahl) und Die Reise in die Schweiz (in Auswahl) — sowie kostbare Aufsätze zur Literatur, zur Kunst und zur Naturwissenschaft. In diesem letzten Bande steckt das wertvollste Stück Herausgeberarbeit. Es kann gar nicht dringend genug empfohlen werden, sich in die Kleinwerke (namentlich die biographischen) zu vertiefen, die hier aus den „Tag- und Jahresheften“ und anderen abgelegenen und unübersichtlichen Teilen des Goetheschen Gesamtwerkes mit glücklicher Hand ausgehoben wurden. Viele ernsthafte Leser werden uns für einen Hinweis auf diesen Band ganz besonders dankbar sein.

Für kleine Büchereien (auch für den Grundstock von kleinstädtischen Büchereien) kommt die vorliegende Ausgabe noch nicht in Betracht. Sie werden auskommen mit dem Langewiesche-Sammelband der Gedichte und mit Einzelausgaben des Faust (möglichst eine unkommentierte und eine kommentierte), des Götz und des Werther, zu denen mit der Zeit die zweibändige Langewiesche-Auswahl der Briefe, eine Ausgabe von Dichtung und Wahrheit und die Merian'sche Ausgabe der Gespräche mit Eckermann hinzukämen. Dagegen wird schon jede mittlere Bücherei, die ihr Anfangsstadium hinter sich hat, außer jenen Einzelausgaben den wiedererstandenen sechsbändigen Volks-Goethe einstellen müssen.

E. Ackerknecht.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Brod, Max: Rëubéni, Fürst der Juden. München: Wolff 1925. 524 S. Brosch. 5,—, geb. 7,—.

Der Untertitel, der das Buch als einen Renaissanceroman bezeichnet, ist ungenau. Wenn die Erzählung auch zur Zeit der Renaissance spielt und einzelne

Personen aus dem Rom des siebenten Klemens vorgeführt werden, so ist der Roman darum noch kein Spiegelbild dieser Zeit. Es ist vielmehr die Lebensgeschichte des David Lemel, der im Prager Judenviertel aufwächst und nach dem Sturm und der Zerstörung der winkeligen Judenstadt durch den Prager Pöbel in die Welt zieht, um nach Jahren des Verschollenseins plötzlich in Venedig als der Fürst Rëubéni wieder aufzutauchen, um für seinen Bruder Josef, den König des rätselhaften Judenreiches Chabor, nicht nur bei den italienischen Glaubensgenossen, sondern auch beim Papste Hülfe an Geld und Kriegern zum Kampf gegen die Ungläubigen zu gewinnen, und der dann schließlich in Spanien in das große Nichts versinkt. Es ist ein hohes Lied auf die verfolgte Judenschaft, die trotz oder gerade wegen der dauernden Bedrohung zähe und stark genug bleibt, selbst das Wüten der Inquisition zu überdauern. Und gerade das Mitleid des Verfassers mit den Glaubensgenossen macht das Buch lesenswert, ganz abgesehen von den eindringlichen Schilderungen des Lebens im mittelalterlichen Ghetto und der Glaubenskämpfe der Juden untereinander. Die jugendlichen Bedrängnisse des heranwachsenden Knaben, seine Erlebnisse mit dem Christenmädchen sind wohl etwas zu breit und einmal mit reichlich satten Farben gemalt; dafür entschädigen aber wieder die Berichte von dem inneren Ringen des gereiften Mannes um seinen Glauben und die Wahrhaftigkeit seiner Sendung. Die Personen, die jenseits des Judentums stehen, eben die, um derentwillen das Buch Renaissanceroman heißt, gelangen nicht zu einer rechten Lebendigkeit, bilden aber immerhin einen Hintergrund, von dem sich die Hauptgestalt wirksam abhebt. Für größere Büchereien. M. Schäfer (Elberfeld).

Enking, Ottomar: Der Wassermedikus von Schaddeby. Eine Erzählung aus dem 18. Jahrh. Bremen: Schünemann 1925. 326 S. Lw. 7,—.

Schlicht und warm erzählt Enking den Lebensgang eines armen Knaben, der es durch eigenes Streben und Unterstützung wohlmeinender Freunde vom Pflegekinde eines bettelarmen Hauses und vom Uhrmacherlehrling zum Arzt seiner Heimatstadt bringt. Gekrönt wird seine Tätigkeit durch den endlichen Erfolg seiner Bemühungen, frisches Wasser in die dumpfe Stadt zu leiten. — Figuren und Szenen aus dem Kleinstadtleben der alten Zeit sind mit größerer Lebendigkeit und Glaubwürdigkeit gestaltet als die Entwicklung des Helden. Für alle, besonders norddeutsche Leserkreise und Büchereien. M. Thilo (Stolp).

Gasser, Paul: Zum Steinernen Erggel. Erzählung. Basel: Rhein-Verlag 1925. 137 S. 3,20.

Der Karneval der Madeleine Röuist. Sie sieht vom Erker ihres alten Hauses aus zum ersten Mal wirklichen Fastnachtstrubel und entflieht dem Gewahrsam des toten Hauses und der Öde ihrer Ehe, um einmal von der Jugend Leichtsinn und Übermut zu kosten. Sie taumelt durch das Gewühl, ahnungslos an Abgründen vorüber, fremd und enttäuscht, und der Morgen des Aschermittwoch findet sie bewußtlos auf der Straße. In das alte Haus, das sich ihr nicht öffnete, als sie heimverlangte, will sie nicht zurück und mit ihr entschwindet daraus das letzte warmatmende Leben. — Ein selten starkes Einfühlungsvermögen in zarte reine Weiblichkeit ermöglichte dem schweizerischen Dichter die meisterliche Gestaltung dieser Erzählung. Bei seinen Lesern setzt das Büchlein etwas geschulten Geschmack voraus. Eva Burchardi (Berlin).

Grimm, Hans: Volk ohne Raum. München: Langen 1926. 2 Bde. Lw. 25,—.

Dieser Roman will die Entwicklung eines typischen deutschen Schicksals während der letzten vier Jahrzehnte darstellen, das sich aus innerer Berufung und aus äußerer Notwendigkeit im Auslandsdeutschtum tragisch erfüllt. Sein Held, Cornelius Friebott aus Jürgenshagen an der Weser, der Sohn eines verarmenden Kleinbauern und der Enkel eines alten Lehrer- und Pfarrergeschlechtes, ist im Begriff, unter der sozialen Bedrängnis des wilhelminischen Deutschland zu verkümmern. Er kann nicht Lehrer werden, wie es seinen geistigen Gaben eigentlich entsprechen würde, findet zunächst auch als Tischler kein Fortkommen, sondern

muß, nachdem er seine Dienstjahre bei der Marine abgeleistet und dabei einen ersten Blick in die überseeische Welt hinausgetan hat, mit dem Vater auf Arbeit in den Steinbruch gehen. Dort wird er Sozialist, verliert dadurch seine Stelle, geht als Bergmann nach Bochum, erlebt ein furchtbares Grubenunglück mit und wird wegen einer wilden Anklagerede am Grabe der Opfer zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Nach seiner Entlassung geht er nach Südafrika und findet dort den freien Entwicklungsraum, in dem ein Mann seiner Art an Leib und Seele gesund bleiben kann. In Kapiteln von hinreißender Lebendigkeit und Kraft wird nun sein erstes Wanderleben im Kaplande erzählt, seine freiwillige Teilnahme am Burenkriege, seine Gefangenschaft auf St. Helena, seine Rückkehr ins Kapland, wo er sich allmählich der sozialistischen Heilslehre entfremdet, sein neues Wanderleben, das ihn nach Deutsch-Südwest führt, wo er an dem heldenhaften Zug des Hauptmanns von Erckert durch die Kalahari teilnimmt, in Lüderitzbucht das Diamantenfieber aus nächster Nähe mitansieht, ohne selbst davon angesteckt zu werden, und schließlich in den ersehnten Besitz einer Farm gelangt. Jetzt kann er sich endlich auch einen Besuch in der alten Heimat gönnen, wo er freilich Vater und Mutter nicht mehr am Leben und das Elternhaus verwahrlost findet, wo er aber dafür die Tochter seiner längst verstorbenen Jugendfreundin, das „Mädchenkind" Melsene, kennen und lieben lernt. Ihr Bild begleitet ihn nun wie ein Schutzengel durch die schweren Jahre des Weltkrieges, die ihn zuletzt noch, weil er in der Notwehr das Haupt einer Bande von Raubmördern, den Buschmann Hans, erschossen hat, vor ein englisches Kriegsgericht bringen. Er wird zum Tode verurteilt, zu zehn Jahren Zuchthaus begnadigt, flieht an Weihnachten 1918 mit einem Leidensgenossen und gelangt nach unendlichen Mühsalen, die an die Erlebnisse geächteter Helden in der isländischen Sage erinnern, über die portugiesische Kolonie Angola nach Lissabon und schließlich nach Deutschland. Dort heiratet er Melsene und stellt sein Leben ganz in den Dienst völkischer Aufklärung. Bei einer seiner Straßenpredigten über die Notwendigkeit von Siedlungsraum für die seelische Gesundheit des deutschen Volkes wird er in einem sächsischen Industrieort von einem Angehörigen desselben Proletariates, dem er doch vor allem helfen wollte, durch einen Steinwurf getötet. Seine junge Frau aber will die Botschaft „von der deutschen Erlösung durch deutschen Raum" gläubig weitertragen. — Besonders schön ist das Verhältnis von Vater und Sohn dargestellt. Wer Grimms Novellenbücher kennt, weiß, welch ein Meister er darin ist. — „Volk ohne Raum" ist ein ergreifendes Denkmal des völkischen Verantwortungsbewußtseins von Hans Grimm und seiner seelsorgerlichen Liebe zum deutschen Volke (vgl. seinen Aufsatz „Der Schriftsteller und seine Zeit" im 4. Jahrgange dieser Zeitschrift S. 215—217), mit dem sich gerade auch unsere proletarischen Leser, sofern sie nicht auf eigene politische Urteilsbildung verzichten wollen, auseinandersetzen sollten. So viele spannende Szenen dieser Roman enthält, setzt seine gründliche Lesung im ganzen doch ein ungewöhnliches Maß von geistiger und seelischer Hingabe voraus. Leser, die über ein solches verfügen, werden aber für einen Hinweis auf dieses in jeder Hinsicht gewichtige Werk besonders dankbar sein. Es ist nur schade, daß der — naturgemäß — hohe Preis des schön ausgestatteten Zweibänders mancher kleineren Bücherei seine Anschaffung nicht gleich erlauben wird.

E. Ackerknecht.

Gurk, Paul: Meister Eckehart. Trier: Lintz 1925. 227 S. Lw. 6,50.

Wenn man zu diesem Romane greift, darf man nicht gerade von der Lektüre des Parazelsus Kolbenheyers kommen. Auch dürfte dem fortgeschrittenen Leser das Kapitel über den Meister Eckehart in W. Schäfers dreizehn Büchern der deutschen Seele mehr bedeuten. Ohne diesen zwiefachen Maßstab muß man aber Paul Gurk zugestehen, daß er mit dichterischer Einfühlungsgabe und ehrlichem Willen zur Kunst ein Werk geschaffen hat, das wohl geeignet ist, den deutschen Romanleser zu Meister Eckehart und seiner die Reformation mit vorbereitenden tief erlebten Gottesschau hinzuführen. Der spröde Stoff wird durch eine fließende Schilderung gut verknüpfter Handlungen bewältigt und wenn am Ende der Tod wie ein Deus ex machina erscheint, der den Meister wie seinen Dichter der Notwendigkeit überhebt, die Größe äußerster und letzter Bekennerschaft zu zeigen, so liegt das diesmal wirklich am Stoff und nicht an einer Minderbegabung

des Dichters. Schon um der tiefen Besinnlichkeit willen verdient das Buch weiteste Verbreitung. M. Schäfer (Elberfeld).

Harms, Willy: Im Monarchenwinkel. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 1924. 280 S. Brosch. 4,—, Hlw. 6,50.

Die drei „Monarchen", die abseits vom Städtchen im stillen Winkel hausen, sind anders als ihre selbstsicheren Mitbürger. Kleinliche Selbstgerechtigkeit hat ihnen darum den Spottnamen angehängt. Der Oberlehrer König hat seine Frau begraben. Bei ihm sind die beiden Nachbarn, der Provisor Wullenweber und der Pantoffelmacher Avendiek. Sie sollen nach dem letzten Willen der Verstorbenen hören, was sie während ihrer langen Krankheit niedergeschrieben hat: die Beichte ihres Lebens, das Bekenntnis einer großen Schuld. Sie hat sich wenig Tage vor der Heirat ihrem Hausgenossen, dem Provisor hingegeben und an der Schuld schwerer getragen als an ihrem Leiden. Oft wollte sie bekennen; immer scheiterte ihr Vorhaben an der trocknen und kalten Nüchternheit ihres Mannes, der ihre Not nicht sah und vor lauter Berufsarbeit für sie weder Zeit noch Verständnis fand. Ihr von Seelengröße und -reinheit zeugendes Bekenntnis führt die beiden erschütterten Männer zu der Erkenntnis, daß sie die Schuldigen sind und allzeit den guten Regungen in sich nicht Raum gegeben haben. — Wahr und tief erscheint uns namentlich der Frauencharakter: Schwerer ist es, Schuld zu tragen als Schuld zu sühnen. Der Verfasser, der die Stoffe früherer Romane aus bäuerlichen Lebenskreisen nahm, hat hier Kleinstadtleben echt gestaltet. Sein Monarchenwinkel ist ein gutes, auch stofflich spannendes Unterhaltungsbuch für alle Büchereien. K. Jungclaus (Kiel).

Hellberg, Eira: Wenn die Grenze gleitet. Die Geschichte eines Verbrechens. Braunschweig: Westermann 1925. 154 S. Lw. 4,50.

Dieses mutige Bekenntnis einer Frau ist ein beachtenswerter Versuch, einen von ihr vorsätzlich ausgeführten Mord glaubhaft zu motivieren durch die besondere Verquickung von Temperament, Erziehung und Umständen — gewissermaßen jenseits von gut und böse. Das junge, phantasievolle, wild aufwachsende Mädchen wird, durch die frühe Ehe mit einem erschreckend alltäglichen Bezirksrichter ernüchtert, zur instinktiven Rächerin der seelischen Vergewaltigung all ihrer Geschlechtsgenossinnen, indem sie einen sie bloßstellenden Mann — nicht ihren eigenen — erschießt: „ich erschoß das Unrecht". Ohne jede Reue, zu innerst befreit, glücklich, sitzt sie im Gefängnis und träumt von einem neuen Leben, ihrem Leben, das sie beginnen will. — Das durch seine weibliche Psychologie interessante Buch, in dem die schwedische Erzählerin mit warmer persönlicher Anteilnahme das Recht auf innere und äußere Selbständigkeit der Frau verteidigt, kann größeren Büchereien für ihre vorurteilslosen Leser — namentlich Leserinnen — zur Anschaffung empfohlen werden. Frida Endell (Stettin).

Kurz, Isolde: Der Caliban. Roman. Nürnberg: Schrag 1925. 196 S. Lw. 6,—.

Eine berühmte Sängerin flieht aus einer sie unglücklich bindenden Liebe zu ihrer Schwester, die mit ihrem Mann, einem Konsul, und ihren Kindern zur Erholung in den Dolomiten lebt. Allmählich findet sie ihr Selbst wieder auf den immer weiter ausgedehnten Bergwanderungen, die sie unter der sicheren Führung des Sohnes aus des Konsuls erster Ehe unternimmt. Dieser Junge — „der Caliban" —, ein „abschreckend häßlicher" Bursche von 16 Jahren wird von seinem pedantischen Vater mit Verachtung behandelt, weil er allen Erziehungsversuchen unbrechbaren Widerstand entgegenbringt. Seiner Tante geht auf den Hochtouren dann immer mehr auf, welch urwüchsige Kraft und welch gerader Charakter aus diesem Menschenkinde in dem Verkehr mit Bergführern und Schmugglern geworden ist. Beide werden gute Freunde; und als plötzlich der Geliebte der Sängerin auftaucht, ein Dichter von verführerischer Lebensart, und das ganze Zusammensein in Verwirrung bringt, wird der bisher so mißachtete Junge zum Retter der ganzen Familie. Er sichert seine Tante durch sein Auftauchen gegen die Künste des doch nur spielerischen Liebhabers und bewahrt seine Mutter, die verzweifelt in die

Berge gestiegen ist, vor dem sicheren Absturz. Als Gleichwertiger in das Familienleben aufgenommen findet er einen tragischen Tod, als ihn die Frauen dem aus kindischem Trotz allein in die Berge gestiegenen Dichter nachschicken. — Sehr schön ist dargestellt, wie in das kultivierte geistige Leben der Erwachsenen immer wieder störend und schließlich helfend die Unmittelbarkeit des Naturkindes hereinbricht, und sehr schön ist, wie dieses ganze Hin und Wieder der menschlichen Schicksale sich auf dem Hintergrund der großartigen Bergwelt abspielt. Leider ist der Stil nicht von der gleichmäßigen Gepflegtheit wie in früheren Werken der Dichterin. — Das spannungsreiche Buch wird in allen Büchereien gern gelesen werden.

R. Joerden (Stettin).

Larsen, J. Anker: Der Stein der Weisen. Übers. aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Leipzig: Grethlein & Co. 1924. 551 S. Lw. 11,—. — Martha und Maria. Übers. aus dem Dänischen von J. Sandmeier und S. Angermann. Ebenda 1925. 444 S. Lw. 11,—.

Es mag als kennzeichnend für unsere Zeit angesehen werden, daß im Verlauf weniger Jahre einige der bedeutendsten epischen Werke mit den tiefsten Fragen des menschlichen Herzens auseinander zu setzen sich bemühen oder ein ungemein starkes religiöses Erleben mit tiefstem Nacherleben zu gestalten vermochten, wie es Hauptmann, Stehr und L. von Strauß und Torney gelang, um nur einige zu nennen. Zu ihnen, und zwar nicht nur dem Stoff nach, sondern mit gleicher dichterischer Kraft und Erlebnisfähigkeit, gesellt sich der Däne Anker Larsen. In seinem Werk handelt es sich bei fast allen den vielen, mit einer feinfühligen und durchsichtigen Klarheit gezeichneten und in ihrer Lebensfülle an Hamsunsche Gestalten erinnernden Menschen, letzten Endes um religiöse Erlebnisse, darum, wie ihr Ringen und Suchen sie führt und durchdringt. Larsen hat es vermieden, die konventionellen Wahrheitssucher und Apostel zu zeichnen; er läßt die Menschen erleben, eindringlich und zwingend, im Geschehen des Alltags, oder im Banne okkulter Geheimlehren; die Intensität und Echtheit des Erlebnisses zwingt auch den Leser in diesen Kreis.

Den Inhalt des gestaltenreichen ersten Werkes zu geben, ist kaum möglich. Es gibt kaum eine zusammenschließende äußere Handlung; die Menschen gehen ihren Weg, vereinigen und trennen sich, kommen und entschwinden, und es bleibt ein kleiner Kreis, dessen Entwicklung, immer wieder neu anknüpfend, verfolgt wird. Da ist Jens Dahl, der als Kind „das Offene" erlebte, das eigentliche Wesen der Dinge hinter und in ihnen ahnungsvoll zu sehen glaubte, der voll mystischer Neigungen als Jüngling immer wieder diese verlorene Klarsichtigkeit seiner Kinderjahre zurück zu erlangen sucht und in schwärmerischen, teosophischen Exerzitien, in dem Gewirr mystischer Erlebnisse sich kraftlos verliert und sein Ende findet. Sein Jugendfreund, der Skeptiker Barnes, den schon als Knaben Zweifel an der Gerechtigkeit der Welt bewegen und den als Studenten die Sucht zu theoretischer Ergründung fast zerreibt, findet, von kräftiger Hand geleitet, ein neues Leben in tätiger, praktischer Arbeit. Er erkennt daraus, daß Gott in der Tat und nicht in der Grübelei zu finden ist. Und dann der Dritte in seiner wunderbaren Kindhaftigkeit und Innerlichkeit, der Knecht Holger, der keinen Menschen leiden sehen kann, der überall den Schwachen hilft und doch das geliebte Mädchen tötet: in dem Suchen und Tasten dieses unbeholfenen, schwerfälligen Menschen, in seiner Kraft der Selbstaufgabe, die ihn zu der Gewißheit Gottes führt, hat der Dichter die Gläubigkeit in einer unvergeßbaren Gestalt verkörpert.

Eine Ergänzung zu dem „Stein der Weisen", in dem Larsen unerbittlich und folgerichtig, mit einer kühlen Psychologie die Probleme durchführt, ist „Martha und Maria". Auch hier geht er mit feinfühligem Spürsinn von den ersten Kindheitserlebnissen aus, in denen sich der Charakter der beiden Schwestern offenbart. An den jungen Jens Dahl erinnert die träumerische, ahnungsvolle Maria, ihr Gegenspiel ist die tätige, schaffensfrohe Martha. Noch in der Jugend werden sie getrennt, jede erlebt ihr Leben und Schicksal für sich, wenn auch die Gedanken einander suchen. Maria entwickelt sich in wunderbarem Einverständnis mit allem, was sie umgibt, ihre Welt und ihr Leben, Freude und Schmerz als Symbol des Ewigen begreifend, zu einer Frau, die mit ihrer überragenden und

verstehenden Menschlichkeit, und doch in aller Bescheidenheit und Einfachheit ihre Umwelt empor zieht. Auf ihrem äußerlich so viel schwereren Lebenswege erreicht Martha dasselbe durch ihr stetes Bereitsein zur Arbeit, die ihr Freude und Notwendigkeit ist, durch eine Lebensfreudigkeit und Kraft, im Kleinen zu wirken, die durch Schicksalsschläge nur gesteigert wird. Als alte Frauen finden sich die Schwestern wieder, doch nur kurze Zeit, denn bald nimmt der Tod Martha hinweg.

Trotz des schwierigen Themas, das Larsen gewählt hat, sind die Romane wegen ihrer Anschaulichkeit in der Schilderung von Menschen und Zuständen, in der sicheren Dialogführung der Gespräche, auch wegen des leicht spöttischen Tones, der zuweilen anklingt, als reine Erzählung fesselnd. Doch vor allem um des Ernstes willen, mit dem die wichtigsten Fragen behandelt werden, sollten schon mittlere Büchereien versuchen, die Bücher ihren reifen Lesern zu vermitteln. Leichter zugänglich ist und mehr zum Gefühl spricht „Martha und Maria", das als Einführung für das schwierigere erste Werk in erster Linie einzustellen wäre.

M. Thilo (Stolp).

Lilienfein, Heinrich: Aus Weimar und Schwaben. Dichternovellen. Heilbronn: Salzer 1925. 86 S. Geb. 1,50.

Dieses hübsche Bändchen sei namentlich auch für Vorlesestunden (vgl. 5. Jg. dieser Zeitschrift S. 95) aufs beste empfohlen. Es enthält je eine Skizze aus dem Leben dreier schwäbischer Dichter, deren Namen mit Weimar verknüpft sind (Wieland, Schiller, Hölderlin) und ein „unhistorisches" Schlußstück (Weimar, vier lose Blätter aus einem Tagebuch), das die Manen Goethes in einer sehr würdigen, aller Vergötzung abholden Form beschwört. — Für alle Büchereien.

E. Ackerknecht.

Naschiwin, Iwan: Rasputin. Roman. 3 Bde. Leipzig: Fikentscher 1925. XV, 439 u. 477 u. 488 S.

Eigentlicher Held dieses nicht nur dem Umfang nach großen Romans ist nicht ein einzelner, wie man nach dem Titel schließen könnte, sondern das ganze russische Volk, das in einer fast unübersehbaren Fülle von Typen vorgeführt wird. Bauern, Kleinbürger, Kaufleute, Beamte, Adel, Hof, Zar, Sektierer, Verbrecher — alle treten auf. Und wenn irgend ein Werk ein wesentlicher Beitrag zum vielbeschrienen „Rätsel der russischen Seele" genannt werden kann, so dieses. Der Dichter hat sich mit solcher Inbrunst in die geistigen und natürlichen Grundlagen russischen Landes und Volkes vertieft, daß er wirklich ein Führer zum geschichtlichen Verständnis des ganzen Problemkomplexes geworden ist. Thema des Buches ist: Rußland von 1910—1920. Es sind nur wenige Partien, die geschichtsphilosophische Broschüre sind, im großen ganzen stellt das Buch ein Kunstwerk dar, das man unbedenklich — ich bin mir der Tragweite dieses Wortes bewußt — neben Tolstois „Krieg und Frieden" stellen kann. Der Dichter beherrscht die duftige, zarte Idylle so gut wie die grausamste Brutalität der Darstellung. Was aber den Roman besonders auszeichnet, das ist das offenbare Bemühen des Verfassers, gerecht zu urteilen (im Gegensatz etwa zu Krasnows einseitiger Darstellung): es gibt für ihn keine „weißen" Engel, Monarchisten, und keine „roten" Teufel, Bolschewisten; nur die Tragik des russischen Menschen überhaupt wird gestaltet. Ein tiefer Skeptizismus ist die Grundstimmung des Buches: das Heil Rußlands liegt nicht rechts und nicht links, nicht bei abenteuernden Generalen, nicht bei Sowjetkommissaren, nicht im Zarentum und nicht in der orthodoxen Kirche — es ist kein Weg aus diesem apokalyptischen Schicksal eines Landes, das, wie schon einmal, beim Tatareneinfall vor Jahrhunderten, ein Märtyrer für das übrige Europa ist. — Auch nur einen Begriff von der Vielseitigkeit und Fülle der Handlung zu geben, ist im Rahmen einer Besprechung unmöglich. Man könnte eine Reihe fast selbständiger Novellen loslösen; und auch als Geschichtsquelle ist das Buch zu benutzen, so gründlich leuchtet der Dichter in alle Zustände vor und während und nach dem Kriege hinein, so sicher sind viele einzelne Personen der Weltgeschichte gezeichnet. So ist es denn, ganz abgesehen vom künstlerischen Wert, ein wahrhaft bildendes Buch, das bei allem Realismus der Darstellung, bei aller Zeitnähe der geschilderten Vorgänge, nichts von Sensation

an sich hat. Im übrigen eignet es sich nur zur Ausleihe an reife Leser, da Szenen vorkommen, in denen niedrigste Instinkte und blutigste Greuel mit unerbittlichem Realismus dargestellt werden; vielleicht hätten hier doch an einigen Stellen die Farben gedämpfter sein können. — Das Werk ist von Arthur Luther, dem bekannten Kenner Rußlands, Verfasser der ausgezeichneten „Russischen Literaturgeschichte", mit einer feinsinnigen und tiefgründigen Einleitung versehen.

K. Fuß (Essen).

Pfarre, Alfred: Probandus. Die Geschichte einer Wanderschaft. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1925. 248 S. Lw. 4,50.

Ein junger Handwerker, den es nach beendeter Lehrzeit auf Wanderschaft zog, erzählt hier, frisch und farbig von seinen Erlebnissen auf der Landstraße in Deutschland und Italien. Begabt mit einem hellen Blick für die Landschaft wie für die sonderbaren Gesellen, Abenteurer und Vagabunden, denen er bei der Arbeit in der Werkstatt und auf dem Lande, in den Asylen und auf der Straße Kamerad war, weiß er mit natürlichem Erzählertalent zu plaudern. Er muß sich oft kümmerlich durchschlagen, aber so lernt er das echte italienische Volksleben und viele schöne Winkel abseits der Touristenwege kennen. Seine Freude an der Schönheit der Natur und der großen Kunstwerke, die er zu sehen nie versäumt, äußert er oft recht schwärmerisch, doch man fühlt, daß hinter diesen Worten ein Mensch steht, der von diesen Erlebnissen wirklich durchdrungen ist. — Diese nicht gerade abenteuerliche, doch an kleinen bezeichnenden Szenen und Erlebnissen reiche und daher fesselnde Geschichte einer Wanderschaft von Hamburg bis zum Vesuv, mit vielen Bildbeigaben geschmückt, kann allen Büchereien empfohlen werden.

M. Thilo (Stolp).

Schaffner, Jakob: Die Schürze. Erzählung. Stuttgart: Engelhorn 1925 (Engelhorns Romanbibliothek). 143 S. Lw. 1,50.

Diese unvergleichliche schwarzseidene Kirchgangsschürze der Großbäuerin ist nur das äußere Symbol eines sich mehr innerlich abspielenden zähen Ringens zwischen ihr, der ebenso herrschsüchtigen und rauhbeinigen wie zielbewußten, arbeitsfreudigen und gutherzigen Anna Implond und der Pfarrersschwester, der ebenso selbstsüchtigen und verschlagenen wie faulen, schlampigen und larmoyanten Elis Schäppi. Bei diesem versteckten Kampf der beiden ungleichen Frauen um eine geistige Macht schwankt das Zünglein der Wage hin und her, bis Anna Implond noch im Tode, obwohl ihre sterblichen Überreste längst der Erde übergeben sind, in ihrem Testament über die Ränke der Habsüchtigen triumphiert. — Eine gründlichere und menschlich liebevollere Charakteristik hätte Schaffner den Gestalten seiner Erzählung aus den Schweizer Bergen nicht angedeihen lassen können. Selbst die gewiß wenig liebenswerte Elis Schäppi hat er durch seinen warmen Humor in ein freundliches Licht gerückt. Mit seinem alles belebenden, Mensch und Landschaft in engen Zusammenhang bringenden Stil ist die Novelle in mittleren und großen Büchereien für alle besinnlichen Leser geeignet.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Schmidtbonn, W.: Der Verzauberte. Seltsame Geschichte eines Pelzhändlers. Leipzig: Tal 1924. 269 S.

Ein phantastischer Roman, in dem durch magische Kräfte das Unmöglichste möglich, das Unwirkliche wirklich wird. Ein rheinischer Pelzhändler ersteht in einem Amsterdamer Trödlerladen einen alten Ring, in dessen Stein er einen Papierstreifen mit Schriftzeichen entdeckt. Von einem jüdischen Gelehrten werden sie ihm als eine chinesische Zauberformel gedeutet, die dem Besitzer sieben Wünsche zusagt, deren Erfüllung durch die von alten chinesischen Mönchen vermöge ungeheurer Willensanstrengung in den Ring gebannte Kraft ermöglicht wird. Der arme Gelehrte versucht in seiner Gier den Ring an sich zu reißen. Als der Pelzhändler ihn aber zu Boden gewürgt hat und erschrocken über diese Tat sich fortwünscht, da zeigt der Ring sofort seine Zauberkraft. Es folgt nun die spannende Erzählung der noch übrigen sechs Wünsche und der mit ihnen verbundenen außergewöhnlichen Erlebnisse des Pelzhändlers: so schwebt er „wie mit himmlischen Flügeln über Meere und Länder", erhält einen „Geldkasten, der nie leer wird", sieht in einem „Spiegel alles, was er zu sehen begehrt", ferner erhält

er die Macht, in die Lebensordnung der Menschen nach seinem Willen einzugreifen, erlangt „ewige Jugend, als die Krone des Lebens“, wobei er aber mit Entsetzen das Altern seiner Seele wahrnimmt. In seiner Not und Verzweiflung über alle schaurigen Erlebnisse und Erkenntnisse wünscht er sich als letzten und höchsten Wunsch „Gott zu sehen“. Da aber wird er von einem gewaltigen Scheine wie vom Blitz niedergeschlagen und erblindet. — Der flott geschriebene und mit überaus phantastischem Geschehen erfüllte Roman könnte in seinem Grundgedanken angesprochen werden als dichterische Ausmalung des Bibelwortes: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Leider sind vom Verfasser in die Erzählung zahlreiche Szenen von wilder und zum Teil naturwidriger Erotik eingeflochten, die ebenso gut hätten fehlen können. Die Ausgabe des Buches kommt nur für urteilsreife Leser großer Volksbüchereien in Frage. H. Horstmann (Gleiwitz).

Sperl, August: Der Bildschnitzer von Würzburg. Romandichtung. Mit 10 Abb. von Werken Tilmann Riemenschneiders. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 181 S. Lw. 5,50.

Ein Meister der gotischen Blütezeit deutscher Bildhauerkunst, Tilmann Riemenschneider, wird im Mittelpunkt eines bewegten und farbenreichen Zeitbildes aus dem Bauernkrieg uns nahegebracht. Ein echtes Kind seiner unruhigen Übergangszeit wird er, der gläubig ein neues Reich der Gerechtigkeit nahen sieht, in die Wirren des Bauernkrieges gerissen. Der angesehene Ratsherr wird an die Spitze des Aufruhrs gegen seinen Gönner, den Fürstbischof, und seinen Freund, den Kanzler gedrängt. Der Zusammenbruch des Bauernheeres liefert ihn, den längst schon die Zuchtlosigkeit der Masse enttäuschte, dem Bischof aus, und nur dessen Verehrung für sein Künstlertum bewahrt ihn vor schmachvollem Tode. — Obgleich Sperl an Schilderungskraft nicht die Größe seines Hauptwerks „Die Söhne des Herrn Budiwoj“ erreicht, zeigt er sich auch hier wieder als der lebendige Gestalter vergangener Zeiten und Menschen. Die Bildwiedergaben erhöhen den Wert dieses volkstümlichen Buches. — Schon für mittlere Büchereien.

M. Thilo (Stolp).

Stoessl, O.: Morgenrot. Roman. Neue, umgearbeitete Aufl. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 495 S. Lw. 8,50.

In breiter, wohlgefälliger Sprache wird hier die Geschichte einer glücklichen Jugend erzählt. Von den ersten Augenblicken an, in denen sich der kleine Dieter seines Lebens und der Welt bewußt wird, läßt uns der Dichter alle die Erfahrungen miterleben, die ein heranwachsendes Menschenkind in der Großstadt Wien machen kann. Mit liebender Sorgfalt werden die scheinbar unbedeutendsten, aber für ein Kindergemüt unendlich wesentlichen Züge festgehalten bis zu den mystischen, würzigen Gerüchen des Krämerladens. Der freimütige Vater, der sich trotz seines untergeordneten Berufes eine gerade Seele bewahrt hat, gibt dem Jungen jede Gelegenheit, seine Kräfte zur Entfaltung zu bringen: er macht mit ihm kleine Reisen, auf denen dem Kinde immer neue Einsichten kommen, und vor allem — er läßt ihm seine Freiheit. So kann sich eine Freundschaft mit einem Schulkameraden entwickeln, die, durch lebensgefährliche Jungensstreiche erhärtet, auch zusammenhält, als ihre Lebenswege auseinandergehen. Es kommt aber nun eine Unklarheit in die Anlage des Werkes dadurch, daß der Freund dann immer mehr zur Hauptperson der Geschichte wird. Dieter wird der Gegenspieler, und die Darstellung seines Lebens dient nur noch zur Untermalung des tragischen Schicksals seines Freundes, der in schmerzliche Liebesangelegenheiten verwickelt bei jedem Examen scheitert und an Schwindsucht zu Grunde geht. Dadurch macht das Buch einen irgendwie unfertigen Eindruck. Trotzdem wird es in seiner Farbigkeit unter den Lesern, die nicht nur für Spannungsreize empfänglich sind, viele Freunde finden. R. Joerden (Stettin).

Vogel, Traugott: Unsereiner. Roman. Leipzig: Grethlein & Co. 1924. 367 S. Hlw. 6,50.

Gottlieb Rucki, der an dem „Lehm“ seines Vaterhauses leidet, in ihm, d. h. in Alltäglichkeit und Enge, zu versinken fürchtet, reißt sich mit einem Ruck los, gibt sein Studium auf und stellt sich als graphischer Zeichner auf eigene

Füße. Dieser junge Mann will aber nicht nur selbst aus dem „Lehm" heraus, er will auch den Mitmenschen dazu verhelfen — wer ihm in den Weg läuft, wird Objekt seiner Menschenliebe. Er will „die Eingeweide der Welt ans Licht legen" und wendet alle Dinge und Menschen so lange hin und her, bis sie in sein System hineinpassen: er sucht das Leid, um sich selbst bestätigt zu finden. Immer will er handeln, aber es kommt darauf hinaus, daß man immer mit ihm handelt — alles geht so ganz anders, als er sich vorstellt, und er kann nicht einmal sagen, daß es darum schlechter wäre! Am Schluß scheint er in einer Liebe so etwas wie Erlösung zu finden, aber ganz klar wird man nicht daraus. „Warten wir!" sagt er und man wird mit der Angst entlassen, dieser liebe gute Mensch werde weiterhin in der Weltgeschichte herumdilettieren. Fast ist anzunehmen, daß das Buch eine Fortsetzung erhalten soll. Überhaupt macht es den Eindruck eines imponierenden Torso. Es ist durchaus sympathisch in seinem ehrlichen jugendlichen Bekennermut, in seiner durchaus weltanschaulichen Einstellung, wenn es auch oft recht verworren anmutet; übrigens scheint es stark autobiographisch gefärbt zu sein. Die Technik, wohl nicht unbeeinflußt von Hamsun, ist mitunter sehr locker. Man hat den Dichter mit Dostojewski verglichen — aber das Quälerische und Zerquälte seines Buches ist denn doch zu alemannisch (d. h. letzten Endes nie ganz ohne Humor), um es mit dem Russen zu vergleichen. Das Buch steht ohne Zweifel weit über Durchschnitt und wird besinnlichen Lesern ein Erlebnis sein. K. Fuß (Essen).

Winckler, Josef: Der chiliastische Pilgerzug. Die Sendung eines Menschheitsapostels. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1923. 300 S. Geb. 8,—.

In einem ungeheuren Pilgerzug will ein märchenhaft reicher indischer König die Ärmsten und Elendesten der Erde zur Erlösung führen. Durch fernste Länder geht der Zug, von Gefahren und Versuchungen wird die Sendung des Königs bedroht, schließlich kommt bei der Wendung zum Westen der Zusammenbruch. Im äußersten Norden, an den Grenzen der Welt erst, gelangen die letzten Reste des Millionenzuges zu wahrer Erkenntnis und sammeln sich ein letztes Mal, um ein Reich der Liebe zu gründen. Auch das nur ein Phantom, dem der König als elender Aussätziger grausend entflieht. Wincklers Buch knüpft an den Ideengehalt seines „Irrgartens Gottes" an; es zeigt unstreitig einen großen Wurf und imponiert durch die Pracht der Schilderung und den fortreißenden Schwung des Gedankens. Aber es ist nicht gestaltet. Die groß gesehene Idee — mag diese nun von Überzeugung getragen oder als Satire gedacht sein — versinkt in der uferlosen Flut ungegliederter Massenbewegung. Was eine gewaltige Ballade hätte sein können, wird zu einem formlosen Nebel, der weder gefühls- noch verstandesmäßig recht zu durchdringen ist. Ob Winckler selbst dem Buch in seinem Werke einen bevorzugten Platz zugewiesen wissen möchte? Der Weg, der ihn jetzt zur Heimat geführt hat, scheint in eine verheißungsvollere Zukunft zu weisen. — Nur für größere Büchereien, vornehmlich des Westens, die das Gesamtwerk des Dichters zeigen wollen. G. Kemp (Solingen).

Kleine Mitteilungen.

Buchhändlerische Verlustlisten. In Heft 1 des laufenden Jahrgangs brachten wir unter dieser Kennzeichnung eine zwanglose Aufreihung von Büchertiteln, welche durch die nachstehend aufgeführten zu ergänzen sind. Dabei möge erneut darauf hingewiesen werden, daß es sich hier um Bücher handelt, die nicht etwa vorübergehend, sondern schon seit geraumer Zeit aus dem Buchhandel verschwunden sind und von denen es feststeht, daß ihre Verleger in absehbarer Frist keine Neuauflage planen, und zwar in erster Linie deshalb, weil ein lohnender Absatz dieser „älteren" Werke an das große Publikum kaum zu erwarten ist. Die Volksbüchereien haben aber vom bildungspfleglichen Standpunkte aus ein ganz anderes Interesse an dem Wiedererscheinen dieser Werke; sei es, daß es sich um hochwertige Romane wie die von Willy Seidel oder Norris, um eine längsterprobte Jugendschrift wie die von Oppel, um durchaus brauchbare Unterhaltungsbelletristik wie die von Clausen und Dreyer oder um Romane heimatsgeschichtlicher Art wie die von Bartels und Hans Hoffmann handelt. So fehlen z. B.:

Bartels, Die Dithmarscher. Kiel: Lipsius & Tischer.
Clausen, Dora Plattner. Leipzig: Grunow.
Dreyer, Ohm Peter. Leipzig: Staackmann.
Eckenbrecher, Was Afrika mir gab und nahm. Berlin: Mittler.
Hoffmann, Hans, Wider den Kurfürsten. Berlin: Gebr. Paetel.
Norris, Epos des Weizens. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
Oppel, Kapitän Mago. Berlin: Neufeld & Henius.
Ostini, Tat und Schuld. Leipzig: Staackmann.
Richter, Die Erholungsreise. Berlin: Wertbuchhandel.
Seidel, Willy, Der Sang der Sakije. Leipzig: Insel.
Thomas, Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren. Leipzig: Grunow.

Bemühungen der „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern" um die Neuauflagen der bisher genannten Werke haben insofern Erfolg gehabt, als im Herbst dieses Jahres der „Kapitän Mago" von Oppel, neu bebildert und in Ganzleinen gebunden, wieder erscheinen wird (Lw. 6,50. Berlin, Neufeld & Henius). Sie hat ferner erreicht, daß die Neuauflage des hochwertigen Romans von Alexander Bjely, „Die silberne Taube" unmittelbar bevorsteht, eines Romanes, den wohl nur sehr wenige Büchereien in ihrem Bestande haben werden und der trotz seiner künstlerischen Qualitäten bei seinem Erscheinen (ca. 1912) offenbar von der gesamten literarischen Kritik übersehen worden ist. Ein Rundschreiben, das die Frage der Neuauflage für Volksbüchereien wichtiger vergriffener Werke eingehend behandelt, wird in den nächsten Wochen allen Büchereien zugehen, von denen wir annehmen dürfen, daß sie Interesse an diesen Neuauflagen nehmen.

38. Diplomprüfung. In der Zeit vom 11.—20. März 1926 fand in der Preußischen Staatsbibliothek die 38. Diplomprüfung statt. Es hatten sich 31 Prüflinge gemeldet und zwar 3 männliche und 28 weibliche. Zwei traten während der Prüfung zurück, einer bestand sie nicht. Von den übrigen 28 bestanden die Prüfung 13 mit gut, 15 mit genügend.

Was die Ergebnisse im einzelnen anbetrifft, so waren die Leistungen in den Geschäftsbriefen und besonders in der Stenotypie erheblich besser als bisher. Dagegen waren die Sprachkenntnisse zum großen Teil wieder recht schwach; dies wird erst besser werden, wenn, wie zu erwarten, vom nächsten Jahre ab die Primareife als Vorbildung verlangt wird.

Die nächste Prüfung beginnt voraussichtlich am 7. Oktober 1926. Nähere Mitteilungen erfolgen später.

Folgende 28 Damen und Herren haben die Prüfung bestanden, davon die 13 erstgenannten mit „Gut": Elly Brandt, Lotte Flick, Ilse Glogau, Rudolf Keller, Gabriele von Koenig, Minni Martin, Ursula Müller, Anneliese Prael, Maria Rathmann, Dr. Paul Schulze, Paula Thofehrn, Irma Traut, Johanna Voll; Ruth Dreßler, Charlotte Ferber, Elise Frommelt, Hedwig Fuisting, Gisela Hotop, Ursula Hünecke, Else Meininger, Klara Meyer, Elisabeth Müller, Kaete Roeth, Johannes Schäfer, Anneliese Schmidt, Nora Schmidtchen, Marie Stamschräder, Gertrud Zaeske.

Kaiser.

Personalveränderungen. In **Berlin** ist bei der Stadtbibliothek **Dr. Wilhelm Schuster,** bisher Leiter der Kattowitzer „Deutschen Bücherei für Kunst und Wissenschaft" als Oberbibliothekar eingetreten.

In **Berlin-Treptow** ist für die Verwaltungsbezirke Treptow und Köpenick **Karl Löffler,** bisher Bibliothekar an den städtischen Volksbüchereien in Leipzig, als Büchereivorsteher eingetreten.

Die Leitung der Stadtbücherei **Mühlheim a. Ruhr** hat **Dr. Johannes Langfeldt,** bisher Bibliothekar an der Stadtbücherei in Flensburg, übernommen.

Bei der Stadtbücherei in **Stettin** ist **Dr. Wilhelm Eggebrecht,** bisher Bibliothekar an der Zentrale für Nordmarkbüchereien in Flensburg, als Stadtbibliothekar eingetreten.

In **Stolp i. Pom.** ist **Dr. Martin Thilo,** bisher Bibliothekar des Vereins für Volkswohl zu Halle a. S., leitender Stadtbibliothekar geworden.

Offene Stellen. Cassel: Büchereileiter (siehe Anzeigenteil).
Flensburg: Zweiter Bibliothekar und Bücherei-Assistentin (siehe Anzeigenteil).

Verantwortlich für die Redaktion: i. V. Dr. E. Ackerknecht, Stettin, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 6 | 1926 | Heft 5

Volkstümliche Bücherei und Berufsliteratur.

Von Dr. W. Schuster, Berlin.

Durch die deutsche Volksgemeinschaft gehen zur Zeit so viele Spaltungen, daß derjenige fast in Verlegenheit kommt, der anzugeben sucht, worin nun eigentlich das allen Gemeinsame, sie Zusammenhaltende besteht. Die Blutsgemeinschaft ist es nicht, denn es kann kein Zweifel darüber sein, daß der Südwestdeutsche vom Ostpreußen oder vom Oberschlesier durch eine ebenso große Kluft getrennt ist, wie sie beispielsweise zwischen dem Ostdeutschen und breiten Schichten des mit deutschem Blute stark durchsetzten polnischen Volkes besteht; ja vielleicht ist jene Kluft noch größer als diese. Die Sprachgemeinschaft spielt dagegen gehalten eine weit bedeutendere Rolle, aber sie allein ist doch nur mit gewissen Einschränkungen ausschlaggebend. Denn es ist nicht abzuleugnen, daß es Teile des deutschen Volkes gibt, die die oberschlesisch-polnische, masurisch-polnische oder friesische Mundart als Muttersprache sprechen und sich deshalb doch durchaus als gute Deutsche mit Recht fühlen dürfen. Erwägt man diese Tatsachen, die bei anderen Völkern, wie den Engländern und Franzosen, ihre Parallelen besitzen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß es nicht die gemeinsame Sprache allein sein kann, die ein Volk zur Volksgemeinschaft macht, sondern daß es das gemeinsame Bekenntnis zu einer gewissen Summe von ideellen und ethischen Faktoren und Normen ist, die eine Volksgemeinschaft konstituieren. Da nun diese ideellen Normen und Faktoren historisch erwachsen sind, so spricht sich darin zugleich die Tatsache einer Schicksalsgemeinschaft und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ihr aus. Indem sie aber ihren höchsten und vorbildlichen Ausdruck in der allen gemeinsamen Schriftsprache gefunden haben, so erhellt von hier aus die verbindende Bedeutung dieser gemeinsamen Sprache. Sofern deutsche Volksgenossen als Muttersprache eine nichtdeutsche Sprache sprechen, wird jede in ihr geformte und ausgesprochene Ideologie von dem in der Gemeinsprache niedergelegten Kulturgut aufs stärkste beeinflußt sein und in Gefühl, Gedanke und ethischer Forderung ihm gegenüber nicht mehr als eine dialektische Abwandlung darstellen.

Es ist selbstverständlich, daß die in fremdsprachigen Staaten lebenden deutschen Minderheiten in dem Bestreben, ihre deutsche Kultur zu erhalten, der Frage nach dem zur Volks- und Kulturgemeinschaft Verbindenden eine besondere Aufmerksamkeit schenken müssen. Und in gleicher Weise gilt das von den die Volksgemeinschaft trennenden Faktoren. Als solche scheiden die im Reiche so gefährlich sich verschärfenden politischen Gegensätze im Auslande allerdings zum größten Teile aus. Obwohl es die Aufgabe

der volkstümlichen Bücherei sein muß, diese Gegensätze zu überbrücken, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen will, „das nationale Schrifttum in den Dienst des Werdens der Nation zu stellen“ (Minister Becker auf der Leipziger Büchereifeier vom 17. September 1925), so dürfen wir doch hoffen, daß diese Gegensätze sich mit der Zeit abschwächen werden. Schlimmer und auch für das Deutschtum im Ausland von großem Gewicht sind die sozialen Gegensätze, sofern sie gleichzeitig Ausdruck einer besonderen und der bürgerlichen Weltanschauung bewußt entgegengesetzten allgemeinen und umfassenden Weltanschauung sein wollen, und die religiösen Gegensätze.

Von den religiösen Gegensätzen gilt, daß sie in vollem Umfange anerkannt und hingenommen werden müssen. Ich persönlich bin auch durch eine langjährige Tätigkeit als Evangelischer in einem stark katholischen Gebiet zu der Überzeugung gelangt, daß sie bestehen können, ohne die Volks- und Kulturgemeinschaft ernstlich zu gefährden. Gewiß zeigen sich immer wieder unerwünschte Auswirkungen auf jeder der in Frage kommenden Seiten, aber das gemeinsame Element der Volks- und Kulturgemeinschaft überwiegt durchaus. Andrerseits darf auch die gegenseitige Befruchtung nicht unterschätzt werden; sie ist jedenfalls viel einfluß- und umfangreicher, als der im konfessionell mehr oder weniger ungemischten Gebiet Lebende im allgemeinen anzunehmen bereit ist.

Diese gegenseitige Befruchtung findet nun ohne Frage auch bei den sozialen Gegensätzen statt. Während es aber in religiösen Fragen gänzlich untunlich ist, von seiten des Volksbildners aktiv eingreifen zu wollen, gilt das Gegenteil von den sozialen Gegensätzen. In den religiösen Gegensätzen genügt es, wenn der Büchereileiter auch in konfessionell ungemischten Gebieten diejenigen Werke der anderen Konfession bereit und zugänglich hält, die, ohne das religiöse Gefühl der Gegenseite zu verletzen, eine reine und ungetrübte Anschauung von ihrem Wesen und ihren Werten bieten. Nicht ganz zu Unrecht hat sich der katholische Volksteil in Deutschland immer wieder beklagt, daß sein geistiges und künstlerisches Schaffen in protestantischen Kreisen totgeschwiegen werde, und daß dort über katholische Lehren und Auffassungen geradezu märchenhafte Vorstellungen verbreitet seien. Und wer die Kataloge der Borromäusbüchereien kennt, wird, auch wenn er sich im einzelnen mit ihnen nicht einverstanden erklären mag, zugeben müssen, daß dem evangelischen oder unkonfessionellen Schrifttum darin ein bedeutender Raum zugebilligt worden ist. Gewiß liegt das in der Eigenart und Entwicklung der deutschen Literatur überhaupt begründet, aber die Tatsache beweist eben, daß die verbindenden, allgemein anerkannten Kulturwerte vorhanden und über die Trennung hinaus in Wirksamkeit sind.

Die sozialen Gegensätze nun erschöpfen sich nicht mit der bürgerlichen Gesellschaft auf der einen und der sozialistischen Arbeiterschaft auf der anderen Seite, wenn dies auch die wichtigste Seite des Problems ist. Die zunehmende Differenzierung und Spezialisierung der Berufe trennt vielmehr die bürgerliche Gesellschaft mehr und mehr in Gruppen, die mit einem Berufsethos und einer Denkungsart von ausgeprägter Besonderheit einander gegenüberstehen. Diese Trennung geht heute bereits so weit, daß

sich in vielen sehr wichtigen Fragen die Angehörigen der verschiedenen Gruppen gegenseitig nicht mehr verstehen. Und auch die Arbeiterschaft unterliegt allmählich diesem Prozeß, was sich ja schon in ihrer politischen Uneinheitlichkeit zeigt. Heute steht nicht die sozialistische Weltanschauung der bürgerlichen allein gegenüber, sondern zum mindesten die sozialistische und die kommunistische, die sich einander nicht nähern, sondern sich von einander zu entfernen scheinen. In der bürgerlichen Gesellschaft aber stehen sich Bauer, Beamter, Händler, Gelehrter, Großagrarier, Handwerker, Techniker u. a. m. meist nahezu verständnislos gegenüber.

Es ist nun zweifellos richtig, daß die alle diese Gruppen verbindenden kulturellen Werte ihren hauptsächlichen Niederschlag in dem finden, was Walter Hofmann in seinen Aufsätzen „Die Nebengebiete der volkstümlichen Bücherei" und „Technik und Volksbücherei" das „eigentliche Schrifttum" nennt. Dieses Schrifttum bildet den Kern der volkstümlichen Bücherei und hat ihn immer gebildet. Es fragt sich nur, ob diejenigen Gebiete, die er „Zweck- und Werkzeugliteratur", wir aber hier Berufsliteratur nennen, „Nebengebiete" sind, die grundsätzlich überhaupt nicht in die volkstümliche Bücherei gehören und nur deshalb von ihr gepflegt werden, weil ein allgemein zugänglicher Verwaltungsstützpunkt für sie gefunden werden muß, oder ob dieses „Zweckschrifttum" daneben eine besondere Bedeutung allgemein bildungspfleglichen Charakters besitzt, die es dem Aufgabenkreis der volkstümlichen Bücherei organisch eingliedert und es dort zu einem unentbehrlichen Faktor macht.

Die geistige Krisis hat ihre unerträgliche Schärfe durch die Spannung zwischen der Differenzierung und Ökonomisierung der Arbeit und der Forderung der Anteilnahme des Einzelnen an dem allein verbindenden nationalen Kulturgut gewonnen, wie es seinen höchsten Ausdruck im „eigentlichen Schrifttum" findet. Indem der Einzelne diese Spannung überwindet, hofft er zugleich mit dem nationalen Kulturgut der Volksgemeinschaft teilhaftig zu werden, wie dieser Weg dann über sie hinaus zu der Menschheitsgemeinschaft führt, die in Wahrheit für eine geringe Anzahl stets bestanden hat, wie sie immer die Sehnsucht und das beste Gut dieser Wenigen gewesen ist. Aber bei nüchterner Erwägung der tatsächlichen Verhältnisse ist nicht zu verkennen, daß auch von Volksgemeinschaft wie von Menschheitsgemeinschaft im höheren Sinne nicht wird gesprochen werden können, solange diese Volksgemeinschaft nicht von jedem Volksgenossen als ein lebendig in ihm und um ihn Wirksames empfunden wird, in das er gleichsam eingebettet ist und das ihn umgibt wie die Luft, die er atmet.

Und weiter: Darüber dürfte sich niemand, der unvoreingenommen denkt und sieht, im Zweifel sein, daß Volksgemeinschaft in diesem Sinne nicht auf dem Wege unmittelbarer Einführung in das „eigentliche Schrifttum" gewonnen werden kann. Das hat ein „Schrifttum" niemals vermocht und wird es niemals vermögen. In vergangenen Jahrhunderten, als das Kulturgut weniger differenziert und von geringerem Umfange fest im Religiösen verankert war, hat es auch schon ein „eigentliches Schrifttum" gegeben und ist dieses Schrifttum nur der geistige und seelische Be-

sitz weniger gewesen. Nicht nur deshalb aber war die Lage eine andere, weil dieses Schrifttum organisch mit dem Denken und Fühlen der Masse durch die gemeinsame religiöse Wurzel verbunden war, sondern weil jede Lebensäußerung der Volksgemeinschaft, vor allem aber das Berufsleben, durchsättigt und durchtränkt von einem Geiste war. Predigt und Lehre der Kirche auf der einen, die Schulung durch den von diesem Geiste erfüllten Beruf auf der anderen Seite sind es allein gewesen, die aus dem Volk eine Volksgemeinschaft mit einheitlichem Empfinden, Ausdruck und Formwillen erschufen und erhielten. Diese Einheitlichkeit bleibt gewahrt, obwohl wir sehr deutlich zwischen der Kultur der einzelnen Stände, der Geistlichen, Ritter, Bürger und Bauern zu unterscheiden vermögen. Im modernen Leben spielt aber der Beruf keine geringere (wenn auch eine veräußerlichte) Rolle, zumal er bei dem gesteigerten Lebenskampf mehr Zeit und Kraft in Anspruch nimmt und zahlreiche andere Bindungen früherer Zeiten in Wegfall kamen. Deshalb ist es ein Unding, zu glauben, daß man sich den Umweg über den Beruf ersparen könne, indem man eine begabte Minderzahl unmittelbar dem „eigentlichen Schrifttum" zuführt und von dem so gewonnenen Führertum erwartet, daß es als Sauerteig die Menge zur Volksgemeinschaft umschaffe. Das wäre vielleicht denkbar, wenn dieses Schrifttum in sich einheitlicherer Struktur wäre. So aber kommt jeder dieser Begabten von anderer Seite an dieses Schrifttum heran und gelangt zu anderen Ausgangspunkten und Zielen. Es steckt in diesen Gedankengängen, deren teilweise Berechtigung und Richtigkeit keineswegs bestritten wird, wenn man sie verallgemeinert und verabsolutiert, eine rationalistische Romantik, die sich den Weg zu den Dingen selbst versperrt.

„Zweckbildung" und „Sinnbildung" (zwei für diese Frage von Erwin Ackerknecht glücklich geprägte Ausdrücke) sind von Natur keine Gegensätze, die einander ausschließen. Der Weg zur Sinnbildung führt durch die Zweckbildung*). „Die Erlösung kann freilich allein aus dem Geiste kommen, aber sie muß sich in der Materie realisieren" (Oscar

*) In dieser Frage besteht eine bedeutende Spannung zwischen der sozialistischen Literatur älterer und jüngerer Richtung. Für die ältere, zu der man das sonst mit großer Energie nach einer geistigeren Auffassung des Sozialismus ringende Buch von Max Adler, Neue Menschen (Gedanken über sozialistische Erziehung 1924) S. 72ff., vergleichen mag, ist Zweck- oder Sinnbildung, oder nach Adler Berufs- und Geistesbildung, noch nichts organisch miteinander Verwachsenes. Dagegen etwa Siegfried Kawerau, Soziologische Pädagogik 1924, wo es etwa S. 150 heißt: „Für die, die dann als Handarbeiter in die Fabriken gehen, darf nicht jene Einstellung zur Arbeit entstehen, wie sie Kautsky oben charakterisierte, nicht Haß gegen die seelenlose Maschine, nicht Befreiung von der Arbeit als einer unwürdigen Versklavung, wie sie heute vielfach in der Tat ist, um dann in der Freizeit sich einige Stunden als Menschen fühlen zu dürfen, sondern Bejahung einer menschenwürdig organisierten Arbeit aus innerer Anteilnahme, aus voller Sinnbejahung." — Daß hier die Bejahung der Arbeit von einer Änderung ihrer Organisation abhängig gemacht wird, steht selbstverständlich unserer Argumentation nicht entgegen, da das Durchsetzen solcher Änderung ja nicht unter dem Gesichtswinkel geschieht, die Arbeit zu Gunsten eines mit ihr Zusammenhanglosen zu verkürzen, sondern sie in innerer Anteilnahme und voller Sinnbejahung in den Rhythmus des äußeren und inneren Lebensablaufes organisch einzugliedern. — Vergl. ferner Paul Oesterreich: „Nicht Wortrausch, sondern Werkfreude!".

Ewald, Die Erweckung 1922). Auf der Verkennung dieses Grundgedankens beruht die ganze Tragik der idealistischen Spekulation der vergangenen Epoche, seine Erkenntnis war die Geburtsstunde der modernen Pädagogik und der Arbeitsschule. Aus der Arbeit heraus volles Menschentum und volle Menschlichkeit zu gestalten war auch die Forderung der proletarischen Kulturtagung in Remscheid. Selbstverständlich ist es unsinnig, zu glauben, daß ein Bauer von einem Buche über die Tierzucht aus den Weg zu den Ewigkeitswerten deutscher Dichtung finden könne. Wohl aber führt der Weg von hier aus zu einer tieferen Naturerkenntnis, von der aus sich ein neues und umfassendes Weltbild aufbauen läßt, das den Einzelnen schicksalhaft mit dem Makrokosmos verknüpft und ungezwungen die Brücke vom Naturhaften zum Seelischen schlägt. Die uns hier gebotene Handhabe zurückweisen, heißt uns den besten Weg verbauen, den wir haben, um aus der großen Masse der Leser die für den Neuaufbau der Volksgemeinschaft wahrhaft Wertvollen herauszufinden und zu erwecken. Wenn ein Postbote (Beispiel aus der Praxis) eine fast schwärmerische Liebe für die alten Romantiker (Tieck, Wackenroder, Arnim) in sich entdeckt, so ist er gewiß ein eigentümlicher und vielleicht auch tief veranlagter Mensch, und das psychologische Problem ist sehr interessant, aber für das Werden der neuen Volksgemeinschaft bedeutet er deshalb noch nichts. Er bleibt ein abseitiger Sonderling, sein seelisches Leben spielt traumhaft über oder hinter den Dingen. Das ist ein krasses Beispiel, aber durchaus nicht vereinzelt dastehend. Und es bedeutet nicht viel mehr, wenn heute noch zahlreiche Arbeiter unter dem Einfluß der Parteidoktrin sich mit angestrengtem Fleiß ein ausgebreitetes Wissen über naturwissenschaftliche Dinge erwerben, während ihr Wissen über Geschichte, Aufbau und Ineinanderwirken der gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Mächte sich auf einige halbverdaute und beziehungslos nebeneinanderstehende Schlagworte beschränkt.

Es ist auch uns immer eine Selbstverständlichkeit gewesen, daß man nicht alle einzelnen der gesamten Masse emporziehen kann, und das gilt auch für den Jungsozialismus: „Verselbständigung ist immer nur Sache eines Massenkerns. Aber ... dieser Kern ist für den Massengestaltungswillen entscheidend" (Joh. Resch auf der proletarischen Kulturtagung in Remscheid, zitiert bei Georg Burckhardt, Weltanschauungskrisis und Wege zu ihrer Lösung I 1925). Unsere von der Leipziger Schule abweichende Auffassung von den seelsorgerischen Pflichten der Büchereiarbeit auch der gesamten Masse gegenüber wird hierdurch nicht berührt. Hier handelt es sich nur darum, wie man zu diesem Massenkern kommt, wie man ihn herausarbeitet und wie man ihn in Stand setzt, von sich aus gestaltend auf seine Umwelt einzuwirken. Dazu genügt meiner Ansicht nach die Einstellung auf bestimmte „Lebens- oder Weltanschauungskreise" nicht, wenn man diese Begriffe nicht vor allem mit dem ganzen Gehalt der beruflichen Arbeit erfüllt, sondern das der Zweckbildung dienende Zweckschrifttum als Nebengebiet in den Anhang verweist*). Ganz besonders wichtig

---

*) Vgl. auch Professor Steenbergs Ausführungen auf S. 8 und 9 dieses Jahrganges unserer Zeitschrift. Die Herausgeber.

aber wird die Frage dort, wo die bis auf die Spitze getriebene Differenzierung und Mechanisierung des Arbeitsvorganges alle geistigen und seelischen Bindungen zwischen dem Arbeiter und seinem Werk als Produkt des Arbeitsvorganges zerschnitten hat. Es hieße m. E. dem ganzen ungeheuren Problem, das hier entstanden ist, aus dem Wege gehen, wenn man sich mit der Anknüpfung an die Psyche und die Welt- und Lebensanschauung des Proletariers begnügte und den viel konkreter faßbaren Arbeitsvorgang selbst bei Seite ließe. Fragt man mich freilich, wie ich selbst mir denn nun die Lösung dieser schweren Frage danach denke, so kann auch ich nur antworten, daß ich mich suchend bemühe, es aber für meine erste Pflicht halte, den „Zweckbildung"-Fähigen unter diesen Unglücklichen zunächst einmal die Möglichkeit zu Fortbildung und Aufstieg in die Hand zu geben. Für die andern wird aber der Ausgangspunkt ebenfalls immer zum guten Teile von ihrer Arbeit aus gefunden werden müssen.

Die Bildungsarbeit der Volksbücherei hat deshalb dort einzusetzen, wo Volks- und Fortbildungsschule aufhören und die Berufsschule beginnt. Ich muß es mit manchen Kollegen immer wieder beklagen, daß die Fühlung der Büchereiarbeit mit diesen Anstalten allzu locker ist. Man durchblättere einmal die Zeitschriften, die sich die Weiterentwicklung und Pflege des volkstümlichen Büchereiwesens zur Aufgabe machen und suche darin, wieweit sie sich mit der Neugestaltung der Volks- und Fortbildungsschule und des immer größere Kreise ergreifenden Berufsschulwesens auseinandergesetzt haben. Man wird wenig oder nichts finden. Und doch ist dies von elementarer Bedeutung für unsere Arbeit, wenn wir wissen wollen, wo und wie wir mit unserer Arbeit einsetzen sollen. Die Schule gibt aus der verwirrenden Fülle und Vielgestaltigkeit des Kulturgutes einen bestimmten Ausschnitt und verfolgt eine gewisse Tendenz. Hier ist anzuknüpfen, nicht in dem Sinne, daß die Masse nun für immer in den so geschaffenen Schranken festgehalten werden soll, sondern so, daß sich von hier aus allmählich der Kreis erweitert, soweit der Einzelne eben zu kommen vermag. Nur so darf erhofft werden, ihm den Boden unter den Füßen zu erhalten und ihn nicht in das Chaosd es durcheinanderwirbelnden Ringens modernen Kulturschaffens hinauszuschleudern.

Das wichtigste Element dieser bodenständigen Basis bildet der Beruf. Hier wirkt sich die Rationalisierung und Ökonomisierung des Lebens am schärfsten aus, hier ist die Differenzierung und oft die Mechanisierung hoffnungslos, wenn nicht von Grund auf Wandel geschaffen wird. Lehnen wir es auch ab, uns in unserer Arbeit auf den werdenden Menschen zu beschränken, so liegt doch hier der wichtigste und hoffnungsfroheste Teil unserer Aufgabe. Deshalb ist die Berufsliteratur bis zu einer gewissen Grenze (die am Beginne der wissenschaftlichen Spezialliteratur liegt) für uns nicht „Nebenaufgabe". Aufgabe ist es vielmehr, sorgsam alle die Fäden zu verfolgen und darzulegen, die zwischen der „eigentlichen Literatur" und der Berufsliteratur herüber und hinüber führen. Aus diesem Grunde soll auch der Katalog einer Volksbücherei, der ein bestimmtes Berufsgebiet behandelt, grundsätzlich anders gestaltet sein als ein Katalog für eine

Berufsgenossenschaft. Es genügt nicht, daß er noch so sorgfältig die Schwierigkeitsgrade der einzelnen Werke scheidet, um dem Anfänger hilfreich zur Hand zu gehen, daß er die „technische Schundliteratur“ behutsam ausmerzt und Bücher mit „imperialistischer Tendenz“ (gewiß eine gefährliche Spezies) fernhält. Diese Arbeit ist notwendig, schwierig und anerkennenswert. Aber sie kann nicht das Ziel sein und nicht zum Ziele führen. Einige Lebensbeschreibungen vorbildlicher Männer der Technik, berufskundliche und rechtliche Bücher, geschichtliche und ethische Werke über den Beruf selbst reichen nicht zu dieser Aufgabe hin. Ein Katalog, der etwa eine Abteilung über Bergbau und Hüttenkunde enthält, darf nicht an einem Werke wie Zolas Germinal, in dem die Not und das Wesen des Bergarbeiters klassischen Ausdruck gefunden haben, noch an Andersen-Nexö, Falkberget, Brinkmann und anderem aus der neueren Arbeiter- und Arbeitsdichtung vorübergehen. Ein Katalog über das Handwerk wird Kretzers Meister Timpe und vieles andere notwendig enthalten müssen, einer für bäuerliche Leser den Büttnerbauer, Moeschlins Amerikajohann usw. Es ist selbstverständlich nicht so gemeint, daß nun alle einschlägigen Werke aus dem Bestande der eigentlichen Literatur hier wieder aufmarschieren sollen, aber eine knappe Auswahl der bedeutendsten Werke mit kurzem besprechenden Text soll jeder der größeren Abteilungen vorangestellt werden (nicht summarisch am Beginn des Kataloges zusammengefaßt), und die Auswahl im einzelnen soll unter sorgsamer Berücksichtigung der Lernmittel und Lehrpläne der örtlichen Fortbildungs- und Berufsschulen geschehen. Philosophische, ethische, soziologische und volkswirtschaftliche Werke sollen in strenger Auswahl die dichterischen und erzählenden ergänzen, alles unter steter Verweisung auf die vorhandenen Kataloge und Abteilungen der „eigentlichen Literatur“. Freilich wird man etwas größerer Geldmittel bedürfen und vielleicht den einen und den anderen Katalog teilen zu müssen, aber es ist besser, langsamer voran zu kommen, als halbe Dinge zu schaffen.*)

Den Gewinn wird aber nicht allein der Leser haben. Sondern es wird aus dieser Einstellung der Arbeit auch der Bibliothekar reichste Anregung für seine Tätigkeit schöpfen. Und wir werden hoffen dürfen, den Leser, der nur um seines beruflichen Weiterkommens halber unsere Büchereien aufsucht, von einer Seite in den Bereich der „eigentlichen Literatur“ einzuführen, die ihn im engeren Kreise seiner täglichen Arbeit den Ansatzpunkt für den Hebel finden läßt, von dem aus er die Welt zu bewegen und zu bezwingen vermag. Er wird wieder lernen, sich in seiner Arbeit als Glied eines großen organischen Ganzen zu empfinden, dem er d i e n t. Und aus diesem Gefühl heraus wird der neue Geist der Volksgemeinschaft erwachsen können, den wir alle ohne Ausnahme so schmerzlich suchen und ersehnen.

Über den Sinngehalt dieses Gemeinschaftsgeistes zu einer Zeit zu

---

*) An dieser Stelle sei auf das verwiesen, was Erwin Ackerknecht in seiner Flugschrift „Die kleine Eigenbücherei“ (Verlag des Stettiner Generalanzeigers) auf S. 17 über die Zweckbildungswerte guter Belletristik sagt. Tatsächlich durchdringen sich in ihr Zweck- und Sinnbildungswerte oft in einzigartiger und idealer Weise.

sprechen, die in wilden Zuckungen Neues aus sich gebären will, erschiene vermessen. Aber auch dieser neue Sinn unseres Lebens und seine sichtbare Gestaltung in den sozialen Ordnungen wird irgendwie an das große Erbgut der Vergangenheit anknüpfen müssen. Gerade die genannten Bücher von Max Adler und Siegfried Kawerau zeigen (wie die ganze Bewegung), wie man sich einerseits der Vergangenheit verpflichtet fühlt, andrerseits aus dem Überlieferten und in Auseinandersetzung mit ihm immer von neuem Kraft und Rat schöpft. Mag das Kommende endlich gestaltet sein, wie es wolle, es wird immer die Züge der seelischen Struktur des deutschen Menschen tragen müssen. Unsere Aufgabe kann hier nur die sein, aufmerksam hineinzulauschen in den Kampf der miteinander ringenden Mächte und überall dort anzuknüpfen, wo wir Zukunftvolles am Werke glauben. Von hier aus gilt es dann zu den geistigen und seelischen Werten und Normen emporzuführen, die wir alle als überzeitlich empfinden und verehren. Sie sind die letzte und einzig zuverlässige Bindung, die uns zur Volksgemeinschaft macht. Das erfährt jeder mit überraschender Gewalt, der einige Jahre als Bildungspfleger im Auslande tätig war. Im Inlande verdrängt der Streit der Parteien diese Tatsache aus dem wachen Bewußtsein. Will man es hier wieder heraufführen, so darf man nicht von Lebens- und Weltanschauungskreisen allein ausgehen, die ja in vielfacher Fehde miteinander stehen und sich oft gegenseitig das Lebensrecht absprechen, so sorgsam man sie natürlich stets berücksichtigen soll. Man muß den Menschen auch an dem packen, was ihm in unmittelbarer Nähe steht, und was zugleich mit dem Ganzen so unlöslich verknüpft ist, daß es nur durch dieses Ganze und in diesem Ganzen zu bestehen vermag. Das aber ist seine tägliche Arbeit und sein Beruf, die den Rhythmus seines Lebensablaufes bestimmen, mit denen er wächst und wird, und in denen er ein gutes Teil seines irdischen Daseins zu erfüllen hat.

Vom Theaterspielen.

Von Dr. Pirmin Biedermann, Guben.

IV.

Eine Auswahl von Stücken für die Erwachsenen des Dorfes.

Die Lage und der Weg. Kein Vereinsvergnügen auf dem Dorfe ohne Theaterstück. Entweder ist es eine Posse (Schwank, „Lustspiel“), ein Tendenzstück oder ein sentimentales Rührspiel. Stets feiert die Albernheit, Unmöglichkeit und Verlogenheit in Situation, Handlungsführung und „Charakteren“ (sit venia verbo) Triumphe. Courths-Mahler-Geist beherrscht auch das Dorf. Ich will nicht den psychologischen Ursachen — u. a. romantisches Erlösungs- und Entspannungsbedürfnis der in nüchterner Alltagsfron zu kurz kommenden Seele, geistige Trägheit und seelische Scham! — nachspüren. Auch nicht wettern. Wer die helle Freude der Dörfler miterlebt hat, wenn der Kitsch der „Theaterverlage“ Bloch und Danner über die Bretter ging, der ist gerührt und entwaffnet. Der moderne Bildungspfleger wird die Tatsachen, daß das Volk lachen und

unterhalten sein, daß es ohne geistige oder seelische Aufwühlung angenehm und bequem in einer andern Welt verweilen will, als biologische Notwendigkeiten des bäuerlichen Lebens hinnehmen und, mit ihnen rechnend, zunächst den Vereinen Stücke zur Verfügung stellen, die er als literarisch Gebildeter zwar zu den Wertlosigkeiten zählt, die aber irgendwie Geschmack und Interessen veredelnde Keime enthalten. Also sachte Erziehungsarbeit, um ihr Vertrauen zu gewinnen.

Damit ist aber nicht genug getan. Zudem werden viele Jahre vergehen, bis im Publikum der bessere Geschmack eingewurzelt ist. Es ist deshalb nötig, daß der Bildungspfleger auch auf diesem Gebiete aus einem gelegentlichen Seelsorger zum ständig tätigen wird, d. h. durch Gründung einer Jugendbühne die Schulkinder in andauernde Arbeit nimmt und durch Gründung einer Volksbühne, die regelmäßig monatlich, mindestens vierteljährlich ihre Vorstellung gibt, die Erwachsenen, Spielbegabte wie Publikum, erzieht. Auf dieser Volksbühne — über Jugendbühne s.: „Aus der Theaterpraxis I", Stettin: Verlag Bücherei und Bildungspflege, wobei ich nochmals nachdrücklich auf die Anmerkung S. 13 hinweisen möchte — wird der Bildungspfleger von vorneherein über das Wintervergnügenniveau hinausgehen müssen, ohne jedoch, allzu dorflebensfremd und literaturpäpstlich, Bauerngeist und -seele gleich mit schwerem Geschütz zu bombardieren. Es kommt nicht darauf an, daß den idealen Forderungen der Bildungsfanatiker durch Aufführungen Genüge getan wird, unbekümmert darum, ob die Wirkung die aufgewandte Müh und Zeit lohnt, sondern das ist die Hauptsache, daß man seiner Spieler und Hörer Vertrauen gewinnt und so allmählich eine Bildungsgemeinde schafft. Also heißt es auch auf der Volksbühne mit Einfachem, künstlerisch Geringwertigem, aber doch durch Inhalt und Form über die Kitschsphäre Hinausstrebendem beginnen. Selbstverständlich ist nie zu vergessen, daß man auf Dörfler einwirken will.

Die Auswahllisten. Für bildungspflegliche Arbeit in diesem Sinne habe ich im Folgenden aus einem Berg von Material — es mögen etwa 350 Spiele gewesen sein — eine Anzahl Stücke ausgewählt. Unter A finden sich die Stücke für Vereinsvergnügen mit darauffolgendem Tanz, unter B Stücke für die Volksbühne, die der Bildungspfleger in ständiger Regie hat. Ich möchte betonen, daß ich mir nicht anmaße, von Guben aus den dörflichen Theaterbetrieb in Baden so gut wie in Schleswig-Holstein, Pommern und Rheinland regulieren zu wollen. Ich kenne bloß ein paar pommersche, eine Reihe deutsch-polnischer und badischer Dörfer und habe die Listen auf Grund von Theatererfahrungen in diesen Dörfern zusammengestellt. Also nicht: „Das müßt ihr spielen", sondern: „Ihr könnt je nach den örtlichen Verhältnissen auf Grund der Inhaltsangaben davon Gebrauch machen."

Ein guter Rat. Für viele wird er überflüssig sein, für den und jenen ist er nach meinen Beobachtungen aber nötig. Der dörfliche Bildungspfleger sollte, sofern er Verantwortungsgefühl gegenüber seinen Gaben besitzt, sich bemühen, daß er in den Vereinen das Einstudieren der Spiele in die Hand bekommt. Und dann sollte er an alle Stücke mit Liebe und Begeisterung herantreten. Er wird den Spielwilligen zunächst

das Stück so vorlesen, daß sich auch in ihnen die Begeisterung entzündet. Er wird ferner sie darauf aufmerksam machen, wie fein, wie lustig dies und jenes in dem Stück ist, und schließlich vom Stück zum dörflichen Leben Fäden knüpfen, das „Allgemein-Menschliche" herausholen und die Gelegenheit benutzen, auf Literaturgut hinzuweisen, in dem ähnlicher Stoff oder ähnliche Gedanken gestaltet sind. Keineswegs in der Absicht, Bauernköpfe mit Wissen zu belasten, sondern ihr literarisches Interesse zu wecken, die durch das Stück gegebenen Anregungen zu vertiefen. Der Spielleiter hat es letzten Endes in der Hand, das Stück zum Sauerteig werden zu lassen, der den inneren Formungsprozeß anregt und fördert. Ich habe es erlebt, daß das Einstudieren von Gryphius' „Geliebter Dornrose" zur Lektüre von Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" führte oder daß der Schwank „Ein gutes Frühstück" (Liste A Nr. 1) Anlaß wurde zur Beschäftigung mit Kellers „Kleider machen Leute", was zur Folge hatte, daß man jenen Schwank „gar nicht mehr schön" fand. Aus der Einstudierung von Puttlitz' „Das Schwert des Damokles" (Liste A Nr. 17) wuchs nicht bloß die eifrige Lektüre von Schillers Balladen und die Veranstaltung eines Balladenabends mit lauter dörflichen Kräften, sondern Sinn und Verstehen für Käuze und damit Freude an Kellers, Buschs und Spitzwegs Gestalten, die man nun mit andern Augen und Herzen aufnahm. Als der Spielleiter einen Vortrag über die Edelkäuze Raabes ankündigte, erschienen alle Spieler des Gesangvereins vollzählig.

Selbstverständlich kann der Spielleiter nicht gleich in der ersten Stunde voll in diesem Sinne wirken. Er hat dazu noch die vielen Proben zur Verfügung und vor allem das gemütliche Beisammensein mit den Spielern nach den Proben. Doch muß er sich vor schulmeisterlichem Gebahren hüten, aus seiner Liebe und Begeisterung für Literaturgut mache er aber kein Hehl. Glühend Herz entzündet immer Herzen. Und nun an die Arbeit!

A. Die Vereinsbühne.

1. **Ein gutes Frühstück.** Von T. Christ. München: Höfling.

Ein Aufzug. 8 männl. Spieler. Bauernstube. — Dem Birkenhofbauern, einem reichen, eingebildeten, geizigen Protz und Prahler, spielen im Einverständnis mit dem Lehrer, der mancherlei unter dem Bauern zu leiden hat, zwei Schauspieler einer Wanderbühne einen übermütigen Streich, indem sie erst als Künstler verächtlich abgewiesen, als Landrat und Sekretär sich von dem auf den Besuch überstolzen Bauern ordentlich bewirten lassen. Als der Bauer das halbe Dorf zusammentrommelt, um mit seinem Besuch zu prahlen, findet er bei der Rückkunft zwei Vagabunden vor. Wie er flugs den Gendarm holt, ist wieder Landrat und Sekretär da. Schließlich klärt man den Verdutzten auf und aus Angst vor dem Gelächter des Dorfes erkauft er sich Stillschweigen: Er nimmt einige Sperrsitzbillette für die Abendvorstellung, wo ihm eine weitere Belehrung zuteil werden wird, da man Molières „Geizigen" gibt. „Wer will prahlen, soll auch zahlen" und so manche andere notwendige Weisheit wird dem dörflichen Publikum durch den flotten Schwank zu Gemüte geführt. ½ Stunde.

2. **Das Gespenst in der Jockelmühle.** Von J. Eckershorn. München: Höfling.

Ein Aufzug. 5 männl. Spieler. Bauernstube. — Jockel will Mühle und Hof für ein Spottgeld an den „Amerikaner" verkaufen, weil er doch nur Pech hat bei seinen Unternehmungen. Außerdem gespenstert es auch in der Mühle. Ein

Jägerbursch stellt und entlarvt das Gespenst, jenen „Amerikaner", und macht ihn als einen längstgesuchten Spitzbuben dingfest, was alles dem „tapfern" Dorfbarbier nicht gelang. Friedl, der Jäger, wird des Bauern Schwiegersohn. Ein spannender, lustiger Schwank ohne besondere Verlogenheiten und nicht ohne erzieherischen Wert. 3/4 Stunde.

3. Die Neidhämmel. Von M. Lucas. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

Zwei Aufzüge. 10 männl. Spieler. Inspektorzimmer. — Franz und Joseph sind zwei tüchtige Knechte, aber keiner gönnt dem anderen etwas. In ergötzlicher, grotesker Weise zeigt sich das beim Auszahlen und beim Wurstessen. Der Gutsherr beschließt die Neidhämmel zu kurieren. Im 2. Aufzug soll zu Neujahr der eine kriegen, was er sich ausbittet, der andere aber das doppelte davon. Sie überlegen, sie winden sich. Keiner will bitten, bis schließlich das Los entscheidet. Da verlangt Franz 30 Stockprügel, denn der Joseph kriegt dann ein ganzes Schock. Mit dem Beginn der Prozedur schließt dieser Dorfschwank. Kein übler Einfall, bloß ohne befriedigenden Abschluß. Wir haben einen 3. Aufzug „hinzugedichtet", der die bekehrten Neidhämmel zeigt. Wir ließen sie stöhnend und halblahm nacheinander auftreten. Wie die beiden zusammentreffen, bemüht sich jeder, die heiterste Miene zur Schau zu tragen. Natürlich rutscht sie alle Augenblick in die schmerzlichste Grimmasse. Der Gutsinspektor redet ihnen schließlich ins Gewissen: Zwei so tüchtige Kerls sollten sich nicht lächerlich machen. Da versöhnen sie sich, zumal der eine das Ochsen-, der andere das Pferderegiment bekommt. — Das Stück ist in Knüttelversen geschrieben. Dankbare Rollen! 1/2—3/4 Stunde.

4. Das Wunderkäpplein. Von H. Lindau. Leipzig: Strauch.

Ein Aufzug. 6 männl. Spieler. Wirtsstube. — Der landmüde Bauer wird von drei Fahrenden um 100 Gulden geprellt, die er für die Tarnkappe hingibt. Als er beim Bezahlen der gemeinsamen Zeche das Wunderding erproben will, erlebt er einen bösen Reinfall und kehrt reuig zum Pflug zurück. Ein leicht zu spielendes, frisches Schelmenspiel nach einer Sachs-Erzählung. Knüttelverse. 1/2 Stunde.

5. Der Bauer und die drei Studenten. Von R. Peschke. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

Ein Aufzug. 5 männl. Spieler. Wirtsstube. — Ein lustig Spiel, in dem ein von drei Studenten betrogener Bauer an den Herrchen ergötzliche Rache nimmt. Gutes Gegenstück zu Nr. 4 „Das Wunderkäpplein". Knüttelverse. 40 Minuten.

6. Die Zaubergeige. Von J. Perwe. München: Höfling.

Vier Aufzüge. 10 männl. Spieler. Bauernstube. Wald. Wirtsstube. Gerichtsstube. — Eine tolle, übermütige Posse — frei nach Pocci! —, in der Kasperl, vom Geist Kugfrikus zum Dank für seine barmherzige Tat mit der Zaubergeige beschenkt, Hofvirtuos und adlig und schließlich vom Viehhändler Schlaucherl — Jude im Dorn! — des Straßenraubes beschuldigt und fast gehängt wird. Kugfrikus rettet ihn und nimmt ihm die Geige wieder ab für einen Beutel Gold, worauf der Kasperl ein neues Leben anfangen will. — Wenn der Kasperl von einem intelligenten, mundfertigen und beweglichen Burschen gespielt wird und der Spielleiter auf übermütige, karrikierende Darstellung und flottes Tempo hält, wird das Publikum Tränen lachen. Ein prachtvolles Stücklein für die Fastnachtzeit. 11/4 Stunde.

7. Waih geschrien oder der Zauberbesen. Von J. Eckerskorn. München: Höfling.

Ein Aufzug. 4 männl. Spieler. Trödlerbude. — Der hartherzige Wechsler Pinkeles will seinen Schuldner, den Straßenkehrer Ginsterfeld, wegen 50 M. brotlos machen. Aber Fidelio, ein Musikant, hilft durch einen Scherz dem bedrängten Familienvater aus der Not und erteilt dem Halsabschneider eine derbe Lektion. Der Straßenbesen wird zur Wundergeige, auf der jedermann die schönsten Melo-

dien spielen kann. G. verkauft ihn dem P., der damit ein „graußes Profitche" bei einem Engländer zu machen hofft. Aber o weh! Die Wundergeige ist plötzlich wieder ein Kehrbesen (der heimliche Geiger ist verschwunden), und der Jude ist geprellt. Ein übermütiger Schwank für die Fastnachtzeit, aber nur für diese. 3/4 Stunde.

8. Kasperl als Koch. Von A. Plattner. München: Höfling.

Zwei Aufzüge. 7 männl. Spieler. Speisezimmer. — Ein ganz tolles Stücklein, in dem sich Kasperl als Koch beim Herrn von Wansterl, einem Schlemmer, verdingt und ihn sowie seine „würdigen" Gäste ordentlich reinlegt. Sogar die Polizei schlägt er in die Flucht und verschwindet dann mit 300 Mark Vorschuß. — Man trampelt vor Vergnügen. Aber den Kasperl muß einer spielen, der seines Geistes einen Hauch verspürt. Ein Schlager für die Fastnachtzeit. 1 1/4 Stunde.

9. Rumpelstilzchen. Von P. Kania. Schweidnitz: L. Heege.

Vier Aufzüge. 5 männl., 1 weibl. Spieler. Park. Kammer. Saal. — Frische, sehr lebendige Dramatisierung des Grimmschen Märchens mit humorvollen Szenen und sehr dankbaren Rollen. Leicht zu spielen. Ein schöner Gewinn für die Jungmänner-Vereine. Prosa. 3/4 Stunde.

10. Helf, was helfen kann. Von A. Plattner. München: Höfling.

Ein Aufzug. 6 männl. Spieler. Schusterwerkstätte. — Ein ergötzlicher Schusterbubenstreich. Meister Heft ist nicht bloß knauserig und für wenig Essen, sondern auch begeisterter Anhänger des Spiritismus. Die „leidtragenden" Lehrbuben inszenieren die Erscheinung von Heftens erster Frau, die von ihrem zitternden Gatten Aufbesserung von Kost und Lohn und Abfall vom Spiritismus verlangt. Das drastisch ausgeführte Experiment wirkt. Leicht zu spielen. Dankbare Rollen. Der Mutwillen kann sich austoben. 3/4 Stunde.

11. Die Pantinen. Von M. Lucas. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

Ein Aufzug. 6 männl. Spieler. Statisten. Schusterwerkstatt. — Der Dorfschuster, der bisher nur Pantinen machte, erbt mit 3000 M. auch eine gehörige Portion Größenwahn. Er will in die Stadt und nur noch Lackschuhe u. dgl. verkaufen. Einstweilen stolziert er im Frack umher. Die Pantinen fliegen zum Fenster hinaus. Kommen aber wieder. Nun sucht er auf alle mögliche Weise, immer entschlossener, die Zeichen seiner verächtlichen Vergangenheit los zu werden. Aber ohne Erfolg. Ja, er kommt sogar mit der Polizei in Konflikt. Schließlich zieht er die Lehre daraus: Schuster, bleib bei deinen — Pantinen. — Die Komik des Stückes wird noch durch den dummdreisten Lehrjungen, einen würdigen Schüler seines Meisters, erhöht. Charaktere gut. Übertreibungen maßvoll. Der Schwank macht herzlich lachen. 1/2 Stunde.

12. Das feine Herrchen. Von F. Deubner. Leipzig: W. Härtel.

Ein Aufzug. 16 männl. Spieler. Platz vor einem Wirtshaus. — Alle Schulentlassenen sind Lehrlinge bei Handwerkern geworden, nur Eduard, das feine Herrchen, möchte so durchs Leben bummeln, ohne sich ducken und anstrengen zu müssen. Verächtlich behandelt er zunächst die pflichteifrigen, dummen Schulkameraden, kriegt aber auch deren Verachtung zu spüren. Verschiedene Erfahrungen wecken doch sein Gewissen. Da ihn aber kein Meister einstellen will oder kann, wird er Aushilfskellner und kann seine Fixigkeit beim Richtfest beweisen. Die anwesenden Handwerker erkennen den guten Kern in Eduard, und da der Malermeister grade Lehrlingsersatz braucht, tritt das feine Herrchen bei ihm ein. Mit einem Hoch auf die arbeitsfrohe deutsche Jugend schließt das Stück, das mit seinem männlichen Ton, der schlichten Sprache und den lebendigen Szenen für Handwerker- und Jungmännervereine sehr zu empfehlen ist. 3/4 Stunde.

13. Zwei Kavaliere. Von P. Neudeck. München: Höfling.

Drei Aufzüge. 8 männl. Spieler. Schusterwerkstatt. Wirtshausgarten. — Der Schustergeselle Joseph, durch Romanlektüre verbildet, schämt sich seines Stan-

des und möchte nur mit feinen Leuten verkehren. Aller Verdienst geht für elegante Kleidung drauf. Er macht die Bekanntschaft eines (vermeintlichen) Grafen und gibt sich als Schriftsteller aus. Beide überbieten sich an Vornehmtun. Der Herr Graf entpuppt sich aber schließlich als Schustergeselle (nach einer Zechprellerei, bei der die verachteten Arbeitskollegen Josephs rettend einspringen), und beide kehren reumütig und dankbar zu ihrem Handwerk zurück. Eine Handwerkeridylle, die schmunzelnden Humor, gut gezeichnete Charaktere, dankbare Rollen und eine heilsame Lehre enthält. 1½ Stunde.

14. Das tapfere Schneiderlein. Von M. Gümbel-Seiling. Leipzig: Breitkopf & Härtel.

Vier Aufzüge. 6 männl., 2 weibl. Spieler. Schneiderwerkstatt. Wald und Höhle. Schloßhof. Königssaal. — Hier kann sich Spiellaune austollen. Natürlich muß, dem Geist des Spiels entsprechend, bei den einzelnen Gestalten (Riesen und Rittern) dick unterstrichen werden. Den alten König bloß nicht mit Ehrfurcht spielen! Übermütig alle Spieler vom ersten bis zum letzten Wort, und die biedern Handwerker, auf deren Vergnügen das Stück gegeben wird, werden zugeben, daß man sich auch bei Märchenspielen prachtvoll amüsieren kann. Ratsam wäre ein Prolog, der das Handwerk und das Schneiderlein als tüchtigen Vertreter preist. Verse. 1 Stunde.

15. Des Kaisers neue Kleider. Von A. Holst. Leipzig: Strauch.

Ein Aufzug. 5 männl., 1 weibl. Spieler. Zimmer. — Sehr ergötzliche Dramatisierung des Andersen-Märchens. Spieler müssen Sinn für Witz und Karrikatur haben. Für Handwerkervergnügen, aber auch für sonstige Vereinsabende in der Fastnachtszeit. Verse. ½ Stunde.

16. Der Komet. Von G. Kahlo. München: Höfling.

Ein Aufzug. 4 männl., 2 weibl. Spieler. Wohnstube. — Eine sinnvoll kürzende Modernisierung der Ifflandschen Posse. Weltuntergang durch einen Kometen. Wie sich die Kometenfurcht beim sonst wackern Buchbindermeister Balder auswirkt, wie sie von einem schlauen, geldgierigen Freier ausgenutzt wird, bis schließlich der heimliche Bräutigam der Tochter rettend eingreift, das wird in lustigen Szenen dargestellt. Prachtvoll die Episode, da die Meisterin kurz vor dem drohenden Ende ihrem Gemahl aus ihrem früheren Leben beichtet. Erfolg beim dörflichen Publikum erprobt. ¾ Stunde.

17. Das Schwert des Damokles. Von G. Puttlitz. Berlin: E. Bloch.

Ein Aufzug. 3 männl., 2 weibl. Spieler. Wohnstube. — Buchbindermeister Kleister ist ein wissensdurstiger Mann, der alle Bücher vor dem Einbinden erst durchliest. Trotz seiner Belesenheit passiert ihm, daß er den Mann nicht kennt, über dessen Haupte usw. Er ist verzweifelt, macht alle möglichen krampfhaften Versuche, wobei der freche Lehrling wacker mitpfuscht, wird immer verzweifelter, bringt die arme Familie in Aufregung, gilt schließlich in seiner Besessenheit für halbirrsinnig. Mitten in das Durcheinander platzt der Freier seiner Tochter hinein zum Entsetzen der Mutter. Die Zukunft von Philippine scheint verloren. Der Meister will den Störenfried seiner immer heißer laufenden Meditationen hinauswerfen, da spricht der gebildete Freier ahnungslos das seit ¾ Stunden gesuchte Wort aus und jubelnd stürzt Kleister dem Retter in die Arme. Natürlich kriegt er die Philippine. Köstlicher Humor, Tempo der Entwicklung, Realistik in der Charakterisierung machen das Stück zum besten Vereinslustspiel, das ich kenne. Wir haben es s. Zt. auf Wunsch der dörflichen Spieler wie des Publikums wiederholen müssen. ¾ Stunde.

18. Der gebildete Schwieger. Von M. Wolff. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

Zwei Aufzüge. 3 männl., 4 weibl. Spieler. Bauernstube. — Die Kirchbäuerin hat für ihren Kaspar, der vom Militär heimkommt, eine gebildete

Schwiegertochter ausgesucht, und zwar des Wiesenbauern Hannelore, die während der vier Jahre Pensionat ein Zieraffe wurde. Ergötzlich das Zusammentreffen des unverbildeten Kaspar mit der Zukünftigen, die er natürlich ablehnt. Krach mütterlicherseits, Zorn beim Schwiegervater, Tränen bei der Lore, die die dick aufgetragene Unnatur wegschmelzen, so daß zuletzt die beiden doch zusammenkommen. Es gibt sogar noch eine zweite Verlobung, indem der um seines Knechtstandes willen einst verschmähte Jugendgeliebte der Kirchbäuerin als gemachter Mann aus der Welt zurückkommt und die Bäuerin auf seinen neuen Hof holt. Dankbare Rollen, spannende Handlung und eine unaufdringliche, erzieherische Tendenz empfehlen das in schlesischem Dialekt geschriebene Stück. Anpassung an den heimischen Dialekt macht zwar Müh, aber das Stück ist's wert. 1 Stunde.

19. Die Verlobung im Heukorb. Von L. Schweigert. München: Höfling.

Ein Aufzug. 2 männl., 1 weibl. Spieler. Bauernstube. — Die Rosl, ein armes, aber resolutes Ding, hielt sich den verliebten, etwas schwerfälligen reichen Bartl bisher vom Leibe, verspricht aber schließlich seine Braut zu werden, wenn er ihr als Erster am Neujahrstag Guten Morgen wünschen könne. Bartls Oberknecht weiß Rat und versteckt den Bauern in einem Heukorb (sehr drollige Szene), den er der Rosl als Präsent bringen will. Natürlich lehnt sie das Geschenk ab, aber die Neugier plagt sie doch und als sie nach allerlei Fragen den Korb abdeckt, schallt ihr Bartls Gruß entgegen und Rosl erklärt sich nach einigem Sträuben für besiegt. Sie verrät auch den Grund ihrer bisherigen Sprödigkeit: Sie glaubte nicht an die Ehrlichkeit des reichen Bartl. Mit der netten Aussicht, daß über's Jahr ein kleiner Bartl aus dem Wiegenkorb gratuliert, schließt der hübsche Schwank, der leicht zu spielen ist, dankbare Rollen hat und von Anfang bis zu Ende fesselt. Leicht bayrisch gefärbter Dialekt. Anpassung an den heimischen Dialekt lohnt sich. 3/4 Stunde.

20. 's Hexenstückl. Von A. Gfall. München: Höfling.

Zwei Aufzüge. 5 männl., 2 weibl. Spieler. Bauernstube. Wirtsstube. — Der Zaunegger Kaspar, der zweite Mann der Thresl, hat sehr unter seinem energischen Weibe zu leiden, so daß er schon ganz desperat ist. Sein Großknecht, der Hias, verrät ihm, wie der erste Mann, den die Thresl immer als leuchtendes Vorbild hinstellt, sein Weib in Schach gehalten hat mittelst eines Zaubers aus dem Hexenbüchl. Gleich will's der Kaspar auch probieren. Im Wirtshaus versucht er die Anwendung des Zaubers an seinem Feind, dem Much. Alles glückt, aber nicht der Much, sondern die wütende Thresl erscheint und treibt den armen Kaspar an die Arbeit. Ein ergötzlicher Schwank. Gute Charakteristik und Spannung. Süddeutsch gefärbter Dialekt. Anpassung an heimischen lohnt sich. 40 Minuten.

21. Die Botenkathl. Von L. Schweigert. München: Höfling.

Zwei Aufzüge. 6 weibl. Spieler. Dorfstraße. Wohnzimmer. — Der Botenkathl, die ihren Botenwagen auf der Dorfstraße stehen läßt, wenn sie stundenlang bei guten Bekannten ihrer Auftraggeber Geheimnisse austratscht, spielen mutwillige Mädchen einen Streich, indem sie die Pakete vertauschen. Im 2. Aufzug bei der Ablieferung große Verlegenheit und Bekehrung der Klatschkathl. Ein hübscher Schwank (für die Mädchenbühne) mit dankbaren Rollen und einem erzieherischen Rüchlein. Süddeutsch gefärbter Dialekt. 3/4 Stunde.

22. Die geliebte Dornrose. Von A. Gryphius. Leipzig: Reclam.

Vier Aufzüge. 8 männl., 2 weibl. Spieler. Szenerie Nebensache. — Schlesisches Dialektstück. Heimatkunst heute noch so lebendig wie im 17. Jahrhundert. Im Kern die Geschichte zweier Liebenden zwischen feindlichen Familien. Als Ganzes aber ein frisches Kulturbild dörflichen Lebens voll Humor in allen Tonarten, voll Spannung und Tempo. Die Menschen haben Fleisch und Blut und Atmosphäre. Freytag hat das Stück mit Recht das beste deutsche Lustspiel vor Lessing genannt. In Schlesien wird man, sofern gedächtnisstarke und geübtere Spieler zur Verfügung stehen, selbstverständlich das Original spielen. 1 1/4 Stunde.

23. Die geliebte Dornrose. Von W. und E. Hoppe. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

Vier Aufzüge. 6 männl., 2 weibl. Spieler. Szenerie Nebensache. — Eine sehr freie, für das Landvolk berechnete Modernisierung des Scherzspiels von Gryphius. Kein Dialekt. Starke Kürzung. Beseitigung des Allzuderben. Statt des großsprecherischen Wilhelm von Hohen Sinnen ein verschmitzter Polterer von Verwalter. Das mag alles pietätlos sein, aber was schadet's, wenn wir dadurch ein leicht zu spielendes, packendes Bauernlustspiel für die Vereinsbühne gewinnen? Da zudem bei der Bearbeitung der Humor nicht gelitten hat, im Gegenteil oft wirksamer geworden ist für naive Hörer, so kann man die geliebte Dornrose in der vorliegenden Fassung nur empfehlen. Sie erschien nicht unberechttigt in 2. Auflage. 3/4 Stunde.

24. Die geliebte Dornrose. Von H. Lindau. Leipzig: Strauch.

Zwei Aufzüge. 8 männl., 2 weibl. Spieler. Dorfplatz. Gerichtsstube. — Diese Erneuerung erlaubt sich keine „Pietätlosigkeit", höchstens daß sie den 2. und 3. Akt des Originals ohne Pause auf den 1. Akt folgen läßt und so das Ganze halbiert in die Ereignisse vor dem Gerichtstag und den Gerichtstag selbst. Der schlesische Dialekt ist ins Hochdeutsche übersetzt. Natürlich wird man vor einem anspruchsvolleren, nicht schlesischen Publikum, wenn man im Auswendiglernen geübtere Spieler hat, zu der Lindauschen Erneuerung greifen. Daß sie praktische Regiebemerkungen enthält, braucht bei einem Stück der Matzdorfschen Sammlung nicht besonders betont zu werden. 1 1/4 Stunde.

25. 's Brennerle. Von M. Huber. München: Höfling.

Zwei Aufzüge. 5 männl., 2 weibl. Spieler. Bauernstube. — Der Kilchhofbauer, ein Siebziger, will seinem zweiten Sohn den Hof übergeben. Dabei kommt der Toni mit den verheirateten Geschwistern in Streit und als gar der älteste, bisher verschollene Sohn Franz heimkommt und wie der verlorene Sohn von den Eltern aufgenommen wird, gerät der Toni in die Enge. Denn er hat heimlich schon lange auf den Hof Schulden gemacht. Der Heimgekehrte macht sich bei allen wegen seiner Arbeitsscheu unbeliebt, nur die Mutter und das Brennerle, ein Findelkind, halten zu ihm. Brennerle fühlt seinen inneren Wert. Beide lieben sich und wollen trotz des Spottes und energischen Widerstandes der Familie heiraten. Schließlich gibt Franz das Komödienspiel auf. Er ist nicht als Haderlump, sondern als reicher Mann heimgekehrt, der den Hof von Schulden freikauft und dem Toni schenkt. Das Brennerle aber heiratet er. — Spannende Handlung, gewinnende, unsentimentale, lebendige Gestalten, schlichte Sprache und ein ethischer Grundgedanke (Nicht das Kleid, sondern der innere Wert entscheidet) empfehlen das Stücklein. Süddeutscher Dialekt. Übersetzung lohnt sich. Etwa 1 1/4 Stunde.

26. Um Ehre und Liebe willen. Von A. Wiegand. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

Vier Aufzüge. 14 männl., 6 weibl. Spieler. Beliebig viele Musikanten und Bauern. Dorfstraße. Bauernstube. Schenkstube. Dorfanger. — Krafts Lene und Beckers Hans lieben sich. Die Mutter Kraft begünstigt den reichen Völker, während Vater Kraft, ein aufrechter Mann von altem Schrot und Korn, von dem brutalen, skrupellosen Völker nichts wissen will, obwohl er dessen Schuldner ist. Der von Vater und Tochter abgewiesene Völker sät aus Rache Haß und Feindschaft zwischen die Eltern der Liebenden. Hans gerät um seiner Treue zu Lene willen auch in Streit mit dem eigenen Vater. Der Familienhaß explodiert, aber den feindlichen Bauern gehen dann über Völkers Teufelsarbeit die Augen auf. Da begeht Völker, um die Vereinigung der Liebenden gänzlich zu hintertreiben, Brandstiftung, deren er Hans zu verdächtigen weiß. Doch wird er schließlich als Täter entlarvt, und das Stück schließt mit der endgültigen Versöhnung der Eltern des jubelnden Brautpaares Hans und Lene. Tanz und Gesang beleben die einzelnen Akte. Spannung fehlt nicht. Die Charaktere sind lebenswahr, so daß das Volksstück warm empfohlen werden kann. Dialektprobe: „Dann gagen das natürliche Racht eines Menschen, wies namentlich die Liebe äs, kann väterliche Gewalt nischt usgerichte." — 1 1/2 Stunde.

27. Der Lärchenhof. Von J. Ils. München: Höfling.

Fünf Aufzüge. 11 männl., 6 weibl. Spieler. Statisten. — Spielt in einem süddeutschen Dorf. Während beim tüchtigen Lärchenhofbauern dank ordentlicher Buchführung und Nutznießung genossenschaftlicher Einrichtungen der Hof von Jahr zu Jahr mehr abwirft, gerät der Besitz des eigenbrötlerischen Oberbauern, der sich von allen und allem isoliert, fast unter den Hammer. Im kritischen Augenblick springt auf des Lärchenhofbauern Veranlassung der Raiffeisenverein ein und übernimmt das Gut, dessen Pächter der Oberbauer wird. Alles wäre auf dem Lärchenhof schön und gut, wenn den ältesten Sohn nicht die Stadtluft der Heimat entfremdet hätte. Nach einer schmerzlichen Enttäuschung kehrt er um, wird irgendwo Knecht und kommt geläutert auf den Hof zurück. Drei Verlobungen schließen das Stück. — Viel Handlung und Spannung entthält es ja nicht. Die Charaktere sind etwas farblos, wie sie auch alle das gleiche Hochdeutsch sprechen. Und doch möchte ich bei dem Mangel an Stücken mit unaufdringlicher, ins bäuerliche Leben hineinwirkender Tendenz das Spiel empfehlen. Etwa 1¼ Stunde.

28. Der Amtmann von Frauenstein. Von A. Bernhard. München: Höfling.

Zwei Aufzüge. 4 männl., 3 weibl. Spieler. Stube. — Der Amtmann, ein einsamer Mensch, der sein weiches Herz unter rauher Schale und grimmigen Mienen verbirgt, findet am Weihnachtsabend ein 17jähriges Mädchen in ärmlicher Kleidung eingeschlafen am Torweg am Markt, wo es auf seine Eltern, Christmettbesucher, wartet. Voll Mitleid nimmt er das Mädchen mit nach Hause, läßt die Eltern durch seinen alten Diener dazuholen und feiert zum erstenmal mit Menschen Weihnachten. Das schlichte Kind aus dem Volke hat Eindruck auf den vereinsamten Mann gemacht und im nächsten Jahr, da er nach Frauenstein versetzt ist, lädt er, voll Sehnsucht nach Wärme und Jugend, Mädchen und Eltern wiederum zum Weihnachtsabend ein. Unter dem brennenden Christbaum bittet er in seiner kurzen, barschen, aber grundguten Art das überraschte Mädchen, als Frau Amtmann bei ihm zu bleiben. Stilles Beglücktsein bei allen. — Ein unsentimentales und doch herzwarmes und herzwärmendes Weihnachtsstück, das hoch über den üblichen Weihnachtskitsch der Vereinsbühne hinausragt durch die Schlichtheit der Sprache, die Echtheit und Natürlichkeit der Charaktere und die seelisch bereichernde, einfache Handlung. Sehr zu empfehlen! ¾ Stunde.

29. Durch Not zum Frieden. Von W. Tröge. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

Drei Aufzüge. 7 männl., 4 weibl. Spieler. Statisten. Bauernstube. — Ein etwas dilettantisches Dorfbild aus der letzten Zeit des 30jährigen Krieges. Im 1. Aufzug die Bauernnot durch die Soldateska. Im 2. Aufzug die Familienidylle mit dem verwundeten schwedischen Reiter und Lebensretter des Bärbchens. Im 3. Aufzug die Friedensbotschaft. Zugleich Klärung der Herzensbeziehungen zwischen Bärbchen und dem Reiter. „Nun danket alle Gott“ beschließt das Stück. Von den eingestreuten Liedern streiche man „Es kam ein Knab gezogen“ (!!!). Ich empfehle das Spiel trotz offensichtlicher Mängel für die dörfliche Vereinsbühne, weil es dem Geschmack des Publikums entgegenkommt, das nun einmal die Liebesgeschichte als Mittelpunkt haben will, die Scheu vor dem „Historischen“ (für das Publikum soviel wie „Langweiligen“) nimmt und damit die Wege für gehaltvollere historische Stücke wie das folgende ebnet. Knittelverse! ¾ Stunde. Siehe auch Nr. 35.

30. Es war einmal Krieg. Von P. Dörfler. München: Höfling.

Zwei Aufzüge. 10 männl., 1 weibl. Spieler. Bauernstube. Almhütte in felsiger Gegend. — Spielt um Weihnachten gegen Ende des 30jährigen Krieges. 1. Aufzug: Dörfler flüchten vor den Schweden in die Berge. Des Försters heruntergekommener Pflegesohn Wolfgang, ein roher ehemaliger Wallensteiner, führt den Feind. Auf der Flucht muß der Förster seinen blinden Vater zurücklassen, um seinen lahmen Jungen retten zu können. 2. Aufzug: Am Zufluchtsort in den Bergen. Der Förster, gequält von der Angst um den greisen Vater, verzweifelt

ob dem Wüten und Brandschatzen der Soldateska, der nicht einmal heute, in der Weihenacht, Gott Einhalt tut; er zerfällt mit seinem Gott und will selbst Bestie werden. Seiner tapfern Frau gelingt die Bekehrung zum Gottvertrauenden. Der blinde Ahn taucht auf, um die Flüchtlinge vor den beutegierigen Schweden zu warnen, denen Wolfgang den Weg auch hier herauf weist. Man empfängt den Feind gebührend. Wolfgang, der im letzten Augenblick umkehren will, trifft die Kugel. Mit einer Friedensvision des sterbenden Ahn schließt das Spiel, das von keinem Dilettanten geschrieben ist. Gut und scharf gezeichnete Gestalten, kräftige, natürliche Sprache, Szenen voll packender Stimmung. Über dem Ganzen ein Hauch jener rauhen Zeit. Ein gehaltvolles und wirksames historisches Volksstück für die Weihnachtszeit. Aufführung leicht. Etwa 1¼ Stunde.

31. Des Glaubens Macht. Von K. Rabe. München: Höfling.

Drei Aufzüge. 11 männl. (4 Kinder) Spieler. Stube. Landstraße. — 1. Aufzug: Fritz, ein Schustergeselle, den es aus dem engen, strengen Vaterhaus in den lachenden Strom der Welt treibt, nimmt Abschied von Vater und Bruder. Dabei gedankenreiche Auseinandersetzung zwischen aufgeklärtem, grüblerischem Sohn und glaubenssicherm, gottverankertem Vater. 2. Aufzug: Nach 20 Jahren kehrt Fritz im Bettlerkleid, aber mit geläuterter, gottsicherer Seele zurück. Er hat im Gefängnis gesessen, büßend für die (vermeintlich aus Mitleid entsprungene) Tat seines Freundes. Durch die Heimtücke dieses Freundes gerät er jetzt in den falschen Verdacht des Diebstahls und wird verhaftet. 3. Aufzug: Durch des Bruders Fürsprache am Weihnachtsabend freigelassen kommt Fritz ins Vaterhaus, wird aber von dem um seine Ehre besorgten Vater verstoßen. Fritz verläßt das Haus. Da stürzt der Amtsvorsteher herein und berichtet, daß der „Freund" sterbend den Diebstahl bekannt habe. Fritz wird zurückgeholt. Ein guter Mensch hat gesiegt. — Das Stück, in Jamben, bisweilen in gehobener, nicht phrasenhafter Sprache geschrieben, ist infolge seines volksttümlichen Stoffes und seiner maßvollen ethischen Sentimentalität geeignet, den Sinn für Gehaltvolleres und damit die Abneigung gegen die alberne Banalität der üblichen Vereinsschmarren zu wecken. Nicht bloß Jungmännervereine, sondern auch Vergnügungsvereine sollten ihren Mitgliedern solche Stücke als Vorschule für Gehaltvolles bieten. Man braucht die Vereinsvorstände bloß beim Ehrgeiz zu packen und sie wagen die Konkurrenz mit der Stadt, „wo sie große Stücke in Versen von Schiller alle Abend spielen". Etwa 1½ Stunde.

32. Die goldene Hochzeit. Von M. Witzig-Malo. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

Drei Aufzüge. 9 männl., 8 weibl., 5 Kinder-Rollen. Dorfstraße. Wohnstube. — Nichts weiter als eine dramatisierte Idylle. Im 1. Akt die Jubelkandidaten in Erinnerungen kramend. Im 2. Akt der Kinder Beratung wegen der Feier. Im 3. Akt die Feier. Aber so warm wird einem ums Herz bei den Szenen, die ganz dem Leben abgelauscht sind und in unaufdringlicher Tendenz dem heutigen Dörfler zeigen, wie man schön, würdig und sinnig solche Feiern begehen kann. „Nee, suune Freede! Kinner, was hat's Eich man alles ausgedacht" wird der Zuschauer mit dem Großvater am Schluß ausrufen. Es lohnt sich, das Stück in heimischen Dialekt zu übertragen. Etwa 1 Stunde.

33. Das vierte Gebot. Von F. Orf und C. Ohler. Leipzig: W. Härtel.

Zwei Aufzüge. 5 männl. (2 15jähr.), 3 weibl. (1 13jähr.) Spieler. Zimmer. — Der Pächter Günther soll von Haus und Hof vertrieben werden. Der Amtmann ist unerbittlich. Verzweiflung herrscht im Hause. Ein letzter Bittgang, von dem der Pächter mit seinem Jungen eben zurückkommt, ist vergeblich gewesen. Doch hat der Pächter unterwegs einen Fremden, einen Farmer, getroffen, der Freude an dem frischen Jungen gewann und den Vorschlag machte, ihm den Jungen an Kindesstatt zu überlassen gegen Tilgung der Hofschulden. Er wolle ihn mit auf seine Farm nehmen. Die Eltern sträuben sich, aber der Junge brennt in der Nacht zu dem Fremden durch, zusammen mit dem Stalljungen, einem eifrigen Leser von Indianerschwarten, die ihm den Kopf verdreht haben. Zum

Schluß gutes Ende nach mancherlei Aufregung. Der Farmer gibt sich als den verschollenen Schwager zu erkennen und, da er die Hofschulden bezahlt, beginnt ein neues, frohes Leben für die Pächterfamilie. Dankbare Rollen, wirkungsvolle Szenen. Stimmung und Spannung. Das Ganze ein guter Griff ins bäuerliche Leben. Keine Sentimentalitäten, kein falsches Pathos, keine langweilige Rederei. 1½ Stunde.

34. Weihnachten in der Pecherhütte. Von H. Lindau. Leipzig: Strauch.

Zwei Aufzüge. 6 männl., 2 weibl. Spieler, 2—4 Kinder. Hüttenraum. — Ein Weihnachtsstück nach einer Rosegger-Erzählung. Dem Pecherlenz wird von der neuen Forstverwaltung nicht bloß das Pechschaben, sondern auch das Wurzelgraben als Schädigung von Wald und Boden verboten. Er ist damit brotlos geworden und verzweifelt. Tapfer sucht ihn sein Weib aufzurichten. Ahnungslos plaudert ihr Kind nur vom Christkind. Da kommt der Befehl, binnen vier Wochen die Pecherhütte zu räumen, weil Waldfrevel bewiesen und Wildfrevel zu befürchten sei. Dank seinem Weibe trägt der Pecherlenz auch diesen Schlag voll mutiger Hoffnung auf bessere Tage. Er geht nur noch einmal weg, um seines Kindes Herzenswunsch zu erfüllen, ein Tännlein im Walde zu holen und Lichte vom Krämer zu leihen. Aber er wird ertappt, wie er eine Tannenkrone knickt und als Dieb und Waldfrevler am heiligen Abend vom Förster auf Befehl des Herrn v. Gallheim festgenommen. Diese Nachricht hat kaum ein Holzhauer der Frau hinterbracht, als blutend und zitternd, in Frost und Fieber, der 12jährige Sohn Gallheims in die Hütte taumelt. Er ist beim Reiten verunglückt und hat sich mühsam hierher geschleppt. Rührend umsorgt die Pecherliese das Kind ihres Feindes. Frau v. Gallheim, auf der Suche nach dem Vermißten, kommt dazu, erfährt und sieht, was geschehen und schickt ihrem Gatten Botschaft und zugleich die Bitte um Freilassung des Pecherlenz. Am Schluß ist die Hütte voll froher Menschen. Herr v. Gallheim bittet den Lenz um Verzeihung und gibt ihm die Försterstelle. Diener bringen einen Christbaum und Geschenke. Vorbei ist alle Not und aus seligen Herzen ertönt der Weihnachtsgesang. Ein leicht zu spielendes, stimmungsvolles, packendes Weihnachtsstück ohne triefende Sentimentalität. Prachtvolle Menschen der Lenz und sein Weib. Wirkungsvoll das ahnungslose Kindergeplauder inmitten der Not und Verzweiflung. In Deutsch-Polen war dieses Spiel sehr beliebt. ¾ Stunde.

35. Aus schwerer Zeit. Von A. Holst. Leipzig: Strauch.

Zwei Aufzüge. 7 männl., 1 weibl. Spieler. Stattisten. Schankstube. Platz vor dem Wirtshaus. — Spielt in den letzten Tagen des 30jährigen Krieges im einsamen Heidekrug. Im 1. Aufzug wird viel geredet. Der alte Krugbauer erzählt vom Krieg und seines Pflegesohnes Lutz Schicksal. Lutz sehnt sich nach Kampf und Taten. Der Bauer wünscht den Frieden herbei. Im 2. Aufzug kommt mehr Leben in das Stück. Drei Wallensteiner, auf der Flucht vor den Schweden, kehren im Krug ein, saufen, singen und erzählen sich ihre Erlebnisse. Da nahen die Schweden. Kampf, an dem auch Lutz teilnimmt, der die Bauerntochter den Wallensteinern entreißt. Im letzten Augenblick stürzt Jörg, des Lutz verschollener Vater, der Reiter geworden, herein mit der Friedensbotschaft. Und nun folgt die Szene, die einen mit der vorausgegangenen dilettantischen Zimmerei versöhnt: Wie der Jörg den Bauern als den Träger der Zukunft preist und bewirkt, daß das anwesende rauhe Kriegervolk das Schwert mit dem Pflug vertauscht. Flauer Anfang, immerhin packender Schluß. Für Jungmännervereine zu empfehlen. Knittelverse. ¾ Stunde.

36. Spulemann in Ängsten. Von C. Meller. Leipzig: Strauch.

Ein Aufzug. 3 männl., 4 weibl. Spieler. Bienengarten. — Der ältliche Rentier Spulemann geht mal wieder auf Freiersfüßen. Leider spielen ihm diesmal die Bienen einen Streich, vor denen er eine heillose Angst hat. Seine „Erwählte", eine Imkerin, hat ihn zu einer Tasse Kaffee und Einweihung des Bienenhauses eingeladen. Wie Spulemann Vorsichtsmaßregeln trifft und nachher sich als Jammerimker aufführt, die Fopperei der drei Töchter des Imkers gar nicht be-

merkt, sich von allen dreien begehrt glaubt, aber schließlich ganz geknickt erleben muß, daß der Lehrer Althoff ihm die Braut wegschnappt, und wie er zuletzt vor einer einzigen Biene unter den Tisch flüchtet („Zuerst kommt das Leben und dann die Liebe"), das ist geschickt in Szene gesetzt und wird wirken, wenn den Rentier ein Charakterspieler gibt und die drei Mädchen recht rackerhaft gespielt werden. Jedenfalls ist der lustige Einakter ein Glanzstück für Imkervereine. ½ Stunde.

37. Fürst Blücher in Teterow. Von F. Reuter. Leipzig: Strauch.

Ein Aufzug. 13 männl., 2 weibl. Spieler. Statisten. Wirtsstube. — Ein köstlicher Schwank, bei dem man Tränen lacht. Blücher soll nach Teterow kommen. Natürlich große Aufregung. Memorieren, Büffeln, Mutantrinken. Der Stadtschreiber lernt gleich zwei Gedichte, eins für Blücher, eins, in dem er beim Gastwirt um die Hand der Tochter anhält. Blücher erscheint incognito, wird als oller Oberförster krötig behandelt. Als er sich zu erkennen gibt, erst Entsetzen ob der Behandlung, dann ein Bombardement von Begrüßungsgedichten, wobei der Stadtschreiber seine beiden Gedichte durcheinander wirft, was aber die Verlobung dank Blüchers Eingreifen nur beschleunigt. Ganz erschöpft läßt sich Blücher zuletzt einen ordentlichen Schnaps geben, und voll Begeisterung erschallen die verschiedenen Lebehochs. Jede Gestalt ein Prachtstück. Die einzelnen Szenen geladen mit Humor und Komik. Man lasse das Kabinettstück von lauter übermütigen Spielern geben, dann wird man es fünf- und zehnmal wiederholen müssen. Plattdeutsche Knittelverse. ¾ Stunde.

38. Onkel Bräsig als Horcher, Tugendwächter un Schutzengel von heimliche Leiw. Von F. Reuter. Bearb. von P. Matzdorf. Leipzig: Strauch.

Zwei Aufzüge. 6 männl., 3 weibl. Spieler. Laube. Bauernstube. — Bräsig in seiner ganzen tüchtigen, drolligen, herzwarmen Menschlichkeit auf der Bühne! Von Mutter Nüßlern beauftragt, mal so ein bißchen zu spionieren, was es eigentlich mit den Beziehungen ihrer Karoline zum Theologiekandidaten Gottlieb und ihrer Minna zum sehr weltlichen Theologiekandidaten Rudolf auf sich habe, da er als erfahrener Mensch in solchen Sachen Bescheid wissen müsse, klettert er auf den Kirschbaum und belauscht die nacheinander auftretenden Liebespaare, wobei er allerhand ergötzliche Entdeckungen macht. Schließlich läßt er sich herunterplumpsen. Erschreckt fährt das Liebespaar Minna und Rudolf auseinander, ist aber doch beglückt, denn Bräsig will ihnen helfen, zumal der Rudolf die Theologie an den Nagel hängen und von Bräsigs Fach werden will. Ergötzlich, wie dabei Bräsig dem Jungen Herz und Nieren prüft. Im 2. Aufzug unter Bräsigs prachtvoller Regie das Ende vom Lied, wobei der Kandidaten Väter — ein pedantischer, umstandskrämernder Rektor und ein berechnender, ehrgeiziger Kaufmann, der die Landwirte für Klutenpedder und Mistfinken erklärt — sowie die um die Zukunft besorgte Mutter Nüßlern die retardierenden Momente spielen, die aber Bräsig mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit und Redegabe in Harmonie verwandelt, so daß zwei Verlobungen stattfinden. Man lächelt, schmunzelt, lacht und geht beglückt nach Hause. Den Bräsig muß ein Charakterspieler geben. Man lasse ihn zuvor tüchtig Reuter lesen. Plattdeutsche Prosa. ¾ Stunde.

39. Entwurzelt. Von H. Uhlig. Leipzig: Strauch.

Drei Aufzüge. 6—8 männl., 3 weibl. Spieler. Bauernstube. — Ein erschütterndes ländliches Heimatspiel aus dem Weltkrieg mit einem schwachen Lichtblick am Schluß. Im 1. Aufzug „Im Schutz der Hoflinde", der vor dem Weltkrieg spielt, werden die Gegensätze in des Grundmüllers Erdmann Familie lebendig. Hie schollenverwurzelt die Eltern, die in 30jähriger zäher und froher Bauernarbeit den Besitz schuldenfrei gemacht haben und nun erst wirklich mit Leib und Seele besitzen, dort die vom Stadt- und Geldgeist verdorbenen Kinder, die die Bauernarbeit verachten und nach Luxus und bequemem Geldverdienen verlangen. Im 2. Aufzug „Sturmzeiten", der im Weltkrieg spielt, verkauft der Bauer nach langem Wehren unter dem unerträglichen Druck der kriegswirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung seinen Besitz an einen Kriegswucherer für eine anscheinend

hohe Summe. Wirkungsvoll gestaltete Szenen, die über das übliche dilettantische Niveau hinausragen! Im 3. Aufzug „Entwurzelt" beginnt die Tragödie des Besitzlosen, in dessen Haus der Kriegsgewinnler mit Anhang sich breitmacht. Der Bauer muß erkennen, daß er von dem Inflationsschurken jämmerlich betrogen wurde. Seinen Schmerz steigert der Brief des schwerverwundeten Sohnes, der nur eine Sehnsucht hat: nach der eigenen Scholle, nach Bauernarbeit. Erdmann kann dem Heimkehrenden nicht einmal ein Obdach bieten. Heftige Auseinandersetzung mit dem Kriegsgewinnler, die aber nutzlos. Der Feldgraue zieht mit den verzweifelten Eltern fort, um wie sein Freund Siedler zu werden. Der Kriegsgewinnler betäubt seine Gewissensbisse mit Sekt. — Wozu das noch aufführen? Der Krieg ist ja vorbei. Und doch ist's heute mehr denn je nötig, die Alten zu stärken in ihrer Liebe zur Scholle und Heimat, die Jungen zum Nutzen für die Zukunft zu warnen. Beides erfolgt wirkungsvoll und eindringlich durch unser Spiel, das ich für eines der besten Zeitstücke der Dilettantenbühne halte. 1¼ Stunde.

40. Der Kossätensohn. Von E. Mahlo. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

Vier Aufzüge. 10 männl., 7 weibl. Spieler. Stattisten. Bauernstube. Wirtsstube. — Spielt auf einem sächsischen Dorfe 1813. Im Kern nichts als die Verlobung zwischen der reichen Bauerntochter und dem Kossätensohn. Aber der Kern ist eingebettet in eine lebendige, packende Darstellung bäuerlichen Lebens. Spinnstube, Tanzboden, Verlobungsfeier, Gesang. Und die Gestalten alle so rund, frisch und lebendig. Die Mädchen und Burschen voll Mutterwitz und Natürlichkeit, die Alten klug, bedächtig, mit dem Herzen auf dem rechten Fleck. Weisheiten werden gesagt, die den heutigen Dörflern nottun. Ein Stück voll schöner Menschlichkeit, geeignet, Herzen warm zu machen. Verlangt wegen der Fülle von Spielern keine zu kleine Bühne. Muß mit Liebe und Behagen gespielt werden. Sächsischer Dorfdialekt. Es lohnt sich, um der erzieherischen und dramatischen Qualitäten willen, den Text in heimischen Dialekt zu übersetzen. 1½ Stunde.

41—50. Hans Sachs-Spiele. Knittelverse.

Ein einleitendes Wort zuvor: Mit Hans Sachs-Spielen muß man vorsichtig sein. Nicht jedes taugt für das Dorf. Der Städter mag sich köstlich amüsieren auf Kosten der dummen Bauern. Aber der Bauer fühlt sich beleidigt. In Polen geschah es, daß der Hans Sachs-Truppe Prügel angedroht wurden, da das Publikum glaubte, man wolle es verhöhnen. Die folgende Auswahl berücksichtigt diese Erfahrung.

Unentbehrlich für jeden Leiter von Hans Sachs-Spielen ist:

Sonnekalb: Hans Sachs-Bühne. H. 1. Anleitung zur Darstellung und Einstudierung. Leipzig: Strauch.

Ein praktischer Ratgeber aus dreißigjähriger Erfahrung heraus.

Sonnekalb: Hans Sachs-Bühne. H. 2. Vorsprüche des Ehrenholds. Leipzig: Strauch.

Enthält Prologe allgemeiner Art (zwei von Goethe), die vor beliebigen Sachsstücken gesprochen werden können, einen Nachspruch von H. Lingg und eine Szene aus der Hans Sachs-Zeit, die sich fein als Auftakt zu Hans Sachs-Abenden eignet. Die Sammlung ist dankbar zu begrüßen. Beschleunigt doch so ein Prolog die nötige Einstellung des Publikums auf das Spiel. Und das ist auf Vereinsvergnügen in anbetracht des tollen Sammelsuriums der dem Theaterstück voraufgehenden Programmnummern doppelt nötig.

41. Das heiße Eisen. Von H. Sachs. Sprachlich erneuert von P. Sonnekalb. Leipzig: Strauch.

1 männl., 2 weibl. Spieler. Bauernstube. — Männerlist geht noch über Weiberschlauheit. Die Bäuerin macht mit dem heißen Eisen die Probe auf ihres Mannes Treue. Der aber trägt das Eisen mittels eines Kniffes unbeschädigt weg.

Darauf muß die Frau dran glauben. Aus Angst vor dem Verbrennen beichtet sie ein Dutzend Ehebrüche, aber die Probe wird ihr nicht erlassen und sie verbrennt sich. Die Gevatterin weiß jedoch den Mann zu versöhnen. ½ Stunde.

Sonnekalbs Ausgabe hat vor der von Pannier (Hans Sachs' dramatische Werke 1. Leipzig, Reclam) den Vorzug, daß sie ausführliche Regiebemerkungen über Auffassung und Wiedergabe der Rollen, Szenerie, Kostümierung, sowie eine bühnenmäßige Gliederung des Schwankes bringt.

42. Der tote Mann. Von H. Sachs. Bearbeitet von P. Matzdorf. Leipzig: Strauch.

2 männl., 2 weibl. Spieler. Stube. — Ein prachtvoller Eheschwank. Des Weibes wahrer Charakter verrät sich, als der Mann sich totstellt und begraben werden soll. Als er aber aufwacht, zieht sie sich aus der Patsche, indem sie vorgibt, sie habe Possen mit Possen vergolten. ½ Stunde.

Matzdorfs Bearbeitung ist der Ausgabe von Pannier (Reclam) der Bühnengemäßheit und -wirkung wegen vorzuziehen.

43. Der gestohlene Fastnachthahn. Von H. Sachs. Dramatische Werke 2. Hrsg. von K. Pannier. Leipzig: Reclam.

2 männl., 2 weibl. Spieler. Im Freien. — Großes Zanken und Keifen wegen eines gestohlenen Hahnes. Die Weiber geraten sich in die Haare. Die Männer versöhnen sich. Wenn die Spieler gut charakterisieren, wirkt das Stücklein. Gutmütig und schwerfällig der eine Bauer, gerieben und beweglich der andere. Von den Frauen die eine rundlich und klein, die andere mager und hager. Der Spielleiter muß auf die Dynamik beim Zanken achten. ½ Stunde.

Panniers Erneuerung enthält keine besonderen Regiebemerkungen.

44. Der Bauer mit dem Plerr. Von H. Sachs. Dramatische Werke 2. Hrsg. von K. Pannier. Leipzig: Reclam.

1 männl., 2 weibl. Spieler. Feld. — Der Bauer hat frühmorgens, als er vom Felde noch einmal nach Hause ging, den Pfarrer bei seinem Weibe im Bett gesehen und will sich an der Frau mit Prügel rächen, wenn sie ihm das Essen aufs Feld bringt. Die Nachbarin redet ihm ein, er habe das Doppelgesicht (Plerr), eine Begleiterscheinung des Frühaufstehens. Der Dummrian läßt sich überzeugen und bittet sein Weib sogar um Verzeihung. Der übermütige, spannende Schwank ist ja ein bißchen derb, aber gerade darum für die Fastnachtzeit brauchbar. Statt des Pfarrers kann man ja „Knecht" einsetzen. 20 Minuten.

Pannier gibt spärliche Regiebemerkungen. Der Spielleiter hat also Tummelfeld.

45. Ein guter Rat für junge Frauen. Von H. Sachs. Bearbeitet von R. Herrmann. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

1 männl., 2 weibl. Spieler. Im Freien. — Eine unordentliche, zänkische Hausfrau wird durch eine weise Frau unter Ausnutzung ihres Aberglaubens von „Trutz, Eigensinn und clanibus, Widergallen und muffibus" kuriert, nicht ohne leichter zu werden um ein paar Taler, so daß das Spiel, das recht lebendig mit Zank angefangen, mit einer Szene voll Eintracht und Freude schließt. 20 Minuten.

Das Stück bei Pannier (Hans Sachs, Dramatische Werke 2) unter dem Titel „Die wunderlichen Männer geschlacht zu machen". Hermanns Bearbeitung ist für dörfliche Spieler empfehlenswerter.

46. Der Teufel nahm ein altes Weib. Von H. Sachs. Dramatische Werke 2. Hrsg. von K. Pannier. Leipzig: Reclam.

4 männl., 1 weibl. Spieler. — Der ehelustige Teufel nimmt sich ein altes das ihm aber so zusetzt, daß er ausreißt und in eines Arztes Dienste tritt. Er bedingt sich aber ehrliche Halbierung des Gewinnes aus. Der Teufel fährt zuerst in den Juden Esau, den der Arzt für 30 Taler heilt, wovon er aber dem scheinbar ahnungslosen Teufel nur 10 Taler abgibt. Darauf fährt der Teufel in den

Moses, sagt dem betrügerischen Arzt frech die Wahrheit und will keineswegs sich austreiben lassen, bis der Arzt mit einem starken Spruch: „Das alte Weib kommt" den Geprellten in die Flucht schlägt. Mit einer Entschuldigung gegenüber den anwesenden alten Weiblein schließt der spannende Schwank. 40 Minuten.

Tüchtiger Spielleiter nötig, da Pannier keine Regiehinweise gibt.

47. Der Teufel und das alte Weib. Von H. Sachs. Bearbeitet R. Herrmann. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

2 männl., 2 weibl. Spieler. — Das Spiel von dem Ehepaar, das nach zwanzigjähriger friedlicher Ehe, endlich durch eine vom Teufel engagierte Hexe gegeneinander aufgehetzt, sich tüchtig verbläut, dann aber zur Einsicht kommt. 1/2 Stunde.

48. Der gestohlene Schinken. Von H. Sachs. Bearbeitet von R. Herrmann. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung.

4 männl. Spieler. — Zwei Bauern rächen sich an dem geizigen Doll, der gern überall beim Wurstessen dabei ist, aber niemanden zu seinen Schlachtfesten einlädt. Sie stehlen ihm einen Schinken. Der Bestohlene ruft den Bader, der aber hilft ihm nicht den Dieb finden, sondern führt den Doll an der Nase herum, luchst ihm Geld ab und überzeugt den Geizkragen mittels der Hundedreck-Pille, daß er sein eigener Dieb sei. Schließlich versteht sich Doll aus Angst vor seiner ökonomisch veranlagten Frau noch dazu, 4 Taler Schweigegeld zu zahlen, die die wahren Missetäter vertrinken wollen. Dankbare Rollen. 1/2 Stunde.

49. Sankt Peters Urlaubsreis zur Erden. Von H. Sachs. Freie Übertragung von K. Schiller. Leipzig: Strauch.

Zwei Aufzüge. 4 männl. Spieler. — Vor dem Himmelstor. Auf Erden. (Die einfache Lösung der szenischen Frage gibt K. Schiller in der Regiebemerkung.) St. Peter bittet den Herrn um drei Tage Urlaub, da er vor seinem Tode von seinen Freunden nicht habe Abschied nehmen können. Er kommt dann zu seinen Vettern, die ein übergesegnetes Weinjahr übermütig gemacht hat, und mit Zechen und Schmausen, Tanz und Kegelspiel verschwelgt der alte Herr neun Tage. Mit schlechtem Gewissen und einem kleinen Katzenjammer kommt er zu Gott zurück. Da Gott sich nicht weiter verstimmt zeigt, berichtet Petrus fröhlich im Nachgefühl der genossenen Freuden von seiner Erdenfahrt. Petrus soll nächstes Jahr gleich einen Monat Urlaub kriegen, worauf sich der Schwelger jetzt schon freut. Der Herr aber beschließt, die Menschen, die ihres Schöpfers wenig dankbar gedenken, zu züchtigen und ihnen ein Mißjahr zu schicken. Als Petrus nach einem Jahr seinen Urlaub antritt, begegnet er nur trübsinnigen, verzweifelten Gesichtern, Not und Elend, leeren Kannen und Kammern. Da macht er sich schleunigst wieder heim und bittet Gott demütig um Barmherzigkeit für die Menschen. Doch der Herr will sie weiterhin hart anpacken, und beschämt nimmt Petrus seinen Rat an, in Zukunft im Paradies zu bleiben. Eines der schönsten Hans Sachs-Spiele voll schmunzelndem Humor und erzieherischem Ernst. Schillers Bearbeitung ist vorbildlich. 3/4 Stunde.

50. Der reiche Bauer und seine drei Söhne. Von H. Sachs. Bearbeitet von P. Matzdorf. Leipzig: Strauch.

4 männl. Spieler. — Thema: „Welcher Vater hat so dummen Mut / Und übergibt sein Hab und Gut / Den Kindern bei seinen Lebtagen / Den soll man mit dieser Keulen totschlagen." Der alte Vater läßt sich von seinen drei Söhnen bereden, den Besitz zu übergeben. Aber keiner hält sein Versprechen. Jeder behandelt den lästigen Vater schlecht, und sie beschließen, seinen Unterhalt bei fremden Leuten zu bezahlen. Als der Alte ihnen auf Rat der Nachbarn den Besitz eines Schatzes vortäuscht, den er dem Würdigsten nach seinem Tode vermachen will, sind die Söhne wie ausgewechselt und sie überbieten sich in Freundlichkeiten. Sind aber schließlich schön angeführt, da der Kasten bei der Öffnung Sand, Kiesel und eine eiserne Keule mit obigem Spruch enthält. Dankbare Rollen, spannende Handlung. 3/4 Stunde.

51. Lise und die Freier. Von E. Haacke. Leipzig: Strauch.

8 männl., 1 weibl. Spieler. — Lise, jung, hübsch, verliebt in sich, eitel und schnippisch dazu — das alles wird gestaltet! — wartet im Blumengarten auf die Freier. Nacheinander treten auf: ein Dichter, ein alter reicher Kaufherr, ein steifer, gelehrter Magister, ein kecker Landsknecht, ein schwerfälliger Bauer, ein rosiger Zuckerbäcker, ein Scherenschleifer. Alle werben und werden mehr oder minder freundlich und spöttisch abgewiesen. Da sieht das wählerische Mägdlein in ihren geliebten Spiegel und erkennt plötzlich, daß sie alt wird. Während sie weinend am Boden kauert, kommen die Freier wieder und umtanzen sie mit Hohngesang. Zuletzt kommt grob und breitspurig der Bettelmann und nimmt die Demütige. „Laß das Flennen! Marsch voran! Jetzt hebt bittre Lehrzeit an." Ein reizendes, duftiges und doch gehaltvolles Versspiel voll leichtsinniger, anmutiger Jugend und bitterm Lebensernst. Ein Märchen für Erwachsene. Szenisch wie sprachlich über dilettantischem Niveau. Ich möchte es den Vereinen ganz besonders empfehlen. Die Spieler müssen gut charakterisieren. Verse. ½ Stunde.

52. Der blöde Hans. Von E. Haacke. Leipzig: Strauch.

Ein Aufzug. 2 männl., 2 weibl. Spieler. Wiese. — Ein allerliebstes Versspiel. Hans liebt die Grete, aber er ist zu schwerfällig und als er endlich sich ein Herz faßt zum Geständnis, stockt er und druckst und schwatzt solchen Unsinn, daß die Grete eifersüchtig auf die Liese wird. Die Liebenden sind entschlossen sich für ewig zu trennen, aber schließlich klärt sich der Himmel wieder. Flottes Tempo, dankbare Rollen, humorvolle Situationen. Das anmutige Stücklein ist ein leichtzuspielender Schlager für die Vereinsbühne. Verse. ½ Stunde.

53. Die Altweibermühl. Von H. Schiller. Leipzig: Strauch.

Vier Aufzüge. 3 männl., 2 weibl. Spieler. Vor einem Bauernhaus. Vor einer Mühle. — Ein Schwank in der Weise Hans Sachsens, der selbst auftritt. Der alte Bauer Hans ist seiner alten Bärbel überdrüssig und gibt es ihr deutlich zu verstehen. Ihn gelüstet nach einer jungen Dirn. Vergeblich sucht ihn die gute Bärbel zur Vernunft zu bringen. Auch Hans Sachs hat mit Predigt und Spott keinen Erfolg. Da beschließt Sachs, durch eine List den alten Bock zu kurieren. Er weiß ihn zu bestimmen, die alte Bärbel in der Altweibermühl jung mahlen zu lassen. Des Müllers Lene wird ordentlich instruiert. Sie zieht als das jung gemahlene Bärbel mit Hans heim. Aber o weh, sie setzt dem alten Glatzkopf mit Schimpfen, Prügel, Spott und Arbeit so zu, daß der sogar in seiner Reu an den Strick denkt. Hans Sachs soll wieder helfen und die Junge soll wieder alt gemahlen werden. Beglückt und selig zieht Hans mit seiner Bärbel, die zwar keine hübsche Larve, aber ein gutes Herz hat, wieder heim. — Der Schwank ist in Sprache und Gehalt so echt sachsisch, daß auch der Anspruchsvolle seine helle Freude daran hat. Wieviel mehr erst das dörfliche Publikum! In Polen war „Die Altweibermühl" mit Recht ein begehrtes Stück. Verse. 1 Stunde.

54. Sankt Petrus wett' mit Beelzebub. Von H. Schiller. Leipzig: Strauch.

Ein Aufzug. 5 männl., 2 weibl. Spieler. Himmelsfenster über einem Baum oder Haus. — Ebenfalls ein prachtvoller Schwank voll Ernst und Humor in der Weise Hans Sachsens. Satan wettet mit dem gutmütigen, optimistischen Wettermacher Petrus, daß die Menschen undankbar seien. Er habe ja keine Ahnung von deren Eigennutz. Entrüstet weist Petrus den Satan zurück, wettet aber ein Dutzend Himmelssterne — Seelen wagt er nicht nach den früheren Erfahrungen — gegen 20 Landsknechtsseelen, die er einst an den Satan verloren. Und nun läßt er zuerst die pralle, wärmende Sonne scheinen, aber der Gärtner und der Pelzhändler lohnen es ihm mit Schimpfen und kränkender Grobheit. Der Satan triumphiert, doch Petrus wirft die Flinte noch nicht ins Korn und, aus dem Gespräch des Gärtners und Pelzhändlers die Lehre ziehend, läßt er regnen. O weh, da kommt er aber bei der Waschfrau böse an. Ergötzlich, wie die dem Petrus ihre Kirchenbesuche vorrechnet und in ihrer Wut sogar mit Handgreiflichkeiten droht. Petrus ist geknickt, der Satan reibt sich die Hände und heuchelt Mitleid mit dem armen Greis. Doch Petrus versucht noch einmal sein Glück, auf die Jugend seine Hoff-

nung setzend. Er hängt den Mond heraus, aber, aber! Der helle Mondschein ist den Liebenden im Wege. Die Dirn kann nicht ungesehen aus dem Haus, wo der Bauer auf der Lauer liegt, und der Bursche, der sich den ganzen Tag gemüht und auf den Abend gefreut, gerät in Wut, daß der Petrus, dieser Schrollen und Neidhals, ihm den Kram verdirbt. „Der Teufel hol' dein' Mondenschein / Und auch die Stern' noch hinterdrein." — Satan hat seine Wette gewonnen und empfängt von dem wehmütig und bitter lächelnden Petrus die Sternenkette. „Das Schwerste wohl von allen Sachen, / Ist, 's jedem Menschen recht zu machen." — Dieser prachtvolle Schwank bestätigt, was „Die Altweibermühl" verriet: In H. Schiller haben wir einen modernen Hans Sachs. Die beiden Stücke aufführen, heißt Spielern und Publikum gehaltvolle Kost vorsetzen. Das ist Brot und Wein. Jeder Bildungspfleger sollte sich energisch dafür verwenden. Verse. 3/4 Stunde.

55. Der Schneider im Himmel. Von H. Gramm. Leipzig: Strauch.

Drei Aufzüge. 7 männl. Spieler. Statisten. Schneiderwerkstatt. Vor der Himmelstür. Im Himmel. — Ergötzliche Dramatisierung von H. Sachsens Gedicht: „Der Schneider mit dem Panier". 1. Aufzug: Der Schneider führt gegenüber den Gesellen ein strenges Regiment, was ihn aber nicht hindert, seine Kunden um die Stoffreste zu betrügen. Als er schläft, kommt der Teufel mit einem sieben Ellen langen Panier aus den gestohlenen Stoffetzen und zwickt und zwackt den Meister, bis Gesellen und Priester den Satan vertreiben. Er gelobt, von nun an ehrlich zu bleiben. Das Panier soll ihm Warnung sein. 2. Aufzug: Der Schneider, voll Reu, daß er doch nicht ehrlich geblieben, steht frierend vor der Himmelstür. Der gutmütige Petrus läßt ihn ein, damit er sich am Ofen etwas aufwärme. 3. Aufzug: Der Schneider ist wieder aufgetaut. Besieht sich in Abwesenheit des Herrn Gottes Thron, setzt sich drauf und sieht, wie eine Frau auf Erden Wäsche stiehlt. Entrüstet wirft er Gottes Fußschemel nach ihr. Da kommt Gott zurück und entdeckt das Fehlen der Fußbank. Der ausgeflitzte Schneider wird geholt und bittet kläglich um Verzeihung für seine Überhebung. Gott verzeiht ihm. Petrus ermahnt die Zuschauer zu besserem Lebenswandel. — Leicht zu spielen. Dankbare Rollen. Humorvolle Situationen. Verse. 3/4 Stunde.

56. Der Wunderkrug und des Esels Schwanz. Von H. Lindau. Leipzig: Strauch.

Ein Aufzug. 5 männl., 2 weibl. Spieler. Vor einem Bauernhaus. — Ein rechtes Schelmenspiel, in dem der geldgierige, geizige Bauer Jobst von pfiffigen Wanderburschen hereingelegt und zur Vernunft gebracht wird, so daß er seine Tochter gern dem armen Knechtlein zur Frau gibt. Erst präsentiert sich das liederliche Kleeblatt, das ein Fäßlein Wein und gleich einen Krug dazu ohne Geld gekauft hat. Dann lernen wir den geizigen Bauern kennen. Seitdem Jobst von der Base 100 Gulden und eine schwarze Sau geerbt hat, ist er ganz vom Geldteufel besessen. Den armen Freier jagt er höhnisch davon. Die Szene haben die Spitzbuben belauscht und entwerfen ihren Plan, der dann in den folgenden Auftritten zur Ausführung kommt. Sie wissen nicht bloß die 100 Gulden gegen den Wunderkrug, der sich immer wieder füllt — der eine Spitzbube im Busch besorgt das —, dem Bauern abzulocken, sondern auch noch die schwarze, teufelsverdächtige Sau, die angeblich des Bischofs Esel bis auf den Schwanz, der sich im Stall noch findet, aufgefressen hat. Schließlich steckt der verachtete Freier dem Bauern ein Licht auf und Jobst, im Grunde heilsfroh, der Base Erbteil, eine Quelle des Unmuts, Unfriedens und Mißtrauens, los zu sein, will wieder der alte frohe Mensch werden. — Ein lehrreich, lustig Spiel, das den Dörflern überall viel Spaß gemacht hat. Prosa. 3/4 Stunde.

57. Das böse Weib. Von W. Wiesebach. Frankfurt: Bühnenvolksbund.

3 männl., 3 weibl. Spieler. Nachbarn. Zimmer. — Die Idee des Spiels stammt von H. Sachs („Der Teufel und das alte Weib"). Im übrigen ist der Schwank eine selbständige, und da die Hauptsachen nicht erzählt, sondern gespielt werden, wirksamere Gestaltung. Das alte Weib verhetzt, was dem Teufel in

30 Jahren nicht gelang, die Eheleute gegeneinander, indem sie einen beim andern der Untreue beschuldigt und die Regie so zu führen weiß, daß der Augenschein ihr Recht gibt. Schließlich nach der Katastrophe kommt durch den Pfarrer die beiderseitige Unschuld an den Tag. Für geübtere Spieler sehr empfehlenswert. Verse. 3/4 Stunde.

58. Der Bauer als Arzt. Von H. Lindau. Leipzig: Strauch.

Zwei Aufzüge. 8 männl., 4 weibl. Spieler. Vor dem Bauernhaus. Im Königsschloß. — Ein herzerquickender Märchenschwank. Der Bauer Steffen ist sehr zum Ärger seiner gebildeten Schwiegermutter wenig zärtlich zur jungen Frau, der er jeden Morgen zwei Backenstreiche, nicht zu derb und nicht zu lind, zur Mahnung und Warnung für den Tag schenkt. Vorbeugen ist sein Grundsatz. Die kluge Suse schickt sich darein, aber es kommt Gelegenheit, dem gestrengen Eheherrn eine heilsame Lektion zu erteilen. Vom Königshof kommen Hauptmann und Zeremonienmeister, zwei prachtvolle Charaktere, auf der Suche nach einem Arzt für die Prinzessin, die eine Fischgräte im Halse hat. Suse preist ihren Mann als Wunderdoktor, der nur den Fehler habe, daß er ohne Prügel nicht hilfsbereit wird. Der ahnungslose Bauer kommt dazu, sträubt sich natürlich, wird aber durch Ohrfeigen von seiner „Starrköpfigkeit“ geheilt und zieht an den Hof. Zunächst legt er eine Probe seiner Kunst ab, indem er auf Eulenspiegelart allerlei Kranke heilt. Die Prinzessin muß darüber so lachen, daß die Gräte herausfliegt. Die Suse eilt voll Sorge und Reue herbei, dem Bauern geht ein Licht auf und, reich beschenkt und von seiner ehelichen Grobheit kuriert, zieht er mit Suse heim. — Ein wirkungsvoller Schwank mit dankbaren Rollen und voll übermütiger Laune. Prosa. 3/4 Stunde.

Schematismus im deutschen Büchereiwesen.

Eine Buchbesprechung.

Von Dr. Franz Schriewer, Flensburg.

Dem aufmerksamen Beobachter und namentlich einem solchen, der die Bedingungen und treibenden Kräfte des deutschen Büchereiwesens genauer kennt, kann es nicht verborgen geblieben sein, daß die Entwicklung desselben sich in den letzten Jahren in Richtung einer Schematisierung befindet, die sich unter Umständen zu einer schweren Gefahr auswachsen kann. Diese Schematisierung droht von Leipzig her, weil eine dort allenfalls bodenständige, d. h. aus den besonderen Leipziger Großstadtverhältnissen und Arbeitsbedingungen entstandene Form der Bücherei mit allen Mitteln der Propaganda, auch mit solchen, die nicht immer einwandfrei zu nennen sind, überall hin verbreitet werden soll. Daß auf diese Weise nicht organisches Wachstum gefördert, sondern Organisation betrieben wird, kann dem tiefer blickenden Fachmann nicht länger entgehen.

Der Versuch, das Leipziger Denkschema auf ganz andere Verhältnisse anzuwenden, zeitigt mitunter sonderbare Früchte. Dafür diene als Schulbeispiel die von der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen in der Provinz Hannover veröffentlichte „Erste Auswahl aus dem Heimatschrifttum für die volkstümlichen Büchereien“. Obwohl das Heftchen nur 20 Seiten Umfang hat, ist eine gründlichere Betrachtung desselben geboten, weil nämlich schon in dem Mitteilungsblatt der Hannoverschen Beratungsstelle „Volksbücherei und Volksbildung in Niedersachsen“ zunehmende Bemühungen festzustellen waren, dem neuen Büchereigeist Eingang zu verschaffen, und man daher billigerweise bei Umsetzung desselben in die Praxis eine tüchtige Leistung erwarten durfte. Ferner ist dies aber auch der erste planmäßige Versuch einer Beratungsstelle, einen besprechenden Führer durch die Heimatliteratur zu schaffen. Welcher provinzielle Büchereileiter, dem das schwierige Problem der Heimatliteratur nur halbwegs aufgegangen ist, hat nicht schon nach einem solchen Führer verlangt! Umso offener muß aber angesichts des ersten Versuches die Kritik sein, damit, falls er gelungen, andere Arbeitsstellen auf das

Beispiel aufmerksam werden, falls er methodisch verfehlt ist, von ihnen richtigere Wege eingeschlagen werden können.

Betrachten wir zunächst die den Büchern beigefügten Besprechungen. Einige mögen hier folgen:

„Peßler, W., Der niedersächsische Kulturkreis, mit 8 Karten und 7 Tafeln. 70 S. Hannover. Niedersächs. Verl. G. m. b. H. M. 4,—.
Zusammenfassende wissenschaftlich begründete und volkstümlich gehaltene Darstellung der großen Zusammenhänge."

„Meyer, G. Fr., Unsere plattdeutsche Muttersprache. 172 S. Garding: Lühr & Dirks. M. 2,—.
Volkstümliche Darstellung ihres Werdens und Wesens."

„Bödewadt, J., Zwischen zwei Meeren. 25 Dichter der Nordmark. Ein niederdeutsches Dichterbuch. Mit 25 Bildniszeichnungen von K. Bauer. Westermann. Braunschweig. M. 7,50.
Proben aus den Werken niederdeutscher Dichter von Hebbel bis zur Gegenwart, trefflich eingeleitet, zusammengestellt und zu einer Einheit verbunden."

„Witt, Kl., Heimatliche Theaterabende. Ein Ratgeber für Liebhaberaufführungen in niederdeutschen Landen. Mit einem Verzeichnis guter plattdeutscher Theaterstücke. 16 S. Flensburg. A. Westphalen. Geh. M. 0,35.
Praktischer Helfer mit Verzeichnissen und Inhaltsangaben."

„Wisser, W., Plattdeutsche Volksmärchen. Ausgabe für Erwachsene. 325 S. Jena: Diederichs. (Die Märchen der Weltliteratur.) M. 4,—.
Diese Sammlung von 78 vorwiegend ostholsteinischen Märchen hat neben der Jugendausgabe „Wat Grotmoder vertellt" selbständige Bedeutung. Mit guter Einleitung und ausführlichen Worterklärungen (Plattdeutsch)."

„Kniest, Ph., Von der Wasserkante. Jugendausgabe, herausgegeben vom Hamburger Jugendschriftenausschuß. Berlin. Concordia-Verlag. M. 2,—.
Erzählungen von der Wasserkante und fremden Meeren."

„Stille, G., Ut'n Sietlann! Landdoktors Belewnisse. 186 S. Glückstadt, Hansen. M. 2,40.
Erlebnisse eines Landarztes im Lande Hadeln (Mundart)."

Was hier an Erläuterungen unter dem Titel steht, sind keine Besprechungen, vielleicht erheben sie auch nicht den Anspruch, es zu sein. Aber mit solchen „Aufhellungen" durch zum Teil nichtssagende Bemerkungen oder Anleihen beim Titel ist nichts gewonnen. Welcher Büchereileiter weiß jetzt, für welches Buch er sich bei seinem niedrigen Anschaffungsetat zuerst entscheiden muß und ob er etwa „Peßler: Der niedersächsische Kulturkreis" oder „Bödewadt: Zwischen zwei Meeren" in seine Bücherei einstellen darf? Es fehlt also der Auswahl das kritische Abwägen, das erst dem Büchereileiter brauchbare Hinweise für seine Anschaffungs- und Ausleihepolitik gibt.

Eine Reihe von Besprechungen trägt anderen Charakter, z. B.:

„Speckmann, D., Heidjers Heimkehr. Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide. 191 S. Illustriert. Berlin. Warneck. M. 3,50.
Der junge Heidjer, der als Maler in der Fremde keine Anerkennung gefunden hat, kehrt in die Heimat zurück und findet hier durch die Freundschaft mit dem alten Lehrer und die Liebe zur Pfarrerstochter sich und seine Kunst wieder. Mundartlich durchsetzt."

„Sarnetzki, H., Die Pfeiffer von Altensande. Roman. 368 S. Leipzig: Quelle & Meyer. M. 4,20.
Erbeingesessenes Bauerntum aus der Heide und Hamburger Kaufherrenstolz im Kampfe; Tochter und Sohn aus dem alten Heidegeschlecht der Pfeiffer treibt es in die Ferne, sie kehren nach mancherlei Leid in die Heimat zurück."

„Dräger, H., Geschichten aus Vierlanden. Braunschweig. Westermann. M. 2,—.
Frische und unterhaltsame, meist selbsterlebte Geschichten."

„Wriede, H., Der Mann im Sturm. Ein Roman von der Niederelbe. 251 S. Hamburg. Quickborn. M. 4,—.
Breit angelegtes und behaglich ausgesponnenes Lebensbild aus dem Finkenwärder Fischerleben. Stellenweise Dialekt. (Erklärungen angefügt.) Für gereifte Leser."

Wir sehen hier teils eine rein sachliche Inhaltsangabe, also noch keine Würdigung, teils aber nur Würdigung, wie z. B. bei Dräger. Mitunter findet sich auch wie bei Wriede ein rein büchereipädagogischer Hinweis.

Zusammenfassend muß man also doch wohl feststellen, daß sich der Verfasser ein klares Bild von dem, was er mit seinen Besprechungen wollte, nicht gemacht hat. Das ist eine ganz unmethodische Art. Wir kennen sie zur Genüge aus anderen Versuchen, die der Ausfluß der Leipziger Buchkartenrezepte sind. Dies hannoversche Verzeichnis ist weder ein kritisches Hilfsinstrument für den Büchereileiter, noch ein pädagogisches für die Ausleihe, welches man den Lesern in die Hand geben könnte. Dieser Zweck ist wohl auch nicht beabsichtigt gewesen, sonst hätte man nicht die einfachste Tatsache eines Leserkatalogs so außer Acht lassen können, wie es geschehen ist, die Tatsache nämlich, daß der Leser erst in richtig abgestuften Besprechungen die nötige Führung findet. Es ist doch nicht anzunehmen, daß diese Zusammenstellung der hannoverschen Heimatliteratur im Niveau so gleichförmig ist, daß die Abstufung der Besprechungen sich erübrigte. Da sind die älteren Katalogversuche, welche Wertungen durch Sterne anzudeuten versuchten, entschieden pädagogischer zu nennen.

Geradezu sonderbar mutet aber die Einteilung an: 1. Von Landschaften, Städten, Dörfern und Menschen. 2. Sprache, Lied, Tanz und Spiel. 3. Sagen und Märchen. 4. Seele und Schicksal. Wer es nicht weiß, kann unmöglich, ohne daß er das Verzeichnis zur Hand hat, auf die Vermutung kommen, daß im 4. Abschnitt diejenigen Bücher stehen, welche man in den schlechten alten Katalogen mitunter als „Schöne Literatur" bezeichnet findet. Er wird sich auch bei der Überschrift: „Von Landschaften, Städten, Dörfern und Menschen" nicht recht was denken können. Warum aber „Löns: Mein grünes Buch", „Schreckenbach: Wildefüer", „Fock: Hein Godenwind" u. a. sozusagen als geometrischen Ort „Seele und Schicksal" haben, ist nicht einzusehen. Die Formulierung mag zwar ganz hübsch klingen, hat einen schlagwortmäßigen Schwung, entbehrt der Anschaulichkeit und ist gefühlsunklar, was alles ja der heutigen Zeit entspricht, aber sie hat schon logisch begrifflich ihre Schwäche, und wenn man nun gar erst den sachlichen Inhalt dieser Abteilung betrachtet, so spürt man seine eigene Unzulänglichkeit dem neuen Geiste gegenüber.

Aber warum denn so merkwürdige Ausdrücke? Nun, man muß wissen, daß hier die neue Lehre von den Sachverzeichnissen wirkt, welche in Leipzig entwickelt wird. Solche zum Teil gesuchten Etiketten, die mit Leserpsychologie nichts mehr zu tun haben, sehen wir jetzt mehr und mehr auftauchen. Wer seine Freude daran hat, mag sich aus der Fachliteratur selber eine Blütenlese davon zusammenstellen. Schon in dem Verzeichnis der preußischen Nothilfe, welches doch auch den Büchereileiter beraten wollte, stieß man auf „Individuum und Schicksal" (übrigens auch auf „Disillusionistische Realisten und Naturalisten"). Damit sind wir bei dem Punkt angelangt, wo der Einzelfall ins Allgemeine führt, weil er nur ein Symptom ist.

Der Leipziger Grundgedanke für die Gestaltung der Sachverzeichnisse der volkstümlichen Büchereien, daß nämlich dabei nicht wissenschaftliche oder formale, sondern Prinzipien der Leserpsychologie bestimmend sein müßten, ist selbstverständlich gesund. Man hat dort aber, was wir auch an vielen anderen Dingen beobachten können, eine weitgehende, geradezu intellektualistische Gliederungs- und Formulierungssucht, die nur zu leicht statt der wissenschaftlichen eine zwar anders geartete, aber letzten Endes auch wieder atomisierende Systematik heraufzuführen droht. Ein ganz schwerwiegender Fehler liegt aber darin, daß sich eine Terminologie in das Sachverzeichnis der volkstümlichen Bücherei einzuschleichen sucht, die zum Teil ebenso unverständlich wirkt wie die wissenschaftliche. Mit so bläßlichen, nach Schlagwort und modern-„synthetischer" Abstraktion schmeckenden Bezeichnungen wie „Bücher des Lebens", „Individuum und Schicksal", „Seele und Schicksal" usw., ist der volkstümlichen Bücherei nicht gedient. Ihre Leser haben, zum größten Teil wenigstens, noch nicht eine verschwommene Geistigkeit, sondern leben in der Anschauung. Also muß das Sachverzeichnis möglichst konkrete Kapitelüberschriften haben. Darum nützt es nichts, wenn man künstlich in dem Seelenleben der Leser „Bezugspunkte" zum Aufleuchten zu bringen versucht und sie gleichzeitig durch dunkle Formulierungen verdeckt. Aber es würde zu weit führen, diese ganze Frage

hier noch länger zu erörtern. Es muß die Feststellung genügen, daß eine an und für sich richtige Erkenntnis über die Gestaltung der volkstümlichen Sachverzeichnisse verwirrt wird durch die moderne Sucht nach schönen, mit „Seele" gefüllten Benennungen. Die journalistische Geistigkeit unserer Tage sollten wir vom volkstümlichen Büchereiwesen sorglich fernhalten. Sie mag in der Großstadt und dort, wo eine jahrzehntelange, so eingestellte Büchereiarbeit die Leserschaft daran gewöhnt hat, am Platze sein. Aber es ist ein arges Versehen, solches in provinzielle Verhältnisse und aufs Land hinaustragen zu wollen.*)

In dem Falle unseres Verzeichnisses lag besonders wenig Veranlassung vor, diesen Geist zu beschwören, da es sich ja lediglich darum handelte, dem Büchereileiter Auskunft über einige Bücher zu geben. Man hätte also schon ruhig gewohnte Wendungen brauchen und auf die schöne Etikette verzichten sollen. Verständlichkeit, Schlichtheit und Einfachheit ist der oberste Grundsatz der Büchereiarbeit in kleinen Verhältnissen. Wer sich da mit Ideologie belastet und das „volksorganische Denken" abstreift, wird nur zu leicht in die Irre gehen.

Daß die Benennung „Seele und Schicksal" keine zufällige Entgleisung darstellt, sondern ein Symptom ist für eine falsche Auffassung, beweist die kurze Abhandlung des Herausgebers in der „Volksbücherei und Volksbildung in Niedersachsen" (Jahrgang 1925, Nr. 6 und 7) über den „Katalog der Volksbücherei". Gerade diese Abhandlung ist für denjenigen, welcher ländliche Büchereiarbeit aus der unmittelbarsten Anschauung und ständiger Arbeit kennt, ein schlagender Beweis dafür, daß die Leipziger Gliederung eines großstädtischen Büchereikataloges mit der Schere fürs Land zurechtgestutzt ist. Es wird dort eine Gliederung geboten, die „in erster Linie die im ganzen einfachen und übersehbaren Verhältnisse ländlicher Büchereien im Auge hat". Daß sie dem durchschnittlichen Inhalt dörflicher Büchereien nicht angepaßt ist, mag dahingestellt bleiben. Wenn aber dort eine Abteilung heißt „Gesundheit und Kraft", so findet es der Verfasser offenbar selber nötig, durch eine Klammer („Turnen und Sport") etwas mehr Farbe und Anschaulichkeit hineinzubringen. Auch eine Abteilung „Menschen und Mächte unserer Zeit" ist zwar ganz hübsch zu lesen, aber mehr Feuilleton-Stil als volkstümlich und beruht wohl auf der Vorstellung, daß man durch solche Formulierungen dem Bauern die Problematik der Gegenwart als „Bezugspunkt" im Herzen wachrufen könnte. Das wäre vorbeigedacht. Der Bauer ist Gott sei Dank noch weithin im Zustande der Naivität. Wenn man diese Abteilung aber benannt hätte „Romane und Geschichten aus der Gegenwart", so hätte er sich etwas denken können. Nun soll damit nicht gesagt sein, daß man die Abteilung so nennen müßte. Es kommt mehr darauf an, den Grundsatz zu betonen, daß die Benennungen klare Vorstellungen hervorrufen sollen. Und so dürften denn Abweichungen von einer einfachen, sachlichen Bezeichnung nur dann statthaft sein, wenn sie klar genug sind und eine suggestiv werbende Kraft entfalten. Was aber in der Stadt suggestiv sein mag (nach der neueren Büchereilehre könnte man auch sagen, „den Bezugspunkt anspricht"), ist es längst nicht immer auf dem Lande. „Helden und Taten aus vergangenen Zeiten" ist gut, aber „Menschen und Mächte" ist falsch. Eine andere Frage, wie es einem praktisch geht, wenn man die Schöne Literatur nach diesem neuen Gliederungsprinzip aufteilen will, mag hier unerörtert bleiben. Wer es schon einmal versucht hat, kennt die Schwierigkeiten und weiß, daß viele Bücher nur mit Ach und Krach unterzubringen sind.

Bleiben wir also beim Thema. Wir sehen, wie sich ein gewisses schöngeistig-literarisches Element, das in der Großstadt seine Berechtigung haben mag, in die noch naiven Verhältnisse der kleinen Bücherei einzuschleichen versucht. Da heißt es aufpassen. So dürfen wir diesem Beispiel aus der hannoverschen Beratungspraxis dankbar sein, daß es Gelegenheit gibt, davor nachdrücklich zu warnen. Wenn diese „Erste Auswahl" und das erwähnte Schema auch nicht von Leipzig unmittelbar übernommen ist, so ist es doch aus dem dort herrschenden

---

*) Daher ist es auch eine glatte Unmöglichkeit, wenn man, wie der Verfasser des „Führers" es in dem unten erwähnten Aufsatz der Volksbildung in Niedersachsen tut, die schon mehr als großstädtischen „Bücher des Lebens" empfiehlt. Sie sind allenfalls zu gebrauchen, um Praktikantinnen daran zu erläutern, wie man es nicht machen darf.

Geiste gemacht. Die Leipziger großstädtische Bücherei hätte also alle Ursache, wenn es sich um provinzielle Verhältnisse handelt, mit bescheidener Zurückhaltung aufzutreten und sich zu hüten, als Muster gelten zu wollen. Gerade die Art aber, wie man sich in Leipzig die Organisation des deutschen Büchereiwesens denkt, daß man nämlich an den Beratungsorten zunächst einmal eine Modellbücherei nach Leipziger Muster einzurichten habe und an Hand dieses Musters die kleinen Büchereien beraten müsse, kann unter Umständen dazu führen, die eigengesetzlichen Probleme eines bodenständigen ländlichen Büchereiwesens zu verkennen, so daß sie nur noch als bloße verkleinerte Formprobleme großstädtischer Büchereien gedacht werden. Dies ist ja auch für das Buch Walter Hofmanns, die „Praxis der volkstümlichen Bücherei", kennzeichnend. Gerade hier ist die kleine Bücherei lediglich als Formproblem gesehen, losgelöst von ihren innersten, soziologischen und historischen Bedingtheiten.

In einem Punkt verdient das hannoversche Verzeichnis unbedingt Zustimmung. Es hat sich nämlich nicht sklavisch dem Prinzip der Werthaftigkeit verschrieben, sondern übt hier eine Praxis, welche auch wir andern, die wir die Leipziger Zentralstelle als Norm ablehnen, zum großen Teil beobachten. Und es zeigt sich hier wieder einmal, daß das, was die Richtungen trennt, gegenwärtig nicht so sehr im Kitschproblem als in anderen Dingen liegt. Angesichts dieses Verzeichnisses möchte man fast sagen, daß es uns ja in der Praxis verbindet. Denn nicht wahr, „Löns: Dahinten in der Heide", „Westkirch: Im Teufelsmoor", „Lobsien: Der Halligpastor" u. a. mehr, die sich zum Teil der genauen Kenntnis entziehen, weil sie Heimatliteratur im engeren Sinne sind, dürften nach dem Maßstab der „Echtheit" nicht aufgeführt werden? Wenn aber der Maßstab der Echtheit doch diese Bücher gestattet, ja, wozu dann die Trennung? Dann sollte man auf die üblichen Schlagworte und auf die allmählich anrüchig gewordene Kampfesweise wirklich verzichten. — Die Selbständigkeit des Verzeichnisses in dem Punkte der mittelwertigen Literatur ist erfreulich und gestattet die Hoffnung, daß die Einigung im deutschen Büchereiwesen doch noch einmal möglich sein wird, allerdings solange nicht, als Leipzig in Schwarz-Weiß-Manier und Geschichtsklitterung Propaganda in eigener Sache betreibt.

Die Stadtbücherei Solingen.

Von Dr. Georg Kemp.

Unter den namhaften Städten des rheinisch-westfälischen Industriegebiets hat sich Solingen fast als letzte zur Errichtung einer öffentlichen Bücherei entschlossen. Ein volles Menschenalter erst, nachdem Städte wie Düsseldorf, Essen, Elberfeld, Hagen, Duisburg, hinter denen die altberühmte Klingenstadt Solingen an Ansehen und wirtschaftlicher Weltgeltung nicht hätte zurückzustehen brauchen, längst ihrer kulturpolitischen Verpflichtung auf dem Gebiet des Büchereiwesens gerecht geworden waren, ist auch in Solingen die Wichtigkeit dieser kommunalen Aufgabe erkannt worden. Was vorher an Ansätzen vorhanden war, beschränkte sich auf Spezialbüchereien industrieller und gewerblicher Art, die zwar öffentlich zugänglich waren, aber in keiner Weise als „öffentliche Bücherei" im Sinne umfassender Bildungsarbeit angesprochen werden konnten. Dem Lesebedürfnis weiterer Volkskreise suchten eine Reihe von Vereinsbüchereien zu dienen, die aus privaten Mitteln unterhalten wurden und in ihrer Tätigkeit entsprechend beschränkt waren. Immerhin gaben sie der Stadtverwaltung lange Jahre hindurch Veranlassung, die etwa seit Mitte der neunziger Jahre regelmäßig ergehenden Anfragen des Düsseldorfer Regierungspräsidenten nach dem Stande des örtlichen Büchereiwesens dahin zu beantworten, daß dafür durch diese Vereinsbüchereien hinreichend gesorgt sei. Ein darüber hinausreichendes Vorgehen der Stadt wurde nicht für erforderlich gehalten. Auch die von dem Landrat Geheimrat Lucas betriebene unermüdliche Werbearbeit für das volkstümliche Büchereiwesen, die innerhalb des Landkreises Solingen bei einer ganzen Reihe von Gemeinden zu schönen Erfolgen geführt hatte, fand in Solingen selbst keinen Widerhall.

Erst die Nachkriegszeit machte dieser auf die Dauer unmöglichen Zurückhaltung gegenüber einer der wichtigsten kommunalen Bildungsaufgaben ein Ende. Freilich ging der Entschluß zur Schaffung einer städtischen Bücherei weniger aus der zielbewußten Erkenntnis für die Notwendigkeit kulturpolitischer Arbeit während einer Zeit schwerster nationaler Not als aus einer durch die Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse entstandenen Zufälligkeit hervor. Die „Solinger Lesegesellschaft", die bei der fortschreitenden Geldentwertung ihre Tätigkeit nicht mehr ausreichend fortsetzen konnte, überwies der Stadt im Jahre 1924 ihren etwa 4000 Bände zählenden Bücherbestand mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er zur Grundlage einer Stadtbücherei dienen solle. Damit war ein Anfang gegeben, den weiter zu entwickeln nun Sache der Stadtverwaltung war. Allerdings erfuhr der zunächst nur in geringem Umfang aufgegriffene Plan erst sehr allmählich die für eine Mittelstadt von mehr als 50 000 Einwohnern mit einem ausgedehnten Hinterland angemessene Erweiterung. Der Errichtung einer voll entwickelten und nach modernen Grundsätzen ausgestalteten Einheitsbücherei standen öffentliche und versteckte Widerstände genug entgegen. Man wies hin auf den Ernst der wirtschaftlichen Lage, der gerade auch in Solingen weitgehende neue Pläne nicht gestatte. Es bedurfte der ganzen tätigen Energie des Schuldezernenten Beigeordneten Dr. Vollmar, um das Projekt aus der Enge eines kleinstädtischen und durch alle Erfahrungen eines ganzen Menschenalters längst als unzulängliche Behelfsmäßigkeit erkannten Zwergbetriebes zur Höhe einer neuzeitlichen und in vollem Umfang leistungsfähigen Bildungsanstalt zu führen. Aus dem Plan einer nebenamtlich geleiteten, mit einer einzigen fachlich geschulten bibliothekarischen Hilfskraft versehenen Bücherei wurde eine ihrer öffentlichen Bestimmung wirklich entsprechende Stadtbücherei unter hauptamtlicher Fachleitung, mit einem zunächst ausreichenden Personal, leistungsfähigem Bücherbestand und einem, weitere Lebensfähigkeit verbürgenden Etat. Die bei der Errichtung der Stadtbücherei aufgetretenen Widerstände wirkten sich mit besonderer Schärfe noch bis zur Aufstellung des ersten Haushaltsplanes aus. Als Beleg für die auf rein wirtschaftlichen Erwägungen beruhende Auffassung, die einflußreiche bürgerliche Kreise der einzigen zu selbständiger Arbeit berufenen städtischen Bildungsanstalt entgegenbrachten, verdient es festgehalten zu werden, daß ohne Befragen des Büchereileiters die Forderung geltend gemacht wurde, die für die Einrichtungsarbeiten zugestandenen zwei Hilfskräfte nach der Aufnahme des Betriebs „einzusparen", wozu ein willkommener Anlaß obendrein in der Einrichtung einer Praktikantenstelle und der damit gewonnenen billigen Arbeitskraft erblickt wurde. Erfreulicherweise ließ die Verwaltung sich auf eine derartige Personalpolitik, die jede praktische und ideelle Arbeit der Bücherei in Frage gestellt hätte, nicht ein, wie sie auch Versuchen, die Bücherei zur Versorgungsanstalt zu machen, mit Entschiedenheit entgegengetreten war. Daß eine bestimmte Presse jede zeitgemäße Ausgestaltung des Büchereigedankens, wie er in dem Ausbau des Gebäudes, den Personalanforderungen, der Zusammensetzung des Bücherbestandes sich als unumgänglich zeigte, unter einseitigster Einstellung auf wirtschaftliche Interessen und schließlich mit demagogischer Unterstellung kommunistischer Tendenzen bekämpfte und dabei von Stimmen aus dem Publikum unterstützt wurde, die gelegentlich die öffentliche Bücherei von heute durch die Wärmehalle aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ersetzt wissen wollten, zeugt für die zähen Widerstände, gegen die in mühseliger Arbeit Schritt für Schritt an Boden gewonnen werden mußte.

Als Heim wurde für die neue Bücherei das Gebäude der früheren Hilfsschule gewählt, das nach umfangreichem Umbau vorläufig hinreichenden Raum für einen Lesesaal mit 65 Plätzen, den Ausleihraum mit anschließendem Büchermagazin, das Amtszimmer des Büchereileiters und Dienstwohnungen für diesen und den Hausmeister bot. Die Ausstattung der Räumlichkeiten geschah in würdiger, wenn auch keineswegs prunkvoller Weise, sodaß sich wohl sagen läßt, daß innerhalb der heute gezogenen Grenzen hier Vorbildliches geleistet worden ist. Zu bedauern ist lediglich das Fehlen besonderer Arbeits- und Katalogräume, für die in späterer Zeit durch Freimachen einer weiteren im Hause befindlichen Wohnung Sorge getragen werden muß.

Der Bücherbestand wurde nach Ausscheiden aller veralteten und unverwendbaren Bücher der Lesegesellschaft durch Neukäufe — Schenkungen erfolgten

so gut wie garnicht — auf 10 000 Bände gebracht, von denen 1/3 der unterhaltenden, 2/3 der wissenschaftlichen Abteilung angehörten. Für die Auswahl und Zusammensetzung war der Charakter der Bücherei als einer allen Schichten der Bevölkerung mit einer einheitlichen Bildungsaufgabe dienenden Anstalt maßgebend. Besonders zu berücksichtigen war der Umstand, daß die Bücherei bei ihrer Arbeit auf die Unterstützung anderer Bildungsanstalten, die für jede Stadt von der Größe und wirtschaftlichen Bedeutung Solingens sonst selbstverständlich sind, nicht rechnen kann.

Der Betrieb vollzieht sich nach dem Prinzip des Buchkarten-Präsenzapparates, der unter ziemlich enger systematischer Gliederung angelegt ist. An Katalogen stehen bisher der alphabetische und der Standortskatalog, sowie maschinenschriftliche Bandverzeichnisse einzelner Abteilungen für den Gebrauch des Publikums zur Verfügung. Ein Schlagwortkatalog ist als nächste Arbeit in Aussicht genommen.

Nach einer nebenamtlich versehenen Vorbereitung erfolgte im Sommer 1925 die Anstellung eines hauptamtlichen Leiters, sodaß von da ab die Einrichtungsarbeiten, einstweilen allerdings nur in zwei Zimmern des Rathauses, in Gang gebracht werden konnten. Leider ging der Umbau des Gebäudes so langsam vor sich und ergaben sich durch die angedeuteten Widerstände solche Hemmungen, daß es nur mit äußerster Mühe und unter Zurückstellung mancher dringenden Erfordernisse möglich wurde, die Bücherei noch während des Etatsjahres 1925/26 der Öffentlichkeit zu übergeben. Die Eröffnung konnte am 27. Januar 1926 erfolgen. Sie ging in feierlicher, durch die Lage der Stadt Solingen im damals noch besetzten Gebiet gebotener Weise vor sich. Die Regierung war durch den Vizepräsidenten Koßmann des Düsseldorfer Regierungsbezirks und den dortigen Referenten Regierungsrat Hecker vertreten. Der Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung und der Ministerialreferent Ober-Regierungsrat Dr. v. Erdberg, die zur Eröffnung geladen waren, sahen sich aus dienstlichen Gründen leider verhindert, an der Feier teilzunehmen. Aus Fachkreisen wohnten die Leiter der städtischen Büchereien in Düsseldorf, Essen, Köln, Elberfeld sowie der Kruppschen Bücherhalle der Eröffnung bei. Von der Stadtverwaltung wurde den Teilnehmern eine mit Ansichten der Bücherei ausgestattete Festschrift*) überreicht.

Der Betrieb setzte sofort energisch ein und widerlegte die von einzelnen Seiten gehegte Skepsis, ob die Büchereigründung einem wirklichen Bedürfnis in der Einwohnerschaft entspräche, auf das schlagendste. Die alte Erfahrung, daß auf kulturpolitischem Gebiet dauernde und tiefgehende Erfolge nur bei einer auf das Höchstmaß angespannten Leistung zu erwarten sind, bestätigte sich auch hier durchaus.

Aufgabe und Bestimmung der neuen Bücherei gelangt zum Ausdruck in der Inschrift, die die im Vorraum zum Lesesaal angebrachte Tafel trägt: „Die Stadt Solingen errichtete im Jahre 1925/26 diese Bücherei zum Gedächtnis der Befreiung von feindlicher Besatzung als ein Wahrzeichen neuen deutschen Aufstiegs aus dem Geiste der Bildung."

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Upton Sinclair.

Vor wenigen Jahren schrieb ein deutscher Dichter und zwar einer von den besten, ehrlichsten und einfachsten: „Aber wir gehen gerne unter, wir sterben gerne, wir wehren uns nicht." (Hermann Hesse im „Klingsor".) Das steht wie ein Motto über dem, was die meisten Dichter der zivilisierten Erde heute schreiben. Dem gegenüber sei mit Upton Sinclair hier einer der wenigen Geister aufgerufen, die aus soziologischen Gründen diesem Motto fremd geblieben sind. Auch Sinclair frei-

*) Einige für den Bildungspfleger besonders wertvolle Stellen aus der Festschrift findet der Leser unter den „Lesefrüchten" dieses Heftes.

lich hatte einen langen Weg zur Wirklichkeit zurückzulegen. Er war arm und voller Mitleid für alle Not; aber ein Wust von Überkommenem, Angelesenem erhielt ihn lange in transzendentem Suchen nach seinem Bücherideal. Der schreiende Gegensatz zur Wirklichkeit zwang endlich zur Revision, zu neuem Anfang, eigenem Suchen. Immer klarer und klarer enthüllte sich ihm die Lage der Gesellschaft, die Aufgabe des Proletariats und seine eigenen kämpferischen Ziele. Aber man wandelt nicht ungestraft eigene Wege. Zwischen seinem 20. und 28. Lebensjahr wäre Sinclair, wie er selbst angibt, beinahe verhungert. Das wurde mit einem Schlag anders nach der Veröffentlichung seines „Sumpfes", des großen Romans aus den Chicagoer Schlachthäusern, im Jahr 1906.

Die Unveränderlichkeit seiner Haltung nach diesem Welterfolg beweist am besten, daß bei ihm Werk und Leben eins sind; daß eines nicht ohne das andere denkbar und verständlich ist. Schon der ganz junge Sinclair wußte, daß sein Genie ihm nur gegeben war, um im Dienste der Menschheit verzehrt zu werden. Für ihn hieß Dichter sein nicht eine Gelegenheit, Geld zu machen, sondern eine Berufung und Verpflichtung. Er wußte, daß er die Idee, für die er mit der Feder focht, nur wirklich förderte, wenn er auch in ihr und nach ihr lebte. Darum begann er nun nicht, mit seinem berühmten Namen alljährlich ein neues Buch auf den Markt zu werfen, das, um zu „gehen", immer wieder über ein anderes Problemchen unterhalten und schwatzen muß. Die Bresche, die der „Sumpf" geschlagen hatte, versuchte er durch einheitliches und allseitiges Verfolgen seiner Ideen zu verbreitern. Die Einkünfte des „Sumpf" dienten zur Errichtung einer sozialistischen Siedlung, die alsbald den Flammen zum Opfer fallen sollte. Mit der größten Furchtlosigkeit warf sich Sinclair in den politischen und sozialen Kampf. Er versuchte, Alltagsfragen kultureller Art zu klären, brachte Prozesse in Gang, führte die Anti-Kriegspropaganda, organisierte Streiks, beriet Tausende. Und als ihn der Papiertrust nach Kriegsende durch Boykott am Druck des „Sündenlohnes" (Anklage gegen das Zeitungswesen) zu verhindern suchte, druckte er dieses Buch auf Fließ- und Packpapier.

Der flüchtigen Betrachtung zeigt sich an Sinclairs Werk nur die große kritische Tat, der Mut des Mannes, der der Welt endlich gezeigt hat, wie das gottesfürchtige und demokratische Amerika in Wahrheit aussieht. Ob Sinclair die Scheußlichkeiten der Fleischhäuser brandmarkt, ob er Schriftstellerehre und deutsche Kultur verteidigt, ob er vom Spiritismus, vom Luxus, von Lohnverhältnissen, Einwanderern und Arbeitslosen spricht, immer ist es die Lage der Gesellschaft, ihre Bewegung und Richtung, ihr Sein und ihre Zukunft, die er zu umschreiben versucht. Der gesellschaftliche Zustand ist zur Diskussion gestellt.

Das haben nun schon viele getan, und die ersten Romane Sinclairs zeigen, daß dieses Bestreben allein trotz der großen Leidenschaft und Treffsicherheit, mit der es sich damals betätigte, aus Sinclair keinen Künstler gemacht hätte. Es mögen wohl erst die langen Erfahrungen des Kämpfers, den Tausende umjubelten, den Hunderte bespieen, haßten, den aus unbeholfenen Briefen einfache Herzen zitternd anriefen, den der wilde Wind der sozialen Schlacht umpfiff, jene große, künstlerische Liebe zum Menschen schlechthin erweckt haben. Hier mögen jenes große Lächeln, jene unbeirrbare Wahrhaftigkeit, jene klare, warme Art des Sehens emporgewachsen sein, die aus Sinclair wirklich einen Dichter machen. So gelang es ihm, unsern Unbekannten, solange unter vielen Masken verlorenen Bruder, den Massenmenschen, zu finden, jenen Unbekannten, Namenlosen, Uninteressanten, der nur noch Zahl ist, in die Stadt gesperrt, jeglichen landschaftlichen Ornamentes beraubt. Und er lehrte uns sein Ameisenleben, das nur scheinbar so sinnlos ist, lieben, lehrte uns die Schönheit jener simplen Freuden und Schmerzen mehr achten als die seelischen Labyrinthe und Sumpfpfade, die man im alten Europa für so wesentlich hält.

So wurde er eins mit dem tosenden Geschehen seiner Zeit und seines Landes, dessen Jugend und Not, Kriegserlebnis und innerer Bankrott, Fieber und Schwung in ihm weiterleben.

Etwas spezifisch Amerikanisches befremdet uns anfangs an ihm. Es dauert eine zeitlang, bis wir uns überzeugt haben, daß jenes harte Nebeneinander von kindlicher Gläubigkeit und überlegener Ironie echt sind, bis wir uns erinnern, daß

er diese Eigenart mit der großen Reihe angelsächsischer Satiriker von Shakespeare und Swift bis zu Shaw und Chesterton teilt. Und doch wird Sinclairs dichterische Position gerade dadurch gehalten, daß sich zu seinem tiefen Entsetzen über die Nöte des Menschen und zu seinem fast zu rosigen Glauben an die guten Kräfte dieses selben Wesens eine Fülle burlesker und satirischer Einfälle, eine überlegene Kunst des Dialogs gesellen.

Sinclair liebt es nicht, neue und vielverschlungene Fabeln zu erfinden. Immer beschreibt er ein Stück Weg, eine „Bekehrung" (gleichviel wozu), immer liegen Anfang und Ende in verschiedenem Niveau; seine Helden entwickeln sich fast nach einem Schema. Die Romane sind die Geschichte der erwachenden Einsicht, Kritik. Es ist ein erstaunlicher Idealismus, wenn ein solcher Kenner des Menschentiers jedesmal Verzweiflung und Skepsis dem Sieg des Lebens unterordnet. Aber hier liegt auch die Schwäche Sinclairs. Hier geht doch die Entdämonisierung, Schematisierung des Menschen manchmal zu weit. Das gleiche gilt vom Stil, dessen Einfachheit zuweilen in Banalität, wie wir sie vom amerikanischen Film her gewöhnt sind, umschlägt. Er ist wie alle modernen amerikanischen Schriftsteller präzis, knapp, fast gewollt schlicht. Trotzdem sollte man sich nicht über die Kraft dieser Schreibweise täuschen, die an den praktischen Aufgaben des Journalismus geschult ist und sehr schnell einen Kontakt mit dem Leser herzustellen vermag.

Man hat Sinclair sehr oft mit Zola verglichen. Der Vergleich hat manches für sich, wenn man das Stück wirtschaftlicher und geistiger Entwicklung, das zwischen beiden liegt, genügend in Betracht zieht. Seit Zola hat sich die gesellschaftliche Krise gewaltig verschärft. Die Lager haben sich auch begrifflich viel schärfer geschieden. Wenn Zola bei aller Unerbittlichkeit, mit der er die müßige Bourgeoisie geißelte, im Spekulanten Jaccard (im „Geld") noch bewundernd eine Naturkraft sehen konnte, wenn ihn überhaupt noch die Eigentümlichkeiten, Zufälligkeiten am Menschen, in denen er Faktoren von ausschlaggebender Bedeutung sah, reizten, wenn Zola noch auf richtunggebendes, schöpferisches Wirken der Intellektuellen hoffen durfte, so hat die Zeit bei Sinclair mit allen diesen Illusionen aufgeräumt. Während Zola sich über die Zukunft der Gesellschaft teils vollkommen unklar blieb, teils utopischen Gedankengängen nachhing, hat Sinclair bestimmte Ziele im Auge.

Mit der gleichen Furchtlosigkeit traten aber beide jedem Unrecht öffentlich gegenüber, der gleiche glühende Glaube an die Menschen beseelte sie, gab ihnen die Kraft, um der Zukunft willen Gegenwart, auch banalste, häßlichste Gegenwart, scheinbar unfaßbares Chaos zu gestalten. Und diese Grundeinstellung, die ihnen die Verachtung der Satten eintrug, wird ihnen Liebe und Verbreitung sichern, solange Menschen versuchen, ihr Leben in der Literatur zu finden ohne Symbole und Abstraktion.

Aber nicht die oben gezeichneten Schwächen haben es dahin gebracht, daß einer der führenden Epiker Amerikas in seiner Heimat von den Zeitungen grundsätzlich totgeschwiegen, von den Buchhandlungen boykottiert, von nur wenigen Büchereien eingestellt wurde. Sein unverzeihliches Vergehen besteht darin, daß er es wagt, in seinen Büchern Forderungen gutzuheißen, die ungefähr denen der (europäischen) Sozialdemokratie entsprechen; die Menschen seiner Bücher erhoffen in einer sozialen Demokratie ein Ende ihrer Not, ja sie wagen ihr Leben für diese Hoffnungen.

Wie soll sich nun der Bibliothekar zu diesem offenkundigen Fall von Tendenzdichtung stellen? Vor allem scheint mir auch hier das Wort gültig zu sein, das Rosa Luxemburg in ihrer Einleitung zu Korolenkos „Geschichte meines Zeitgenossen" im Hinblick auf Tolstoi und Dostojewski gesagt hat: „Beim wahren Künstler ist das Rezept, das er empfiehlt, Nebensache; die Quelle seiner Kunst, ihr belebender Geist, nicht das Ziel, das er sich steckt, ist das Ausschlaggebende." Und so wollen auch diese einleitenden Bemerkungen vor allem zu den Quellen von Sinclairs Kunst führen, deren belebenden Geist vergegenständlichen. Es scheint mir beweisbar zu sein, daß Sinclair, trotzdem auch er teilweise „Tendenz" schreibt, sich in seiner bildungspfleglichen Bedeutung grundsätzlich von jenen fragwürdigen Tendenzschriftstellern wie Dinter, Herzog, Zapp unterscheidet: seine Kunst wird getragen von dem sittlichen Idealismus einer aufstrebenden Klasse. Sinclair

ist ganz offenkundig Exponent eines tastenden Kulturwillens der breiten Massen. Und durch die Rückwirkungen dieses Kulturwillens scheint ein Problem der Volksbildung in ein neues Licht gerückt: das der Schund- und Kitschbekämpfung. Die „guten" Bücher sind meist so fern der Sphäre des Arbeiters, daß sie ihm keinen Maßstab für das „Lebenswahre", Organische eines Buches geben. So wird das Meiden von Kitsch bei ihm meist mehr ein Akt der Gewöhnung als der Überzeugung sein. Die besten Wirkungen auf seine Urteilsbildung dürfen wir aber wohl von Büchern erhoffen, die aus seinen Reihen stammen und die er durchaus zu beurteilen vermag.

Wenden wir uns in der Einzelbesprechung nun zuerst denjenigen Büchern Sinclairs zu, die in dieser Allen verständlichen Sprache reden.

„Der Sumpf" ist die Geschichte einer Sippe lettischer Einwanderer, die in den Schlachthöfen Chicagos bis auf den Mann Jurgis untergeht. Zur körperlichen Zerstörung durch Überarbeit, ungesunde Arbeitsverhältnisse, Schmutz, Wohnungsschwindel, Polizeimißhandlung, Kinderausbeutung, Prostitution gesellt sich die seelische Zerrüttung der patriarchalisch gläubigen Bauern. Jurgis findet nach langem Irren und Sinken im Sumpf endlich in der Arbeiterbewegung Hoffnung und Ausweg. Von allen Sinclairschen Büchern ist dies das zugänglichste, am meisten durch die Sinne erfaßte, am reichsten mit Einzelheiten, Ornamenten ausgestattete. Sinclair freilich, der gegen die Ausnutzung der Arbeitskraft protestieren wollte, konstatierte betrübt, daß er dem Publikum „statt ans Herz an den Magen gegriffen hatte".

Darum bringt er in „Sam, der Suchende" das gleiche Thema mit ganz ähnlichen Episoden (der Held und der Milliardärssohn, der Held als Einbrecher etc.), aber von allem Zufälligen (Fleischverderbnis etc.) gereinigt. Sam, der gläubige Farmerssohn, von Bodenspekulanten um sein Erbe betrogen, kommt in die Stadt, sucht nach Arbeit, nach Gerechtigkeit. Er kommt dabei an viele falsche Adressen. Die letzte ist ein wohlmeinender, aber charakterschwacher Geistlicher. Dann ist Sam geheilt. — Die Gestalt Sams erinnert an die Aljoscha Karamasoffs. Sie hat mit jener die große, etwas unwahrscheinliche Sanftmut und Gläubigkeit und darum die hymnische Schönheit der Seele gemeinsam.

Bei aller Wahrung des Guten und Ehrlichen hat Sinclair dann alle Unwahrscheinlichkeiten bei „Jimmi Higgins" vermieden. Jimmi Higgins ist ein kleiner Monteur, unschön und unbedeutend. Aber Jimmi ist begeistert und anspruchslos. Darum sitzt er nicht am Vorstandstisch, aber „er ist in allen Komitees, wo es harte Arbeit gibt". Der Krieg wird für ihn zum Fegefeuer. Er vermochte Prügeln, Arbeitslosigkeit, Gefängnis zu trotzen, aber der Suggestion des „Kampfes um die Demokratie" unterliegt der Arme. Nicht auf den Schlachtfeldern Frankreichs, erst in den Interventionsarmeen in Rußland erwacht der Sozialist in ihm wieder. Er sühnt den Abfall: Unter den Foltern der Militärjustiz wird er eher wahnsinnig, als daß er die Kameraden verrät.

Das Buch gibt sehr humorvolle Schilderungen des ganzen bunten Völkergemisches von Deutschen, Tschechen, Juden, Engländern mit ihren nationalen Eigentümlichkeiten. Es ist unentbehrlich zum Verständnis der amerikanischen Kriegspsychose. Sein Wert erschöpft sich aber darin nicht. Es ist vor allen Dingen das erste Dokument jener neuen Massenethik der Solidarität, ein würdiges Denkmal des unbekannten Soldaten.

„100%" ist „auch ein Denkmal"; der Held ist ebenfalls ein einfacher Mensch, aber seine Arbeitsscheu und ein verhängnisvoller Zufall lassen ihn zum Spitzel werden. Und aus dem kleinen, zitternden Lumpen wird eine fette, brutale Bestie, ein 100prozentiger Amerikaner, ein Herr über viele. Auf dieses „Heldenleben" ist das unglaubliche Martyrium der amerikanischen Kriegsgegner und Sozialisten während und nach dem Kriege projiziert. Das Buch ist außerordentlich spannend, ohne daß es ihm deshalb an Sachlichkeit und psychologischer Eindringlichkeit fehlte.

„König Kohle". Der Student und Grubenbesitzerssohn, der anonym als Arbeiter ins Grubenrevier kommt, erlebt dort merkwürdige Dinge. Er trifft ein versprengtes Heer, das sich unter der Fahne einer neuen Ethik zum Marsch sammelt. („Millionen und Abermillionen dieser Ameisen wandern in langen Reihen. Gelangen sie an einen Graben, so fallen die ersten hinein, und die folgenden fallen auf die ersten, bis die den Graben ausfüllen und die übrigen

hinüberkönnen. Wir sind alle Ameisen.") Seine bisherige soziologische Einstellung wird völlig verändert. Streik und Grubenkatastrophe machen ihn zum Führer der Rebellion und Begründer der Gewerkschaft. Nur für kurze Zeit können ihn die Reize einer Braut noch einmal an das Alte fesseln.

Trotz des begeisterten Vorworts von Georg Brandes steht das Buch literarisch nicht auf der Höhe der vorhergehenden. Das hängt mit einer inneren Unklarheit zusammen. Aber weil das Buch einmal eine richtige „Liebesgeschichte" hat und reich an Sensation ist, ist es sehr beliebt. Der eigentliche Wert liegt hier in der trefflichen Zeichnung der mannigfaltig gemischten Individuen und Nationalitäten.

Damit ist die Zahl der Werke Sinclairs erschöpft, die für alle Büchereien mit einer (wenigstens teilweise) sozial „bewegten" Leserschaft in Betracht kommen.

Schon „Die Wechsler", ein spannender, schwach verschleierter Bericht des großen Morgan-Krachs von 1907, spielt ganz in höheren Sphären und eignet sich, wie die folgenden Werke, nur für größere Büchereien. Der Inhalt ist folgender: Der greise Dan Waterman, Haupt eines Konzerns, organisiert eine Scheinkonkurrenz, beteiligt seine gefährlichsten Gegner daran, um sie desto sicherer zu vernichten und den Rest der Produktion zu erobern. Den wahren Sachverhalt lernt nur der junge Rechtsanwalt Reggie Man kennen, der eine zeitlang wider Willen Watermans Strohmann war und dessen Jugendfreundin als Streitobjekt die Rache des Alten zu dem dämonischen Ausmaß dieses Massenbankrotts entfesselt. Den Zeitungen ist Waterman der Retter der Produktion. Den Vergleich mit Zolas „Geld" erträgt dieses Jugendwerk nicht. Es steht literarisch (nicht sachlich) mehr auf dem Niveau von Kellermanns „Tunnel".

Eine Sonderstellung in Sinclairs Werk nimmt „Der Liebe Pilgerfahrt" ein. Der träumerische Stil, der selbstquälerische Ton hebt diese Geschichte von Thyrsis und Corydon in die Nähe des „Hyperion".

Thyrsis ist ein einsamer Enthusiast, ein Dichter. Für Corydon ist er der Erlöser aus der Enge des Alltags. Aber in dem furchtbaren Hungerdasein, zu dem der Dichter, der seine Kunst nicht prostituieren will, verurteilt ist, wird ihm ihre Liebe zur schwersten Kette. Diese Leiden sind kein Zufall, nichts, was nur in zwei empfindsamen Menschen vorgeht. Sie sind eingespannt in eine grandiose Skizze der Gesellschaft, des Lebens.

In der Frage der Ehe bringt das Buch keine Lösung. Sein großer Reichtum macht es etwas schwer lesbar, aber zu einem Erlebnis für alle jungen Menschen, die sich um Gegenwartsprobleme bemühen.

Die Gruppe der satirischen Schriften setzt natürlich eine gewisse intellektuelle Einstellung des Lesers voraus.

Das gelungenste Stück ist „Die Hölle", ein Drama, so voll von romantischer Ironie, daß es wohl lange auf seinen Regisseur wird warten müssen. Die Teufel betrachten ihre letzte Erfindung, den Weltkrieg, im Film. Tote Rebellen entfachen inzwischen eine Revolution in der Hölle. Derartiges weigern sich die Schauspieler weiter aufzuführen. Im entstehenden Chaos hat der wahre Teufel, die Dummheit, das Schlußwort.

„Man nennt mich Zimmermann". Christus kommt 1920 wieder auf die Welt. Sofort stürzt sich die Filmindustrie auf den rätselhaften „Herrn Zimmermann", der einen prächtigen Christusdarsteller abgäbe, wenn er nur wollte. Er aber zieht es vor, einen kurzen, heißen, aber erfolglosen Kampf um Wahrheit und soziale Gerechtigkeit zu führen. Sein biblischer Leidensweg wiederholt sich in modernen Formen. Die Geschichte, die sich zum Schluß als der Fiebertraum eines jungen Mannes aus guter Familie darstellt, ist psychologisch virtuos durchgeführt und voll glänzender, satirischer Einfälle.

Daß zuviel Einfälle allerdings die Form sprengen und so diese Werke nicht zu der Höhe eines „Jimmi Higgins" gelangen lassen, das zeigt in verstärktem Maß „Nach der Sündflut".

Eine Weltkatastrophe läßt nur acht Menschen, ein buntes Gemisch von Milliardären und Lakaien am Leben. Im kleinen vollzieht sich an ihnen noch einmal unter abenteuerlichen Kämpfen in den verödeten Großstädten die ganze Geschichte der menschlichen Gesellschaft.

Daß Sinclairs Bücher einem starken künstlerischen Impuls entspringen, doch für ihn der Roman durchaus nicht die einzige Form der Äußerung ist, beweisen seine zahlreichen soziologischen Abhandlungen.

„Buch des Lebens“, dreibändig gegliedert in Buch des Geistes, Buch des Körpers und Buch der Liebe, Buch der Gesellschaft, will den tausenden von brieflichen Fragen, die jährlich an den Dichter gelangen, Antwort geben. Das weitausgreifende Buch (auch Psychoanalyse und Okkultismus werden darin behandelt) ist ehrlich bemüht, alle Probleme zu erfassen und gerecht zu beurteilen. Systematisch wertvoll ist, daß die Dinge möglichst in ihrer Relativität, in Entwicklung und Zusammenhang betrachtet werden. Das Buch des Geistes, trotz Optimismus nicht flach, ist der gelungenste, anregendste Teil. Buch des Körpers und Buch der Gesellschaft können in ihrer Subjektivität (besonders ersteres) den Unbelesenen zur Oberflächlichkeit verleiten. Aber bei der guten Grundidee wird man auch sie der Vollständigkeit halber nicht entbehren können.

„Sündenlohn“ (Presse)
„Rekruten“ (Volksschule)
„Parademarsch (Hochschule)
sind ein Sündenregister der amerikanischen Presse, Schule und Universität, Dokumentensammlung der empörendsten Korruption und Abhängigkeit. Leider sind die Belegstücke zu ausschließlich auf amerikanische Verhältnisse zugeschnitten, um zur gesellschaftskritischen Betrachtung ähnlicher Mißstände in der übrigen Welt unmittelbar anzuleiten.

Die Dramen „Prinz Hagen“, „Die Maschine“ und der Roman „Metropolis“ verdanken ihre Übersetzung lediglich der deutschen Neigung, vollständig zu sein. Als unreife Jugendwerke erscheinen sie für Volksbüchereien durchaus entbehrlich.

Der Malikverlag hat das Verdienst, sämtliche in deutscher Sprache erschienenen Werke Sinclairs — außer dem „Sündenlohn“, der im Verlag „Neuer Geist“ erschienen ist — in guter Übersetzung und buchkünstlerisch origineller Form herausgebracht zu haben. E. H. Ackerknecht (Freiburg i. Br.)

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Faut, Adolf: Romantik oder Reformation? Eine Wertung der religiösen Kräfte der Gegenwart. Gotha: Leop. Klotz 1925. VIII, 176 S. Geb. 4,—.

Der Verfasser versucht das Berechtigte und das Bedenkliche in den geistigen Strömungen der Gegenwart herauszustellen. Den Spiritismus, den Bahaismus, die Theosophie, die Anthroposophie, die Bewegungen im heutigen Katholizismus und Protestantismus, die Jugendorganisationen und den Sozialismus mit ihren religiösen Einschlägen und verwandte Richtungen kennzeichnet er in ihren Hauptzügen. In all diesen Gegenwartsströmungen findet er allzuviel Romantik, die überwunden werden müsse. Doch glaubt er auch im Katholizismus, im Protestantismus und selbst in den östlichen Religionsbekenntnissen Kräfte am Werke zu sehen, die aus den Tiefen der Wirklichkeit stammend im besten Sinne reformatorisch seien und die durch Zurückdrängung der Verstandeskultur und des Subjektivismus wieder zu einer großen lebendigen Gemeinschaftsreligion — oder richtiger zu Gemeinschaftsreligionen — führen könnten. Daß Weltanschauungswertungen dieser Art, auch die bestgemeinten, die doch immer eine bestimmte Persönlichkeitsprägung behalten, nicht auf allgemeinen Beifall rechnen können, darüber wird freilich auch der Verfasser von vornherein nicht im Unklaren gewesen sein.
G. Kohfeldt (Rostock).

Jahrbuch der Charakterologie. Hrsg. von Emil Utitz. Jahrgang 2 und 3. (Mit 28 Tafeln und einem Faks.) Berlin: Pan-Verlag Rolf Heise 1926. 482 S.

Der neue Jahrgang des Utitzschen Jahrbuches der Charakterologie ist als Doppelband erschienen. Er enthält nicht weniger als 15 Abhandlungen und Aufsätze. Darunter ist wieder als gewichtigster Beitrag die philosophiegeschichtlich und psychologisch grundlegende Untersuchung von Ludwig Klages über „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" zu nennen, die er in diesem Bande zu Ende führt. Dem Leser, der die erste Hälfte gründlich studiert hat, wird die Lesung des zweiten Teiles erheblich leichter fallen, weil er zunächst „Anwendungen und Ergebnisse" der dort herausgearbeiteten grundsätzlichen Feststellungen bringt und sich in einer „abschließenden Kritik" zu einer Höhe tragischer Betrachtung erhebt, in die er den Leser durch die Gewalt der Darstellung mitzureißen versteht.

Von den allgemein methodischen Aufsätzen ist der wichtigste der des Psychiaters Hans Prinzhorn. Er prüft in seinem ungemein sicher und klar argumentierenden Aufsatz „Wege zur Charakterkunde" die Vorfragen dieser Wissenschaft: Woraus entspringen überhaupt die Antriebe zu charakterologischen Forschungen im engeren Sinne? Was für Menschen fühlen sich gedrungen, Charakterologie zu treiben, und was für Begabungen bringen sie mit? Welche Forschungswege und -methoden bieten sich? Es ist bedeutsam, daß seine Beantwortung dieser Fragen gipfelt in eine Kennzeichnung der Bedeutung der Klagesschen Philosophie für die gesamte Charakterkunde. — Unter der Überschrift „Charakter und Erlebnis" beschäftigt sich geistreich und anregend, wenn auch nicht durchweg sehr tief dringend, Richard Müller-Freienfels mit dem wichtigen Fragenkomplex, der in dem Wort „Erlebnis" angedeutet ist. Er versucht, unter häufiger Anwendung auf Goethe, verschiedene Arten des Erlebnisses herauszupräparieren. — Beachtenswert ist die methodische Sorgfalt, mit der Karl Birnbaum in seinem Aufsatz über „Das Persönlichkeitsproblem in der Psychiatrie", im Gegensatz zu der alten Auffassung, daß die Persönlichkeit medizinisch betrachtet eine Angelegenheit der Hirnphysiologie sei, zeigt, „welch zusammengesetzter Komplex zerebraler, vegetativ-nervöser und innersekretorischer Organe und Funktionen es ist, der den somatischen Träger der Persönlichkeit darstellt".

Unter den Beiträgen, die Beobachtungsmaterial zur Charakterkunde darbieten und theoretisch auswerten, sind drei besonders wichtig: Die Studie, die der Tübinger Psychiater Robert Gaupp unter dem Titel „Vom dichterischen Schaffen eines Geisteskranken" dem Massenmörder Wagner aus Degerloch widmet und in der er zeigt, wie „eine seelische Erkrankung die geistige Produktion eines Menschen ins Gebiet der Dichtkunst hinlenken und Inhalt wie Form dieser Dichtung maßgebend bestimmen kann". Die Abhandlung von Oskar Kraus über den bekannten Theologen, Bachforscher und Arzt Albert Schweitzer — also keinen klinischen Fall, sondern einen lebenden von gesunder seelischer Konstitution —, den er als Beitrag „Zur Charakterologie der ethischen Persönlichkeit und der philosophischen Mystik" zu erweisen sucht, indem er die in Schweitzers Büchern enthaltenen philosophischen Grundgedanken und seine freiwillige ärztliche Missionstätigkeit in Zentral-Afrika in ihrer charakterologischen Verbundenheit darstellt, nicht ohne manche neue (briefliche) Äußerung von Schweitzer über sich selbst mitzuteilen. Die fast ein Drittel des gesamten Bandes umfassende Untersuchung des Kriminalisten Robert Heindl über das Thema „Der Berufsverbrecher", in der er als Bekämpfer der Besserungstheorie und der Vergeltungstheorie und als Anhänger der Verwahrungstheorie darauf abzielt, gerade am Berufsverbrecher, dessen verschiedene Arten er zunächst in äußerst anregender und charakterologisch fruchtbarer Weise schildert und dessen zahlenmäßige Stärke und Schädlichkeit er eingehend untersucht, die Sicherheitsverwahrung als das eigentlich zweckmäßige Strafverfahren zu erweisen.

Auch dieser Band verdient also wieder, in alle größeren Büchereien eingestellt zu werden. E. Ackerknecht.

Kolbenheyer, E. G.: Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart. München: Langen 1925. XXIII, 501 S. Brosch. 7,50, Lw. 10,—.

Daß Kolbenheyer nicht nur Dichter, sondern auch Denker ist, ist keinem Leser seiner Werke verborgen, aber auch die, die ihn kennen, werden erstaunt sein über die Sicherheit, mit der der Meister plastisch gesättigter Darstellung abstrakte Gedankengänge handhabt und über die Entschiedenheit, mit der er eine eigene, vielleicht einseitige, aber auch außerordentlich einheitliche Metaphysik vorlegt. Kolbenheyer lehnt eine Metaphysik im alten Sinne ab. Das Absolute ist nur eine „Überfolgerung einer Orientierungsform". Möglich bleibt nur die Erklärung der Tatsache des metaphysischen Triebes selbst durch eine „Denkdynamik auf biologischer Grundlage". Kolbenheyer erweitert das Anwendungsgebiet der Biologie von der Natur auf die Geschichte oder wie er sagt, eine volksbiologische: „Die politische und kulturelle Geschichte eines Volkes ist in die Naturgeschichte seiner Anpassung eingeschlossen." „Logik und Praktik einer Zeit sind nichts anderes als abgekürzte Verkehrsbehelfe innerhalb einer überindividuellen Lebensfunktion." Die Wirtschaft ist „eine der biologischen Anpassungsformen des überindividuellen völkischen Organismus und des internationalen Systems". In dieser Erweiterung zur Volks- und Menschheitsbiologie ist die biologische oder, wie der Verfasser auch sagt, naturalistische Betrachtungsweise **die** Metaphysik und neben ihr gibt es keine andere. Überall gibt es nur das „Plasma" und die „Anpassung". Natur, Menschenleben und Geschichte müssen aus diesen beiden Begriffen erklärt werden. Besonders eingehend behandelt der Verfasser die Entstehung des Bewußtseins, das auch nur eine Anpassungsform des Plasma ist und zwar eine Anpassungsform, die notwendig wird, wo die „Brutpflege" als „erste Form aktiver Anpassung des Menschenlebens" sich herausbildet. Immer aber bleibt das Bewußtsein eine „Hilfsfunktion des Lebens", eine Anpassungsform unter anderen und das Einzelwesen, sein Träger ist nur „ein ephemerer Funktionskomplex". Nach der Überzeugung des Verfassers „wird eine Menschheit, die das Bewußtsein als ordnende Hilfsfunktion des überindividuellen plasmatischen Anpassungslebens betrachtet, den erbarmungslosen Nötigungen einer Anpassungskrise gefaßter gegenüberstehen als eine Menschheit, die im Ich des Einzelwesens einen natürlichen Selbstzweck erblickt". Auch die „Gattung ist eine biologische Individuationsform des lebendigen Plasma und als solche ein metaphysischer Begriff", und es versteht sich von selbst, daß auch Moral, Religion, Philosophie und Kunst biologische Erscheinungen sind, z. B. ist „gut", was die spezifische Selbstbehauptung einer Individuationsform begünstigt und „böse" das Umgekehrte. Eine zweite Frage, die der Verfasser besonders ausführlich behandelt, ist die Frage von Liebe und Ehe. Die Formen der Ehe sind auch Anpassungsformen und zwar ist die Monogamie die „am weitesten differenzierte Form, die der polytypen Individuationsform". „Das zu verkennen oder zu verleugnen, ist Torheit." „Erst mit Ehe und Elternleben tritt für das polytype Menschentum die reaktive und funktionelle Ausgewogenheit des primär alimentären und des generativen Systems ein." Auf die „Brutpflege" folgt die Periode der „sekundären Alimentation". „Alle Orientierungsfunktionen bis zu den abstrakt schöpferischen der Technik, der Wissenschaft, Philosophie und Kunst sind überindividuelle Funktionen. Und sie alle müssen als alimentär auf sekundärer Stufe erkannt werden, denn sie schaffen — und geschähe dies in noch so subtilen Wirkungen — die dem weitdifferenzierten Menschenplasma lebensnotwendige Erleichterung der Alimentation, indem sie die überindividuellen Funktionskomplexe bewirken und ermöglichen, die der funktionellen Entlastung und dem Schutze des Individuum bei der Anpassungsreaktion dienen." Es versteht sich von selbst, daß das Individuum vergänglich ist, und der Verfasser hat den Mut, auch in dieser Beziehung die letzte Konsequenz nicht nur zu ziehen, sondern auch offen auszusprechen. Das Individuum muß sich damit trösten, daß das Plasmaleben der Erde unerschöpflich ist.

Es muß der Fachkritik überlassen werden, die biologischen Tatsachen, auf die sich der Verfasser stützt, und die philosophischen Konsequenzen, die er daraus zieht, kritisch zu würdigen. Unter allen Umständen haben wir in dem Buche ein Werk aus einem Guß, das schon durch die Entschlossenheit seiner Stellungnahme

die höchste Beachtung verdient. Leicht zu lesen ist es allerdings nicht, es erfordert philosophische und biologische Vorkenntnisse und die Fähigkeit, abstrakten, mit einer fremden Terminologie durchsetzten, Gedankengängen längere Zeit zu folgen; aber in vielen schönen und eindrucksvollen Prägungen verrät sich auch in dieser Schreibweise immer wieder der große Schriftsteller.

K. Hartmann (Stettin).

Henry, Viktor: Das Bildungsproblem. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. XII, 259 S. Geb. 7,—.

Henry versucht zu erweisen, daß das Bildungsproblem „im Mittelpunkt der philosophischen Fragen" stehe, daß also die Pädagogik „Mittelpunkt der Philosophie" und „einzige absolute Wissenschaft" sei. Aufbauend auf der Voraussetzung, daß das menschliche Leben in polaren Spannungen verlaufe und vor allem in der Spannung von Natur und Wert, untersucht er die logische, psychologische, erkenntnistheoretische, ethische und metaphysische Seite des Bildungsproblems. Die Grundlage des Buches ist vorherrschend die Philosophie Sprangers, mit dessen Ergebnissen der Verfasser meist übereinstimmt. Schließlich soll das Buch aber eine Vereinigung der Sprangerschen Strukturphilosophie und der Rickertschen Wertphilosophie sein. Es kann nicht gesagt werden, daß diese Synthese hinreichend einleuchtend gemacht ist, wie dem Buch überhaupt die letzte Klarheit fehlt.

R. Joerden (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Meinecke, Friedrich: Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. München-Berlin: Oldenburg 1924. 545 S. Brosch. 10,—, Lw. 13,—.

Der Berliner Historiker hat schon lange als feinsinniger Erforscher und Darsteller geistesgeschichtlicher Entwicklungen einen über den Kreis der engeren Fachwissenschaft bekannten Namen. Die hier behandelten Probleme sind ihm nach seinen Worten aus seiner Arbeit an „Weltbürgertum und Nationalstaat" erwachsen. Doch hatte er dort nur einen Stoff aus etwa zwei Jahrhunderten deutscher Geschichte zu verarbeiten, so sind in dem vorliegenden Werk die Grenzen weiter gesteckt, denn er unternimmt es hier, „den Zusammenstoß der Idee der Staatsräson mit den Weltanschauungen und geistigen Denkweisen und die Wirkung dieses Zusammenstoßes durch die Jahrhunderte der neueren Geschichte zu verfolgen". Nach einer Einleitung über das „Wesen der Staatsräson" (definiert als das Bewegungsgesetz des Staates"), in der er die zu behandelnden Probleme, nämlich die Beziehungen der Politik zur Moral, zur Geschichtsauffassung und die Beobachtung der Wandlungen der Staatskunst kennzeichnet, gibt er eine Darstellung der Staatslehre von einigen bedeutenden und für ihre Zeit charakteristischen Persönlichkeiten, Politikern, Staatsrechtslehrern und -philosophen wie Historikern, und somit eine Entwicklungsgeschichte der Idee der Staatsräson. So werden Machiavelli und seine Gegner, Boccalini, Campanella, Grotius, Hobbes, Spinoza, Pufendorf, Friedrich der Große, Hegel, Fichte, Ranke und Treitschke nach ihrer Stellung zu den angeführten Problemen und ihrem Einfluß auf deren Wandlungen eingehend untersucht. In dem zusammenfassenden Schlußkapitel zeigt M., wie in der Gegenwart der Macht- und Lebenswille der Staaten nicht mehr, wie früher, als ein vor allem doch gestaltendes Prinzip, sondern wie eine Übertreibung der Staatsräson als zerstörende Idee wirkt. Nur in der Wiederbelebung des europäischen Gemeingeistes sieht er eine Rettung. — Für uns kommt das Werk in erster Linie nicht als wissenschaftliche Leistung in Frage, sondern weil ein hohes Verantwortungsgefühl, eine in einem Lebenswerk erarbeitete und begründete Staats- und Weltanschauung unmittelbar daraus spricht. Für Leser, die diesen geistreichen, in einer lebendigen Sprache vorgetragenen historischen und philosophischen Untersuchungen folgen können, bedeutet das Werk ein Gewinn. Große Büchereien werden es daher einstellen.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Paul, Johannes: Nordische Geschichte. (Jedermanns Bücherei.) Breslau: F. Hirt 1925. 125 S. Hlw. 3,—.

Im Rahmen der bekannten Sammlung gibt der Greifswalder Dozent einen kurzen Überblick über den Verlauf der nordischen Geschichte. Ausgehend von dem überragenden Anteil, den die skandinavischen Stämme der Goten, Vandalen, Burgunder und Langobarden an dem Verlauf des uns bekannten Abschnittes der Völkerwanderung haben, führt er dann die Züge der Wikinger vor, die nicht nur als Seeräuber, sondern als staatsbildendes Element im Mittelalter, z. B. in Sizilien und England, eine wesentliche Rolle spielen. Es folgt dann die Geschichte der drei nordischen Reiche, die sich, trotz zeitweiliger äußerer Verbindung (wie in der Kalmarer Union oder der Personalunion Schweden-Norwegen) durchaus ihre eigene Entwicklung und ihre Selbständigkeit bewahrt haben, da die politischen Interessen nach der geographischen Lage zu verschieden sind. So läßt Paul am Schlusse der Darstellung, die bis in die Gegenwart führt, auch den „Neuskandinavismus" nur für das kulturelle Gebiet gelten. — Obgleich auf einem beschränkten Raum ein großer Stoff zu verarbeiten war, ist die Darstellung recht lesbar geschrieben. Eine Zeittafel, Register und ein Literaturverzeichnis sind beigefügt; zahlreiche Abbildungen im Anhang veranschaulichen den Text. Da aus dieser nordischen Geschichte auch manche neuen Gesichtspunkte besonders für die ältere deutsche Geschichte zu entnehmen sind und sie eine gute Einführung in die politische Entwicklung der nordischen Brudervölker gibt, werden schon manche mittleren Büchereien auf dafür interessierte Leser rechnen können.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Baumberger, Otto: Pestalozzi-Stätten. 20 Originallithographien. Mit Begleitwort von Hans Stettbacher. Zürich und Leipzig: Rotapfel-Verlag 1926. 8,—.

Die vorliegende Veröffentlichung bringt in anziehenden Original-Lithographien — nach einem sozusagen einleitenden Bild der wenig bekannten Maske, die vom alten Pestalozzi noch zu seinen Lebzeiten abgenommen wurde — alle wichtigen Schauplätze des Lebens und Wirkens von Heinrich Pestalozzi. Das Geleitwort von Stettbacher gibt dazu historische Erläuterungen und bildet so eine klare Übersicht über die Hauptstationen dieses heldischen Lebensweges sonderlichster Art. Aber sie ist bei aller Lebendigkeit und Wärme so summarisch, daß sie nur denen genügen wird, die schon eine zusammenhängende Anschauung davon mitbringen, also in erster Linie den Lesern von Wilhelm Schäfers „Lebenstag eines Menschenfreundes". Ihnen werden Bilder und Text hochwillkommen sein. Zum Stil der Ansichten ist noch zu sagen, daß er solche Betrachter, die auf Expressionismus eingeschworen sind, nicht befriedigen wird. Er ist altmodisch, ohne in einen flauen Akademismus zu verfallen. — Für größere Volksbüchereien.

E. Ackerknecht.

Sabatini, Rafael: Das Leben Cäsar Borgias. Aus dem Englischen übers. von Nina Knoblich. Mit 17 Bild. Stuttgart: Hoffmann 1925. XVI, 410 S. Lw. 8,—.

Das vorliegende Werk kann als Gegenstück zu der im gleichen Verlag erschienenen Untersuchung Portigliottis (vgl. B. u. B. IV, 247) gewertet werden. Wie z. B. auch L. v. Pastor, geht Sabatini von der Ansicht aus, daß die Borgia nur als „Produkt ihrer Zeit" beurteilt werden können, und er will daher „eine Nachprüfung der maßlosen Angriffe gegen das Haus Borgia" vornehmen. Er stützt sich in seinem Urteil über Cäsar Borgia in erster Linie auf Machiavelli, dessen politisches Ideal Cäsar verkörpert. Mit eingehender Benutzung der Quellen schildert Sabatini im ersten Teil die Herkunft der spanischen Familie und den Aufstieg Rodrigos zum Kardinal und Papst, um in den drei folgenden Büchern nicht nur eine fesselnde Darstellung des Lebens, der politischen und kriegerischen Abenteuer Cäsars zu geben, sondern mit kritischer Abwägung der Glaubwürdigkeit der Berichte und oft nicht ohne heftige Ausfälle gegen namhafte Historiker

wie Gregorovius eine Art Ehrenrettung des vielgeschmähten und -umstrittenen Renaissance-Helden zu erreichen. Er geht zu diesem Zwecke zuweilen mit fast zu großem Eifer vor, doch ergibt sein Charakter- und Zeitgemälde ein recht glaubwürdiges Bild, da seine Schlußfolgerungen, über deren Haltbarkeit die wissenschaftliche Fachkritik zu entscheiden hat, recht wahrscheinlich klingen. — Das temperamentvoll geschriebene Buch ist trotz der Einzelheiten und Polemiken recht fesselnd und wird in größeren Büchereien als Ergänzung allgemeiner Schriften über die Renaissance eingestellt werden können. M. Thilo (Stolp).

Benz, Carl: Lebensfahrt eines deutschen Erfinders. Leipzig: Koehler & Amelang 1925. 151 S. Lw. 8,—.

Den Lebenserinnerungen des deutschen Großindustriellen Heinrich Ehrhardt (vgl. B. u. B. 1924, S. 106) sind unlängst die Erinnerungen eines anderen Bahnbrechers auf technischem Gebiet gefolgt, der mit jenem unter anderm den Aufstieg aus den kleinsten Verhältnissen und Anfängen gemeinsam hat: des Automobilerfinders und -fabrikanten Carl Benz.

Zurückblickend von der einsamen Höhe seines 60. Geburtstages (am 26. November 1924) erzählt Benz in schlichten, warmen Worten die Geschichte seines Lebens und seiner Erfindungen: von der uralten Schmiede seiner Vorfahren im Schwarzwalddörfchen Pfaffenrot, vom Vater, der als einer der ersten Lokomotivführer Badens durch eine im Dienst zugezogene Lungenentzündung früh dahingerafft wird, von der sorgsamen Mutter, von den Schuljahren und ersten technischen Basteleien. Dann kommt das technische Studium und die eigene Werkstatt, in der er unverdrossen an seiner Idee einer „schienenlosen Lokomotive" schafft. Der Ausbau des Zweitakt-Gasmotors gibt die Grundlage. Dann steht im Jahre 1884/85 das erste, wenn auch noch primitive, so doch brauchbare Automobil da. Im Prinzip ist die Aufgabe gelöst. Doch die Verständnislosigkeit der Zeit und insbesondere die des eigenen Volkes machen die folgenden Jahre des Ausbaus und der wirtschaftlichen Auswertung der Erfindung nicht minder schwer. Der feste Glaube an ihre Zukunft und ihren Kulturwert überwinden im Verein mit zäher Arbeit alle Schwierigkeiten, bis um die Jahrhundertwende der stetige Aufstieg beginnt.

Der fast karge Bericht seines persönlichen Lebens verbindet sich mit dem Entwicklungsgang seiner Erfindung; klar und sachlich, auch für den mitdenkenden Laien verständlich, skizziert Benz an Hand zahlreicher Abbildungen und Zeichnungen dessen einzelne Stufen.

Nichts Außerordentliches birgt dieser „Lebenslauf eines deutschen Erfinders". Aber er birgt ein langes Leben voller Mühe und Arbeit und reicher Frucht, voll weitblickender Ideen und zäher Beharrlichkeit; das Leben einer grundehrlichen, treuherzigen, bescheidenen und kerndeutschen Persönlichkeit, und somit doch etwas sehr Seltenes. Hinzukommt, daß Benz zu jenen Ingenieuren gehört, denen der technische Fortschritt nicht Selbstzweck, sondern auch ein Weg zur Förderung der Kultur ist. — So legt man das — literarisch unbedeutende — Buch nicht ohne ein Gefühl innerer Befriedigung aus der Hand. Schon für die reifere Jugend möchte ich es warm empfehlen. B. Sauer (Stettin).

Horstmann, G.: Erinnerungen aus verlorenem Land. Bordesholm: Nordischer Heimatverlag H. H. Nölke. 270 S.

Der Verfasser ist geboren auf der nordfriesischen Insel Röm. Dort verlebte er auch seine Kindheit, bis er im Jahre 1891 nach Hadersleben in das Gymnasium kam. Später lernte er als Pastor in verschiedenen nordschleswigschen Gemeinden Land und Leute gründlich kennen. Seine Erinnerungen gehören zu den wärmsten und lebendigsten Schilderungen nordschleswigschen Volkstums und atmen eine so freie Menschlichkeit, daß sie auch dem Gegner gerecht werden. So wird das Buch, obwohl durchaus volkstümlich und persönlich, ein wichtiges Zeugnis zur Geschichte der Nordmark, das weite Verbreitung verdient, da es die Erkenntnis und den Gedanken des deutschen Volkstums fördert. Fernerstehende werden namentlich davon überrascht sein, in wie eigenartiger Weise religiöse und

nationale Erweckung in Nordschleswig Hand in Hand gingen. Wer den Grundtvigianismus kennen lernen will, kann es vortrefflich an dieser Schilderung, die niemals lehrhaft trocken ist, sondern in Stimmungsbildern etwas spüren läßt „von dem Erdgeruch eines guten und starken Landes und von dem Brausen des großen und ewig jungen Meeres". Auch wer nicht mit grenzpolitischen Interessen an das Buch herantritt, wird manche religiöse Werte aus ihm schöpfen können, besonders wenn er kirchliches Empfinden hat.

F. Schriewer (Flensburg).

Saitschick, Robert: Genie und Charakter. (Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Schopenhauer, Wagner.) 2. verm. u. verb. Aufl. Darmstadt: Ernst Hofmann & Co. 1926. VIII, 360 S. 6,50.

Der Verfasser bekennt sich in der Hauptsache noch zu den Auffassungen seiner ersten Auflage im Jahre 1900. Weder das schwerfällige Stoffwissen, noch das leichtfließende Geistreichsein, erklärt er, sei seine Sache. Stilles, kraftvolles Gesammeltsein sei besonders unserer Zeit wieder nötig. Aus einer solchen geistigen Haltung heraus sind auch die sechs Charakterstudien Saitschicks entstanden. Der Leser wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß der Verfasser sich tief in die Seins- und Denkart seiner Helden eingelebt hat, und er wird das Buch mit der Überzeugung weglegen, daß ihm durch dessen reife, schlichte und doch sichere Darstellung ein klareres Bild der genialen Persönlichkeiten vermittelt worden ist. G. Kohfeldt (Rostock).

Tiburtius, Franziska: Erinnerungen einer Achtzigjährigen. 2. erw. Aufl. Berlin: Schwetschke 1925. (Weibliches Schaffen und Wirken Bd. 1.)

Von Frauenarbeit am Volkswohl soll eine Sammlung, die der Verlag Schwetschke unter dem Titel „Weibliches Schaffen und Wirken" herausgibt, Zeugnis ablegen. Der erste bisher erschienene Band bringt die Erinnerungen einer der ersten deutschen Ärztinnen, die 1922 erschienen, jetzt in zweiter erweiterter Auflage vorliegen. — Am Lebensabend blickt eine geistig hochstehende Frau auf ein reiches Dasein voll Kampf und Arbeit zurück und stellt es dar, nicht um seiner selbst willen, sondern als kleinen Teil eines wechselvollen Zeitbildes des letzten Halbjahrhunderts. Uns, denen heute die Frau auf der Universität und im öffentlichen Leben etwas Selbstverständliches ist, wird nach diesen Schilderungen klar, wie erbittert das Frauenstudium in seinen Anfängen bekämpft wurde und wie schwer es war, sich so durchzusetzen wie Franziska Tiburtius und zur Vorkämpferin und Wegbereiterin für viele zu werden. Die Anschaffung des Buches kann für alle Büchereien empfohlen werden. Johanna Kilian (Spandau).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Schöler, Hermann: Helden der Arbeit. Mit 42 Taf. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 315 S.

In der vierten Auflage liegt dieses Werk Hermann Schölers nunmehr vor uns, um ein Bedeutendes erweitert in Ausstattung und Inhalt gegen die bisherigen Auflagen. Ein ganz vorzügliches Buch, das in keiner Schülerbücherei fehlen sollte. Ganz besonders ist es auch geeignet als Lesestoff für gewerbliche Schulen aller Art, in denen junge Leute, die vor den Toren ihres späteren Berufes stehen, Vorbereitung und Schwungkraft für ihren ferneren Weg erhalten sollen. — „Lebensbilder großer Männer des deutschen Wirtschaftslebens" verspricht der Untertitel des Werkes. Aber nicht nur Lebensbeschreibung im üblichen Sinne bringt das Buch, sondern fein durchgearbeitete Aufsätze, deren jeder als Überschrift den Namen eines bedeutenden Mannes trägt und nicht nur den äußeren Lebensgang, sondern vor allem auch die inneren Triebfedern und Charaktervorsetzungen klarlegt, die jene Männer befähigten, aus fast durchweg kleinsten An-

fängen zu Trägern bedeutendster wirtschaftlicher Unternehmungen emporzuwachsen. Die Namen Abbe, Ballin, Bodemer, Borsig, Brunck, Hansemann, Harkort, Krause, Krupp, Schichau, Schultz-Lupitz, Siemens zeichnen dem Werk seinen äußeren Weg vor. Eine Schlußbetrachtung faßt das Ganze zusammen und legt die Persönlichkeitsunterschiede und ihre besonderen Charakter- und Begabungseigenheiten gegeneinander klar und läßt daraus die Nutzanwendung für jeden Einzelnen erstehen. — Durch das ganze Werk schwingt der Grundgedanke eines Arbeitsethos, der in der Arbeit nicht Mittel für einen bequemen Lebensgenuß sieht, sondern in ihr die Handhabe zur Erfüllung selbstgesteckter Aufgaben erblickt. — Dem Buche, das neben wertvollem Inhalt auch einen ausgezeichnet gemeinverständlichen Sprachstil sein eigen nennen kann, ist die weiteste Verbreitung zu wünschen. Conrad Barth (Stettin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Heinen, A.: Goethes Faust. München-Gladbach: Volksvereins-Verlag 1924. 219 S. Geb. 1,80.

Das vorliegende Büchlein will, wie der Verfasser im Vorwort ausdrücklich betont, nicht die große Zahl der mehr oder minder wissenschaftlichen Faustkommentare vermehren helfen, sondern nach der Angabe des Untertitels, der Versuch einer schlichten Darstellung dessen sein, „was die Lebensdichtung Goethes unserer Bildungsarbeitsgemeinschaft geworden ist“. Als gebildeter „Dilettant“ hat der Verfasser sich in die Dichtung vertieft, und so gibt er hier im Anschluß an die zitierten Hauptstücke des Werkes kurz zusammenfassende und überleitende Betrachtungen, die hauptsächlich den weltanschaulichen Kern der einzelnen Etappen von Faustens Entwicklungsgang herausarbeiten. Daß er bei seinem Bemühen, den „Faust“ seiner katholischen Weltanschauung — die übrigens nirgends aufdringlich hervortritt — einzuordnen, zu einer, wenn auch nicht engherzigen, katholisch-christlichen Deutung kommt, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen, muß doch jede ernsthafte Auslegung eines solchen Werkes in dem eigenen Lebensgefühl verankert sein, wenn sie nicht — aus ihm erst ein neues Lebensgefühl schöpft. In erster Linie werden daher nach dem Buche katholische Leser greifen, die einen Zugang zu der „unheiligen Bibel der Neuzeit“ suchen. — Schon kleineren katholischen Büchereien zu empfehlen. B. Sauer (Stettin).

Die Weltliteratur der Gegenwart. Hrsg. von Ludwig Marcuse. 2 Tle. Berlin: Franz Schneider 1924. 4⁰. XV, 464 u. VII, 288 S. m. Taf. Hlw. 30,—.

Die Herausgeber stellen sich bewußt und nachdrücklich in Gegensatz zu den bisher üblichen literarhistorischen Darstellungen. Es liegt ihnen nicht daran, den Stoff und seine literarischen und ästhetischen Beziehungen zu vermitteln. Diese Kenntnis setzen sie bei ihren Lesern voraus. Sie wollen das Metaphysische, das Weltanschauungmäßige in den Kunstrichtungen und in den Künstlern formulieren oder besser noch gestalten. Denn das Neugestalten sei das Bildende. Kann man diesen Standpunkt im übrigen gelten lassen, so hat doch die Natur eines Sammelwerks, wie das vorliegende mit seinen ca. 10 selbständigen Abschnitten, es mit sich gebracht, daß manche Mitarbeiter der vorgeschriebenen Grundauffassung zuliebe etwas von ihrer Unbefangenheit eingebüßt haben. Vielleicht findet so auch die geradezu krampfige und gesucht geistreiche Behandlung beispielsweise der Kapitel über den Naturalismus und über die expressionistische Lyrik ihre Erklärung, in denen Gedanken vorgetragen werden, die keineswegs so tiefgründig sind, daß sie sich nicht in einer ungekünstelten schlichten Sprache hätten ausdrücken lassen. Besonders ärgerlich aber ist es, daß der Leser bei ein und demselben Gegenstand gelegentlich völlig entgegengesetzte Wertungen der verschiedenen Mitarbeiter hinnehmen muß, z. B. wird St. George in dem Hauptkapitel in den höchsten Tönen gefeiert, während an anderer Stelle von der mühsam erkünstelten Dichtung Georges die Rede ist, G. Hauptmann wird hier als der größte Dramatiker gerühmt, während dort von seinen schlimmen Beräucherern gesprochen wird u. s. f. Weniger bedenklich ist

es, daß derselbe Dichter einmal als Naturalist, dann als Impressionist und außerdem wohl noch als Neuromantiker oder gar als Expressionist gewertet wird. Die großen Abschnitte des Buches tragen die Titel: Naturalismus, Neuromantik, Neuklassik, St. George und sein Kreis, Impressionismus, Expressionismus in Prosa, in Lyrik und in Drama, Literatur und Theater, Dichtung und Journalismus. In dem sehr gehaltvollen, interessanten letzten Kapitel findet das Buch einen schönen Abschluß. Im ganzen dürften aber die meisten seiner Abhandlungen dem Formalen, dem rein Sprachlichen in der Dichtung eine allzu hohe Bedeutung beilegen. Der Kern aller Kunst bleibt doch allezeit die Beziehung zum All und zum Ewigen und die wurzeltiefe geniale Erfassung und Gestaltung der Dinge und des Lebens.

G. Kohfeldt (Rostock).

Günther, Johannes: Von Werden und Wesen der Bühne. Mit 16 Bildtafeln. Dessau: Dünnhaupt 1926. 274 S. Hlw. 4,—. (Wege zur Bildung. Hrsg. von Fr. Matthaesius Bd. II/III.)

Was dies Buch vor anderen ähnlich gerichteten Darstellungen auszeichnet, ist sein kunsterzieherischer Gehalt und die dem Verfasser eigene Stoffbeherrschung. Damit verbindet sich ein äußerst lebhafter, den Leser von Anfang bis zu Ende fesselnder Vortrag. Nach einer guten theatergeschichtlichen Übersicht, die von der mittelalterlichen Mysterienbühne beginnend auf etwa 100 Seiten rasch bis „Bayreuth" fortschreitet, wendet sich Günther besonderen das Bühnenwesen und den Schauspielerstand betreffenden Fragen zu, um uns zuletzt mit anregenden Bemerkungen über Sprechchöre, Tanz, Pantomimus, Film und Puppenspiel zu entlassen. Die Urteile, die Günther über das Theater, seine Aufgaben und seine Nöte in gegenwärtiger Zeit fällt, sind oft temperamentvoll, aber fast immer gut begründet. Reichliche Literaturangaben zu den einzelnen Kapiteln und die guten Bildbeigaben — ältere und neuere Bühnenbilder sowie berühmte Schauspieler in charakteristischen Rollen — erhöhen den Wert des wohlfeilen Buches, das unbedenklich allen Volksbüchereien empfohlen werden kann, da es auch dem einfachen Leser zugänglich ist.

G. Fritz.

Gutter, Alfred: Über das Vortragen von Dichtungen. Zürich: Orell Füßli 1925. 24 S.

Die kleine Schrift ist erfreulich als ein gut stilisierter Protest gegen die schauspielerischen Mätzchen vieler „Vortragskünstler". Sie ist um den Satz herumgeschrieben: „Schauspieler und Rezitatoren müssen zur Welt des Dichters gehören" (dessen Worte sie sprechen); daneben sei ihre äußere Erscheinung — auch die „Maske" des Schauspielers! — von untergeordneter Bedeutung. — Leider ist für die Praxis der Vorlesestunden so gut wie nichts aus der Schrift zu lernen. Der Verfasser geht auch nirgends auf Einzelfragen, z. B. auf die Frage des Vorlesens von erzählender Prosa, ein. — Für Volksbüchereien entbehrlich.

E. Ackerknecht.

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Beringer, Josef August: Scheffel, der Zeichner und Maler. Mit vier Bilderbeigaben. Karlsruhe: Gräff 1925. 39 S.

Dies Bändchen gibt außer einer guten einleitenden Betrachtung über Scheffels Schwanken zwischen Malerei und Dichtung eine etwas dürre chronologische Aufzählung der einzelnen Bilder, wie sie wohl geeignet wäre, eine vollständige Reproduktion der Scheffelschen Zeichnungen zu begleiten, während sie hier — nur durch vier Bildbeigaben ergänzt — überflüssig und wesenlos wirkt. Leider stören im Text einige unglaubliche stilistische Versehen. Für Volksbüchereien entbehrlich.

K. Kossow (Stettin).

Romantische Landschaft. Eine Auswahl aus Werken der deutschen Romantik in Wort und Bild. Eingeführt und bearb. von Irene

Zimmermann. (Werk und Feier. Bücher von deutschem Land, deutscher Art und Arbeit. 4.) Bremen: Schünemann 1925. 128 S. Kart. 3,—.

Die Verfasserin des Buches bietet nach 30 Seiten Einleitung etwa 75 Seiten Ausschnitte aus romantischen Dichtern, unter Stichwörter gereiht wie etwa die vier Tages- und Jahreszeiten. „Das deutsche Mittelalter", „Der Wald", „Mineralische Landschaft", „Die große Natur", „Du bist nichts, Gott ist alles" usw. Es folgen 16 Tafeln mit 32 Abbildungen von Landschaften romantischer Maler, diesmal nach Namen geordnet, unter denen C. D. Friedrich, Blechen, G. Ph. Schmidt am stärksten vertreten sind. Schon diese Art der Zusammenstellung deutet auf eine gewisse Unklarheit der Verfasserin über ihr Ziel. Warum sind die Dichter unter Sachtitel aufgeteilt, — was sicher große Schwierigkeiten hat, die nicht vermieden sind — und die Maler nicht? Es liegt offenbar in dem Sinn dieser Verlagsreihe, daß ihre Bücher nicht Literaturgeschichte geben, sondern möglichst eine so unmittelbare Berührung mit den Quellen deutschen Wesens, daß der Trinkende tief erquickt werde. Das war Irene Zimmermann nicht ganz klar, darum ist ihr Buch nicht aus einem Guß, darum ist die Einleitung zu breit und doch nicht erschöpfend, ist unklar und übertrieben (und auch nicht fehlerfrei), darum sind die Ausschnitte noch nicht sorgfältig und überzeugend genug ausgewählt, daß sie sofort ans Innerste des Lesers rühren. Wie wenig ist das Kernwort über jedem Abschnitt richtungweisend! (Was hat gar ein Motto von Heinrich Mann hier verloren?) Die Wiedergaben auf den Tafeln sind zu klein und schlecht, als daß sie nur entfernt einen Eindruck etwa von Friedrichscher Kunst vermitteln könnten. — Es soll aber nicht verschwiegen werden, daß unter den Dichterworten einige gefunden sind, die kein aufmerksamer und empfänglicher Leser je wieder vergessen wird. Wäre auf dieser Ebene das ganze Werk erbaut, es wäre ein Buch der Feier geworden, wie wir wenige haben. Aber es ist mißlungen, darum kann die Bücherei darauf verzichten.

J. Langfeldt d. J. (Mülheim).

Waldmann, Emil: Französische Maler des 19. Jahrhunderts. Breslau: Hirt 1925 (Jedermanns Bücherei). 112 S., 32 Abb. Geb. 3,50.

Waldmann geht von dem Standpunkt aus, daß der Weg der Kunst sich nicht als Entwicklung, sondern nach eigenen Gesetzen vollzieht. Das Persönliche, der schöpferische Künstler wird von ihm als entscheidend in den Vordergrund gestellt, sobald es auf das wirklich Künstlerische ankommt. Wenn Waldmann sich mit Schärfe gegen eine Erklärung der Kunst aus politischen, sozialpolitischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen eines Landes und einer Epoche ausspricht, so trägt eine solche Ablehnung noch nichts dazu bei, um den Zusammenhang eines durch schöpferische Persönlichkeiten gestalteten Stils mit einem Kulturorganismus begreiflich zu machen. Irgendwie sind der Künstler und seine Zeit untrennbar miteinander verbunden. Die Tatsache, daß die von Waldmann behandelten Künstler die französische Malerei des 19. Jahrhunderts schlechthin bedeuten, bestätigt diese Gesetzmäßigkeit. Mag man in der Voraussetzung mit Waldmann nicht übereinstimmen, wird man doch aus seiner Darstellung manchen erfreulichen Gewinn davontragen. Er führt die Linie von David über Ingres, Delacroix, Corot zu Manet, den Impressionisten, Courbet und Daumier und endigt mit der neuen Monumentalität bei Puvis de Chavanne, Gauguin und Cézanne. Die einfach und klar gehaltenen Ausführungen sind auch für Fernerstehende als Einführung in eine große Epoche der Malerei gut verständlich. Das kleine Buch mit seinen gut reproduzierten Abbildungen schließt eine längst empfindlich spürbar gewordene Lücke und ist schon für mittlere Büchereien zur Anschaffung geeignet.

G. Kemp (Solingen).

Winckelmann, J. J.: Kleine Schriften und Briefe. Hrsg. von Hermann Uhde-Bernays. 2 Bde. 10 u. 12 Bildtaf. Leipzig: Insel-Verlag 1925. Hpg. 16,—.

Winckelmann ist uns Heutigen ein großer Name, dem wir die Ehrfurcht zollen, die einem längst historisch gewordenen Werk gebührt. Eine lebendige

Macht zu sein, wie er es zur Zeit des Humanitätsideals war, hat er längst aufgehört und es besteht wenig Wahrscheinlichkeit, daß für ihn noch einmal der Augenblick wirklich schöpferischer Einwirkung auf unser Geistesleben zurückkehrt. Für die geschichtliche Erkenntnis der Ideenkräfte unserer Kultur wird er immer seine Gültigkeit behalten, und daß in dieser Hinsicht das Interesse an seiner Person und seinem Werk nicht nachgelassen hat, beweist die vor wenigen Jahren herausgekommene neue Auflage der lange vergriffenen Biographie von Justi, die ihn und sein Jahrhundert in nicht zu übertreffender Meisterschaft behandelt. Diesem geschichtlichen Bedürfnis kann auch die vorliegende von Uhde-Bernays besorgte und vom Insel-Verlag in ungewöhnlich gediegener Ausstattung vorgelegte Ausgabe seiner kleinen Schriften und Briefe dienen. Ein würdiges Denkmal der Treue zu einem der Großen unserer Geistesgeschichte ist hier aufgerichtet, das den Wenigen, die noch einen Weg zu Winckelmanns Auffassung der Antike offen sehen, ein willkommenes Geschenk sein kann. Für den Leserkreis der Volksbücherei freilich öffnet sich wohl auch hiermit nicht mehr die Bahn zu Winckelmann. Nur großstädtische Büchereien mögen die schönen Bände erwerben, um den Vereinzelten, die sich der Größe des Mannes noch einmal wieder nähern wollen, gerecht zu werden. Goethes Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns sind der Ausgabe vorangestellt. G. Kemp (Solingen).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Peßler, Wilhelm: Niedersächsische Volkskunde. 52 Abb. 3. Aufl. Hannover: Th. Schulze 1922. 124 S.

Der Hannoversche Museumsdirektor gibt aus seinem Forschungsgebiet eine trotz der Gedrängtheit reiche Fülle von Material. Nach Feststellung des Begriffs Volkskunde legt er die Bedeutung dar, welche Körperbeschaffenheit der Menschen, die Formen der Siedelung, des Bauernhauses, einzelner Teile und anderer ländlicher Bauten für die Volkstumskunde haben. Es sind hier unberücksichtigt geblieben Trachten und Volksleben, die in besonderen Heften behandelt werden sollen. Die knappe, leitfadenartige Darstellung wird durch vorzügliche Abbildungen und wertvolle Karten ergänzt. In den zahlreichen Anmerkungen wird der suchende Leser auf weiteres Quellenmaterial verwiesen. Im niederdeutschen Kulturgebiet sollten alle Büchereien das Büchlein anschaffen. K. Jungclaus (Kiel).

Sapper, K.: Die Tropen. Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen mit 40 Bildern. Stuttgart: Strecker & Schröder 1923. XII, 152 S. Hlw. 5,—, Lw. 6,—.

Der Verfasser beabsichtigt mit seinem Buche eine systematische Darstellung der Gesamtheit der Tropenwelt zu geben, über deren Eigenart nach seiner Ansicht höchst vage Vorstellungen im deutschen Volke vorhanden sind. Ausgehend von der Schilderung der unbelebten Natur der Tropen (Licht-, Luft-, Wärmeverhältnisse und Bodenbeschaffenheit) behandelt er daran anschließend die Pflanzen- und Tierwelt und gewinnt so die Grundlagen des Tropenhaushaltes, in dem die Eingeborenen leben, der aber auch in zunehmendem Maße von der europäischen Zivilisation ausgebeutet wird. — Das Buch ist klar und anschaulich geschrieben vermöge eines langjährigen Aufenthaltes in den Tropengegenden selbst. Vorzüglich gewählte Bilder geben außerdem einprägsame Vorstellungen von der Mannigfaltigkeit der tropischen Landschaften und dem Leben und Treiben ihrer Bewohner. Schon für mittelgroße Volksbüchereien ist das grundlegende Buch unentbehrlich.
H. Horstmann (Gleiwitz).

Berg, Bengt: Mit den Zugvögeln nach Afrika. Berlin: Reimer 1924. Ill. 185 S. Geb. 9,—.

Der schwedische Naturwissenschaftler und Dichter Bengt Berg, der schon in der Erzählung „Der Seefall" die beseelte, tiefinnerliche Art seiner Naturerkenntnis geoffenbart hat, gibt hier einen Beitrag zur Kenntnis unserer nordischen Zug-

vögel und ihrer Winterheimat im fernen Süden, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Wie Schillings und nach ihm viele andere mit Kamera und Film den Geheimnissen der afrikanischen Tierwelt in ihrer landschaftlichen Unberührtheit nachgespürt und so wertvolle „Naturdokumente" heimgebracht haben, so ist Bengt Berg den Zugvögeln seiner Heimat nachgegangen, um ihre Reise und ihren Aufenthalt unter der heißen Sonne Oberägyptens zu erkunden und seinen Einblicken ins Innere der Natur urkundliche Dauer zu verleihen. Die 130 Momentbilder, die er hier vorlegt, sind ganz vorzüglich. Hinzukommt der begleitende Text, der, von jeder nüchternen Wissenschaftlichkeit frei, doch ein zuverlässiges, aber poetisch bereichertes, durch tiefe Liebe zu den Vogelscharen verklärtes Bild gibt von ihrem Leben und ihren Gewohnheiten. Mit ihm verflochten ist der lebendige Bericht von der Reise im hohen Norden und auf dem Nil Oberägyptens, von den mannigfachen Schwierigkeiten des Beobachtens und Filmens, die anschauliche Schilderung der durchzogenen Landschaften. Selbst kleinere Büchereien, die es sich irgend leisten können, sollten das prachtvolle Buch, das junge und alte Tierfreunde zu begeistern vermag, einstellen. B. Sauer (Stettin).

Kuczynski, Max H.: Steppe und Mensch. Kirgisische Reiseeindrücke und Betrachtungen über Leben, Kultur und Krankheit in ihren Zusammenhängen. Leipzig: S. Hirzel 1925. 3 Bl., 188 S. Geb. 6,—.

Der Verfasser, Dr. med. et phil., jetzt Professor an der Universität Berlin, hat als Professor der Pathalogie in Omsk die südsibirische Kirgisensteppe zwischen Altai, Balchasch-See und Irtysch bereist, getrieben, wie er selbst sagt, gleicherweise von menschlichem wie ärztlichem Interesse. Aus diesem doppelten Interesse, das ihn auch dazu geführt hat, vieles, wenn auch nicht immer das Verläßlichste über die Kirgisen und ihre Verwandten und Vorfahren zu lesen, ist ihm dieses Buch erwachsen, das, die Grenzen vieler Wissenschaften überschneidend, eine Art Biologie des Steppenlebens, eine Darstellung eines Sonderfalles von Übergang vom Nomadentum zur Seßhaftigkeit mit grundsätzlichen Bemerkungen über die Frage der Zivilisierung von Naturvölkern, wertvolle Beobachtungen zur Nationalitätenpolitik des neuen Rußland, endlich eine Pathologie der Steppenbewohner und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Philosophie ihres Volkstums enthält. Durch diese Vielseitigkeit wird in das Buch eine gewisse Unruhe gebracht, die es dem Leser (und neben den Ärzten werden es Geographen, Ethnologen und Kulturhistoriker lesen) nicht immer leicht macht, zu folgen und das für sein Sondergebiet nötige aufzunehmen. So kommt das Buch nur für wissenschaftliche Büchereien in Betracht. E. Gratzl (München).

Reischek, Andreas: Sterbende Welt. Mit Abb. Leipzig: Brockhaus 1924. 334 S. Lw. 15,—.

Der Deutsch-Österreicher Andreas Reischek gehört in die Reihe jener großen selbständigen Naturen, die ihr Leben an eine bedeutende Aufgabe, nicht zuletzt zum Ruhm ihres Vaterlandes, hingaben und die von den zum Urteil Berufenen Teilnahmslosigkeit, wo nicht Undank und Feindschaft ernteten, weil sie nicht „zünftig", weil sie Außenseiter in ihrem Beruf waren und edle Bescheidenheit ihnen ein Buhlen um den Beifall der Menge verbot. So war es möglich, daß erst 1924, zweiundzwanzig Jahre nach Reischeks Tode, das Wichtigste aus seinen Tagebüchern und sonstigen Aufzeichnungen an die Öffentlichkeit kam und weiteren Kreisen Kunde gibt von einem zwölfjährigen rastlosen Forscherleben auf Neuseeland. Von 1877—1889 hat Reischek, der vom Bäckergesellen zum zielsicheren und erfolgreichen Forscher aufgestiegene Autodidakt, diese Inselgruppe, größtenteils allein, nur von seinem treuen Hunde begleitet, durchstreift und umfahren, von der Küste mit ihren tiefen Fjorden durch den Urwald bis hinauf zu den Gletschern und Gipfeln der Alpen, um die Vogelwelt zu erforschen. Ohne eine Mühe, ja ohne den Einsatz seines Lebens zu scheuen, ging er diesen Studien nach und brachte dabei auch eine Fülle geo- und ethnographisch interessanten und wertvollen Materials zusammen. Darunter gewinnen unsere besondere Anteilnahme die eingehenden Berichte über die Geschichte und das Leben der aussterbenden Eingeborenen, der

Maori, deren trotz Kannibalismus hohe geistige und sittliche Kultur einen heroischen, aber vergeblichen Kampf gegen die andringende europäische „Zivilisation" kämpfte. — Vogel- und völkerkundlich interessierten Lesern bietet das vielseitige, durch seinen wissenschaftlichen und Erlebnisgehalt fesselnde und durch die persönliche Note der schlichten Darstellung ansprechende Buch wertvollen Genuß. Als eines der wertvollsten Reisewerke der letzten Jahre schon mittleren Büchereien sehr zu empfehlen. B. Sauer (Stettin).

Wegener, Georg: Ein neuer Flug des Zaubermantels. Erinnerungen eines Weltreisenden. Leipzig: Brockhaus 1926. 364 S. Lw. 13,—.

Der bekannte Weltreisende bringt hier eine neue Folge seiner in zahlreichen älteren Veröffentlichungen zerstreuten Aufsätze und Berichte. In buntem Wechsel geht der Flug des Zaubermantels vom äußersten Norden in die Inselwelt Westindiens, von Spanien und Südfrankreich nach Ostasien und zu den Gipfeln des Himalaya. Wer das rechte Verständnis für die Romantik des Reisens hat, wird auch an diesem Bande seine Freude haben. Die geschickte Darstellungsgabe, den weiten geographischen Blick, die warme Begeisterung des Verfassers an dem lockenden Reiz seiner Aufgabe zeigt er so gut wie der erste. Freilich auch die gleichen Mängel, über die angeregte Leser doch nicht so leicht hinwegsehen sollten: eine gelegentlich recht fatale kitschige Süßlichkeit und ein manchmal arg verstimmendes Posieren mit der eigenen Persönlichkeit. Und wenn beide Bücher auch für eine vergangene bessere Zeit Zeugnis ablegen sollen, als dem Deutschen der Weg in die Welt noch überall offen stand, so wäre eine entschlossene Modernisierung hier und da doch recht am Platze gewesen. Es hat z. B. heute keinen Sinn mehr, den Satz stehen zu lassen, daß die Bibliothek der Reichshauptstadt „erst seit kurzer Zeit" mehr Bände enthalte als die Kalifenbibliothek in Cordoba, die auf der Höhe ihres Ruhms deren 600 000 besaß. Überhaupt tut der Leser gut daran, so stark ihn die Schilderungen fesseln mögen, nicht aus den Augen zu verlieren, daß hier Romantik geboten wird, die über die neuen Aufgaben in der Welt nicht bequem hinwegtäuschen darf. Warum der Verlag auch dies Mal keine Abbildungen beigefügt hat, ist unverständlich, wenn man weiß, welches reiche Lichtbildmaterial dem Verfasser auf seinen Vortragsreisen zu Gebote steht. Der Illustrationsvermerk im Literaturkatalog muß irrtümlich sein, wenigstens ist mir trotz wiederholter Bestellung eine, wie es wünschenswert wäre, „mit vielen Abbildungen" ausgestattete Ausgabe des „Zaubermantels" noch nie zu Gesicht gekommen. G. Kemp (Solingen).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Floericke, Curt: Monatsausflüge mit einem Tierkundigen. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsanstalt. Mit 84 und 85 Abb. 206 und 192 S. Lw. 4,—.

In diesem zweibändigen Werkchen, das zu den naturwissenschaftlichen Jugendbüchern des Union-Verlages zählt, gibt der bekannte zoologische Schriftsteller Curt Floericke einen Längsschnitt durch das Jahr an Hand von Spaziergängen in die freie Natur. In zwangloser Folge wird von dem Tierleben geplaudert, das dem Beobachter in den einzelnen Monaten entgegenzutreten pflegt, wobei der Name des Verfassers für sachkundige und wissenschaftlich einwandfreie Darstellung bürgt. Trotzdem an allen Stellen, wo es nötig ist, auf biologische Eigentümlichkeiten und entwicklungsgeschichtliche Merkwürdigkeiten hingewiesen wird, ist durchaus ein Zuviel an wissenschaftlichen Einzelheiten vermieden und auch die Zahl der behandelten Formen auf ein Maß beschränkt worden, das es dem Jugendlichen möglich macht, ohne Ermüdung mitzukommen. Bei den Abbildungen wäre eine größere Sorgfalt in der Auswahl dienlich gewesen; neben z. T. vorzüglichen Aufnahmen sind auch Bildstöcke abgedruckt, die vor langer Zeit einmal das Licht der Welt erblickt haben und deren etwas plumpe Holzschnitttechnik durch neuartige Möglichkeiten der Veranschaulichung überholt ist. — Die Darstellungsgabe des Verfassers verleiht durch bildhafte Sprache und treffende

Vergleiche den beiden Bändchen einen anziehenden Reiz, der sie im Verein mit dem gebotenen Inhalt als begrüßenswerte Erweiterung der naturwissenschaftlichen Bücherwelt für Jugendliche erscheinen läßt. Conrad Barth (Stettin).

Hoek, Henry: Wetter, Wolken, Wind. Leipzig: Brockhaus 1926. 31 Abb. 253 S. Brosch. 6,50, Hlw. 9,—.

Ein Buch vom Wetter und über Wetterkunde, das sich, wie der Untertitel sagt, an „jedermann" wendet. In der Tat ist die Art der Darstellung, die von jeder wissenschaftlichen Fremdwörtelei frei ist, so gehalten, daß alle Naturfreunde und auch solche, welche die Veranlagung dazu in sich tragen, mit vielem Gewinn das Werk lesen werden, ohne daß sie besondere Vorkenntnisse mitzubringen haben. Schon die Einleitung, die als erster Abschnitt geschrieben ist und von der Wetterwissenschaft im allgemeinen handelt, gibt einen guten Einblick in die Wesensart des Verfassers, der darin Zeugnis ablegt von der Fähigkeit, auch die Grenzen der Erfahrungswissenschaften zu erkennen. Als ein Ruf zur Bescheidenheit sei sie allen denen besonders empfohlen, die von rein forschender Wissenschaft erwarten, daß sie uns das Weltbild „erkennen" lasse und uns die Natur „erklären" könne. Mit aller Deutlichkeit lenkt in diesem Einleitungsabschnitt der Verfasser das Augenmerk auf die Tatsache, daß alle neue Kenntnis immer nur wieder vorläufige Antworten gibt und die Fragen weiter zurückverlegt. Als weitere Abschnitte folgen dann die Heimat, die Mittel, das Antlitz, der Zorn und die Voraussage des Wetters. Hierin wird die eigentliche Wetterkunde gegeben, so weit wie unsere heutigen Einsichten darin reichen. Mit den Abschnitten über das Wetter im Aberglauben und dem Menschen im Wetter geht das Buch aus und kennzeichnet auch hier so manchen Irrtum, der sich mit der bewundernswerten Lebenszähigkeit des Falschen bis in unsere Zeit zu erhalten wußte. — Wie schon aus den Abschnittsüberschriften hervorgeht, eignet dem Verfasser nicht nur die forschend gerichtete Einstellung, sondern auch eine schauende Art, den Dingen näherzukommen, die wohl in Zukunft auch immer mehr aus ihrer unterdrückten Stellung zur Gleichberechtigung gelangen wird; was entschieden zu begrüßen wäre, denn beide ergänzen sich. — Das Streben des Verfassers, deutsche Wissenschaft in deutschem Sprachgewand zu bieten, darf in dem Werk als voll gelungen bezeichnet werden; da dies bei dem durchschnittlichen Stand unseres wissenschaftlichen „Stiles" keine Kleinigkeit ist, kann der Verfasser dazu nur beglückwünscht werden. — Das mit ausgezeichneten Aufnahmen ausgestattete Buch, welches auch äußerlich einen recht schmucken Eindruck macht (bis auf die ovale Einrahmung der Aufschrift, die ohne Schaden wegbleiben darf), ist für alle Büchereien wärmstens zu empfehlen.

Conrad Barth (Stettin).

Schuster, Erich: Die Altsteinzeit (Die Vorzeit, Bilder aus dem Museum für Urgeschichte zu Weimar, hrsg. von Dr. Erich Schuster, 1. Bd.). Weimar: Alexander Duncker-Verlag 1925. 143 S., 98 Abb. 3,50.

Die mit vorliegendem Heft begründete Sammlung soll in erster Linie den Besuchern des bekannten Weimarer Museums für Urgeschichte als ein Mittel zu besinnlicher Rückschau auf die dargebotenen Eindrücke gelten, andererseits aber auch zur Einkehr in diese Bildungsstätte reizen. Der letztere Zweck setzt schon voraus, daß das Büchlein auch an und für sich lesbar und lehrhaft gehalten ist. In der Tat kann ihm dieses empfehlende Zeugnis ausgestellt werden. Und weiterhin sei die anerkennenswerte Vorsicht hervorgehoben, mit der Schuster durch das Gebiet der Eiszeitkultur führt, das ja noch reichlich Irrwege und Fußangeln aufweist. Naturgemäß knüpft der Verfasser häufig an Erscheinungen und Funde aus der Weimarer Gegend an. Gerade dadurch aber gewinnt die Arbeit an Reiz und Anschaulichkeit auch für denjenigen, der keine Beziehungen zu Thüringen hat. Es gibt kaum eine Frage der Diluvialarchäologie, die in dem Büchlein nicht in besonnener und gediegen-volkstümlicher Weise besprochen würde. Eine Volksbücherei wird es aber trotzdem erst dann anschaffen, wenn sie mit Schriften über das Gesamtgebiet der Vorgeschichtsforschung bereits versehen ist (Vorschläge dafür im 52. Fachschriftenverzeichnis der Stettiner Volkshochschule).

O. Kunkel (Stettin).

8. Verschiedenes.

Meuter, Hanna: Die Heimlosigkeit. Ihre Einwirkung auf Verhalten und Gruppenbildung der Menschen. Mit einem Vorwort von L. von Wiese und 10 Skizzen im Text. Jena: G. Fischer 1925. VIII, 154 S. 7,50.

Diese Sonderschrift ist für den Volksbibliothekar schon wegen des gesellschaftskundlichen Problems wichtig, dem sie gilt; noch mehr aber dadurch, daß die Verfasserin von der Literatur, insbesondere von der neueren Novellistik ausgeht. Mit bemerkenswertem Fleiß ist hier ein vielseitiges Material zusammengetragen und daraus ein wertvoller Beitrag zur Biologie der Heimlosen geschaffen worden: Es wird gezeigt, wie die Hobos (Hobo nennen die Amerikaner ihre Heimlosen, diese Körnchen Flugsand in dem ungeheuren Lande zwischen den beiden Ozeanen) nach Erwerbsart, nach sozialer Stellung und nach innerer Schicksalsbereitschaft in verschiedene Typen geschieden werden können, wie sich der Gesamttyp des Hobo gegen den des Bürgers, des Bohemiens und des Verbrechers abgrenzt, inwieweit er zur Gruppenbildung taugt und neigt, wie er sich seelisch hält und was er geistig hervorbringt. Vermissen wird der Volksbibliothekar trotz der großen Belesenheit der Verfasserin folgende für das Thema der Heimlosigkeit aufschlußreichen Werke: Fr. van Eeden „Der kleine Johannes" (vor allem wegen der Gestalt des Scherenschleifers Markus), Paquet „Kamerad Fleming" (vor allem wegen der Schilderung der deutschen Heimlosen in Paris), Hesse „Nachbarn" („In der alten Sonne"), Hesse „Wanderung", Hesse „Aus Indien" (vor allem wegen des Gedichtes „Gegenüber von Afrika"), Bertsch „Bilderbogen aus meinem Leben", Frank „Ohne Geld um die Welt", Jensen „Erotische Novellen" (vor allem wegen der „Arabella"), J. W. Nylander „Seevolk" Bd. 1—3, Banse „Die Wage der Herzen" (vor allem wegen dem „Stromer"), Helmer „Der Roman eines Strolchs", Staun „Lehrjahre in der Gosse" und Alscher „Gogan und das Tier". Natürlich wird auch das inzwischen erschienene selbstbiographische Erzählungsbuch „Unterwegs" von Heye für eine künftige Auflage besonders ergiebig sein können. — Von den auf dem Titelblatt angekündigten 10 Skizzen habe ich nichts bemerken können. — Für größere Büchereien. E. Ackerknecht.

Praesent, Hans: Karte der Verbreitung der deutschen und österreichischen Bibliotheken nach Charakter und Bändezahlen und im Vergleich zu den Einwohnerzahlen der Bibliotheksorte. Mit Begleitwort. 1 : 2 500 000. 46 × 43 cm. Leipzig: Harrassowitz 1925. 2,—.

Die Karte verzeichnet alle Bibliotheken, die im Jahrbuch der deutschen und österreichischen Bibliotheken, Jg. 16, 1925, enthalten sind. Da das Jahrbuch nur die größeren Volksbüchereien nachweist — und auch diese nicht lückenlos — ist die Karte praktisch für Volksbüchereien kaum von Interesse. Vielfach werden auch die Volksbüchereien mit ihren Bändezahlen den Stadtbibliotheken, denen sie angegliedert sind, hinzugerechnet, treten also als Volksbüchereien (für die die Karte sonst ein besonderes kartographisches Zeichen kennt) nicht in Erscheinung. So bestehen nach der Karte z. B. keine Volksbüchereien in Berlin, Charlottenburg, Elberfeld, Flensburg, Leipzig, Magdeburg, Meißen. — Die Karte ist für die Leser dieser Zeitschrift indessen als Beispiel für den Versuch, die Verbreitung und Größe von Bibliotheken kartographisch übersichtlich darzustellen, von Interesse. Freilich dürfte ein ähnlicher Versuch für Volksbüchereien vorläufig noch sehr schwierig sein, da allgemein zugängliche, zuverlässige statistische Nachweise, wie sie für die wissenschaftlichen Bibliotheken jährlich durch das „Jahrbuch" vorgelegt werden, noch fehlen. Auch dürfte ein genauer kartographischer Nachweis aller Volksbüchereien (wenigstens für Gesamtdeutschland) wegen der zahlreichen ganz kleinen Büchereien unmöglich sein; eine solche Karte müßte sich darauf beschränken, nur die Büchereien von einer gewissen Größe einzeln sichtbar zu machen; die ganz kleinen Büchereien könnten nur insgesamt für einen größeren Bezirk (etwa einer Beratungsstelle) nachgewiesen werden. Von Interesse wäre es auch, kartographisch darzustellen, wieviel Bände die einzelnen Büchereien

ausgeben, oder wieviel Leser von ihnen mit Büchern versorgt werden; nicht nur, wie es die Praesentsche Karte tut, die Bändezahl der Büchereien kenntlich zu machen. W. Braun (Stettin).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Havards Rache. Die Söhne der Droplaug. Übertr. und mit einer Einführung hrsg. von Walter Baetke. 2 Karten und 12 Abb. (Bauern und Helden. Bd. 3.) Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1925. 160 S. Geb. 3,50.

Gisli, der Geächtete. Übertr. und mit einer Einführung hrsg. von Ludwig Meyn. Mit 3 Karten, 2 Pl. und 6 Abb. (Bauern und Helden. Bd. 4.) Ebenda 1925. 137 S. Geb. 3,—.

In diesen beiden Bänden der vortrefflichen Saga-Sammlung Walter Baetkes werden ausgesprochene Blutrachegeschichten mitgeteilt: die ganz ins Übermenschliche stilisierte Saga vom alten Havard, der, von der Rache verjüngt, die Ermordung seines einzigen Sohnes an der Sippe des Mörders rächt, indem er ihn und seine Brüder erschlägt, die Saga von den beiden Söhnen der Droplaug, von denen der eine den Tod des anderen rächt mit Aufopferung des eigenen Lebens und die gewaltige, an tragischen und humoristischen Einzelzügen überreiche Saga von Gisli, dem Rächer seines Blutsbruders, der sich dreizehn Jahre lang in der Acht zu behaupten weiß, bis er schließlich fällt in einem Kampfe, der an düsterer Großartigkeit in der kämpfereichen isländischen Saga kaum seinesgleichen hat. Die Übersetzung und Bearbeitung des Textes ist wieder ausgezeichnet. Vielleicht hätte man aber in der zweiten Saga die vielen zunächst zusammenhangslosen Ankündigungen handelnder Personen durch aufhellende Gruppierung und Beseitigung mancher genealogischen Einzelheiten dem Verständnis des heutigen Lesers besser erschließen sollen. Auch wenn man die sehr dankenswerten Stammbäume und die Spezialkarten, welche beiden Sagabänden von ihrem Herausgeber hinzugefügt wurden, dauernd nachschlägt, ist es für uns Heutige schwierig und mühselig, mit Hilfe jener ursprünglichen Erzählweise „ins Bild zu kommen". — Erschütternd ist, gerade auch für den modernen Leser, wie Gisli trotz der heldischen Liebe und Treue seiner Frau Aud und seiner Pflegetochter Gunnhild, die sogar in der Todesnacht noch neben dem einsamen Recken gegen vierzehn Männer kämpfend auf der Felsklippe stehen, in seinen letzten Jahren immer tiefer in sich hineingetrieben wird, wie die beiden Traumfrauen, die gute und die böse, die ihn immer häufiger nachts aufsuchen, für ihn immer wirklicher werden, wie er immer pathetischer wird, in immer mehr Strophen sein Schicksal vorauskündet. Hier haben wir den so viel berufenen „nordischen Menschen" in seinen Urformen. — Und was steckt an Keimen zu historischen Romanen, Novellen und Skizzen in solchen kurzen Feststellungen wie der am Schluß der Gisli-Saga: „Aud und Gunnhild reisten nach Heidaboe in Dänemark; dort nahmen sie den Glauben an, gingen nach Rom und kamen nicht wieder zurück!" Man wünschte, daß die schöpferische Phantasie eines Werner von Heidenstam durch eine solche ungeheure Perspektive gereizt worden wäre. — Weltanschaulich von großem Reiz ist es, der uns so fremd gewordenen Sippenpflicht der Blutrache näher nachzudenken. Zunächst vom psychologischen Standpunkte aus (ontogenetisch): wie gründlich ist es dem Christentum gelungen, dieses „Urbedürfnis" des germanischen Menschen zu „verdrängen"! Und dann staatsphilosophisch (phylogenetisch): eine spätere Zeit wird Rachekriege zwischen den Völkern, d. h. Blutrache zwischen den größten Sippeverbänden, ganz ebenso als verbrecherisch ansehen und aburteilen wie unsere Zeit die private Blutrache. Mit dem Blick nach rückwärts gesprochen: Unsere Vorfahren hätten unsern heutigen Standpunkt der Blutrache gegenüber für eben so ehrlos angesehen wie viele Germanen der Gegenwart jenen Zukunftsstandpunkt. — Die Einleitungen, Beigaben, Register und Abbildungen verdienen wieder ein volles Lob.— Schon für mittlere Büchereien (wenigstens die Gisli-Saga).

E. Ackerknecht.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Sächsische Dorfgeschichten. Ausgew. u. eingel. von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Berlin: Warneck 1925. 284 S. Hlw. 4,50.

Märkische Dorfgeschichten. Ausgew. u. eingel. von Gerhard Krügel. 238 S. Ebenda 1925. (Dorfgeschichten. Hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. 4 u. 5.)

Der Sinn solcher Sammlungen kann doch wohl nur der sein, Schriftsteller, deren Ruf im allgemeinen selten über die engeren Heimatgrenzen gedrungen ist, im weiteren Vaterland bekannt zu machen, um das Gesunde, das in ihnen stecken kann, die stark im Heimatlichen gebunden sind, weiter wirken zu lassen. Die Voraussetzung dafür ist, daß sie nicht nur wegen des Heimatlichen in ihrer Provinz geschätzt werden, sondern wegen des allgemeinmenschlichen Gehalts ihrer Werke. — Das ist dem Sammler der sächsischen Geschichten nicht klar gewesen. Gegen Schluß verliert er sich immer mehr in Unbedeutendheiten, die selbst unter dem Strich in einem Provinzblatt nicht auffallen würden. Diese Sammlung kann garnicht empfohlen werden.

Die märkische Sammlung ist in dieser Beziehung besser, die Namen der meisten Verfasser sind auch viel bekannter: Viebig, die Zobeltitze, Kotzde, M. Diers. Hier machen sich zwei andere Umstände übel bemerkbar: eine ganze Reihe der „Erzählungen" sind Ausschnitte aus Romanen. Die Schwierigkeiten solchen Herausnehmens sind größer als der Sammler geglaubt hat. Einiges ist glänzend herausgelöst wie „Der Alte auf Topper", anderes aber garnicht gut, wie „Aus tiefem Schacht" und „Wilhelm Drömers Sterben", „Die vor den Toren" u. a. Dann ist in der Sammlung der Begriff „Dorf" sehr gedehnt, wie sich schon in der Einleitung zeigt. Verdienstlich ist sie, weil sie teilweise Vergriffenes bringt. In mittleren Büchereien kann man sie brauchen.

J. Langfeldt d. J. (Mülheim a. d. Ruhr).

Spanische Novellen. Hrsg. von Hubert Rausse. Bd. 1—2. Regensburg: Habbel & Naumann 1923. 136 u. 144 S. Hlw. je 3,—.

Der Wert jeder Literatur wird danach zu bemessen sein, in welchem Umfange es ihr gelingt, allgemein Menschliches zu entdecken und es menschengültig darzustellen. Immer und überall wird man Verwandtschaft des Wesens in dem einen oder dem anderen Zuge feststellen und sich daran freuen können. So wirkt die Einleitung des Herausgebers, in der er von der innersten Wesensverwandtschaft zwischen Spaniern und Deutschen spricht, etwas reichlich als captatio benevolentiae. Denn was in diesen beiden schmalen Bändchen zu lesen steht, ist ebenso gut mit italienischem, französischem und türkischem Wesen verwandt, soweit es eben, allgemein menschlich, sich um Verinnerlichung und Versittlichung strebend bemüht. Es wäre daher genug gewesen, wenn der Herausgeber nichts anderes bezweckt hätte, als lesenswerte spanische Novellen in guter Übertragung an das Licht zu ziehen und anstatt der Vorrede die Novellen selbst reden zu lassen. Der Vorspruch läßt den Leser nicht in dem Frieden eines ruhigen Genusses, und es muß verstimmen, wenn man das, was der Herausgeber verspricht, nicht zu finden vermag. Dabei steht allerhand Lesenswertes in den Büchern, einleuchtend schon daran, daß sich in die Übertragung des ersten Bändchens, das die moralischen Geschichten des Conde Lucanor, von Don Juan Manuel und die Aphorismen des Jesuiten Balthasar Gracian bringt, Eichendorff und Schopenhauer teilen. Im zweiten Bändchen, das Schelmen- und Gaunernovellen enthält, wäre etwas weniger mehr gewesen; die Geschichten von Lazarillo de Tormes, von Don Pablo und Guzman de Alfarache gehen in der einen Novelle des Cervantes „Isaak Winkelfelder und Jobst von der Schneid" allzu sehr auf und unter. Immerhin weisen beide Bändchen eine Lücke in dem Bestande unserer Bibliotheken auf, spanische Literatur in guter und moderner Übertragung dem Literaturfreunde zugänglich machen zu können und haben also als der erste Versuch, diese Lücke zu füllen, berechtigte Geltung.

M. Schäfer (Elberfeld).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Berg, Bengt: Mein Freund der Regenpfeifer. Berlin: Reimer & Vohsen 1925. 111 S. 74 Abb. Geb. 7,—.

Der schwedische Dichter und Naturforscher Bengt Berg zieht in Gesellschaft eines Lappen und eines Finnen in die nordische Bergeinsamkeit, nicht „zu kalt staunendem Besuch", sondern mit der Liebe des Weisen zu allem Lebendigen; und nun schließt er kraft dieser Liebe Freundschaft mit einem Mornellregepfeifer, dessen Vertraulichkeit in der Ausübung des Brutgeschäftes in der Hand des Dichters gipfelt. — Die vornehmste Aufgabe dieses bisher einzigartigen Buches wird es sein, dem naturfernen Menschen einer seelenverödenden Gegenwart Wege zu zeigen, auf denen er die aus Machtbedürfnis zerstörten Bande zwischen sich und dem vielgestaltigen Wirken der Schöpfung wieder anknüpfen kann. Die Sprache des Textes und der Bilder ist innig beredt genug, um auch schon in arg verknöcherten Seelen die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies zu wecken. Das im besten Sinne unwissenschaftliche Buch ist trotz seines naturkundlichen Stoffes auf Grund der wahrhaft dichterischen Darstellungsweise zur Schönen Literatur zu rechnen. Für alle Büchereien und Leser. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Ertl, Emil: Karthago. Kampf und Untergang. Roman. Leipzig: Staackmann 1925. 481 S. Geb. 7,—.

Den verzweifelten letzten Kampf Karthagos gegen römische Übermacht und Hinterlist hat Ertl hier in einem breit angelegten Roman dargestellt. Er verzichtet darauf, das geschichtliche Geschehen in der oft üblichen Manier als Hintergrund zu einer romanhaften Handlung zu benutzen. Der Held ist das ganze Volk, vom Handwerker bis zum Feldherrn und Königs-Schofeten; in vielen einzelnen Bildern und Szenen, von der Auslieferung der Geiseln, der Abgabe der Waffen bis zu dem Untergang des einst mächtigen Kart-Chadast gibt er eine Vorstellung von dem Boden und Volk, aus dem diese letzte Anstrengung sich erhob, von den politischen Intrigen der Parteien und einzelner Führer. Die Handlung ist mit enger Anlehnung an die geschichtliche Überlieferung über den dritten punischen Krieg aufgebaut, durch das erschütternde Schicksal zuletzt sich fast zu dramatischer Wucht steigernd. So vergißt man einige ermüdende Längen der Anfangskapitel und auch den ersten Eindruck, als seien diese Karthager Bürger der Stadt Wien, den Ertl zunächst bei der Schilderung der biederen und gemütlichen Handwerker erweckt. Allerdings reicht Ertls Werk nicht an Flauberts „Salambo" heran, trotz dessen geringerem Vorwurf. Aber doch versteht Ertl zu fesseln, indem er absichtslos scheinbar, doch eindringlich zu Vergleichen zwischen Karthagos Untergang und unserer Lage zwingt. Der Roman, der auch älteren Schülern in die Hand gegeben werden kann, wird schon in mittleren Büchereien eingestellt werden können. M. Thilo (Stolp i. P.).

Fleuron, Svend: Die Schwäne vom Wildsee. Jena: Diederichs 1925. 125 S. 3,—, Lw. 5,—.

Nach dem Hechtroman „Schnock" gibt Fleuron wieder ein Bild von dem Tierleben seiner heimischen Gewässer. Den Wasservögeln hat er hier seine Aufmerksamkeit zugewendet, den Wildenten, Tauchern, Graugänsen und vor allem den stolzesten und schönsten unter diesem Geflügel: den Schwänen. Er folgt dem Leben der Schwanenfamilie durch ein Jahr: Die Brutzeit in dem friedlichen Idyll des Wildsees, das Aufwachsen der jungen Grauschwäne und ihre „Ausbildung" zum Flug nach dem Norden, zu dem alljährlich im Beginn des Winters die Schar getrieben wird, obgleich nur die bittere Not des harten Winters, die Verfolgung der Jäger und das vereiste Meer in den Schären ihrer wartet. Die Wiedervereinigung des alten Paares am Wildsee bildet nach der Tragödie des Winters den versöhnenden Abschluß. — Die Handlung ist nicht so straff aufgebaut wie z. B. in „Strix" oder „Schnock", weil nicht das Einzelschicksal eines

Tieres den Mittelpunkt bildet; der Schwerpunkt liegt vor allem auf reichen Schilderungen der Natur, dem stimmungsvollen Idyll eines kleinen Binnengewässers und der gewaltigen Öde des winterlichen nordischen Meeres. — Für mittlere und größere Büchereien. M. Thilo (Stolp i. P.).

Gibbon, Perceval: Was Vrouw Grobelaar erzählt. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1909. 251 S. Brosch. 2,—.

Frau Grobelaar, eine reiche und angesehene alte Burenfrau, hat in ihrem langen Leben viel erlebt, und da sie Phantasie und ein nicht gewöhnliches Erzählertalent besitzt, hat sie an den zahlreichen Nichten und Enkeln in ihrer Farm immer eine willige Hörerschar. Irgend ein Vorfall des Tages oder eine Situation ruft in ihr eine Erinnerung an Selbsterlebtes oder Gehörtes wach, und dann erzählt sie einfach, zuweilen unbeholfen, aber gerade durch diese Schlichtheit fesselnd von traurigen, ja schauerlichen Begebnissen auf einsamen Farmen, von den Kämpfen mit der Natur des dürftigen Landes und mit den Kaffern, den bösen Folgen einer Rassemischung, und gibt so ein anschauliches und echtes Bild von dem harten, unverbildeten und trotz seines rauhen Kerns doch gemütvollen Geschlecht des alten Burenvolkes. Jeder Geschichte hat die lebenserfahrene alte Frau immer eine handfeste Nutzanwendung beizugeben. — Die Vorspiegelung, als ob Frau Grobelaar hier erzähle, hat Gibbon glücklich durchgeführt und so einen passenden Rahmen für diese Burengeschichten erfunden. — Das Buch kann allen Büchereien empfohlen werden. M. Thilo (Stolp i. P.).

Kinck, Hans E.: Die Anfechtungen des Nils Brosme. Roman. (Nordische Bücher Bd. 15.) Leipzig: Haessel 1926. 333 S. Brosch. 4,—, Lw. 7,—.

Der fünfunddreißigjährige Pfarrer Nils Brosme hat, des Großstadtlebens überdrüssig, eine Landpfarre in einem entlegenen norwegischen Gebirgsdorf übernommen. Er genießt mit Frau und Kind als typischer Großstädter die Ruhe und Abgeschlossenheit des Landlebens und begeistert sich an der Großartigkeit der Natur. Ausgerüstet mit klarstem Verstand, großer Sensibilität und launischem Willen — er ist ein wenig „letztes Blut" — prallt er bald mit seiner Umgebung, den in „mittelalterlich" starren Anschauungen befangenen Bauern, seinen Pfarrkindern, zusammen. Sie wollen eine starke Hand als ihren „Vater" und Führer, die sie gegebenenfalls auch züchtigt. Aber Brosme, selbst wurzellos, kann ihnen den fehlenden Halt nicht geben. Im Gegenteil: überwältigt von dem Reichtum und der Ungebundenheit des naturnahen Lebens wird er zum heftigen Verteidiger „heidnischer" Sinnenlust und rücksichtsloser Selbstentfaltung. Er führt ein Doppelleben, das ihn seiner Frau entfremdet und ihm die innere Sicherheit nimmt. Sowie nun die Gemeinde die Lockerung der Zügel ihres Seelenhirten spürt, kommt es zu allerlei Ausschreitungen sittlicher Art. Da wird er eines Tages dabei ertappt, wie er der Magd beim Baden im Freien zusieht, und die Angst vor der moralischen Niederlage gibt ihm die Kraft zur Überwindung seiner Anfechtungen. In der größten Bedrängnis, als ihm die Bauern in ihrer bedächtigen Verschlagenheit auf den Leib rücken, vermag er durch Hinüberziehen der Angelegenheit ins Lächerliche sich zu retten. Äußerlich siegt er; innerlich hat er jämmerlich Schiffbruch erlitten. Man ahnt, daß „klirrende Wirklichkeit, wenn sie in solcher Weise zu Humor verdunstet, zu Giftdampf wird; — und daß dann vielleicht die wiederverdichteten Tropfen als häusliche Verdrossenheit und Tyrannei oder ähnliches herabregnen . . ."

Ein geistreiches und temperamentvoll geschriebenes Buch, dessen Verfasser mit ironischer Kühle scharfe Kritik übt an Kultur, Geschichte und Christentum. Der bildkräftigen, eigenwilligen Sprache ist die Übersetzung, abgesehen von einigen Entgleisungen, gerecht geworden. Eindrucksvolle Landschaftsbilder beleben die Handlung. — Nur für größere Büchereien und gebildete, psychologisch interessierte Leser. Frida Endell (Stettin).

Mathar, Ludwig: Fünf Junggesellen und ein Kind. Eine traurig-lustige Geschichte. Freiburg: Herder 1924. 145 S. Geb. 3,—.

Fünf hartnäckige Junggesellen haben sich zu einem Haushalt zusammengetan und sind alle vernarrt in den Sohn ihrer Haushälterin, Willibald, der von Vatersseite ein böses Bluterbe mitbekommen; sie verwöhnen ihn maßlos, erleben manches Böse, aber schließlich doch noch sehr Schönes mit ihm und ganz am Schluß gibts dann noch eine Hochzeit: Willibalds Mutter heiratet den Ohm Matthieu, das Haupt der Junggesellen, und der gute Willibald hält die Brautrede. — Eine sehr harmlose, heitere Geschichte, völlig unberührt vom Herzschlag unserer Zeit, altmodisch im guten Sinn, ein ansprechendes Bild aus dem westdeutschen Grenzstädtchen Monschau, das der „Held" von des Verfassers gediegenem Heimatroman „Die Monschäuer" ist (vgl. die Besprechung in B. u. B. 1925, H. 1). — Für einfache, anspruchslose Leser, besonders Leserinnen.

K. Fuß (Essen).

Meyer, G. F.: Amt Rendsborger Sagen. Hrsg. durch den Kreisausschuß. Buchschmuck von Prof. Riebecke. Rendsburg: Schleswig-Holsteinische Landeszeitung 1925. 4⁰. 158 S. 3,—.

Man sieht es dem schmucken Äußeren des Buches an, daß ein feinsinniger Künstler es geschmückt und seine Herstellung bis in die Einzelheiten mit Hingebung überwacht hat. Humorvoll grausige Spukgestalten zieren die bunten, farbig gut abgestimmten Decken und das lustige Vorsatzpapier; Titel und Widmungsblatt, jede einzelne Druckseite zeigen auf dem feinen Dünnbütten ein vornehm geschmackvolles Satzbild, wie wir's sonst vielleicht nur bei ganz teuren Ausgaben kennen. Die in rot und schwarz abgesetzten Initialen, die den Sagen*gruppen* vorgesetzt sind, schließen zusammen mit den klaren Schwabacher Lettern und den rot gehaltenen Überschriften das Druckstück zu einer künstlerischen Einheit. — Doch ist das Sagenbuch nicht etwa ein Leckerbissen für den Bibliophilen; sein Inhalt macht es zu einem echten Volksbuch. Es ist erstaunlich, wieviel der fleißige Forscher auf seinen Sammelfahrten von Dorf zu Dorf aus den schwerfälligen Bauern — trotz Müllenhoffs Arbeit — herausgeholt hat: 135 Sagen in dem kleinen Gebiet, geschöpft aus dem heute noch sprudelnden Quell unmittelbarer Überlieferung. Indem er mit leiser Hand unmerklich und entgegen jeder philologischen Absicht eine einheitliche Form schafft, rettet er in unserem papierenen Zeitalter der jungen Generation einen Schatz, der sie reich und stark macht an inneren, aus gesundem Volkstum erwachsenen Kräften. — Das Buch kostet trotz der meisterhaften Ausstattung nur 3,— M. Eine solche Leistung war nur möglich durch den tatkräftigen Opferwillen des Herausgebers, des Kreisausschusses, der an die Stelle des Schwätzens über Kulturaufgaben die Kulturtat setzte. Die engere Heimat ist ihm, wie mancher andern Kreisverwaltung Schleswig-Holsteins, *Dank* schuldig für solche Heimatpflege. Ich glaube, daß wir Büchereileiter allerorts helfen müßten, die Herausgabe ähnlicher Heimatbücher anzuregen. Dieser Gedanke hat mich veranlaßt, ausführlicher über Meyers Buch zu berichten, als es für die „B. u. B." geboten erscheint. Denn auch das sei noch gesagt: Es ist zwar ein feines Buch, aber kein „Bibliotheksband"; es gehört eben in jede Familie seines Gebiets, und in Plattdeutschland muß jede Bücherei es einstellen.

K. Jungclaus (Kiel).

Niehans, Max: Björn und Thord. Eine Wikingergeschichte. Mit Zeichnungen von R. R. Junghanns. Bern: Francke 1925. 254 S. Hlw. 5,80.

Der Stoff ist der altisländisch-norwegischen Sage entnommen und zumeist nach den Übertragungen altnordischer Prosa in der Sammlung „Thule" gestaltet. (Es ist bedauerlich, daß diese Sammlung nach den Erfahrungen mancher Büchereien trotz warmer Werbung für sie nicht die Beachtung findet, die sie verdient.) Die Wikingergeschichte ist eine freie Bearbeitung des Kampfes zwischen den Skalden

Björn und Thord. („Thule", Bd. 9. Seite 65ff.) Wir erfahren freilich nichts von dem Streit der Sänger. Nordische Recken tragen aus den seit Menschendenken dauernden Kampf zwischen den guten und bösen Elementen, den Kampf des geraden ehrlichen Mannes gegen seinen mit List, Tücke und Verrat arbeitenden Gegner; auch die Gegnerschaft zwischen dem auf Eigenhülfe und Wiedervergeltung gerichteten germanischen Heidentum und der Gerechtigkeit und Duldung christlicher Weltanschauung spielt hinein. — Die trocken berichtende Art der Saga wird abgelöst durch eine lebhafte Schilderung, deren knappe Sprache das gute Vorbild nicht verleugnet. Der Gang der Handlung folgt einer klar erkennbaren Linie. Der so entstandene Heldenroman wird für Menschen der Gegenwart lesbarer als die schwer zugängliche Saga. Doch verliert der alte Stoff nicht seine Frische. Die Größe der nordischen Natur und ihrer schlichten Menschen wird auch denen deutlich, welche die herbe Schönheit altnordischer Prosa nicht erkennen können. Unerhörtes, aus den Charakteren der nordischen Kämpfe folgerichtig erwachsenes Heldentum erregt starke Spannung. Das Buch wird nicht nur einfachen Lesern (schon vom 14. Jahre an), sondern auch anspruchsvolleren Lesern etwas geben. Es gehört darum in alle Volksbüchereien. K. Jungclaus (Kiel).

Pickthall, Marmaduke: Glanz, Liebe und Tod des Fischers Said. Ein Abenteuerroman aus dem wirklichen Orient. Übers. aus dem Engl. von Paul Fohr. München: Langen 1926. 370 S.

Der Fischer Said, von seinem Kameraden um seine wenigen Ersparnisse geprellt, lernt auf dem Wege zu einem neuen Erwerb, daß Betteln und Schwindeln für einen gerissenen jungen Mann das einträglichste Geschäft ist. So läßt er seine geplagte Frau im Hause eines seiner gerupften Opfer zurück; der gestohlene Schlafrock eines englischen Priesters und Dreistigkeit erleichtern ihm einen Pferdediebstahl, und so zieht er prächtig in Damaskus ein. Durch Betrug und Diebstahl steigt er zum reichen und angesehenen Kaufmann empor, doch ein treuloses Weib bringt ihn um sein Vermögen. Schließlich endet er kläglich als Wahnsinniger. — Diese abenteuerliche und auch an komischen Szenen reiche Handlung wird in eine farbige, offenbar auf eingehender Kenntnis des Orients und der Gedankenwelt des Moslems beruhende Schilderung eingesponnen, sodaß nicht nur ein buntbewegter Abenteuerroman, sondern ein rassenkundlich sehr interessantes Bild des „wirklichen Orients" ersteht. — Vor allem für erwachsene Leser; für mittlere und große Büchereien. M. Thilo (Stolp i. P.).

Reinacher, Eduard: Runold. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 95 S. Geb. 2,50.

„Als Runold zur Welt kommen sollte, gedachte der unendliche Gott durch ihn in der Endlichkeit einige Worte zu tun, deren Redung die Zeit verlangte." Runolds Leben, dessen entscheidende Jahre in den sechs Geschichten dieses Büchleins ausgebreitet sind, liegt abseits von dem Strom der Zeit. Er ist ein eingezogener, ungeselliger Mensch, ohne Eitelkeit und irdische Wünsche. Der Weltkrieg, in dem er sich als völlig untauglich erweist, dessen Ereignissen er aber auch mit wachsender Gleichgültigkeit gegenübersteht, bringt ihn zur völligen Loslösung aus der bürgerlichen Gesellschaft, neben der er im Grunde schon ehedem einherging als armer, nachlässiger Student der Philosophie. Auf stiller Wanderschaft, in glücklichem Genießen der Natur durchstreift er nun das deutsche Land; wo sich irgend eine Möglichkeit findet, vollbringt er in nimmermüder Geduld Taten aufopfernder Güte, stets bösen Lohn von den Menschen erntend. Schließlich schenkt ein böses Fieber ihm einen glücklichen, zufriedenen Tod in dem Augenblick, wo ein Polizeiaufgebot ihn fangen kommt, dem er von seinen einstigen Gefährten als Anarchist denunziert ist. — Man könnte diese kleinen Geschichten ohne Einschränkung gern haben um Runolds willen, würde man nicht gereizt und gestört durch des Verfassers versteckte Absicht, der ganzen Zeit durch diesen einfachen Menschen einen Schlag ins Gesicht versetzen zu lassen. Damit ist Runold eine Aufgabe zugewiesen, die seinen inneren Möglichkeiten nicht entspricht. Will ein Dichter unserer vielgestaltigen Zeit ein mahnendes Gegenbild vorhalten, so muß das schon ein

Mensch sein, der diese Zeit mit all ihren Leidenschaften und Begierden in sich trägt und liebt und doch überwunden hat — nicht dieser freundliche und nachdenkliche, aber doch ein wenig phlegmatische und dumpfe Trottel. Schon die gemacht naive Sprache, in der sich Runolds Ansichten über die Menschenwelt kundgeben und hinter der sich doch der ironische Verstand des Dichters verrät, erregt Mißbehagen. — Dennoch können die Geschichten wohl gefühlsbetonten und nicht sehr kritischen, vor allem weiblichen Lesern eine gewisse Erschütterung bereiten. — Für größere Büchereien. K. Kossow (Stettin).

Schäfer, Wilhelm: Huldreich Zwingli. Ein deutsches Volksbuch. München: Georg Müller 1926. XIX, 381 S. 6,50, geb. 10,—.

Das neue Werk Wilhelm Schäfers ist insofern nicht ein Gegenstück zu dem „Lebenstag eines Menschenfreundes", als es sich auf das bloße Berichten beschränkt. Schäfer erzählt von seinem Helden, „wie in der Legende erzählt wird, ohne Ausmalung der Situationen, ohne psychologische Zerlegungen, ohne Gedachtheiten". Der Verleger hat seinerseits durch prachtvoll großen und klaren Druck das Seinige getan, um das Buch als Volksbuch zu kennzeichnen. Wenn es ein solches wahrscheinlich doch nicht in jenem alten Sinne wie z. B. einst Hebels „Schatzkästlein" werden wird, so liegt das nicht daran, daß hier trotz aller Schlichtheit des Berichtes wenigstens von nichtschweizerischen Lesern mehr geschichtliche Einsicht und Kenntnisse verlangt werden, als Volksschulgebildete (nur solche?) sie in der Regel haben. Dieser geringfügige Mangel könnte ja auch für manchen Leser zum Anreiz werden, sich über die Geschichte der Schweiz anderweitig zu unterrichten. Der Massenverbreitung des Schäferschen „Zwingli" steht vielmehr im Wege, daß seine Sprache der jüngeren Generation, die nicht mehr mit dem Klang der Luthersprüche im Ohre aufgewachsen ist, leider zu „schwer" sein dürfte. Es wird daher außerhalb der eigentlich literarisch gebildeten Kreise wohl fast nur von älteren, an der Geschichte der christlichen Kirche oder Lehre interessierten Leuten gelesen werden. — Als volkstümliche Zwingli-Biographie ist das Schäfersche Buch besonders deshalb eindrucksvoll, weil darin der Staatsmann Zwingli, „der eine Neuordnung der bürgerlichen Welt versuchte", stark hervortritt. „Sein Baustein war das Gewissen des Einzelnen, mit dem er sich in die Gemeinschaft einfügte." So könne, meint Schäfer, gerade Zwingli, der männlichste, gesündeste und einfachste Vertreter des Christentums im Reformationszeitalter „unserer unmännlichen, kranken und verzwickten Menschlichkeit" ein Führer zu neuer Gläubigkeit werden „für eine Rechtfertigung unseres irdischen und bürgerlichen Daseins aus dem Gewissen". — Am lebendigsten und schönsten ist das zweite Kapitel herausgekommen, das die Reise Zwinglis nach Marburg und die dortige Disputation mit Luther erzählt. — Alle Büchereien, soweit sie nicht ausgesprochen katholisch orientiert sind, sollten dieses Buch in ihre Abteilung „Lebensbeschreibungen" einstellen und ihm Leser zu werben suchen. E. Ackerknecht.

Schröer, Gustav: Der Schuß auf den Teufel. Eine Geschichte aus dem Frankenwald. Halle: Heimat-Verlag für Schule und Haus 1925. 390 S.

In den abgelegenen Dörfern Schrottern und Erlenrod übt der Aberglaube noch eine unheimliche Macht auf die Menschen aus. Ihn benutzt ein in ihrer Jugendliebe enttäuschtes Weib, die Angehörigen ihres früheren Geliebten, seine Tochter und Schwiegereltern, durch den geschickt ausgestreuten und durch Dorfklatsch genährten Verdacht des Verkehrs mit dem Teufel unmöglich zu machen, bis fast eine Katastrophe über die Unschuldigen hereinbricht. Doch die ruhige Besonnenheit des alten Leberecht wendet noch das letzte Unheil, den Selbstmord des Schützen, auf den vermeintlichen Teufel ab. — Schröer hat auch hier durch seine in kräftigen Strichen zeichnende, durch zahlreiche Dialoge charakterisierende Schilderung des engen Zusammenlebens im Dorf sich als volkstümlicher Darsteller des Dorflebens bewährt, wenn auch dieser Roman im Gesamteindruck schwächer als einige seiner besten früheren Werke ist. Für einfache Leser aller Büchereien.
M. Thilo (Stolp).

Spitteler, Carl: Prometheus der Dulder. Jena: Diederichs 1924. 215 S. Brosch. 5,—, geb. 8,—, Halbperg. 10,—.

Spittelers Epos „Prometheus der Dulder" gehört in die Reihe der großen Parsival-Dichtungen, in denen die deutsche Seele dem ihr eingeborenen Drange folgend um ein persönliches Verhältnis, einen unmittelbaren Weg zu ihrem Gotte ringt. Man darf diese Form deutscher Religiosität gewiß mit dem zusammenbringen, was uns unter den ethischen Begriffen „Treue" und „Gefolgschaft" auf der einen Seite, dem unbeirrbaren Drange zur Vollendung der eignen Individualität unter bewußter Bejahung der letzten tragischen Konsequenzen auf der anderen Seite geläufig ist. Erst in diesen Zusammenhang gestellt erschließt sich auch die bildungspflegliche Wertung. Sie wird nach der zeitgeschichtlichen Seite durch den Hinweis ergänzt, daß neben diesem großen Alterswerke das Werk eines Jüngeren, Albrecht Schaeffers Parzival steht, und daß, wenn heute im Ringen um eine neue Religiosität wieder einmal die uralten Gegensätze der Unterwerfung in „Gehorsam" unter die Autorität dogmatischer Bindungen und des selbstgebahnten Pfades freiwilliger Gefolgschaft aufeinander prallen, der letztere das Gewicht großer dichterischer Schöpfungen zunächst auf seiner Seite hat. — Deutsch, wie in seiner Grundkonzeption, ist auch die Formgebung des Spittelerschen Werkes. Deutsch und landschaftlich schweizerisch. Mit aller kleinmeisterlichen Freude am zierlich ausgeschmiedeten, farbig-frohen Detail, an eigenwillig barocker, oft ins Bizarre gehender Zeichnung, worüber dann oft überraschend jäh und mächtig der Bogen eines großen Bildes oder Gedankens aufschießt. — Im Einzelnen ist dieses Preislied auf die Größe und Tiefe der menschlichen Seele und den verpflichtenden Dienst an ihr in seiner krausen Buntheit nicht immer leicht zu enträtseln, zumal einzelne Gestalten, wie der „Engel Gottes", wohl richtig als der Gott der Menge gefaßt, seltsam zu schillern scheinen. Weil Prometheus sich vom Engel Gottes seine Seele nicht für ein Gewissen eintauschen lassen will, wird sein Bruder Epimetheus, schnell bereit dazu, König. Prometheus, verbittert, sucht im Schaffen Erlösung, verbannt erträgt er im Bergwerk alle Leibes- und Seelenqualen, bis Epimetheus in seiner Hohlheit entlarvt wird, und er nun als Retter den späten Ruhm genießt, für den der zum Wesentlichen Gedrungene nicht mehr als staunende Verachtung übrig hat. — Dichterisch hat Spitteler in diesem Epos das Höchste gegeben, das ihm erreichbar war, und uns ein eigenartiges, trotz mancher barocker Verzerrungen im Einzelnen, an Schönheit überreiches Werk geschenkt. Sich ästhetisch und inhaltlich mit ihm auseinanderzusetzen, dazu bedürfte es eines längeren Aufsatzes. Nur soviel sei nochmals betont, daß es trotz aller farbigen und plastischen Bildhaftigkeit stark allegorisch und nicht leicht zu enträtseln ist. Größere Büchereien müssen es selbstverständlich anschaffen. W. Schuster (Berlin).

Viebig, C.: Die Passion. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 413 S. Brosch. 5,—.

Der kurze schwere Leidensweg der unehelichen, an ererbter Syphilis krankenden Tochter einer armen Näherin. Nach dem Tode der treusorgenden Mutter findet sie nirgends mehr Rettung und taumelt einem frühen Ende entgegen. Der Wert des etwas monotonen Romans liegt nicht in Handlung und Gestaltung, sondern in dem Ernst, der mutigen Wahrhaftigkeit und der sozialen Gesinnung. — Des Themas wegen mit besonderer Vorsicht auszuleihen; doch sollten mindestens alle Großstadtbüchereien das Buch für ihre ernsten und urteilsfähigen Leser bereithalten. H. J. Homann.

Zahn, Ernst: Frau Sixta. Ein Roman aus den Bergen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 310 S. Lw. 7,—.

Zahn ist seiner Vorliebe für die starken einsamen Frauen treu geblieben. Frau Sixta, die verwitwete Besitzerin eines Wirtshauses auf rauher schweizerischer Paßhöhe, ist eine an Verena Stadler erinnernde Frau, aber mit größerem Gesichtskreise und stärkerem Willen als diese. Sie und Markus Graf, der deutsche Fremdling, der auf der Wanderschaft bei ihr einkehrt, fühlen sich zueinander hin-

gezogen als zwei über ihre Umgebung hinausragende Charaktere. In Frau Sixta erwacht bald Liebe zu dem um zehn Jahre jüngeren Mann, Markus blickt verehrungsvoll wie zu einer Mutter zu ihr auf — und sie werden ein Paar. Am Hochzeitstage kommt die 16jährige im Kloster erzogene Tochter von Frau Sixta zurück, und bald beginnt der Konflikt für alle drei, da Jugend zu Jugend strebt. Wie nun Zahn die Lösung des Konflikts, der zur Tragik zu werden droht, in die Seele dieser starken Frau Sixta legt, ist ebenso großzügig wie eigenartig und hebt Zahns Werk über viele hinaus, die ähnliche Probleme schildern. — Für mittlere und größere Büchereien, aber bei katholischer Bevölkerung mit Vorsicht zu verwenden. A. Reicke (Charlottenburg).

Kleine Mitteilungen.

Personalveränderung. Zum Direktor der Stadtbücherei und zum Stadtarchivar in Elbing wurde zum 1. Oktober 1926 Herr Dr. Hanns Bauer gewählt, bisher Stadtbibliothekar in Danzig. Herr Dr. Theodor Lockemann, bisher Direktor in Elbing, ist zum Direktor der Universitätsbibliothek in Jena ernannt worden.

Berichtigung. Dr. Schuster, Stadtbibliothek Berlin, teilt berichtigend mit, daß er den Titel „Oberbibliothekar" nicht besitzt (s. Seite 238 ds. Jgs.).

Verband deutscher Volksbibliothekare. Die Stellenvermittlung unseres Verbandes teilt regelmäßig die uns zur Kenntnis kommenden freien Stellen sämtlichen stellenlosen Mitgliedern und denen, die sich zu verändern wünschen, mit. Wir bitten alle Verbandsmitglieder, die Stellenvermittlung in ihrer Arbeit zu unterstützen, besonders die Büchereileiter, uns alle Vakanzen mit genauen Angaben mitzuteilen, da es leider vorkommt, daß uns frei werdende Stellen zu spät oder gar nicht bekannt werden. Eine Liste der Stellensuchenden mit Angaben über Ort und Art ihrer Ausbildung, Prüfung und bisherige Tätigkeit versendet auf Wunsch die Geschäftsstelle (jetzt Berlin C. 2, Breitestr. 37, Stadtbibliothek).

Der Bericht über die Berliner Tagung (7. und 8. Mai ds. Js.) konnte infolge des Ablebens des Schriftführers Dr. Homann noch nicht fertiggestellt werden. Er wird voraussichtlich im nächsten Heft erscheinen.

Die Geschäftsstelle des Verbandes ist inzwischen von der Charlottenburger Stadtbücherei nach der Berliner Stadtbibliothek, C. 2, Breitestraße 37, verlegt worden.

Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek. Der Jahresbericht über das erste Unterrichtsjahr April 1925 bis März 1926, der bereits in Heft 4 dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde, ist jetzt als Sonderdruck erschienen (Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek. Heft 2) und wird gegen Einsendung von 50 Pf. an die Berliner Stadtbibliothek (Bibliothekskurse), Berlin C. 2, Breite Str. 37 portofrei übersandt.

Volksbildnerkurs für ländliche Büchereipflege in Neuern (Tschechoslowakei). Der Bezirksbildungsausschuß in Neuern hielt vom 26. bis 29. Juli ds. Js. einen Lehrgang für ländliche Buchwarte ab. Der Heimatforscher Oberlehrer Josef Blau sprach über „Volkskunde als Grundlage der Volksbildung und Volksliteratur", Professor Oskar Dreyhausen über „Volksbildungsgesetze und Hilfsmittel zur Fortbildung des Buchwartes", Schriftsteller Franz Leppa über „Volkstümliches Schrifttum, Böhmerwäldler und Westböhmisches Schrifttum", Dr. A. Moucha, staatlicher Büchereiinspektor, über „Verwaltung der ländlichen Bücherei mit praktischen Übungen in der Gemeindebücherei in Neuern", Pfarrer Josef Weigert über „Wie das Volk denkt, schreibt und liest". Es hatten sich 45 Teilnehmer, meist aus dem Böhmerwalde, gemeldet.

Zentrale für pommersche Grenzbüchereien — Stolp i. Pom. Durch die im Versailler Vertrag festgelegten Grenzen ist auch der östliche Teil Pommerns, dem sog. polnischen Korridor benachbart, Grenzland geworden. Die Regierung in Köslin hat, um in ähnlicher Weise wie es seit einigen Jahren in der Nordmark, Oberschlesien und der Grenzmark geschieht, das deutsche Buch in den Dienst nationaler Kulturpropaganda zu stellen, die Zentrale für pommersche Grenzbüchereien errichtet und die Leitung dem Stadtbibliothekar Dr. Thilo (Stolp) übertragen. Der Wirkungsbereich der Zentrale soll sich auf die Kreise Stolp, Rummelsburg, Bütow und Lauenburg erstrecken, ein Gebiet, das etwa 330 Schulgemeinden umfaßt mit ca. 180 000 Einwohnern. In diesen Kreisen, besonders in Bütow und Lauenburg, sind teilweise durch die Stettiner Beratungsstelle bisher ungefähr 60 Büchereien eingerichtet bezw. unterstützt worden. Diese Arbeit hat die Zentrale in erster Linie fortzusetzen, vor allem den Ausbau der meist erst im Anfangsstadium befindlichen Büchereien zu fördern und die Büchereileiter bei Einrichtung, Ergänzung und Verwaltung der Büchereien wie später der mit der Büchereiarbeit zusammenhängenden bildungspfleglichen Aufgaben zu beraten.

Vierte Tagung des Verbandes niederrheinischer Büchereien. Am 24. Juni fand die 4. Tagung des Verbandes niederrheinischer Büchereien statt, bei der etwa 70 Büchereien vertreten waren. Im Vordergrund des Interesses stand eine eingehende Besichtigung des reichhaltigen Materials, das in der Abteilung „Volkstümliches Büchereiwesen" der Gesolei zusammengetragen ist. Besonders wertvoll war die Aussprache über die statistischen Leser- und Bücherkundlichen Darstellungen und der Vergleich mit dem ausländischen Büchereiwesen: Fragen, die in dem anschließenden Beratungskursus ebenfalls in dem Mittelpunkt der Aussprache standen.

Aus den sonstigen Verhandlungen seien folgende Punkte besonders hervorgehoben:

1. Es schweben gegenwärtig Verhandlungen über die Wiederaufnahme des geteilten Unterrichts. Die Versammlung beauftragt die Verbandsleitung bei dem Herrn Regierungspräsidenten dahin vorstellig zu werden, daß die an der Büchereiarbeit beteiligten Lehrer auf alle Fälle die Nachmittage unterrichtsfrei erhalten, um mit Erfolg die Büchereiarbeit durchführen zu können.
2. Die Versammlung regt an, bei der Liste „Neue Bücher" des Einkaufshauses Volksbuch eine kurze Formulierung des Buchinhalts in Form von Untertiteln mit anzugeben, damit die Büchereileiter im Stande sind, diese für Kataloge und Präsenzapparat zu benutzen. Dasselbe wird für die Fachzeitschriften (Bücherei und Bildungspflege) angeregt. Weiterhin sollen kurze Charakteristiken in Form von Titeldrucken hergestellt werden, um sie so ohne weiteres auf Katalogkarten drucken zu können.
3. Die Versammlung beschließt, an die betreffenden Regierungsstellen die Bitte weiterzugeben, daß die Büchereitagungen im amtlichen Schulblatt veröffentlicht werden.

   Ebenso bittet die Versammlung, einen Antrag an die Herren Regierungspräsidenten richten zu lassen, daß die Abteilung „Volkstümliches Büchereiwesen", die bisher meist dem Wohlfahrtsamt verwaltungsmäßig angegliedert ist, in Zukunft durchweg dem Schulamt mit unterstellt ist, da die moderne Volksbücherei keine Angelegenheit der Wohlfahrtspflege, sondern der Volksbildung ist.
4. Die staatliche Beratungsstelle hat mit dem Buchhändler-Börsenverein einen Vertrag abgeschlossen, wonach das ortsansässige Sortiment berechtigt ist, unter bestimmten Voraussetzungen für Lieferungen an das volkstümliche Büchereiwesen 10% zu bewilligen. Der Vertrag wird seitens des Buchhändler-Börsenvereins sämtlichen angeschlossenen Sortimentern, seitens der staatlichen Beratungsstelle sämtlichen Volksbüchereien zugänglich gemacht. Es wird empfohlen, auf seiner Grundlage mit dem ortsansässigen Sortiment zu verhandeln. Sind am Ort keine Sortimenter vorhanden, steht es dem Büchereileiter frei, mit den Sortimentern benachbarter Städte abzuschließen. Für antiquarische Käufe sind besondere Bedingungen vereinbart.

Vom Büro der **American Library Association** ist uns folgende Notiz zur Verfügung gestellt worden. Sie wird viele unserer Leser schon deshalb interessieren, weil man aus ihr wieder einmal ersieht, wie wenig Fühlung das deutsche Büchereiwesen mit dem amerikanischen hat. (Vgl. Jg. 1925 dieser Zeitschrift S. 143 f. und diesen Jg. S. 183 f.)

„20 Studenten sind zur Beteiligung zugelassen und 21 Nationen haben Anträge gestellt — das ist, nach Miß Sarah C. N. Bogle, der einzigartige Erfolg der Pariser Bibliotheksschule. Miß Bogle, Leiterin der Schule und Sekretärin (assistent executive secretary) der American Library Association, ist soeben nach einem Besuch in Paris, um einen Plan für die Weiterführung der Schule zu entwerfen, in die Zentrale der Association nach Chicago zurückgekehrt. Eine neue Bewilligung von 37 500 $ durch John D. Rockefeller Jr. wird die Einrichtung für das Jahr 1926/27 aufrecht erhalten, und die American Library Association wird es übernehmen, aus andern Quellen Fonds für die folgenden Jahre zu sichern. Die Schule wurde unter dem Beistand der Association gegründet und geleitet.

„Die Höchstzahl der Schüler ist auf dreißig heraufgesetzt", sagt Miß Bogle, „aber es wird doch noch notwendig sein, vielen die Zulassung zu verweigern. In der Klasse, die gerade promoviert hat, waren Studenten aus Norwegen, Dänemark, Belgien, Tschechoslowakei, der Schweiz und Polen. Alle Studenten waren erfahrene Bibliothekare mit akademischen Graden, die amerikanische Methoden lernen und sie in ihren eigenen Einrichtungen anwenden wollen."

Die Pariser Bibliotheksschule hat, nach Miß Bogle, allgemeine Achtung und Empfehlung gefunden. Sie ist von Papst Pius XI. offiziell anerkannt. Miß Mary P. Parsons, die derzeitige Leiterin (resident director), ist eingeladen worden, über „Erziehung zum Bibliotheksberuf" auf dem internationalen Kongreß für Bibliothekare und Bücherfreunde in Prag, 28. Juni bis 3. Juli, zu sprechen."

Ein medizinisches Filmarchiv. In New York wird ein medizinisches Filmarchiv gegründet werden (Film-Bibliothek nennt die Meldung fälschlich diese Einrichtung), das zahlreiche medizinisch-wissenschaftliche Filme mit den neuesten Ergebnissen und Methoden enthalten soll. Solche Archive werden allmählich notwendig werden und sollten auch für die Geschichte des Spielfilmes rechtzeitig angelegt werden (vgl. auch „Bücherei und Bildungspflege" Jg. 5 S. 161 ff.).

Bekanntmachung betr. Diplomprüfung für den mittleren Bibliotheksdienst usw. Die nächste Prüfung findet Donnerstag, den 7. Oktober 1926 und an den folgenden Tagen in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin statt.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Papieren (Prüfungsordnung vom 24. März 1916, § 5) spätestens am 9. September 1926 dem unterzeichneten Vorsitzenden, Berlin NW. 7, Unter den Linden 38, einzureichen.

In den Gesuchen ist auch anzugeben, auf welche Art von Schreibmaschinen der Bewerber eingeübt ist. Von hier aus können nur Adlermaschinen (Universaltastatur) zur Verfügung gestellt werden; Bewerber, die eine andere Maschine benutzen wollen, haben sich diese auf ihre Kosten selbst zu beschaffen.

Berlin, den 7. Juli 1926.

Der Vorsitzende der Prüfungskommission
Kaiser.

Sächsische Prüfungen. Es finden in Leipzig statt die Prüfungen

I. für den mittleren Dienst am Montag, den 20. September 1926 und den folgenden Tagen,

II. für den höheren Dienst am Montag, den 27. September 1926.

Gesuche um Zulassung sind nebst den erforderlichen Nachweisen (Bekanntmachung des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts vom 24. September 1917 im Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1917 Stück 15 Seite 92 ff., und Bekanntmachung über die Prüfungen für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken vom 20. August 1919 im Gesetz- und

Verordnungsblatt für den Freistaat Sachsen 1919 Stück 20 Seite 226 ff.) für die unter I genannte Prüfung bis Sonnabend, den 7. August 1926, für die unter II genannte Prüfung bis Sonnabend, den 14. August 1926, an den Vorsitzenden des Prüfungsamtes, Bibliotheksdirektor Professor Dr. Glauning, Leipzig, Universitätsbibliothek, Beethovenstr. 6, einzureichen.

Sächsisches Prüfungsamt für Bibliothekswesen.

Offene Stellen. Elberfeld: Direktor (siehe Anzeigenteil).
Frankfurt a. M.: Bibliothekssekretärin (siehe Anzeigenteil).

Lesefrüchte.

Zur **Eröffnung der Stadtbücherei Solingen** hat die Stadtverwaltung eine Festschrift herausgegeben, welche neben verschiedenen Abbildungen Beiträge enthält u. a. von Kemp-Solingen, Nörrenberg-Düsseldorf, Schaefer-Elberfeld und Winker-Düsseldorf. Dem Aufsatze von Dr. Kemp, Werden und Wesen der modernen Volksbücherei, sind die nachstehenden Zitate entnommen:

Wer an die Volksbüchereien alten Stiles denkt, die im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts aus sozusagen philanthropischen Erwägungen heraus geschaffen wurden, wird meinen, daß das Wort „Volksbücherei" keinen guten Klang hat. Damals herrschte die Anschauung, zur sozialen Hebung der unteren Klassen könne man dadurch beitragen, daß man ihnen den Wissensstoff höherer Schichten in popularisierter Form zugänglich machte. Über seichte Aufklärerei kam man dabei nicht hinaus, und zu dem notwendigen Ergebnis, diese Art von „Volksbildung" in Verruf zu bringen, trug sehr wesentlich noch der Umstand bei, daß ihr eine gehörige, nicht selten behördlich gewünschte, Dosis konfessioneller oder parteipolitischer Tendenz beigemischt wurde. In einer Zeit des im geistigen, sozialen und politischen Leben zur Herrschaft gelangten Rationalismus und Materialismus kann es bei allem guten Willen, der im Einzelnen bestanden haben mag, nicht Wunder nehmen, wenn auch der Begriff der „Volksbildung" rationalistisch mißdeutet wurde. Bezeichnend für diese Fehleinstellung wird es immer bleiben, daß selbst das Wort „Volk" seiner guten alten Bedeutung verlustig ging, indem es auf die Angehörigen der unteren Schichten eingeengt wurde. Darin prägte sich die Auflösung der letzten volkhaften Bindungen und die Zersetzung der letzten kulturellen Einheit aus, die durch die Industrialisierung der Wirtschaft und die Heimatlosigkeit des Großstadtmenschen unvermeidlich geworden waren. So ist die alte Volksbücherei an ihrer inneren Unwahrheit unrühmlich genug zu Grunde gegangen. In dürftigen Schulzimmern oder in unfreundlichen Winkeln entlegener Verwaltungsgebäude untergebracht, von Behörden oder leistungsschwachen Vereinen mit kärglichen Mitteln abgefunden, die weder zur Ergänzung des ohnehin schwachen Bücherbestandes oder seiner zweckmäßigen Erhaltung, noch zur Anstellung eines mit Lust und Liebe an der Verwaltung tätigen und berufskundigen Personals reichten, hat sie ein kümmerliches Dasein gefristet, bis sie schließlich, als „literarische Suppenküche" verspottet, ihr Ende gefunden hat. Mag man das Absterben einer so verfehlten Einrichtung, wie es die alte Volksbücherei war, noch so begrüßen, sie hat eine Erbschaft hinterlassen, die wenig zur Genugtuung Anlaß gibt: der schlechte Ruf, in dem sie verdientermaßen stand, hat zur unvermeidlichen Folge gehabt, daß so manche Kommunalverwaltung bedenklich und mißtrauisch bei Seite stand, als eine neue Entwicklung einsetzte, die das nicht bewährte Alte durch Besseres ersetzen wollte.

Die neue Volksbücherei hat mit der alten nichts mehr gemein; selbst den früheren Namen hat man, um Mißverständnissen vorzubeugen, heute größtenteils aufgegeben. Der grundlegende Unterschied besteht darin, daß an die Stelle eines der bloßen Büchervermittlung dienenden Instituts eine schöpferische Bildungsanstalt getreten ist. Dazu mußte der Begriff der Bildung neu erfaßt werden. Heute bedeutet Bildung nicht mehr ein bestimmtes Quantum an Wissen, das der Eine schulmäßig oder gesellschaftlich hat und das dem Andern fehlt, ganz ohne Rücksicht darauf, wie ein solcher Grad des Verhältnisses zum Wissensstoff Persönlichkeit

oder Charakter formend beeinflußt. Bildung bezeichnet heute die individuelle Fähigkeit der Beziehung zu den Werten, denen kulturschöpferische Bedeutung zukommt. Der vielumstrittene Begriff Kultur, von dem der Bildungsbegriff nicht loszulösen ist, stellt sich uns heute so dar, wie ihn Wilhelm Schäfer schön und klar in die Worte gefaßt hat: „Kultur haben heißt, das Ewige so in Gestalt bringen, daß es unser Dasein bestimmt“. Alles Rationalistische, das dem Bildungsbegriff früher verfälschend anhaftete, tritt jetzt hinter die ideelle Geltung zurück. Der Dienst an der Idee, die Hingabe an absolute Werte, die Leben und Sein gestaltend bestimmen, das ist der neue Geist einer Bildung, von der erst die Kraft zum Schaffen eines Kulturorganismus wieder ausgehen kann. Von den großen Kulturepochen der Vergangenheit unterscheidet sich unsere Zeit dadurch, daß keine einheitliche Idee mehr das Dasein bestimmt und aus vielen Einzelnen eine lebendige Gemeinschaft macht. Wir haben aufgehört, ein Volk zu sein, als unserm Kulturleben der ideelle, alles durchseelende Gehalt verloren ging und damit die alte Gemeinschaft zerstört war. Das Wort „Volksbildung“ hat in einem Augenblick der Auflösung jedes Volkstums und des Versiegens der letzten schöpferischen Kulturkraft einen leeren Klang, wenn es lediglich Aufklärung des Verstandes und Vermehrung des Wissens bedeuten soll. Heute erhält es seinen ursprünglichen Sinn zurück: unter Volksbildung verstehen wir eine Arbeit, die dazu helfen will, aus einem Chaos von Menschen wieder ein Volk zu bilden. Volk heißt uns heute nicht mehr verächtlich und mitleidig zugleich die untere Schicht des sozialen Körpers, sondern die Gemeinschaft aller durch die gleiche Kulturentwicklung gegangenen und durch die gleiche Kulturkraft geformten Menschen. Diese Gemeinschaft, als eine lebensbestimmende Macht anerkennen, heißt den letzten Sinn des Wortes Bildung verstehen.

Die Volksbücherei hat die Aufgabe, jedem Einzelnen, welcher Volks-, Berufs- und Altersschicht er angehören mag, das Buch als Träger eines ideellen, gemeinschaftsbildenden Gehalts zugänglich zu machen. Nach allem Gesagten braucht es nicht noch ausdrücklich betont zu werden, daß jede parteipolitische und konfessionelle Stellungnahme hierbei völlig außer Frage kommt. Es kann sich für die Volksbücherei nur darum handeln, dem Einzelnen — mit dem sie es ausschließlich zu tun hat — dasjenige Buch zuzuleiten, dem er gemäß seiner Stellung im sozialen Organismus den ihm entsprechenden Bildungswert entnehmen kann. Es gibt kein Schema, nach dem wahllos Bücher von irgendeinem Gehalt unter die Massen ausgestreut werden könnten, um ein bestimmtes Bildungsziel zu erreichen. Ein Buch, das für den einen ein inneres Erlebnis von höchstem Wert sein kann, ist für den anderen völlig unergiebig. Es kommt immer darauf an, das rechte Buch zur rechten Zeit dem rechten Menschen in die Hand zu geben. Buch und Volk stehen nicht von vornherein in einem segensreichen Verhältnis zu einander, sondern erst dann, wenn diesem Verhältnis eine individuelle Beziehung verliehen werden kann. Und wenn die Volksbücherei das Buch als wirklichen Träger des Bildungsgehalts verwenden will, wird sie sorglich darauf achten müssen, wo jeder der vielen Leser, zu deren eigenster Persönlichkeit sie gelangen will, von der ideellen Kraft des Buches am nachhaltigsten angesprochen werden kann. Eine Büchereiarbeit, die sich nur an die verstandesmäßige Seite im Menschen wendet, würde ebenso unfruchtbar sein, wie eine solche, die nur die Gefühlsseite berücksichtigen wollte. Erst wenn die Bücherei dazu gelangt, in harmonischer Ausgeglichenheit auf Seele und Geist, Gefühl und Wille einzuwirken, vermag sie die tragfähige Grundlage zu schaffen, auf der eine neue Lebensgestaltung durch Persönlichkeiten, die einer ideellen Gemeinschaft bewußt geworden sind, aufgebaut werden kann. Nicht mit einem Schritt ist dieser Weg zurückzulegen; mühsam muß Bahn gebrochen werden, bis auch lange verschüttete Herzen sich aufschließen. Es gilt nicht allein, Leuten, die einer geistigen Leitung nicht bedürfen, das geeignetste Buch zu vermitteln, das sie zur Weitung ihres Weltbildes, zur Vertiefung ihres Urteils in wissenschaftlichen oder künstlerischen Dingen und zur Förderung ihrer Berufsausbildung brauchen. Die Bücherei hat vielmehr die Pflicht, mit besonderem Bemühen sich derjenigen anzunehmen, die des Rates und der Hülfe bedürfen, um zu erkennen, was ihrer Wesenheit entspricht. Das gilt für Angehörige der höheren Schichten so gut wie für Angehörige der unteren Schichten. Und es gilt vornehmlich auch für die Jugendlichen, für die die Bü-

cherei die wirksamste Hilfe bei der Abwehr verhängnisvoller Schundwirkungen bedeutet. Man hat das gute Wort „weltliche Seelsorge" geprägt, um diese mühevolle Seite der Büchereiarbeit zu kennzeichnen.

In der Welt der dichterischen Gestaltung findet der moderne Mensch die Phantasieerfüllung seines Verlangens nach Erlebnis und Schicksal, die das eigene Dasein ihm nicht mehr vermittelt. Hier ist der Ausgangspunkt für die Einstellung und starke Berücksichtigung der schönen Literatur durch die Volksbücherei. Sie hat die unendlich wichtige Aufgabe, das Gefühlsstreben des Menschen reich und rein zu erhalten, um es als unentbehrlichen Bestandteil der Persönlichkeit bildungspfleglich nutzbar zu machen. Nicht literarische Kennerschaft oder ästhetisches Geschmäcklertum will die Volksbücherei fördern; ihr liegt daran, ihren Lesern durch die Pflege der schönen Literatur Lebenswerte zuzuführen, die durch die eindrucksvolle dichterische Formung zu unmittelbarer seelischer Gestaltung gelangen. Nur dieser bildungspflegliche Gesichtspunkt entscheidet über die von der Volksbücherei getroffene Auswahl der schönen Literatur. Auf manches Buch, das im Urteil der Literaten einen hohen Rang einnimmt, verzichtet sie, wenn sein Gehalt rein artistischer, also ästhetisch bedingter Natur ist. Manches Buch ist für sie unentbehrlich, das, ohne hochkünstlerisch zu sein, doch soviel echte Lebenswerte besitzt, daß auch der einfache, zur künstlerischen Würdigung garnicht reife, Leser von ihm eine Bereicherung seines Gefühlslebens erwarten kann. Immer ist auch hierfür der Bildungsgedanke maßgebend. Das in seiner Gesinnung unwahre, in seinen Mitteln bedenkliche Buch, das lediglich der Modebeliebtheit seines Autors und der alljährlich wechselnden Konjunktur sein Entstehen verdankt und nur dem seichten Unterhaltungsbedürfnis dienen will, scheidet für die Volksbücherei aus. Jeden ihrer Leser „goethereif" zu machen, ist gewiß nicht die Aufgabe der Volksbücherei. Aber ihr Bestreben muß doch immer dahin gehen, in jedem Leser die Erkenntnis zu wecken, daß nur das von wahrer Erfassung des Lebens getragene Buch eine innere Beglückung zu bereiten vermag. Von dieser Erkenntnis geleitet, wird so Mancher, dessen Auge den Ewigkeitswerten der Kunst bisher verschlossen war, den Weg auch zu den höchsten Schöpfungen geöffnet sehen, in denen echte Volkskraft sich dichterisch offenbart hat.

Entspricht die Anschaffung und Bereitstellung der schönen Literatur weltanschaulichen Gesichtspunkten, die in der besonderen seelischen Bedürfnislage des modernen Menschen ihre Voraussetzung haben, so ist das gleiche für die wissenschaftlich belehrende Literatur der Fall. Auch hier handelt es sich nicht darum, gelehrte Fundamentalwerke, die objektive Gültigkeit besitzen, wahllos unter Lesern zu verbreiten, deren Vorkenntnissen sie kaum oder garnicht entsprechen, sondern um die jeder Bildungs- und Volksschicht gemäße Berücksichtigung der geistigen Bedürfnisse. Es kommt darauf an, vorhandene Triebrichtungen, die durch den Zustand des modernen Daseins geschaffen sind, in ihren Bedingungen und Lebenswirkungen sorglich zu beachten, wenn durch das Buch eine Persönlichkeitsformung erreicht werden soll. Der als Kaufmann, Techniker, Arbeiter, Handwerker im praktischen Beruf Tätige muß seiner Beschäftigung bewußt werden, um sie als Mensch, nicht nur als seelenlose Maschine, beherrschen zu können. Der verstandesmäßige Trieb nach dem Wesen der Dinge, nach Kenntnis der sozialen Zusammenhänge, nach der Entwicklung des geschichtlichen und kulturellen Werdens verlangt nach befriedigender Erfüllung. Die Lust am abenteuerlichen Leben und tatenreichen Handeln in fernen Ländern und unter fremden Menschen will bei dem Erwachsenen wie dem Jugendlichen zu einem gesättigten Bewußtseinsinhalt werden. Die Zusammengehörigkeit mit Boden und Heimat drängt zur Überschau über die heimatliche Überlieferung. Das ins Unendliche gehende Gefühlsstreben auf dem Gebiet der Religion und der Kunst verlangt nach Führung. Alle diese eng mit den kulturellen Bedingungen des modernen Menschen verwachsenen Bedürfnisse stellt die Volksbücherei in ihre Arbeit ein. Sie will das wissenschaftliche Buch nicht als Mittel zu gelehrten Forschungen darbieten. Als Gefäß des geistigen Besitzstandes einer Zeitepoche soll es den Menschen sich und seine Welt erkennen lehren, um ihn reif zu machen zur Aufnahme von Werten, die sein Leben als Glied einer Gemeinschaft reicher und schöpferischer zu gestalten vermögen.

Verantwortlich für die Redaktion: i. V. Dr. E. Ackerknecht, Stettin, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 6 1926 Heft 6

Die Studienzirkel-Bewegung in Dänemark.*)

Von C. L. Skjoldbo, Sekretär von „Danmarks Studiekreds-Forening".

In Dänemark wie in Deutschland und vielen anderen Ländern hat die steigende Kultur, die wirtschaftlichen Fortschritte und das Aufklärungsbedürfnis der großen Masse in Verbindung mit der kürzeren Arbeitszeit bewirkt, daß die freiwillige Volksaufklärungsarbeit stark gewachsen ist. Auch ist indessen die Erkenntnis erzielt, daß die Formen, in welchen diese Arbeit bisher vorging, und die Mittel, die sie benutzte, ungenügend und auf die Dauer ungeeignet sind, die Schätze des menschlichen Wissens der großen Bevölkerung zugänglich zu machen. Es war durch viele Jahre einer Minderheit der Blüte der Gesellschaft, den Gelehrten und den Wohlhabenden, vorbehalten, aus den Quellen des Wissens zu schöpfen; nur selten gelang es dem gemeinen Manne, sich durch eine fleißige Selbstbildungsarbeit in ethischer und kultureller Beziehung zu erheben. Hier in Dänemark geschah es vor ca. 50 Jahren, daß der dänische Bauernstand seine ersten Volkshochschulen baute (die Internathochschulen), wo die Bauernjugend durch sechs Monate einen Kursus durchmachte, der für sowohl die Einzelpersonen wie für die ganze Bauernklasse und somit für den hohen Stand der dänischen Landwirtschaft von unermeßlicher Bedeutung wurde. Der Hauptzweck dieser Schulen, von denen es nunmehr über 50 gibt, war jedoch nicht die Erteilung von Wissensstoff, sondern vielmehr das Aufwecken der Bauernjugend, die hier entdeckte, daß das Leben andere Werte als die rein materiellen hat. Wegen dieses Zweckes mußten die Schulen vorwiegend mit Vorlesungen und Reden arbeiten. Zu jener Zeit wurde das Schlagwort von „dem lebenden Wort und dem toten Buchstaben" geprägt. An die Spitze dieser Schulen trat daher eine Reihe Personen, welche besonders verstanden, die Jugend redend zu erfassen — erst in zweiter Reihe zielten sie darauf ab, der Jugend Kenntnisse beizubringen. Jedoch ist in den späteren Jahren auf diesem Punkt eine Veränderung gradweise eingetroffen.

Dänemark war damals vorwiegend ein Bauernland; die Arbeiterklasse war noch klein und bedeutungslos. Im Laufe der Jahre ist eine Industrialisierung der dänischen Landwirtschaft eingetreten, sodaß die dänische Industrie nunmehr an ökonomischer Bedeutung der Landwirtschaft nahe kommt. Zufolge der Statistik ist ein Drittel der dänischen Bevölkerung in der Landwirtschaft, ein zweites Drittel in der Industrie und das letzte Drittel anderswie beschäftigt. Die große Arbeiter- und Mittelklasse

*) Vgl. auch S. 191.

Dänemarks hat jetzt ihre elementaren ökonomischen und materiellen Bedürfnisse gedeckt, und ein geistiges Bedürfnis ist rege geworden. Jahrelang (noch vor dem Kriege) schöpfte diese Klasse ihre geistige Nahrung aus Vorlesungen und Abendschulen und Kursen. Aber diese Mittel genügten doch bei weitem nicht. Erst die Büchereien, später die Studienzirkel, die noch im Anfang sind, haben wirklich dazu beigetragen, die Kulturschätze der großen Bevölkerung zugänglich zu machen. Auch die Bauern konnten sich nicht mit den Internathochschulen begnügen; in jeder Gemeinde bildeten sich „Vorlesungsvereine" (von denen es jetzt viele Hundert gibt), welche „Versammlungshäuser" bauten, und durch den ganzen Winter Abend auf Abend Vorlesungen abhalten ließen. Die freiwillige Volksaufklärungsarbeit rastete nicht. Auf dem Lande und in der Stadt wirkte sie unablässig. Eine besondere Kommission „zur Förderung der Volksaufklärung" sandte mit Unterstützung des Staates eine Reihe volkstümlicher Schriften hinaus, insbesondere von historischer und biographischer Art. — In den Provinzstädten wirkten außerdem eine Reihe Universitätslehrer durch den sog. Volksuniversitätsverein als Referenten bei Kursen für die breite Bevölkerung.

So lagen die Verhältnisse in Dänemark, als der Weltkrieg entstand, der auf eine Zeit ein Stagnieren der Bestrebungen der Volksaufklärung verursachte. Erst als der Krieg, von dem auch Dänemark — wenn nur indirekt — schwer getroffen wurde, seinem Ende nahte, konnte man ein Beleben der Aufklärungsarbeit verzeichnen. Man suchte neue Wege; der Blick wurde auf die Nachbarländer gerichtet. Insbesondere Schweden schien neue Anregungen geben zu können. Dort war die freiwillige Volksaufklärungsarbeit zum Teil andere Wege gegangen als in Dänemark, was sowohl auf geographische wie auf wirtschaftliche Verhältnisse zurückzuführen war. Die Hochschulen (Internatschulen) waren seltener als in Dänemark, aber in der Stadt und auf dem Lande sammelten sich kleine Kreise (Lesekreise) in Arbeitsgemeinschaften unter der Bezeichnung Studienzirkel. Wirkliche Studien wurden wohl dort nicht betrieben, aber eine gute Volksbildungsarbeit wurde doch dort geleistet; in den Kreisen, die aus 10 bis 20 Personen, meist Arbeitern bestanden, las man in Gemeinschaft die gute Literatur und erörterte nachher ihren Inhalt. Diese Arbeitsgemeinschaften erhalten Staatsunterstützung zum Einkauf von gebundenen Büchern, die nach dem Gebrauch in die öffentliche Bücherei eingegliedert werden sollen. Wenn keine solche am Platze besteht, muß eine mit diesen Büchern als Grundlage gebildet werden. Zwei große Reichsorganisationen in Schweden, die Abstinenzgesellschaft J.O.G.T. und die Arbeiterbildungs-Organisation A.B.F. waren die Bahnbrecher in dieser Arbeit. Von diesen zwei Organisationen hat A.B.F. („Arbetarnes Bildningsförbund") jetzt über 2000 Studienzirkel im Gange jeden Winter. Diese Entwicklung ist im Laufe von ca. 14 Jahren geschehen. Die J.O.G.T. hat eine etwas geringere Anzahl in Tätigkeit (vgl. 3. Jg. dieser Zeitschr. S. 141ff.).

Diese gewaltige Entwicklung der Studienzirkel in Schweden überzeugte die Leiter der dänischen Volksbildungsarbeit davon, daß die Studienzirkel ein vorzügliches Mittel zur Volksbildung seien. Im Jahre 1918 wurde daher mit Zustimmung von fast allen Seiten in Dänemark eine

Zentralorganisation der Studienzirkelarbeit begründet („Danmarks Studiekredsforening"). Der Staat stützte gleich den Verein mit einem Zuschuß, und es begann vorderhand eine Propagandaarbeit für diese Form der Aufklärung. Bald erwies es sich auch notwendig, den sich bildenden Studienzirkeln in vielen Beziehungen zu helfen. Es fehlte sehr an Leitern, Leseplänen, Büchern, geeigneten Räumen etc. — Danmarks Studiekredsforening leistete eine große Arbeit in bezug auf die Beschaffung solcher Bildungsmittel. Der Verein ließ Lesepläne für alle aktuellen Themen ausarbeiten (z. Z. liegen ca. 60 solcher Lesepläne vor). Er hielt Kurse für werdende Leiter ab, und er wandte sich an die Bibliotheken mit den Wünschen der Studienzirkel, besonders mit Rücksicht auf eine längere Leihzeit (3 Monate). In seiner Arbeitsweise unterscheidet sich der Zentralverein Dänemarks ganz von der schwedischen Studienzirkelarbeit. In Schweden werden die Studienzirkel durch die Hauptorganisationen A.B.F., J.O.G.T. usw. vom Staate mit gebundenen Büchern versorgt. Diese Unterstützung ist selbstredend für die Entwicklung der Studienzirkel von großer Bedeutung gewesen. Aber sie hat zugleich bewirkt, daß überall in Schweden kleine Studienbüchereien entstanden, sodaß man in Schweden zwei Büchereibewegungen hat, eine öffentliche mit guten Büchereien und geschulten Bibliothekaren und eine „halböffentliche" mit kleinen Sammlungen von Büchern speziellerer Art. Eine solche Neben-Büchereibewegung ist gewiß auf die Dauer nachteilig. Aber dieser Umstand hat die Studienzirkel in Schweden fester organisiert als in Dänemark. In Schweden müssen die Zirkel Berichte abgeben und die Hauptorganisationen wissen daher genau, wieviel Studienzirkel sie in Tätigkeit haben. Der Staatszuschuß, der durch die Organisationen verteilt wird, richtet sich nach der Zahl der Studienzirkel; diese können außerdem Bezirkszuschüsse bekommen. In Dänemark leistet der Staat allerdings große Zuschüsse zur freiwilligen Volksaufklärungsarbeit. Die dänische Zentralorganisation der Arbeiterbildung, die A.O.F., erhielt z. B. eine Unterstützung von 10000 Kr. im Vorjahre, aber diese Mittel werden nach Gutdünken der Organisation angewandt. Eine besondere Pflicht zur Unterstützung der Studienzirkel besteht nicht. So ist auch das Verhältnis für Danmarks Studiekredsforening, der eine niedrigere Summe vom Staate bekommt. Aber infolgedessen ist es sehr schwer, mit den entstehenden Studienzirkeln in Kontakt zu gelangen. Der Begriff „Studienzirkel" ist daher in wesentlichen Beziehungen in Dänemark ein anderer als in Schweden.

In Dänemark erhalten die Studienzirkel keine direkte öffentliche Unterstützung. Dagegen werden sie in verschiedener Weise indirekt unterstützt. Erstens durch die Büchereien, die ihnen die Bücher in größerer Anzahl und auf längere Zeit überlassen. Gewöhnlich braucht nur der Leiter in der Bücherei mit einer Teilnehmerliste (umfassend mindestens 10 Personen) zu erscheinen. Zweitens unterstützen die Hauptorganisationen die Zirkel oder (wie sie gewöhnlich in Dänemark heißen: die Studienkreise) durch Anweisung von Leitern und Räumen (häufig in den Volksschulen), durch Ausarbeitung von Leseplänen, Studienanleitungen, durch Beschaffung von „Grundbüchern", d. h. orientierenden Schriften, die als Grundlage und Ausgangsstoff benutzt werden.

Seit der Bildung von Danmarks Studiekredsforening im Jahre 1918 und insbesondere seit der Begründung der Bildungsorganisation der Arbeiterklasse A.O.F. 1924 ist die Anzahl der Studienkreise sehr stark gewachsen. Zwar ist es recht schwer, genau zu wissen, wieviel Kreise jeden Winter in Tätigkeit sind, da sie ja keine Anmeldepflicht haben, aber auf Grund der Auskünfte der Büchereien hat Danmarks Studiekredsforening versucht, eine Statistik über die Kreise aufzustellen. Während in ganz Dänemark im Jahre 1918 nur 5—10 Kreise tätig waren, ist deren Anzahl nunmehr auf ungefähr 300 Kreise im Winter 1924—25 und auf ca. 400 im letzten Winter gestiegen. Im Verhältnis zu den ca. 3500 Kreisen Schwedens ist der Anfang ja nur bescheiden. Dazu trägt auch bei, daß die Kreise sich in Dänemark nicht mit den allgemeinen Elementarfächern beschäftigen, wie Muttersprache, Rechnung, Zeichnung etc., sondern lediglich mit allgemeineren kulturellen und sozialen Fragen. Z. B. beschäftigten sich im Vorjahre 18 Kreise mit Sozialökonomie, 32 mit dem Programm der Sozialdemokratie, 12 mit gewerkschaftlichen Fragen, 11 mit der Betriebsratsfrage, 30 mit der Bodenfrage, 11 mit dem Sozialismus und seiner Geschichte, 4 mit dem Schriftsteller Andersen-Nexö, 2 mit der Valutafrage, 2 mit modernen Schulgedanken, 4 mit Vererbungs- und Abstammungslehre usw. An Themen, die in den Kreisen behandelt wurden, seien noch erwähnt: Theosophie, Kommunismus, soziale Ethik, Soziologie, die Wohnungsfrage, die Zementindustrie, Radio, Kinderpsychologie, Heimatgeschichte, die Frauenfrage, der Kapitalismus, die Kinderfürsorge, direkte Steuern, die soziale Gesetzgebung, Statistik, der geschichtliche Jesus, Ch. Dickens, Romain Rolland, Carpenter, Ludvig Fejlberg, Harald Kidde, Johs. V. Jensen, Jeppe Aakjär usw.

Während die fortgeschrittenen schwedischen Studienzirkel gewöhnlich mit einem Lehrer (bisweilen sogar einem Universitätslehrer) arbeiten, ist dies in Dänemark äußerst selten der Fall. Dagegen haben sie fast alle einen Studienleiter, der den Stoff mehr oder weniger beherrscht. In der Regel hat der betreffende Leiter bereits an einem Zirkel mit gleichem Thema teilgenommen. In Anfänger-Zirkeln werden häufig Studienleiter verwendet, die von den Hauptorganisationen ausgesandt worden sind und mit dem Stoffe gut vertraut sind. Aber in allen Kreisen herrscht die kameradschaftliche Arbeitsweise, die für die Teilnehmer so wichtig ist. Sie bietet sicher den Hauptvorteil der Studienzirkel gegenüber allen anderen Volksbildungsformen.

Wie arbeiten sonst die dänischen Studienzirkel? könnte man fragen. — Sie umfassen gewöhnlich 5—15 Teilnehmer, die sich jede Woche (meistens privat in den Heimen der Teilnehmer) versammeln. Man wählt ein Thema und bestellt von dem Studienkreisverein oder einer Bildungsorganisation (oder vielleicht von der Bücherei) einen Studienplan. Alsdann leiht man in der nächstliegenden Bücherei auf 3—6 Monate die erforderlichen Bücher (die „Grundbücher“ muß man oft selbst kaufen). Die Bücher erhält man unentgeltlich leihweise.

Die Studienkreise arbeiten entweder als Einzelbuchkreise (mit nur einem Buche, gewöhnlich die Kreise der Anfänger), oder als

Themenkreise, die ein ganzes Problem an Hand vieler Bücher behandeln und mit einem orientierenden Buch als „Grundbuch" arbeiten, oder sie sammeln ihren Stoff aus vielen Werken und Zeitschriften (Sammel-Lesen), wenn kein „Grundbuch" für das betreffende Thema vorhanden ist. — Die Teilnehmer referieren dann abwechselnd über einen Abschnitt des Grundbuches, wozu die übrigen Teilnehmer das erzählen, was sie aus den übrigen „Ergänzungsbüchern" entnommen haben, wonach die Debatte freigegeben wird. Gewöhnlich wird ein Protokoll über die Verhandlungen geführt.

Ohne Zweifel arbeiten z. Z. eine große Anzahl der Kreise mit einem einzelnen Buche, während die Zahl der fortgeschrittenen Kreise kleiner ist; genaue Auskünfte darüber sind jedoch noch schwer zu beschaffen. Sicher ist aber, daß in den letzteren eine intensive und tiefgehende Bildungsarbeit geleistet wird. Die Studienzirkelmethode hat denn auch im Laufe von kurzer Zeit viele begeisterte Anhänger erworben. Selbst die Volkshochschulen haben begonnen, diese Methode zu verwenden. An der Spitze in dieser Beziehung steht die „Arbeiterhochschule" in Esbjerg, die einen großen Teil ihres Lehrstoffes durch solche Arbeitsgemeinschaften erteilt.

Die Studienzirkel lassen sich gewiß als eine Reaktion gegen das „Vortragswesen" bezeichnen. Das passive Anhören von Vorträgen befriedigt auf die Dauer nicht die wirklich Bildungsuchenden. Leider hat der Rundfunk ein Aufblühen der Vorträge und der Passivität der Teilnehmer verursacht. Hierin liegt gewiß eine Gefahr, aber doch auch eine Möglichkeit, neue Schichten der Bevölkerung in die Bildungsarbeit einzuziehen. Auch wird von verschiedenen Seiten versucht, die Radiovorträge durch Einfügung von Literaturnachweisen wertvoller zu machen. Was die Zukunft in diesem Punkte für die Volksaufklärung bringen wird, läßt sich ja noch nicht sagen.

In neuerer Zeit tauchen auch Bestrebungen auf, die Volksaufklärungsarbeit zu systematisieren, damit die Kräfte nicht unnütz vergeudet werden oder gar miteinander in Konflikt geraten. So haben z. B. die verschiedenen Vereinigungen, die sich mit sozialen und politischen Fragen beschäftigen, einen gemeinschaftlichen Ausschuß eingesetzt, der die Herausgabe wertvoller sozialer Bücher fördern soll. Und als ein weiteres Merkmal in dieser Beziehung darf man den „Ausschuß für Beschäftigung in den Mußestunden" (Udvalget for Fritidssyssel) bezeichnet, der von fast allen einschlägigen Organisationen Anschluß erhalten hat. Auch dieser Ausschuß hat zur Aufgabe, womöglich eine Zusammenarbeit durchzuführen. In diesen beiden Ausschüssen sind sowohl die Büchereien wie die Studienzirkelorganisationen vertreten, indem man in allen Kreisen erkennt, daß die Studienzirkel eins der wichtigsten Volksbildungsmittel der Zukunft sind.

Vorlesestunden.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

VI.*)

1.

Kameradschaft

Hesse: Einsame Nacht (Gedicht)[1] . . . . 1 Min.
Fendrich: Der Kollege[2]) . . . . 8 „
Maupassant: Der kleine Soldat[3]) . . . . 15 „
Gorki: Kameraden[3]) . . . . 35 „

Aus: [1]) Hesse: Gedichte. Berlin, Grote. *[2]) Fendrich: Wanderungen. Leipzig, Hesse & Becker. Zeitbücher. [3]) Die Welt in Novellen. 2 Bde. Wien, Herz-Verlag.

Zu dieser Vortragsfolge, die den Vorlesewinter 1925/26 eröffnete, bemerkte ich einleitend ungefähr folgendes: „Wenn ich ein Programm mit der Überschrift „Kameradschaft" an die Spitze unserer dieswinterlichen Vorlesestunden stelle, so scheint damit gesagt zu sein, daß ich diesem Thema ganz besondere Bedeutung beimesse. Und so ist es auch. Was der Zeit Schillers jene drei Worte des Glaubens waren, die er in heiliger Begeisterung besungen hat, ist unserer so viel nüchterner gewordenen Zeit das Wort Kameradschaft. Jene drei Menschheitsideale sind sehr vielen unserer Zeitgenossen sozusagen auf dieses Eine zusammengeschrumpft. Kameradschaft zwischen Männern, zwischen Jünglingen, zwischen Mann und Frau! Ein hohes Lebensgut! Aber dann darf dieses Leitwort auch nicht eingeschränkt werden auf den Standesgenossen oder auf den Volksgenossen. Gewiß ist es ein sittlich wertvolles Bedürfnis, dessen Befriedigung heute mehr als je gebilligt werden muß, wenn die von gleichen sozialen Nöten Bedrückten sich verbinden und verbunden fühlen wollen, gewiß ist die Sprach- und Schicksalgemeinschaft, die wir Volk nennen, ein heiliges Gut, das wir um unserer seelischen Gesundheit willen nicht gering achten dürfen, aber Kameradschaft reicht noch darüber hinaus; sie ist ein unmittelbares, kreatürliches Verhältnis von Mensch zu Mensch, ein Menschheitsideal, je nach Volk und Stamm — das werden eben die heute zu lesenden Dichtungen zeigen — ein wenig anders gefärbt. Den großen menschheitlichen Klang werden Sie am deutlichsten spüren aus dem Hesseschen Gedicht, mit dem ich beginne."

Bei dem Fendrichschen Stück wies ich kurz darauf hin, daß es schon vor bald zwanzig Jahren geschrieben worden sei. Von der Maupassantschen Novelle sagte ich, daß jetzt jeder Hörer die Probe aufs Exempel machen könne, da diesmal die Kameraden in einer fremden, ja mancher wird vielleicht sagen: in einer verhaßten Uniform vor uns treten. Vor der Gorkischen Erzählung bemerkte ich, daß wir hier die ausgesprochen russische Form der Brüderlichkeit vor uns haben, jene berückende, treuherzig-schelmische, freilich zuweilen — nicht hier in dieser Geschichte — auch leicht umschlagende Kameradschaft, die von der Natur selbst als von einer fühlbaren Weltseele umwoben erscheint.

---

*) Vgl. 6. Jg. S. 77 ff., 5. Jg. S. 91 ff., 3. Jg. S. 5 ff. u. S. 86 ff., 2. Jg. S. 49 ff.

2.

Bären

Pelle Molin: Ein Tanz während die Mutter wartet[1] . . 25 Min.
Roberts: Wie der „Oberst" zu Gallaghers kam[2] . . . . 30 „

Aus: [1]) Molin: Nordlandserzählungen. Leipzig, Merseburger. [2]) Charles G. D. Roberts: Gestalten der Wildnis. Berlin, Universitas.

Programm eines Mitarbeiters. Diese beiden Geschichten sind besonders wirkungsvoll durch ihre Gegenüberstellung. In der ersten kämpft der zufällig aufgescheuchte wilde Bär, weil er sein Junges bedroht glaubt, mit dem Manne, der seiner in Kindsnöten liegenden Frau Hilfe herbeiholen will, bis zur Vernichtung. In der zweiten bringt der entlaufene gezähmte Bär in die Hütte der Holzfäller oben im öden Kanada zunächst eine heillose Bestürzung, später unerwartete Freude und Begeisterung, schließlich sogar noch den heißersehnten Weihnachtsbraten in Gestalt eines fetten Stachelschweins.

3.

Abenteurer des Schienenstranges

Jack London: Ein Bekenntnis[1]) . . . . 25 Min.
Heye: Eine Blindfahrt durch die Rocky Mountains[2]) . . . 30 „

Aus: [1]) London: Abenteurer des Schienenstranges. Berlin, Universitas. [2]) Heye: Unterwegs. Die Lebensfahrt eines romantischen Strolches. Berlin, Safari-Verlag. S. 187—214.

Einleitend erinnerte ich an das, was ich bei früherer Gelegenheit über das Trampleben (vgl. Jg. 5 der B. u. B. S. 98) gesagt, bezw. durch Erzählungen von Heye veranschaulicht hatte. Zu den beiden Stücken dieses Programmes bemerkte ich dann nur noch, daß es sich bei unsern beiden Helden um abgebrühte Männer handle, die mit einer wind- und wetterfesten Moral und einem Übermaß von Galgenhumor begabt seien, beide „Romantiker", starke Phantasiemenschen und Dichter; der Amerikaner aber bezeichnenderweise doch viel härter und skrupelloser als der Deutsche und dieser viel naturandächtiger als jener.

Bei dem Heyeschen Stück empfiehlt es sich, zur vorherigen Vorstellung des Reisegenossen die Sätze von S. 184 „Es war noch..." bis S. 185 „...behauptete er" zu lesen.

4.

Totensonntag

Storm: Im Zeichen des Todes (Gedicht)[1]) . . . . . . 4 Min.
Christian Wagner: Schlummerfrist (Gedicht)[2]) . . . . 2 „
— Tausendmale (Gedicht)[2]) . . . . 2 „
Kröger: Das Wunderbare[3]) . . . . 35 „

Aus: [1]) Storm: Werke. [2]) Christian Wagner: Gedichte. Auswahl von H. Hesse. München, Müller. [3]) Kröger: Aus alter Truhe. Gesamtausgabe der Novellen Bd. 2. Braunschweig, Westermann. („Das Wunderbare" steht dort unter dem Titel „Woher".)

Wie auch in dem kurzen Einleitungswort zu dieser Totensonntagsfeier gesagt wurde, sollte das Stormsche Gedicht das Thema im dies-

seitigen Sinne veranschaulichen, die beiden Gedichte des schwäbischen Bauerndichters Christian Wagner und die Erzählung des grüblerischen Schleswig-Holsteiners Timm Kröger dagegen in dem jenseitigen Sinne, der als Seelenwanderungsglaube bezeichnet wird. Die anspruchslose kleine Geschichte Krögers darf nicht zu weichlich gelesen werden, da sonst ihre zarte Heiterkeit leicht süßlich wirkt.

5.

Totensonntag

Droste-Hülshoff: Meine Toten (Gedicht)[1] . . . . . 4 Min.
Ina Seidel: Abend auf dem Großstadtfriedhof (Gedicht)[2] 3 „
— Gevatter Tod (Gedicht)[2] . . . . 3 „
Stehr: Die Großmutter[3] . . . . 33 „
M. Barthel: Als Vater lebte und starb[4] . . . . 15 „
Rosegger: Die Nottaufe[5] . . . . 19 „

Aus: [1]) Droste-Hülshoff: Briefe, Gedichte, Erzählungen. Ebenhausen, Langewiesche-Brandt. Bücher der Rose Bd. 9. [2]) Ina Seidel: Gedichte. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. [3]) Die Welt in Novellen. Wien, Herz-Verlag. [4]) Barthel: Das vergitterte Land. Hamburg, Hoffmann & Campe. *[5]) Wiesbadener Volksbücher 60.

Programm eines Mitarbeiters. Der durchlaufende Gedanke des Programms war, nach einer Beschwörung aller Arten von Verstorbenen, an einigen erschütternden Beispielen den Todeskampf des Kindes und des reifen Mannes, der gleichzeitig bei M. Barthel zu einer Anklage wird, miterleben zu lassen. Gegen die furchtbare Düsterheit des ganzen ersten Teils hebt sich Roseggers „Nottaufe" versöhnend und befreiend ab.

6.

Rudolf Kinau

Mien Weeg un mien Weg[1]) . . . . 35 Min.
Achter'n Diek[2]) . . . . 12 „
Dree Joahr no Skogerrak (Gedicht)[1]) . . . . 2 „
Jan un Vadder (Gedicht)[1]) . . . . 2 „
Poesie[2]) . . . . 12 „

Aus: [1]) Kinau: Strandgoot. Hamburg, Quickborn-Verlag. [2]) Kinau: Blinkfüer. Ebenda.

Programm eines Mitarbeiters.

7.

Kolbenheyer

I.

„Die Kindheit des Paracelsus" (Ausgewählte Kapitel) . . 1½ Stunde

Aus: Kolbenheyer: Die Kindheit des Paracelsus. München, Müller.

8.

Kolbenheyer

II.

„Das Gestirn des Paracelsus" (Ausgewählte Kapitel) . . 1½ Stunde

Aus: Kolbenheyer: Das Gestirn des Paracelsus. München, Müller.

9.

Kolbenheyer

III.

„Das dritte Reich des Paracelsus" (Ausgewählte Kapitel) . 1½ Stunde

Aus: Kolbenheyer: Das dritte Reich des Paracelsus. München, Müller.

An drei Sonntagnachmittagen las ich nach kurzer Einleitung über die historische Persönlichkeit des Theophrastus Bombast von Hohenheim, über seine Verketzerung durch Mit- und Nachwelt und über seine dichterische Wiedererweckung durch Kolbenheyer folgende Stücke:

Aus der „Kindheit des Paracelsus" S. 34—49, 59—63, 197—203, 237—241, 314—319, 370—374.

Aus dem „Gestirn des Paracelsus" S. 50—59, 77—79, 192—196, 220—233, 287—291, 369—379, 465—477.

Aus dem „dritten Reich des Paracelsus" S. 65—79, 89—94, 247—256, 333—341, 368—374, 391—397.

Die Auswahl ist so getroffen (und darauf wurde auch einleitend hingewiesen), daß die Aufmerksamkeit der Hörer auf die Entwicklung des Paracelsus selbst gesammelt wird. Es ist dann zu hoffen, daß die Hörer, die das Werk in seinem vollen Umfange noch nicht kennen, an seine Lesung herangehen und daß ihnen die Lesung durch diesen Längsschnitt erleichtert wird. Vor den einzelnen Stücken sagte ich jeweils das zu ihrer Verbindung Notwendige. Es wird vielleicht interessieren, zu hören, daß die Hörerzahl an allen drei Sonntagen fast genau die gleiche (97) war. — Wem das Kraftwort im „dritten Reich des Paracelsus" S. 252 in der ersten Zeile zu derb ist, sagt vielleicht dafür „Spritzenmeistern".

10.

Anatole France

Der fliegende Händler . . . . 50 Min.

Aus: France: Der fliegende Holländer u. a. Erz. München, Wolff.

Programm eines Mitarbeiters. Mit erstaunlicher geistiger Überlegenheit und doch wohltuender Herzensgüte illustriert in dieser, einer seiner besten Erzählungen, Anatole France an dem Geschick des Straßenhändlers Crainquebille das Schlagwort von dem „toten Buchstaben des Gesetzes". Und er tut es in so wahrhaft meisterlicher Weise, daß auch diejenigen Hörer, die seinen gelegentlich eingestreuten scharfsinnigen Exkursen nicht zu folgen vermögen, durch den Vorgang allein unmittelbar ergriffen werden.

11.

Hermann Claudius

Unkel Ede[1]) . . . . 8 Min.
Na'n Kattenhoff[1]) . . . . 5 „
Ebb un Flot[1]) . . . . 12 „
De junge Dag[1]) . . . . 18 „
Stratenmusik (Gedicht)[2]) . . . . 1 „

De Kunfirmand vun de Waterkant (Gedicht)[2] . . . . 1 Min.
Sneedriwen (Gedicht)[2] . . . . 1 „
Opn Mölendik (Gedicht)[2] . . . . 1 „
Vun'n Wihnachsmann (Gedicht)[2] . . . . 1 „
Sledenfohrt (Gedicht)[2] . . . . 1 „

Aus: [1]) Claudius: Stummel. Hamburg, Hermes. Niederdeutsche Bücherei Bd. 109. [2]) Claudius: Mank Muern. Grotstadtleeder. Braunschweig, Westermann.

Programm eines Mitarbeiters.

12.

Rudolf Tarnow

Tau'n Geleit[1]) . . . . 3 Min.
Dat Tauprosten[1]) . . . . 4 „
De Schottlänner[1]) . . . . 4 „
Dat Kriegsgericht[1]) . . . . 4 „
De ollen Fremdwürd[1]) . . . . 3 „
De Hosen[1]) . . . . 2 „
De rod Domino[1]) . . . . 4 „
De Audienz[1]) . . . . 2 „
De Katechismus-Stund'n[1]) . . . . 3 „
De Wihnachtspredigt[1]) . . . . 5 „
De Schäulerrat[2]) . . . . 10 „
Frühjohrstid[2]) . . . . 12 „

Aus: [1]) Tarnow: Burrkäwers. 3 Bde. Wismar: Hinstorff. [2]) Tarnow: Köster Klickermann. Ebenda.

Programm eines Mitarbeiters.

13.

Hebbel

Schäfer: Hebbel[1]) . . . . 5 Min.
Hebbel: Gebet . . .
— Abendgefühl .
— Der Heideknabe } (Gedichte)[2]) . . . . 10 „
— Gott . . . .
— Der Rubin. Märchen[2]) . . . . 25 „
Wilhelm von Scholz: Begegnung mit Hebbel . . . . 10 „

Aus: [1]) Wilhelm Schäfer: Dreizehn Bücher der deutschen Seele. München, Müller. [2]) Hebbel: Werke.

Programm eines Mitarbeiters.

14.

Winter

Maupassant: Das Wirtshaus[1]) . . . . 35 Min.
Friedrich Huch: Das Requiem[2]) . . . . 20 „

Aus: [1]) Maupassant: Der Horla. Novellen. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. [2]) Huch: Der Gast. Erzählungen. Ebenda.

Programm eines Mitarbeiters. Zur Vorbereitung wurde kurz auf die Gegensätzlichkeit der beiden Erzählungen hingewiesen: der Tod in den

Bergen von Maupassant in unerbittlicher Härte dargestellt, von Huch in versöhnender Schönheit.

15.

Schicksal

Andersen-Nexö: Fränke . . . . 22 Min.
— Schicksal . . . . 40 „

Aus: Andersen-Nexö: Bornholmer Novellen. Berlin, Dietz.

Programm eines Mitarbeiters. Zur Einführung wäre etwa zu sagen: die Menschen, deren Geschichte uns Andersen-Nexö erzählt, leben unter dem Zwang eines unerbittlichen Schicksals. „Irgendwo", „jenseits von Vernunft und Reflektionen" arbeitet es in ihnen und treibt sie zu Taten — zu Brandstiftung und Gattenmord —, deren Folgen sie mit selbstverständlicher Ruhe und Sicherheit auf sich nehmen. — In „Fränke" gibt Andersen-Nexö treffend die seelische Verfassung einer solchen „Übeltäterin" wieder. Die Novelle setzt starke innere Anteilnahme der Hörer voraus. Sie kann als Vorbereitung zu der zweiten Erzählung gelten, in der das Moment der äußeren Spannung mehr in den Vordergrund tritt.

16.

Heinrich Riehl

Der Zopf des Herrn Guillemain . . . . 55 Min.

Aus: Riehl: Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. Stuttgart: Cotta.

Einleitend sagte ich ungefähr folgendes: „Unsere heutige Geschichte bedarf einer Vorbemerkung. Es könnte sonst leicht das Mißverständnis entstehen, als sei Riehl hier ein Lobredner der Reaktion, als wolle er für eine politisch rückschrittliche Gesinnung werben, oder als wolle er gar die Begeisterung für freiheitliche politische Ideale verhöhnen. Ich brauche wohl kaum zu betonen, daß ich, wenn dem so wäre, diese Geschichte nicht vorlesen würde. Riehl ist es aber vielmehr in erster Linie darum zu tun — ähnlich wie Hermann Hesse in seinem „Weltverbesserer" — den charaktervollen Dilettanten der Weltverbesserung in geistreich-humoristischer Weise darzustellen, wobei er uns freilich seine zweiflerische Meinung über den Wert der Nachäffung der französischen Republik durch die Rheinländer damals nach der französischen Revolution nicht verbirgt. Wichtig ist auch noch — wenn wir der Gesinnung unseres Erzählers gerecht werden wollen — sich zu vergegenwärtigen, daß die Geschichte vom Zopf des Herrn Guillemain im Anfang der sechziger Jahre ausgedacht und niedergeschrieben wurde, d. h. zu einer Zeit, als eben Napoleon III. die freiheitlichen Errungenschaften der großen Revolution vollends für immer rückgängig gemacht zu haben schien. — Lassen Sie uns also, woran auch der Titel mahnt, unsern Blick richten auf die dem edlen Ritter Don Quixote nahverwandte Gestalt des Herrn Guillemain, von dem der Erzähler selbst sagt, daß er seinen Zopf nicht als einen Zopf des Rückschrittes, sondern als einen Zopf des Eigensinnes trug."

Einige Längen und historische „Bildungsornamente" habe ich zu tilgen versucht, indem ich folgende Sätze nicht las:

S. 15 und 16 in ihrer gesamten Ausdehnung.
S. 17 „Der Doktor hat es mir ja so dringend geraten."
S. 17 „Sie hatten den Minister Calonne in die Flucht geschlagen."
S. 18 „In Polen schlich ... Köpfe schlagen."
S. 22 „Guillemain stand fest ... tief und lange."
S. 23/24 „Unser Herrgott selbst ... in den Händen."
S. 25 „Wenn's nicht zufällig ... Langeweile."
S. 30 „vom Veto ... durcheinander."
S. 37 „Nenne mir lieber ... geworden war." Der folgende Satz ist dann zu ändern in „Nach den letzten Ausrufen seines wiedergefundenen Freundes bereute Kringel beinahe ..."

17.

Iwan Schmeljow

Von der Hexe Baba-Jaga . . . . 10 Min.
Das tägliche Brot . . . . 10 „
Besuch. Memento mori . . . . 55 „

Aus: Schmeljow: Die Sonne der Toten. Berlin, Fischer.

Programm eines Mitarbeiters. Die drei Stücke wurden gelesen, um dem gerade erschienenen Roman des russischen Dichters Leser zu werben. Aber auch ohne diesem gelegentlichen Zweck zu dienen, geben die drei Romankapitel ein erschütterndes Bild von dem Schicksal der Krimbewohner unter den unmenschlichen Schrecken der letzten russischen Revolution und des darauffolgenden Hungers. Weltanschaulich bedeutungsvoll, weil weder für noch gegen die Revolution Stellung genommen, sie vielmehr mit tiefer Liebe zum Schicksal als ein entwicklungsgeschichtliches „Naturereignis" dargestellt wird. Die Stücke erfordern vom Vorlesenden eine erhebliche Konzentration und auch stimmliche Ausdauer.

18.

Mekelbörger Lüd

John Brinckman: Der Generalreeder . . . . 65 Min.

Aus: Brinckman: Werke. Leipzig, Hesse & Becker. 1 Bd.

Programm eines Mitarbeiters. Die Erzählung wurde innerhalb des ganzen Textes gekürzt, aus zeitlichen Gründen, aber auch um gelegentlich allzu betonte Charakterwertungen in Schwarz und Weiß zu mildern. An der Wasserkante wird sie zumal beim einfacheren Hörer immer starkes Entgegenkommen finden.

19.

Seelsorger

Supper: Wie der Adam starb . . . . 23 Min.
— Die neue Methode . . . . 35 „

Aus: Supper: Dahinten bei uns. Heilbronn, Salzer.

Einleitend sprach ich über den Begriff des Seelsorgers, zunächst in seiner weiteren Bedeutung, in der er uns alle angeht, da wir alle einander als Seelsorger brauchen, und dann in seiner engeren, amtlichen

Bedeutung, die heute nicht mehr den guten, alten Klang habe in den Ohren vieler Zeitgenossen, obwohl (oder weil?) sich gerade hier zeigen muß, ob ein Pfarrer mit innerster Überzeugung bei seinem Berufe ist und ob er das Herz auf dem rechten Fleck hat. Zwei echte Seelsorger — ohne Salbung und voll gütigen Humors, am Totenbett und im gemütlichen Familienkreise — soll uns nun die Kunst der Dichterin vorstellen.

20.

Verner von Heidenstam

Die Königin der Marodeure . . . . 27 Min.
Das befestigte Haus . . . . 27 „

Aus: Heidenstam: Karl XII. und seine Krieger. Bd. 1. München, Langen.

Einleitend gab ich — von dem schwedischen Titel „Die Caroliner" und seiner deutschen Umschreibung „Karl XII. und seine Krieger" ausgehend — einige Andeutungen über die dämonische, rätselhaft-bedenkliche Persönlichkeit Karls XII. und ihren schicksalhaft-bannenden Einfluß auf die schwedische Volksseele. Dabei vermied ich es selbstverständlich, von dem, was die zweite Erzählung selbst an Charakteristik bringt, etwas vorwegzunehmen, beschränkte mich vielmehr auf den vordeutenden Hinweis, daß in ihr sogar ein Nichtschwede, ein höchst kritischer Holsteiner, sich dem Dämon des Abenteurer-Königs gefangen gebe.

21.

„Das schwächere Geschlecht"

Wilhelm Schäfer: Die Gräfin Hatzfeld[1]) . . . . . . 3 Min.
Boßhart: Die Schützenbecher[2]) . . . . 18 „
Gottfried Keller: Eugenia[3]) . . . . 32 „

Aus: [1]) Schäfer: Dreiunddreißig Anekdoten. München, Müller. [2]) Boßhart: Erdschollen. Leipzig, Grethlein & Co. [3]) Keller: Sieben Legenden. Insel-Bücherei Bd. 237.

Einleitend sagte ich ungefähr folgendes: „„Das schwächere Geschlecht" steht über unserer heutigen Vortragsfolge. Sie wissen, daß der Volksmund darunter das weibliche Geschlecht versteht. Er geht offenbar davon aus, daß Frauen leichter weinen als Männer, daß sie, namentlich wo ihrer mehrere beisammen sind, schreckhafter sind (z. B. beim Auftreten von Mäusen), daß sie schwerer körperlicher Arbeit weniger gewachsen scheinen und was dergleichen Wahrnehmungen mehr sind. Aber schon der Gedanke an die körperliche Arbeit läßt uns zweifeln, nämlich sofern wir unsern Blick nicht auf Europa beschränken. Erst recht der Gedanke an die seelische Tragkraft und Ähnliches. — Also ist vielmehr der Mann das schwächere Geschlecht? — Die Dichtungen, die wir heute vernehmen wollen, werden diese Frage weder mit Ja, noch mit Nein beantworten. Sie können uns jedoch vor der Gedankenlosigkeit bewahren, die in der ausschließlichen Anwendung des Schlagwortes vom „schwächeren Geschlecht" auf alle weiblichen Wesen liegt. Und unser letztes Stück mahnt überdies daran, daß die Frau dadurch nicht stärker wird, daß sie das „schwächere Geschlecht" — sei es nun weiblich oder männlich — verleugnet."

Dem ersten Stück (das sehr große Anforderungen stellt an die innere und äußere Verarbeitung durch den Vorlesenden!) schickte ich noch den Hinweis voraus, daß hier mit vielsagender Knappheit eine ausgesprochen weibliche Heldentat dargestellt sei; eine ausgesprochen weibliche, weil sie den Umweg über den berechnenden Verstand und den zielsetzenden Willen nicht brauchte, sondern ganz der Weisheit des Herzens entsprang, die höher ist als alle Vernunft. Der zweiten Geschichte suchte ich dadurch von vornherein die rechte Verhältniswirkung zu sichern, daß ich sagte, daß es in ihr nicht weltgeschichtlich zugehe, daß sie überhaupt nicht so feierlich sei, sondern schlicht bürgerlich, aber darum nicht minder herzensstark. Von dem dritten Stück sagte ich nur, es folge nun noch die liebenswürdig-schelmische Kellersche Legende „Eugenia", die wir ja wohl alle bereits kennten, die wir gewiß aber auch alle gern wiederhören möchten.

22.

„Karambolagen des Lebens"

Ludwig Thoma:	Der Kohlenwagen[1]	5 Min.
Schneider:	Päbel, Zimb und Schnorzes[2]	10 „
Bachwitz:	Rencontre mit Nerven[3]	10 „
—	Kalifornische Äpfel[3]	10 „
Reuß-Loewenstein:	Meine schmerzlichen Erfahrungen mit der Hausschneiderei[4]	10 „
H. H. Schmitz:	Wie es kompliziert war, bis ich in die Sommerfrische kam[5]	20 „
—	Der Einbruch[5]	20 „

Aus: [1]) Thoma: Der Postsekretär im Himmel u. a. Geschichten. Berlin, Ullstein. [2]) Schneider: Die Straße des Gelächters. Stuttgart: Chronos Verlag. [3]) Bachwitz: Bibimatz. München, Braun & Schneider. [4]) Reuß-Loewenstein: Klamauk. Hamburg, Glogau. [5]) Schmitz: Der Säugling u. a. Tragikomödien. Leipzig, Wolff.

Programm eines Mitarbeiters. Ein Versuch, der Faschingsstimmung, die freilich in Norddeutschland an und für sich etwas frostig zu sein pflegt, in einer Vorlesestunde gerecht zu werden. Auch dieses ausgesprochen „lustige" Programm ermangelt — hinsichtlich der Geißelung unserer kleinen menschlichen Schwächen — keineswegs der erziehlichen Werte. Übrigens hat der Vorlesende alle Hörer als Lacher auf seiner Seite.

23.

„Lebenskünstler"

Wilhelm Busch:	Scheu und treu / Duldsam / Der Spatz (Gedichte[1])	5 Min.
Heinrich Seidel:	Weihnachtsfeier bei Leberecht Hühnchen[2]	31 „
Hedenstjerna:	Bühnengespenster[3]	17 „

Aus: [1]) Busch: Zu guter Letzt. München, Bassermann. [2]) Seidel: Leberecht Hühnchen. Stuttgart, Cotta. [3]) Schauspielergeschichten. Stuttgart, Strecker & Schroeder.

Dieses harmlos-heitere Programm läßt namentlich auch vorkünstlerische Hörer zu ihrem Recht kommen. Für geistig anspruchsvollere

Hörer ist es anregend, wenn man die charakterkundliche Seite des Themas ein wenig hervorhebt, etwa indem man einleitend sagt: „Lebenskünstler nennt man bekanntlich solche Leute, die aus jeder, auch der unscheinbarsten Blüte Honig zu saugen wissen; ohne Bild gesprochen: die jede Situation ihrem Behagen dienstbar machen. Meist sind es praktische Optimisten, die sich ihr Weltbild, wenn es zu verblassen oder zu verdüstern droht, immer wieder neu mit Rosenrot übermalen. Im übrigen findet sich dieser Menschenschlag in tausend Spielarten und Graden, wovon die heutige Vortragsfolge uns wenigstens einige, recht verschiedene in humoristischer Beleuchtung zeigen soll." Den drei Buschgedichten wäre dann jeweils ihr Signalement vorauszuschicken: der schwärmerische, der resigniert-besonnene, der egoistisch-derbe Lebenskünstler. Hinter dem dritten Gedicht wäre scherzend auf den Gegensatz vorzubereiten: nach dem schnöden Spatzen — Leberecht Hühnchen, der „gute Kerl", wie er im Buche steht, der sprichwörtlich gewordene Lebenskünstler, Gemütsmensch kleinen Formates mit seinem Philistergeschmäckchen, mit seiner ein wenig allzu harmonischen Familienhaftigkeit. Vor dem letzten Stück, das sich stofflich nicht ganz glatt anschließt, ist ein leichter Spannungsreiz einzuschalten, indem man sagt: „Und nun noch ein Lebenskünstler seltsamer Art. Dieser Stockholmer Bühnenlöwe, den uns der schwedische Humorist hier vorführt, hat die Kunst der Selbstbelügung, die so oft das wichtigste Hilfsmittel des Lebenskünstlers ist, nach außen gewandt — als Schauspielkunst." — In der Hühnchengeschichte, die dieses Programm übrigens als besonders geeignet für die Weihnachtszeit erscheinen läßt, beseitigt man am besten (im Abschnitt „Unterwegs") einige veraltete Berliner Lokalanspielungen, z. B. die von der Post gemieteten Kremser. Der „Major ohne Pointe" muß ein wenig „unterstrichen" gelesen werden.

24.

Seemannsgeschichten

Reuß-Loewenstein: Mann über Bord[1]) . . . . 14 Min.
Nylander: Jim Lawson[2]) . . . . 28 „
Jacobs: Der schwarze Kater[3]) . . . . 30 „

Aus: [1]) Reuß-Loewenstein: Zwischen Süllberg und Chimborasso. Hamburg, Glogau. [2]) Nylander: Seevolk. Leipzig, Merseburger. [3]) Jacobs: In Stellvertretung des Kapitäns. Stuttgart: Lutz.

Programm eines Mitarbeiters. Diese drei Erzählungen wurden durch die einleitenden Worte unter dem Kennwort „Kameradschaft", die ein Wesenszug der echten Arbeitsgemeinschaft einer Schiffsbesatzung ist, zusammengefaßt. Die erste Erzählung, in der das trotz aller Widersetzlichkeit vorhandene schlichte Kameradschaftsgefühl beim Tode des unbeliebten Bootsmanns offenbar wird, dient als Auftakt für die besonders starke Nylandersche Erzählung von der Kameradentreue bis zum Grabe. — Vor der Jacobsschen Erzählung, die mit ihrer grotesken Situationskomik in grellem Kontrast zu der vorhergehenden steht, ist eine kurze Pause am Platze, um die starke Gemütserregung der Hörer ausschwingen zu lassen; sodann bedarf es noch eines besonderen Hinweises darauf, daß die Geschichte vom „Schwarzen Kater" mehr ist als Situationskomik, daß

auch sie ein Stück Kameradentreue bedeutet — hier allerdings dem vierbeinigen Mitgeschöpf gegenüber —, und daß sie so durchaus mit den andern in einem Rahmen steht.

25.

Karl Bröger

„Fröschle", Aufzeichnungen eines Vaters . . . . 60 Min.

Aus: Bröger: Jacob auf der Himmelsleiter. Berlin, Dietz.

Programm eines Mitarbeiters. Diese köstlichen Beobachtungen Brögers aus dem ersten Lebensjahr seines Kindes und die daran geknüpften humorvollen und doch nachdenklichen Betrachtungen über die ersten Regungen menschlichen Lebens überhaupt werden auch von einer anspruchsvollen Hörerschaft freudig aufgenommen werden.

26.

Lebendiger Stahl

Theodor Heinrich Mayer: Expreßzug Wien—Nizza . 57 Min.
Thomas Mann: Das Eisenbahnunglück . . . . 25 „

Aus: Adelt: Lebendiger Stahl. Berlin, Wegweiserverlag.

Programm eines Mitarbeiters.

27.

Kasimir Edschmid

Der Lazo . . . . 40 Min.
Yup Scottens . . . . 20 „

Aus: Edschmid: Die sechs Mündungen. München, Wolff.

Programm eines Mitarbeiters. Ein Versuch, die Hörergemeinde für „expressionistische" Erzählungskunst empfänglich zu machen, der sie im allgemeinen etwas hilflos gegenüberstehen dürfte. Naturgemäß eine nicht geringe Anspannung für die Hörer, aber auch für den Vorlesenden, der darauf Bedacht nehmen muß, daß die „Bildfolge" kontinuierlich bleibt und doch jedes Bild klar aufgenommen werden kann. Ein ganz knapp gehaltener Hinweis auf Sinn und auf Technik des Expressionismus ist unentbehrlich.

28.

Plattdeutsche Geschichten von lustigen Fahrten und Reisen

Reuter: Dat Phantom[1]) . . . . 13 Min.
Brinckman: De Sledenfohrt[2]) . . . . 13 „
Henze: De Notbremse[3]) . . . . 7 „
Lütt: Von Stufe zu Stufe . . . . 10 „
Brinckman: De Warmkruk[2]) . . . . 4 „
Düsterbrock: Woans Bur Kranichen det in'n Himmel güng[4]) 30 „

Aus: [1]) Fritz Reuter: Ut mine Stromtid. Leipzig, Hesse & Becker. Bd. 2. [2]) John Brinckman: Werke. Ebenda. 1 Bd. [3]) Wilhelm Henze: Eck segge man bloß. [4]) Düsterbrock: Bur Kranich. Stettin, Fischer & Schmidt.

Programm eines Mitarbeiters.

29.

Hans Grimm

Des Elefanten Wiederkehr . . . . 1¾ Stunde

Aus: Grimm: Des Elefanten Wiederkehr. Stettin, Manuskriptdruck der Volkshochschule.

Diese ausgezeichnete südafrikanische Novelle konnte ich aus dem Manuskript lesen, und zwar mit Kürzungen, die der Dichter schon bei einer eigenen Vorlesung erprobt hatte. Auch haben wir einen Manuskriptdruck des ungekürzten Textes (50 Pf.) herausbringen können. Ein Exemplar, in das die Kürzungen des Dichters eingetragen sind, steht Interessenten jederzeit leihweise zur Verfügung.

Der Wormser Bücher-Überlandverkehr.

Von Dr. Illert, Worms.

Im folgenden sei ein kurzer Hinweis auf den Überlandverkehr der Wormser Stadtbibliothek gegeben. Eine ausführliche Darstellung des Problems wird zu gegebener Zeit erfolgen.

Die Stadtbibliothek Worms umfaßt heute einen Bücherbestand von rund 150 000 Bänden. Sie entstand aus der 1881 gegründeten wissenschaftlichen Paulusbibliothek, dem Lebenswerk des 1924 verstorbenen Professors Dr. A. Weckerling, und der 1900 gegründeten Lese- und Bücherhalle der Stadt Worms. Die Neuordnung, die seit 1921 unter neuer Leitung einsetzen konnte, faßte beide Büchereien zu einer allgemeinen und öffentlichen Bibliothek zusammen, die in gleicher Weise hochgespannte Bedürfnisse der wissenschaftlichen Forschungen und das Unterhaltungsbedürfnis weiter Kreise in den Rahmen ihrer Tätigkeit einbezog. Zahlenmäßig stehen rund 140 000 Bänden wissenschaftlicher Literatur etwa 10 000 Bände volkstümlicher und belletristischer Literatur gegenüber.

Die Frage, ob eine Stadt wie Worms mit ihren 48 000 Einwohnern in der Lage ist, ein so großes Institut in ausreichendem Maße zu pflegen und auszuwerten, tauchte sofort auf, als die Umstellung des Bibliothekszieles neue Lasten aber auch neue Möglichkeiten der Auswirkung schuf. Es ist klar, daß zwischen der Größe der Stadt und dem Umfang der Bibliothek im Laufe der Zeit ein Mißverhältnis eingetreten war, das entweder zu einer sachlichen Einschränkung der Bibliotheksarbeit oder zu einer Ausdehnung des Betätigungsfeldes führen mußte. Da der erste Weg in seiner Resignation beschämend gewesen wäre, ist der zweite mit allem Nachdruck eingeschlagen worden, wobei private Stiftungen die erste Möglichkeit schufen, um eine aktive Ausbildung des äußeren Bibliotheksbetriebes zu ermöglichen, aus dessen Rückwirkung die Sicherstellung des inneren Betriebes sich von selbst ergab.

Der Umstand, daß Worms inmitten einer dichtbesiedelten und meist gutsituierten Landschaft liegt, hätte an sich schon genügt, den Plan einer Ausdehnung des Bibliotheksbezirks aussichtsreich aufzugreifen. Zusammen mit der geschilderten Zwangslage der Bibliothek und der Notwendigkeit einer auf breiter Basis aufgebauten wirtschaftlichen Sicherstellung ergab

sich sofort mit der Neuordnung die Einbeziehung eines weiten Umkreises in den Versorgungsbezirk der Bibliothek. Im Herbst 1925 konnte endlich der langgehegte Plan Verwirklichung finden, durch Einrichtung eines eigenen regelmäßigen Kraftwagenverkehrs diese Erfassung des Umlandes praktisch einzuführen und hiermit auch das aktive Kulturprogramm der Bibliothek auf breitere Basis zu stellen.

Zunächst wurde in engster Zusammenarbeit mit der Kreisverwaltung der politische Kreis Worms, d. h. der südliche Teil Rheinhessens als Bibliotheksbezirk eingerichtet. Die Entwicklung der Einrichtung und Verwaltung der Ortsfilialen ist noch nicht abgeschlossen und wird voraussichtlich noch mancherlei Umbildungen erfahren, ehe eine endgültige Formung gefunden ist. Gegenwärtig werden die Filialgeschäfte teils von Lehrern, teils von sonstigen besonders interessierten Personen der Ortschaften ehrenamtlich geführt. Seitens der Stadtbibliothek wurde in jeder Ortschaft bei dem betreffenden Filialleiter ein kleines Depot errichtet, das etwa zwei Bände für jeden Benutzer enthält und ermöglichen soll, daß die Benutzer auch zwischen den wöchentlichen Rundfahrten des Bücherwagens Bücher austauschen können. Diese Depots sind deshalb zahlenmäßig klein gehalten, weil verhindert werden soll, daß allzuviel unbenutzte Bände in den Filiallagern liegen. Der beständige Wechsel dieser Depots, der auf Anforderung des Filialleiters jederzeit eintritt, gewährleistet die Zuführung der geeigneten Literatur. Der Hauptzweck des Überlandverkehrs liegt aber darin, daß den Bewohnern der Landorte die gleichen Bücherbeschaffungsmöglichkeiten durch Vorbestellung gegeben werden, wie den Städtern. Zu diesem Zweck werden die Bücherbestellungen der Landorte bei dem Filialleiter gesammelt und so an die Zentrale weitergeleitet, daß sie am Tage vor der betreffenden Rundfahrt in Worms einlaufen. Der Bücherkraftwagen bringt dann bei seiner Bestelltour die vorbestellten Bücher an die Filialen, die ihrerseits die Weiterleitung an die Besteller und die Rückführung in die Filiale besorgte, von wo der Bücherwagen sie wieder in die Zentrale zurückbringt. Da diese Rundfahrten so eingerichtet sind, daß jede Ortschaft in jeder Woche einmal an einem bestimmten Tag und möglichst zu einer bestimmten Stunde besucht wird, ist eine schnelle Zustellung der Bücher gesichert. Auf diese Weise ist es möglich geworden, nicht nur den großen Bestand der Stadtbibliothek selbst, sondern auch für wissenschaftliche Arbeiten den deutschen Leihverkehr in weitestem Maße den Landbewohnern zugänglich zu machen.

Außer dem linksrheinischen Kreis Worms wird die gleiche Einrichtung für das rechtsrheinische Hinterland (Ried) und die nördliche Pfalz vorbereitet, sodaß ein Kreis von 10—25 Kilometern rings um die Stadt als Bibliotheksbezirk in Betracht gezogen wird. Schon jetzt sind rund 40 Ortschaften mit über 60 000 Einwohnern durch den Überlandverkehr mit der Stadtbibliothek verbunden. Auch ist auf diese Weise die Möglichkeit gegeben, Einzelsiedlungen, Gutshöfe und selbst Bahnwärterhäuser in die Versorgung einzubeziehen.

Ein besonderes Gewicht bekommt diese Einrichtung durch die offizielle Förderung der Kreisbehörde, der Schule und des Staates. Eine Reihe von Maßnahmen sind in Vorbereitung, die diese aus der privat-

städtischen Initiative entstandene Bezirksbildung auch offiziell von Kreis- und Staatswegen einführen, wodurch die Institution selbst zu einem integrierenden Bestandteil des öffentlichen Bildungswesens wird. Darüber wird zu gegebener Zeit noch berichtet werden.

Ein besonderes Interesse dürfte die finanzielle Lösung des Problems bieten. Sie sei hier in ihren Grundzügen dargestellt, ohne auf mehrere bereits bestehende oder vorbereitete Sonderstellungen einzugehen. Die Verwaltung der Stadtbibliothek wird durch einen städtischen Etat für Personal- und sachliche Ausgaben ermöglicht. Die mit der Neuordnung und aktiven Tendenz der Betätigung eintretende starke Anspannung des städtischen Zuschusses machte es notwendig, seitens der Bibliothek auch einen Einnahmeetat als Gegengewicht gegen die Erhöhung der Ausgaben zu schaffen. Infolgedessen wurde eine Gebührenerhebung für die Bibliotheksbenutzung eingeführt, die nach mannigfachen Versuchen jetzt auf 1,— Mk. im Monat festgesetzt ist. Sie berechtigt den Benutzer zum Besuch der Lesesäle, Teilnahme am Leihverkehr wissenschaftlicher und unterhaltender Art, den Vortragsveranstaltungen und zum Bezug der „Mitteilungen der Stadtbibliothek", kurz zur Benutzung der gesamten Bibliothek. Je größer die Zahl der Benutzer wird, desto mehr wird die Einnahmeseite steigen. Hieraus erklärt sich die Finanzierung des Überlandverkehrs, der eine starke Vermehrung der Bibliotheksbenutzer versprach und auch in der Praxis bereits brachte. Die Einnahmen, die jetzt schon auf 20 000,— Mk. beziffert werden können, ermöglichen einen weitaus gesteigerten Betrieb einschließlich des Überlandverkehrs und gleichzeitig eine Reduzierung des städtischen Zuschusses. Wenn auch bei dem geringen Betrag der Gebühren nie eine Rentabilität des Bibliotheksbetriebs erreicht werden kann (das wird auch nicht erstrebt), so ist doch eine vorläufige Einnahmequelle erschlossen, die es ermöglicht, ohne Mehrbelastung der Stadt eine wesentliche Steigerung der Auswertung und der Pflege des Bücherbestandes durchzuführen. Diese erhöhte Leistungsfähigkeit zieht wiederum neue Benutzer an und bringt gesteigerte Einnahmen und hiermit die Möglichkeit gesteigerter Aufwendungen.

Es ist klar, daß diese wirtschaftliche Einstellung für den Bibliothekar nur das Mittel zu dem idealen Ziel der Kulturförderung, der wissenschaftlichen Hilfe und der Führung weiter Kreise zum Buch sein kann. In diesem Sinne freilich wird die wirtschaftliche Betriebsführung auch für die Bibliothek eine Lebensfrage sein, solange nicht öffentliche Mittel in hinreichendem Maß zur vollen Auswirkung des Bibliothekswesens verfügbar gemacht werden können. Das Ideal wird immer die unentgeltliche für jedermann zugängliche Bücherei sein. Wir bereiten deshalb in Worms eine Abteilung „Volksbücher" vor, die ihre allerdings begrenzten Büchervorräte unentgeltlich zur Verfügung zu stellen beabsichtigt. Die finanzielle Stützung geschieht im Rahmen des Stadtbibliotheksbudgets.

Eine Fülle von Fragen wird durch diese Neuformung der Wirksamkeit und technischen Leistungsfähigkeit der Bibliothek aufgeworfen: Die Zusammenfassung der bisherigen kleinen und völlig unzulänglichen Amts- und Korporationsbüchereien, soweit sie keine Handbibliotheken darstellen, die Zentralisation der Schülerbüchereien in einem großen Depot,

die Bücherberatung, die Erfassung der Intelligenz in Stadt und Land, die Zusammenarbeit der großen Nachbarbibliotheken, wie sie gerade in Worms bei der Nähe mehrerer Großstädte mit ansehnlichen Bibliotheken auftaucht und viele andere Fragen, die hier nicht berührt werden können und die alle mit dem großen Problem zusammenhängen: die Bibliothek als Bücherzentrale für alle Zweige des Lebens, für Forschungen und Praxis, für Belehrung und Unterhaltung nutzbar zu machen und eine ungeheure aufgespeicherte geistige Kraft, wie sie die Bibliothek gleich einer Akkumulatorenzentrale birgt, für das ganze Volk nutzbar zu machen.

Begünstigt von einigen glücklichen Umständen, die nicht nur eine große Büchersammlung, sondern auch im entscheidenden Moment die rechte Hilfe von privater Seite brachte, der die öffentliche Mithilfe folgte, konnte in der Wormser Stadtbibliothek diese ganze weite Nutzbarmachung des öffentlichen Bibliothekswesens in Angriff genommen werden. Es ist zu wünschen, daß die allgemeine Aufmerksamkeit nicht nur diesem lokalen Versuch, sondern der Idee selbst sich zuwendet, die darauf ausgeht, in schwerer Zeit alle Kraftquellen zu erschließen, die eine neue große Zukunft unseres Volkes zu tragen und zu fördern in der Lage sind.

Die bildungspflegliche Bedeutung des Entwicklungsromanes.

Leitsätze von Dr. Erwin Ackerknecht.

Die volksbildnerische Wirkung des Entwicklungsromanes ist in erster Linie zu betrachten als eine Wirkung seiner weltanschaulichen*) Werte (Berührung mit der Biographie, insbesondere der Selbstbiographie). Diese Wirkung wird durch seine etwaigen künstlerischen Werte (Komposition, Dialogführung, Lyrismen usw.) verstärkt und vertieft, die auf den Leser mit entwicklungsfähigem Kunstverständnis überdies geschmacksbildend wirken.

Die weltanschaulichen Werte des Entwicklungsromanes sind am wichtigsten für solche Leser, die schon über die eigene Persönlichkeit nachzudenken und an ihr zu arbeiten begonnen haben, aber noch wenig Lebenserfahrung im engeren Sinne besitzen (wie sie namentlich Beruf und Ehe mit sich bringen) und daher bewußt oder unbewußt nach geistigen Nothelfern für ihre Entwicklung verlangen. Wir müssen also bei der ausleihepädagogischen Verbreitung des Entwicklungsromanes vor allem die Leser und Leserinnen zwischen 16 und 24 Jahren ins Auge fassen.

Im einzelnen Falle ist stets auch die Frage zu berücksichtigen, ob Wirkungen im Sinne der Aufklärung über fremde Lebenskreise möglich sind, indem z. B. ein bürgerlicher Leser tieferen Einblick in proletarisches Leben gewinnt (und umgekehrt) oder indem das Verständnis eines Mannes für weibliches Lebensgefühl und Schicksal vertieft wird (und umgekehrt).

*) Das Wort ist hier natürlich nicht in seinem engeren Sinn, gleich „philosophisch", zu verstehen, sondern in seinem weiteren, gleich „unsere Anschauung von der Welt (außer uns und in uns!) erweiternd und vertiefend".

Die typischen weltanschaulichen Werte eines Entwicklungsromanes erweisen sich meist in der Entwicklung des Verhältnisses seines Helden

zur Herkunft (Vorfahren, Eltern, Geschwister — „Pietät"),
zum andern Geschlecht (vor allem spezifische Pubertätserscheinungen),
zur eigenen Familie (Eheprobleme, Kindererziehung — „Autorität"),
zum Beruf (Hingabe oder Erfolgssucht, Banausentum oder Selbstbildung, der „verfehlte Beruf"),
zu den sozialen Fragen (Verantwortungsbewußtsein, Kameradschaft),
zu Tod und Leben (religiöse Fragen).

Als Maßstab für den volksbildnerischen Gesamtwert eines Entwicklungsromanes kann die Frage dienen, ob er das Bewußtsein weckt oder stärkt, daß zwar die bildende (und verbildende) Kraft aller „Umwelt" ungeheuer groß ist (und nicht minder unsere Verantwortung, da wir ja alle ein Stück Umwelt für andere sind), daß aber jede Persönlichkeitsentwicklung im Grunde doch eigengesetzlich ist und daß darum Selbsterziehung, Steuerung des eigenen Lebens, sinnvolles Erleben des eigenen Geschickes möglich ist. Mit anderen Worten: Der volksbildnerisch vollwertige Entwicklungsroman wird zwar in seiner Gesamtstimmung schicksalsergeben, nicht aber fatalistisch sein können.

Ein besonders wirksames künstlerisches Mittel, um diese Bejahung und Durchleuchtung der eigenen Persönlichkeitsentwicklung des Helden dem Leser zum Bewußtsein zu bringen oder wenigstens fühlbar zu machen, ist die Ich-Form der Erzählung. Sie wirkt auch vorbeugend gegen allzu grobe stoffliche Spannung und perspektivisch zusammenziehend und gliedernd.

Der in der Er-Form erzählende Entwicklungsroman wird dafür um so reicher im Episodischen und mannigfaltiger in der Stimmung sein und die Spannung auf das Endergebnis der Persönlichkeitsentwicklung des Helden umso stärker auswerten können; worin wir wohl einen Grund dafür sehen dürfen, daß manche vorkünstlerischen Leser die Er-Form im Gebiet der Erzählungskunst instinktiv bevorzugen.

Lehrgänge und Versammlungen.

Tagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Berlin am 7. und 8. Mai 1926*).

Die Tagung des Verbandes, an der insgesamt 106 Mitglieder und Gäste teilnahmen, fand in den Räumen des Reichswirtschaftsrates in der Bellevuestraße statt. Nach Begrüßung der Versammlung erstattete der Vorsitzende Prof. Dr. Fritz den Geschäftsbericht für 1924 und 1925. Aus der Arbeit des Vorstandes ist hervorzuheben: die Herausgabe des „Jahrbuches der Deutschen Volksbüchereien", Jg. 1, 1926, das den anwesenden Mitgliedern auf der Tagung überreicht wurde, der Druck und Versand der Casseler Richtlinien für die Ausbildung und für die

*) Infolge des Ablebens des Schriftführers Dr. Homann, der die Abfassung des Verhandlungsberichtes übernommen hatte, erscheint dieser offizielle Bericht leider verspätet.

Anstellung und Besoldung des Büchereipersonals, ferner die Stellenvermittlung, die seit 1924 53 Stellensuchende berücksichtigt hat. Gemeldet wurden 17 Stellen, davon sind 6 nachweislich durch die Vermittlung des Stellennachweises besetzt worden. Ein weiterer Ausbau ist geplant, doch sollen in Zukunft nur noch Verbandsmitglieder berücksichtigt werden. Eine Eingabe des Vereins Deutscher Bibliothekare an den Deutschen Städtetag, dahingehend, daß in Zukunft für die Leitung größerer Volksbüchereien nur wissenschaftlich vorgebildete Bibliothekare in Betracht kommen sollen, hat Veranlassung gegeben, daß der Verband eine seine Auffassung betonende Gegeneingabe dem Städtetag übermittelt hat**). Zur Frage der Bekämpfung der Schundliteratur hat der Verband eine Erklärung verfaßt, die im Börsenblatt sowie in den Tageszeitungen erschien (s. S. 183 dieses Jahrg.). Der Vorsitzende stellte fest, daß es bei den Behörden, besonders den kommunalen Instanzen, vielfach noch immer an tieferem Verständnis für die Volksbüchereiarbeit fehlt, was vor allem in der Bereitstellung völlig unzureichender Mittel in den städtischen Etats zu Tage tritt. Auch die Presse muß in weit höherem Grade als bisher in den Dienst der Volksbüchereisache gestellt werden. Der Verband unterstützt auf das nachdrücklichste die Ansprüche bezüglich Ausbildung und Eingruppierung nach Maßgabe der Grundsätze, die auf der Casseler Tagung 1922 festgelegt worden sind.

Es folgte die Verlesung einer Erklärung des Vorstandes in der Streitfrage zwischen der „Deutschen Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen" in Leipzig und der „Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Büchereien". Die Erklärung hat folgenden Wortlaut:

Der Versammlung mache ich davon Mitteilung, daß zwischen der Deutschen Zentralstelle in Leipzig einerseits und der Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Büchereien anderseits ein Konflikt entstanden ist. Dieser hat Veranlassung gegeben, daß sowohl von Herrn Walter Hofmann als auch von Herrn Dr. Löckle Schreiben an den Vorstand gerichtet wurden, die eine Stellungnahme des Vorstandes zu der Streitigkeit im ganzen und im einzelnen fordern. Der Vorstand hat sich mit der Angelegenheit beschäftigt und vertritt die Auffassung, daß dem Ansuchen beider Parteien zunächst nicht Folge gegeben werden kann, da dem Verbande die materiellen Grundlagen zur Prüfung des Konfliktes fehlen, solange die amtliche Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist. Der Verband wird dagegen, sobald die Entscheidung gefallen ist, mit aller Entschiedenheit und allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu dem Konflikt Stellung nehmen, um zu verhindern, daß in Zukunft sachliche Gegensätze in ähnlicher, den bibliothekarischen Stand gefährdender Weise ausgefochten werden. Solange diese Angelegenheit noch schwebt, halten die anwesenden Mitglieder der Deutschen Zentralstelle in Leipzig, die sich in dieser Angelegenheit mit Herrn Walter Hofmann vollkommen solidarisch fühlen, es nicht für möglich, sich durch Vorträge und in der Diskussion aktiv an den Verhandlungen unserer Versammlung zu beteiligen und haben den Vorstand gebeten, dies zur Erklärung ihres Verhaltens mitzuteilen.

Im Anschluß daran verlas Dr. Waas-Darmstadt die folgende Erklärung in der gleichen Sache:

Die unterzeichneten Volksbibliothekare und Volksbibliothekarinnen, Mitglieder und Freunde der Deutschen Zentralstelle, erklären zur Begründung ihres Verhaltens auf der heutigen Verbandstagung das Folgende:

Sie sehen in der von der Arbeitsgemeinschaft der sächsischen Büchereien geübten Kampfesweise und den eingeschlagenen Methoden nicht nur eine schwere Verunglimpfung einer Persönlichkeit und eines Werkes, dem sie sich eng verbunden wissen, sondern sie sehen vor allem auch in einem derartigen Vorgehen und in der Benutzung derartiger Kampfesmittel eine schwere Kompromittierung des gesamten volksbibliothekarischen Berufes und aller seiner Angehörigen. Infolge der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit war es nicht möglich, vor der Verbandstagung die zur Beseitigung dieser Situation erforderlichen Maßnahmen durchzuführen. Sie erwarten aber, daß der Vorstand des Verbandes alles tun wird, was zur Wiederherstellung der schwergeschädigten volksbibliothekarischen

**) Vergl. hierzu unter „Kleine Mitteilungen" dieses Heftes: Fachvorbildung und Kommunalpolitik.

Standesehre und zur Vermeidung derartiger Vorkommnisse erforderlich und notwendig ist. Die Unterzeichneten halten es nicht für angängig, unter diesen Umständen mit Berufsangehörigen, die in einer derartigen Weise nicht nur die gegenseitige notwendige persönliche Achtung, sondern auch die Rücksicht auf das gemeinsame Standesinteresse vermissen ließen, bei einer Tagung zusammen zu arbeiten. Sie haben sich daher veranlaßt gesehen, bei der Verbandstagung von der Übernahme von Fachvorträgen und im allgemeinen von der Teilnahme an der Aussprache Abstand zu nehmen.

Aus den gleichen Gründen haben die Mitglieder und Freunde der Deutschen Zentralstelle auch davon absehen müssen, in ihren Kreisen zu einer Beteiligung an der Verbandstagung aufzufordern. Sie bedauern, daß sie durch die ihnen aufgezwungene Situation die Tagung mit diesen Eröffnungen aufhalten mußten, hielten sich aber gegenüber den Versammelten, wie den heute nicht anwesenden Kollegen und Kolleginnen ihres Kreises zu dieser Information für verpflichtet.

Dr. Rudolf Reuter, Cöln	A. Trumm, Kaiserslautern
Hans Nicklisch, Leipzig	Ernst Riedel, Gera
Klara Geppert, Leipzig	Hans Hofmann, Leipzig
Maria Solbrig, Leipzig	Dr. Karl Taupitz, Leipzig
Dr. Wilhelm Schroeder, Elbing	Hilda Trog, Leipzig
Dr. W. Fröbe, Schwarzenberg	Dr. Helene Nathan, Neukölln
Margarete Lorenz, Schwarzenberg	Dr. Wilhelm Renken, Hameln
Dr. Adolf Waas, Darmstadt	J. Stamer, Speyer
Dr. Rudolf Angermann, Hagen	J. Setzer, Berlin

Über die Zulässigkeit der Verlesung dieser Erklärung entspann sich eine längere Debatte. Schließlich wurde auf Antrag von Heidenhain-Bremen zur Abstimmung geschritten und danach die Verlesung gutgeheißen, zugleich erhielt der Vertreter der Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Büchereien, Herr Peter Bultmann-Dresden, das Wort zur Verlesung der folgenden Erklärung:

Im Namen der Arbeitsgemeinschaft Sächsischer Büchereien erklären wir:

1. Es ist bedauerlich, daß innerhalb der Versammlung von einer Gruppe der Teilnehmer eine Erklärung verlesen werden konnte, ohne daß diejenige Gruppe, die hier als Gegenpartei angesehen werden muß, über die Absicht der Verlesung unterrichtet war.

2. Die Erklärung der Anhänger der Zentralstelle will angeblich nur das Verhalten derselben auf der gegenwärtigen Versammlung begründen. Tatsächlich würde die vom Vorstand formulierte Erklärung für diesen Zweck völlig ausgereicht haben. Die Erklärung der Anhänger der Zentralstelle geht dagegen materiell auf die zwischen der Zentralstelle und der Arbeitsgemeinschaft schwebenden Streitpunkte ein und enthält eine Beurteilung des Verhaltens der Arbeitsgemeinschaft. Wir protestieren dagegen, daß damit eine Materie vor die Versammlung gezogen wird, über welche es den Teilnehmern an der notwendigen Information fehlt, und welche ihres stark persönlichen Charakters wegen überhaupt für das Plenum einer Versammlung, wenigstens vor einer Klärung der Materie vor einem anderen Forum, wenig geeignet erscheint.

3. Der für die Arbeitsgemeinschaft beleidigende Inhalt der Erklärung fordert unseren schärfsten Protest heraus. Ohne uns selbst hier auf die Materie des schwebenden Streitfalles einzulassen, stellen wir fest, daß in dieser Erklärung ein erneuter Beweis für die unsachliche und gehässige Kampfesweise unserer Gegner gelegen ist.

4. Nachdem die Erklärung der Anhänger der Zentralstelle verlesen worden ist, wäre für uns die weitere Teilnahme an den Verhandlungen nur möglich, wenn die Versammlung selbst in irgend einer Form zum positiven Ausdruck bringt, daß sie sich nicht mit dieser Erklärung identifiziert und die beiliegenden Urteile dieser Erklärung über die Arbeitsgemeinschaft zurückweist oder wenigstens bedauert. Wir können unseres Erachtens nicht in einer Versammlung bleiben, in der wir in einer förmlichen Erklärung angegriffen und beleidigt werden, ohne daß uns ein Schutz gegen diese Angriffe und Beleidigungen zu teil wird. Wir bedauern, daß die Annahme des Antrags Heidenhain es unmöglich gemacht hat,

in diesem Sinne eine Stellungnahme der Versammlung zu der Erklärung der Anhänger der Zentralstelle herbeizuführen und sehen uns daher genötigt, die Versammlung zu verlassen.

5. Diese unsere Handlung enthält keine Erklärung des Mißtrauens gegen den Verband oder gegen die Mehrheit der Teilnehmer dieser Versammlung. Wir sind vielmehr der Überzeugung, daß nur eine Minorität des Verbandes wie der Versammlung sich hinter die Erklärung der Anhänger der Zentralstelle stellt, daß dagegen die überwiegende Mehrheit beider diese Erklärung entschieden ablehnt und zurückweist. Umso mehr bedauern wir, daß die unseres Erachtens notwendige Ablehnung und Zurückweisung auf der Versammlung selbst nicht zum Ausdruck kommt und daher unsere weitere Teilnahme an ihr unmöglich gemacht ist.

Hierauf verließen die beiden anwesenden Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft die Versammlung.

In dem von der Schatzmeisterin Frl. Dr. Nathan-Neukölln erstatteten Kassenbericht wurde gerügt, daß der Eingang der Mitgliedsbeiträge zu wünschen übrig läßt, und die dringende Bitte ausgesprochen, die Beiträge rechtzeitig einzusenden, um die lästigen Nachnahmen überflüssig zu machen. Der Schatzmeisterin wurde Entlastung erteilt.

Darauf wurde folgender Vorstand gewählt:

1. Vorsitzender: Prof. Dr. Fritz,
Stellvertretender Vorsitzender: Setzer-Berlin,
Schriftführer: Dr. Homann-Charlottenburg,
Schatzmeister: Frl. Dr. Nathan-Neukölln,
Beisitzer: Dr. Kemp-Solingen,
Dr. Reuter-Köln,
Dr. Waas-Darmstadt,
Frl. Walther-Düsseldorf.

Sodann erstattete Frl. Elise Färber-Berlin Bericht über den Stand der Ausbildungs- und Besoldungsfrage. Sie führte etwa folgendes aus:

Die in den Richtlinien von 1922 (B. u. B., S. 160/61) gestellten Bedingungen: Forderung des Abiturientenexamens und Trennung der Ausbildung für den Dienst an wissenschaftlichen und Volksbüchereien sollen unbedingt beibehalten werden. Von jedem Lehrer, auch dem, der Gesang-, Turn- und Zeichenunterricht erteilt, wird die abgeschlossene höhere Schulbildung verlangt, auch der volksbibliothekarische Dienst, der Bildungs- und Erziehungsarbeit an Erwachsenen zu leisten hat, kann auf diese breitere Wissensbasis nicht verzichten. Es würde sich sonst bei der Einengung der Berufswahl für geistig gerichtete Nichtakademiker — verlangen doch alle irgendwie geistig gerichteten Berufe jetzt das Abitur, auch die mittleren Beamten sind dabei, es zu fordern — im wesentlichen ein Nachwuchs ergeben, den nicht Neigung und Eignung, sondern praktische Erwägung zu dieser Arbeit führt und bei ihr hält.

Eine Berufstrennung bedeutet nicht verminderte Ansprüche an die Berufsausbildung. Sie würde nur dem Rechnung tragen, daß beide Bibliotheksgattungen völlig verschiedene Ansprüche an Wissens- und Wesensart der ihnen Dienenden stellen. Die Bedeutung und Selbständigkeit des volksbibliothekarischen Berufs wie auch die hohe Zahl der an Volksbüchereien Tätigen läßt es berechtigt erscheinen, wenn bei der Zusammensetzung der Prüfungskommission zumindest gleiche Verteilung der Zahl der Prüfenden auf wissenschaftliche und Volksbüchereien gefordert wird, eine Verteilung wie sie bei einer im Sinne der Richtlinien durchzuführenden Trennung der Vorbildung und Festsetzung der Ergänzungsprüfung durchaus notwendig wird. Auch nach erfolgter Trennung bleiben die in den oben erwähnten Richtlinien für die Anstellung und Besoldung des Personals an Volksbüchereien aufgestellten Forderungen bestehen. Die dort geforderte Anlehnung hat durchaus nicht überall Anerkennung gefunden, noch heute werden Bibliothekarinnen mit Diplomprüfung von einzelnen Städten nach Gruppe 5 und 6 besoldet. Gruppe 9 als Beförderungsgruppe steht noch aus. Staat und Reich, bei denen Gruppe 7 Eingangsgruppe ist, haben also die Möglichkeit, die tüchtigsten Kräfte an sich heranzuziehen.

An das Referat schloß sich eine lebhafte Diskussion, die in der Forderung gipfelte, daß an den im Jahre 1922 in Kassel gefaßten Beschlüssen unter allen Umständen festgehalten werden müsse. (Schluß der Freitagsverhandlungen.)

Die Verhandlungen am Sonnabend wurden eröffnet mit einem Referat von Dr. Waas-Darmstadt über das Verhältnis von wissenschaftlicher und volkstümlicher Bücherei.

Wissenschaftliche und volkstümliche Bibliotheken stehen heute als selbständige Bibliothekstypen nebeneinander. Verursacht ist dies nicht aus äußerlichen Gründen, sondern durch eine Entwicklung unseres deutschen Geisteslebens, die unter der Erschütterung des Krieges zur Besinnung über die Grenzen von Wissenschaft und Bildung geführt hat. Bildung ist heute nicht mehr die Aneignung des von der Wissenschaft gebotenen Stoffes, sondern wie Troeltsch es formuliert: „bewußte und absichtliche Formung des Einzelnen und der Gesamtheit durch den geistigen Gehalt, die Wissenschaft voraussetzt, aber nicht mit ihr zusammenfällt." So stehen in unserem neuen deutschen Geistesleben Wissenschaft und Bildung in eigenen Bezirken nebeneinander und fordern auch Verselbständigung der an beiden Begriffen orientierten Institute. Faktisch hat sich auch im Laufe der letzten Jahre das Eigenleben der Volks- und Bildungsbüchereien aus praktischen Notwendigkeiten so selbständig entwickelt, daß heute die beiden Typen, in Arbeitszielen und Arbeitsmethoden, in ihrem Publikum und den Anforderungen an ihr Personal wesenhaft verschieden, sich deutlich von einander scheiden. Die Entwicklung verlangt die Herausbildung des reinen Typs, wo er geschaffen werden kann, und Leitung und Beratung volksbibliothekarischer Arbeit durch Volksbibliothekare, wissenschaftlicher Büchereiarbeit durch Bibliothekare des wissenschaftlichen Typs und Trennung der Berufsausbildung. Nur Einsicht in diese Entwicklung und Verständnis für die Notwendigkeit sachlich bestimmter, getrennter Arbeit kann zu fruchtbarer Entwicklung beider Typen führen.

Diese Forderungen wurden von unserem Verband schon seit seiner Gründung auf allen Jahresversammlungen immer wieder von neuem erhoben, und zwar mit besonderem Nachdruck. Auch die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen, Bücherei und Bildungspflege und andere Stellen volksbibliothekarischer Arbeit haben wiederholt in diesem Sinne sich ausgesprochen. Es ist für die Zukunft unserer deutschen Volksbüchereien wichtig, daß diese Forderungen in Fragen der Ausbildung und Stellenbesetzung mit Nachdruck vertreten werden. Dazu bietet sich gute Gelegenheit auf dem in den nächsten Wochen stattfindenden Bibliothekartag in Wien. Denn gerade im Kreis der Bibliothekare der wissenschaftlichen Bibliotheken müssen diese Fragen besprochen werden, wenn es zu einer Klärung der Stellung der volkstümlichen Büchereien im öffentlichen Leben kommen soll. Da ich nun in Wien über das Verhältnis von wissenschaftlichen und volkstümlichen Büchereien referieren soll, stelle ich den Antrag, eine Resolution unseres Verbandes bei dieser Gelegenheit dem Bibliothekartag vorzulegen.

Eine vom Referenten vorgeschlagene Resolution wurde schließlich in folgendem Wortlaut angenommen:

> Der hohe Stand des wissenschaftlichen Bibliothekswesens gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat verhindert, daß die Volksbücherei und deren Aufgaben im Kreise des wissenschaftlichen Bibliothekarberufes und bei den Kulturbehörden die ihnen zukommende Würdigung erfahren hätte. Die Aufgaben, die von diesen Seiten der Volksbücherei gestellt wurden, waren zu niedrig und zu eng begrenzt, um den Zielen einer höheren Kulturentwicklung unseres Volkes zu dienen.
>
> Die Volksbücherei verdankt ihre starke Entwicklung dem Umstand, daß der neuentstehende Stand der Volksbibliothekare sich höhere Ziele setzte und Höheres leistete, als ihm die Vertreter des wissenschaftlichen Büchereiwesens und die Kulturbehörden zumuteten. Die Lage der Volksbücherei ist noch auf lange Zeit die gleiche, nämlich daß sie sich höhere Ziele stecken und mit einem weit größeren Aufwand von fachlichem Können und Bildung ihnen wird nachleben müssen, als in Kreisen des wissenschaftlichen Büchereiwesens und bei den Kulturbehörden für nötig erachtet wird.

Dazu bedarf die Volksbücherei einer praktischen Autonomie, vermöge deren sie einen eigenen Büchereitypus frei wählen und ausgestalten, sowie die

Vor- und Ausbildung der in ihr zu beschäftigenden Beamten und die literarische und pädagogische Zusammenstellung und Darbietung ihrer Bücherschätze unabhängig von den Einwirkungen anders gerichteter Kulturinstitute und der noch nicht mit ihrem Geist vertrauten Kulturbehörden entscheiden darf.

Das muß in der Praxis dazu führen, daß, wo der wissenschaftliche und der volksbibliothekarische Typus der Bücherei nebeneinander bestehen, beide eigene Leitung und vollständige Freiheit im Verfahren, in den Ausbildungsnormen und in Auswahl und Darbietung ihrer Bücherschätze besitzen. Aber auch, daß, wo die Vereinigung wissenschaftlicher und volkstümlicher Büchereiarbeit unter gleicher Verwaltung unvermeidlich ist, in jedem Falle, wo der volkstümliche Zweig der Tätigkeit überwiegt, ein für diesen Zweig ausgebildeter und in seiner Tätigkeit bewährter Leiter mit der Leitung betraut wird.

Die volkstümliche Bücherei lehnt die Abhängigkeit von älteren Kultureinrichtungen und deren geistiger Leitung ab, nicht um die fruchtbare Wechselwirkung zwischen dem wissenschaftlichen Büchereiwesen und dem Volksbüchereiwesen in Abrede zu stellen oder gar zu hemmen, sondern um in innerer Freiheit den erreichbaren Zielen nachzustreben, die aus der Tätigkeit im Dienste der bildungsuchenden Leserschaft erwachsen sind.

Zur weiteren Beratung der die Ausbildung und Besoldung betreffenden Fragen wurde eine Kommission eingesetzt, bestehend aus den Damen Dr. Nathan-Neukölln, Mühlenfeld-Pankow, Schauß-Hagen und den Herren Dr. Homann-Charlottenburg*), Dr. Kemp-Solingen, Dr. Reuter-Köln.

Es folgte der Vortrag von Dr. Wieser-Spandau: „Neuorientierung im Aufbau des Bücherbestandes“.

Der Vortragende ging von der schon früher von ihm verschiedentlich hervorgehobenen „geistigen Krisis des Buches“ aus. Er beleuchtete die alte Frage, die zur Entstehung der Volksbüchereien geführt hat, in neuer Weise. Er veranschaulichte die ganze Problematik des Buches, des Lesens, der volksbibliothekarischen Arbeit in der heutigen Zeit und zog dabei folgende Gesichtspunkte heran: die Not und Veräußerlichung der Kultur, den Mangel an Ernst und Vertrauen bei seelischen und geistigen Dingen und Werten, die wirtschaftliche Abhängigkeit des Buches bei der heutigen dynamischen Struktur der Wirtschaft, die im Gegensatz zu seiner Lage in den stabileren Wirtschaftsformen früherer Zeiten stehe und das Buch mehr zur Ware als zum Bildungsobjekt mache. Die Steigerung der passiven Seite des menschlichen Seelenlebens, die sich wohl verträgt mit seiner aktiven Steigerung in Politik, Technik, Wirtschaft, weise ebenso der Pseudoliteratur wie dem kulturell wichtigen Buche andere Wege. Das Leben aus dem Buche sei dahin, wenn sich auch die technischen Grenzen des Buches, die ihm diese Aufgabe ermöglichen, gerade durch seine Einbeziehung in den allgemeinen Zivilisationsprozeß deutlich genug gezeigt haben, so daß z. B. der Gedanke heute nicht mehr Illusion ist, das Buch könne sogar auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde durch andere technische Raum-Zeit-Überwindung (Luftverkehr, Funkbildübertragung) an Bedeutung ungeheuer verlieren.

Zur Klärung solcher Fragen sei es notwendig, scharf zu scheiden zwischen Zivilisation, der es auf seelische Empfängnis ohne innere Befruchtung ankommt, und Kultur, die immerwährende Neugeburt und trächtiges Wachstum der Seele und des Geistes sei. Daraus erhelle, wie sehr das Buch seinen Zweck verfehle, wenn es sich nicht auf den Dienst an der Kultur beschränke. Was man sich selbst erarbeitet hat oder in eigener Stimmung genießt, läßt sich von außen durch Radio und Rundfunk nie ersetzen. Erschwert wird die seelische Anspannung, die auch im Lesen des unterhaltenden Buches gegenüber Rundfunk und Kino noch liegt, den meisten Menschen heute durch die wirtschaftlichen und soziologischen Verhältnisse, die selbst in einem räumlich so kleinen Lande wie Deutschland den Bewohner von Kleinstadt und Land in die Psyche des Großstädters einbeziehen (obwohl sich die Trennung von Volksbüchereimethoden für Stadt und Land heute noch völlig rechtfertigen läßt). So bleibt die Lage des Buches in der heu-

*) An die Stelle des inzwischen verstorbenen Herrn Dr. Homann ist Herr Dr. Wieser-Spandau getreten.

tigen Zeit auch deshalb paradox, weil unter solchen Verhältnissen die Grenzen der Verwendungsmöglichkeiten alter und neuer Erfindungen, es sei Buch, Presse, Film, Radio u. a., nicht überall klar gesehen worden sind und die Art ihres Gebrauches die Harmonie des menschlichen Seelenlebens stört. Das Buch stand auch in der Volksbücherei allzulange im Dienste zivilisatorischer Verwendung, während es dafür angepaßtere Werkzeuge gibt, wie Film und Radio. Widerspruchsvoll erscheint auch die Lage des Buches in der Volksbücherei, wenn man die Bestrebungen des wirtschaftlich-politisch-technischen Zeitalters im Kontraste zu der individuellen Bildungswelt sieht, welcher das Buch als meistmals alleiniger Kulturträger entwuchs und die ihren geistigen Niederschlag noch in unserem Bücherbestand von heute gefunden hat. Nicht hoffnungslos jedoch erscheint seine Lage, wenn man die Bildung einer neuen Kulturträgerschicht ins Auge faßt, die sich allgemein in der Welt in langwierigem Prozeß vollzieht, die sich bei uns aus den intellektuellen Kräften der Arbeiterschicht und den wandlungsfähigen Elementen des Bürgertums zusammensetzt und die der Vortragende in Verbindung mit den absonderlichen Schwankungen der Benutzungsziffern bei den Volksbüchereien in den letzten zwölf Jahren sowie an den gleichzeitig damit verbundenen Geschmacksveränderungen des Publikums veranschaulichte. Auch heute hätten an der Kultur des Buches nur vorwiegend „beschauliche Menschen" ein Interesse, nicht solche, die den dynamischen Kräften der Zeit in Arbeitstempo und Arbeitslast für andere voll entsprechen; aber sie seien in mancher Hinsicht bereits anders geartet als früher; und das verlange eine immer stärkere Berücksichtigung der Zeitdynamik in unserem Bücherbestande, auch in der Vervollkommnung der technischen Mittel, die ihn erschließen. Wie in dieser Arbeit die Volksbücherei sich unmerklich den Wandlungen der Kulturträgerschicht anpasse, zeige u. a. das Ringen nach neuer beweglicherer Gestalt der Kataloge, das nicht zufällig gegenwärtig im Mittelpunkte volksbibliothekarischer Arbeit stehe. Nächstes Ziel für sie sei freilich: die Überwindung der unangemessenen Rolle, die bisher das Buch in unseren Volksbüchereien dadurch einnahm, daß es eine Arbeit verrichten mußte, die jetzt Film und Radio besser besorgen. Damit ist die aufbauende Arbeit der Volksbücherei in weit glücklicherer Lage als noch vor Jahren.

Aus solchem Zeiterleben heraus warf der Vortragende Streiflichter auf die einzelnen Buchgattungen. Grade der heute noch in unseren Büchereien vorhandene Romanbestand entwuchs einer durchaus beruhigten Bildungswelt, die, sie mag an sich noch so wertvoll sein, der heutigen Leserpsyche zu entwachsen droht. Diese Situation ergibt drei Gesichtspunkte: 1. Stärkste Auslese des Literaturgutes der Vergangenheit mit Rücksicht auf die ewigen Werte menschlichen Daseins in der Dichtung. 2. Zugunsten desselben möglichstes Zurücktreten solcher Romane, die einer uns entrückten fremden Welt angehören, die zeitgeschichtlich zu stark bedingt sind, ohne zeitgeschichtlich charakteristisch zu sein. 3. Mehr neuere Romane, die dem Lebensgefühl und dem Weltbild unserer Zeit entsprechen. Mit letzter Forderung steht im scharfen Kontrast: die innere Verarmung der Romanabteilung aus Mangel an deutschen Autoren von hohem Zeiterleben, ohne eigenbrödlerisches Denken und ohne zu schweren Stil: dadurch wird die Ausbeute fremdländischer, insbesondere nordischer, französischer, niederländischer Literatur ebenso notwendig wie die Hervorkehrung des nicht veraltenden deutschen Schrifttums oft klassischer Prägung. Die Auskehr der eng bürgerlichen Autoren erleichtere das Vorhandensein von Ersatzmännern dafür (siehe Homann in „Bücherei und Bildungspflege" 1923). Eine Handhabe für die zeitgemäße Auswahl der Romanabteilung biete auch die Stoffkreiseinteilung. Berücksichtigung der Zeitdynamik wäre nicht gleichbedeutend mit Förderung des Lieblingsunwesens beim Romane lesenden Publikum, das heute durch die allgemeine Mißkreditierung des Buches von selbst gelitten habe: sie bedeute oft eher eine Kurswendung zu schwereren Autoren.

An der Stelle, wo früher Gedichte ihre Wirkung taten, steht heute das Schlagwort. Das Versagen der Lyrik hängt zusammen mit dem Mangel an echtem makrokosmischen Erleben auf seelischem Gebiete; man schätzt dafür lieber Suréns „Kraft, Schönheit, Licht, Sonne". Die der heutigen mikrokosmischen Welt

entspringende Dramatik ist die Kinodramatik. Die ungeheure Theaterkrise hat auch damit zu tun. Einen Aufschwung von Lyrik und Dramatik (Dialog) als gesprochenem Wort verspricht sich der Vortragende von dem Rundfunk, der hierin einmal wirklich Zukunft hat, wobei das lyrische und dramatische Buch der Volksbücherei Assistenzdienste leistet, und viel mehr könne von dem lyrischen und dramatischen Buch der Volksbücherei nicht erwartet werden.

Ein Blick auf die Buchgattungen, die dem Zeitalter der Technik, Industrie, Wirtschaft und Politik allermeist entsprechen: Die Schwierigkeiten bei der technischen Literatur liegen heute (was sich beim Bauern ebenso zeige wie etwa beim Radiobastler, Kleingärtner, Chauffeur) in den fließenden Grenzen der technischen Fachbildung und technischen Allgemeinbildung. Vielleicht liegt in der unmerklichen Erweiterung der technischen Bildung zur Allgemeinbildung bereits ihre Überwindung als Selbstzweck und ihre Unterordnung unter die Seele, den Glauben, das Menschentum. Aus dieser Fragestellung heraus ergibt sich die Einstellung der Volksbücherei zur technischen Literatur, die sich in den Sätzen zusammenfassen läßt: 1. Förderung des technischen Nachwuchses durch einführende technische Werke. 2. Beschränkung der technischen Spezialliteratur auf technische Standardwerke. 3. Förderung kulturell-technischer Literatur (über Wesen, Geschichte der Technik und dergl.), welche hohe geistige Interessen im Techniker wachhält. Daneben ist natürlich der Kampf gegen die nicht geringe technische Schundliteratur zu beachten, wofür in den Leipziger Katalogen und B. u. B. Jg. 1924 Hilfsmittel zur Verfügung stehen. — Wie sehr der heutige Techniker die wunderbaren Grundlagen seines Schaffens aus Herz und Kopf verliert und wie notwendig die Volksbücherei diese ihm nicht nur mit Hilfe technischer Literatur nahebringen muß, das zeigt die geringe Beanspruchung der naturwissenschaftlichen Literatur. Die Abkehr ganz allgemein von der naturwissenschaftlichen Literatur eines Darwin, Haeckel, Bölsche gehört zu den merkwürdigsten Wandlungen der Leserpsyche im letzten Jahrzehnt. Teils gesunde, teils ungesunde (z. B. Hundeliebhaberei!) Wiederkehr des naturwissenschaftlichen Interesses zeigt sich z. B. auf dem Spezialgebiet der Tierkunde, während sie auf dem Gebiet der menschlichen Rassenkunde trotz der körperlichen Entartung des Menschengeschlechts noch in rechtem Sinne fehle, was mit der Hochzüchtung von Sportsmännern und der Verkennung der eigentlichen volksbildenden Elemente des Sportwesens, wie sie vorbildlich England bietet, nichts zu tun hat: es handelt sich dabei um die Weckung des sittlichen und ästhetischen Verantwortungsbewußtseins. Der Vortragende führte diese Spezialgebiete nur als Beispiele dafür an, wie der Volksbibliothekar nach entwicklungsträchtiger Literatur ständig auszuschauen habe, um zugleich das Echte von dem Unechten dabei zu unterscheiden. In dieser Hinsicht sei organisatorische Zusammenarbeit der Volksbüchereien besonders wichtig. — Ähnlich wurde die Stellung der politischen Literatur in der Volksbücherei unter dem Gesichtspunkt betrachtet, wie auf politischem Gebiete alles von der Verantwortung abhängt, die einer trägt. Der politischen Horizonterweiterung des heutigen Menschen dient u. a. die Geopolitik und Erd- und Völkerkunde. Auch der Wandlungen des Kultur- und Geschichtsbildes wurde im Aufbau des bibliothekarischen Bücherbestandes gedacht, wie im Zusammenhange mit der allgemeinen seelisch-geistigen Veränderung in der Kulturträgerschicht der übrigen geisteswissenschaftlichen Gebiete, wobei sich der Vortragende auf neueste Katalogbearbeitungen berufen durfte.

Zahlreiche Beispiele von Büchern begleiteten anschaulich die Gesichtspunkte des Vortragenden, der nur das eine Ziel mit seinen Ausführungen verfolgte, einer lebendigen Berufsauffassung zu dienen, die ebenso wenig Werturteile mit vollem Bewußtsein ihrer Bedingtheit verschmäht, wie die Gelassenheit, die das Menschentum höher stellt als den Beruf: „Von der Quelle bis ans Meer mahlet manche Mühle und das Wohl der ganzen Welt ist's, worauf ich ziele.“ Mit diesen Worten aus Goethes Tischlied schloß der Vortrag.

Eine Besprechung des Vortrages fand nicht statt.

Frl. Jermann-Hamburg berichtete über „Erfahrungen mit dem Freihandsystem an der Hamburger Öffentlichen Bücherhalle“.

Die Vortragende stellte zunächst fest, daß das aus Amerika stammende Freihandsystem bisher in deutschen Fachkreisen wenig Anklang gefunden habe.

In vollem Umfang sei es bis jetzt nur in Hamburg an vier öffentlichen Bücherhallen angewandt, und zwar seit 16 Jahren. Nach den dort gemachten Erfahrungen hält es die Vortragende für wertvoller als jedes andere Ausleiheverfahren.

Der Name „Freihand" wurde seiner Zeit in Hamburg für die im Ausland gebräuchliche Bezeichnung „Open access" gewählt. Das System verlangt eine äußerst feine Gliederung des Bücherbestandes. Die Vortragende gibt ein Bild vom Verhalten des Lesers in der Freihand und dem Verkehr zwischen den Lesern und den bibliothekarischen Kräften. Das System hat den großen Vorteil, den Bücherbestand den Lesern nahe zu bringen; der Leser darf die Bücher in Ruhe durchsehen. In den größeren Ausleihestellen befinden sich in den Abendstunden 30—40 Leser zwischen den Büchergestellen. Leser sprechen sich oft darüber aus, daß ihnen der Besuch der Freihand eine Freude in der Eintönigkeit des Tageswerkes bedeute; sie bezeichnen das Zulassen zu den Offenen Gestellen als Großzügigkeit. Als höchste Annehmlichkeit wird es vom Leser empfunden, daß er nie die Langeweile des Wartens zu spüren hat. Die Ordnung auf den Büchergestellen ist fast einwandfrei dank der deutlichen, einfachen Signaturen und des Gebrauches eines Holzstabes, der vom Leser dort eingestellt wird, wo er ein Buch zur Einsicht herausgenommen hat. Neue Leser werden stets von der Assistentin eingeführt. Die bibliothekarische Arbeit in der Freihand ist äußerst dankbar, die Assistentin ist in den Hauptausleihestunden ständig mit der Beratung beschäftigt und ganz von der technischen Ausleihe befreit.

Die Leser kommen in allen Lebenslagen zur Bibliothek, welche in den Mittelpunkt des Interesses der Unterschichten und des Mittelstandes zu rücken beginnt. Die Aktivität des Lesers wird durch eigene Anschauung und Auswahl gehoben. Der Leser lernt die Bücher besser durch die Freihand als durch Kataloge kennen. Zweifelsohne gibt es Leser mit höherem Fachwissen als dem des Bibliothekars; für diese ist die Freihand die unbedingt ideale Ausleiheform. Die bibliothekarische Kraft muß stets zur Stelle sein. Tritt der Leser aus freiem Antrieb an diese heran, so wird er nie den Eindruck der Beeinflussung haben. Dadurch verstärkt sich das Vertrauen des Lesers zum Bibliothekar. Kataloge sind gleichwohl unentbehrlich. Die Vortragende führt eine Reihe von Leserfragen an. Durch das ständige Bewegen zwischen den Büchern kennt der Bibliothekar genau ihren Standort und es ergibt sich das schnelle Auffinden der gewünschten Bücher. Der Leser läuft nur selten Gefahr, ein Buch ohne Gewinn mit nach Hause zu nehmen.

1924/25 erhielt die Öffentliche Bücherhalle einen Zuwachs und eine Erneuerung des Bücherbestandes im Werte von 100000 Mark, da dieser im Kriege und in der Nachkriegszeit sehr gelitten hatte. 9000 Bände wurden im ersten Vierteljahr 1926 von Arbeitslosen in der Werkstatt des Buchbinders der Öffentlichen Bücherhalle neu gebunden. Verluste: Etwa 10 Bücher auf 10 000 Entleihungen; nach dem Ausbruch der Revolution waren die Verluste dreimal so hoch. Die hohen Ausleihezahlen an der Hamburger Bücherhalle sind bekannt und unterstreichen den Erfolg des Freihandsystems.

Zum Schluß spricht die Vortragende über die Erfolge ausländischer Freihandsysteme (auf Helen Wilds Aufsatz in „Bücherei und Bildungspflege" 1926, Heft 2/3 verweisend) und richtet an die Hörer die Frage, ob sie als Leser nicht gern freien Zutritt zu den Offenen Gestellen haben möchten. Sollte es nicht eine Möglichkeit geben, die Idee der deutschen Bildungsarbeit mit der Freihand in Einklang zu bringen? Sie glaubt bestimmt, daß für die belehrende Literatur der deutschen Volksbüchereien das Freihandsystem das Ausleihesystem der Zukunft sein werde.

Dem Referat folgt eine lebhafte Aussprache. Wie von der Vortragenden vorausgesehen, werden Bedenken gegen das System geäußert. Dr. Schriewer (Flensburg) lehnt das Freihandsystem für die Schöne Literatur ab. Dr. Kemp (Solingen) meint, die angeführten Leserfragen können ebensogut am Schalter gestellt werden. Plage (Frankfurt a. O.) äußert Bedenken für die Buchpflege und Abnutzung des Bücherbestandes. Schwenke (Charlottenburg) weist dagegen

auf die guten Erfolge hin, welche die Stadtbücherei Charlottenburg mit der teilweisen Einführung des Freihandsystems gemacht habe.

Im Schlußwort bemerkt die Vortragende, daß man in Hamburg für die Ausleihe der Schönen Literatur die Freihand auch ablehne. Es ist festzustellen, daß die Freihand gegenüber den anderen Ausleihverfahren die gleichen Beratungsmittel neben großen Vorteilen besitzt. Im übrigen werden eingehendere Fragen durch die Einengung der Leser am Schalter unterbunden. Die Bücher sollen so viel wie möglich in die Hand der Leser kommen. In der Freihand habe der Bibliothekar die Möglichkeit, die Leser im Umgang mit den Büchern zu beobachten und zur Buchpflege zu erziehen.

Zuletzt berichtete Dr. Homann-Charlottenburg über die Herausgabe und den Vertrieb des Jahrbuches. Die Mitglieder erhalten ihr Exemplar durch die Geschäftsstelle des Verbandes, und zwar zu einem Vorzugspreis, der bei diesem Jahrgang 2 M. beträgt und auch in Zukunft 3 M. nicht übersteigen soll. Die Versammlung beschloß, daß jedes Mitglied zur Abnahme eines Exemplares verpflichtet sein soll. Bei der Versendung sollten die Casseler Richtlinien für Ausbildung und Besoldung des Büchereipersonals noch einmal allen Mitgliedern beigelegt werden. Der Vorstand wurde beauftragt, das Jahrbuch möglichst bald in neuer Bearbeitung erscheinen zu lassen.

Mit einem Schlußwort des Vorsitzenden fanden die Verhandlungen ihr Ende. Am Sonnabend Nachmittag fanden Besichtigungen statt; zu geselligem Beisammensein vereinigten sich die Teilnehmer am Freitag abend in den Räumen des Reichswirtschaftsrates und Sonntag, den 10. Mai, zu einem Ausflug nach Wannsee und Potsdam.

Nordische Büchereitagung.

Auf dem Herrenhof Hindsgavl bei Middelfart auf Fünen, der von der Vereinigung „Norden" für Tagungen zur Verfügung gestellt wird, fand vom 31. Juli bis 5. August die erste „Nordische Büchereitagung" statt. Wohl hatten sich bei den Tagungen des schwedischen und des dänischen Büchereiverbandes in den letzten Jahren jeweils auch Besucher und Vortragende aus den andern skandinavischen Reichen eingefunden (vgl. 5. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 21 f.), nie aber war bisher eine Büchereitagung als solche geradezu auf die Teilnahme aller nordischen Brudervölker aufgebaut worden. Eines dieser Völker fehlte freilich auch diesmal, nämlich das isländische, was offenbar nicht nur auf die weite Entfernung zurückzuführen ist, sondern auch auf die Befürchtung sprachlicher Schwierigkeiten. Die andern vier skandinavischen Länder waren dafür umso zahlreicher vertreten, und die sprachlichen Schwierigkeiten spielten eine geringe Rolle, da fast alle Vortragenden durch langsames und akzentuiertes Sprechen der Tatsache Rechnung trugen, daß zwischen der dänischen und der schwedischen Sprache nicht nur zahlreiche Wortverschiedenheiten, sondern vor allem große Aussprache-unterschiede stattfinden, und da die Hörer auch der deutschen Sprache soweit mächtig waren, um das in deutscher Sprache Vorgetragene völlig zu verstehen. Es waren je 20—30 dänische, schwedische, norwegische und finnländische Kollegen und Kolleginnen erschienen, darunter die staatlichen Büchereikonsulenten bezw. Büchereidirektoren (nämlich von Dänemark und Finnland, wo es diese Stellen gibt, vgl. 4. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 90 und 5. Jahrgang Seite 225 ff.). Als einziger nichtskandinavischer Gast durfte ich selbst an der Tagung teilnehmen. Verhandlungsleiter war der Vorsitzende von „Dänemarks Büchereiverband", Oberlehrer Höirup aus Nyborg, der mit behaglicher Freundlichkeit und humorvoller Sicherheit seinen vielfachen Aufgaben gerecht wurde.

Am ersten Abend hielt Professor Steenberg, der Altmeister des dänischen Büchereiwesens, dessen Person und Lebenswerk unseren Lesern wohlbekannt ist, den Eröffnungsvortrag über „Die Entwicklung des nordischen Volksbüchereiwesens", wobei er, von der nationalen Sonderart der vier skandinavischen Völker ausgehend, einen Überblick über die wichtigsten büchereigeschichtlichen Ereignisse und Persönlichkeiten und über die Hauptzüge der orga-

nisatorischen Struktur des Büchereiwesens in Schweden, Norwegen, Finnland und Dänemark gab.

Von den nachfolgenden dreizehn Vorträgen seien wenigstens einige besonders gekennzeichnet:

Der staatliche Direktor des dänischen Büchereiwesens, Th. Doessing, sprach über „Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Bibliothekstypen“, wobei er feststellen konnte, daß im großen ganzen in Dänemark wirklich die Arbeitsfühlung zwischen wissenschaftlichen Bibliotheken, „Stiftsbibliotheken“, Schulbibliotheken, Zentralbüchereien, Gemeindebüchereien und Wanderbüchereien erreicht oder doch wenigstens planmäßig angebahnt sei.

Der norwegische Büchereikonsulent, Karl Fischer, veranschaulichte unter dem Titel „Büchereiverhältnisse auf dem Land in Norwegen“ an einigen gut gewählten Spezialkarten die Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit der verkehrstechnischen Aufgaben, die beim organisatorischen Ausbau des norwegischen Büchereiwesens zu berücksichtigen sind. Interessant war auch die beiläufige Feststellung der in einem solchen abgelegenen Bezirk meistgelesenen Bücher. Es war je ein Werk von Undset (Kristin Lawranstochter), Falkberget, Hamsun, Amundsen und Kipling.

Der schwedische Büchereikonsulent, Dr. K. Tynell, erörterte „Die geplante Neuordnung des schwedischen Büchereiwesens“. Man konnte aus seinem Vortrag ersehen, daß sich über das Gutachten der Volksbildungssachverständigen, dessen erste Phase schon vor drei Jahren auf der Gotenburger Tagung des schwedischen Büchereiverbandes den Hintergrund der Diskussion bildete (vgl. 3. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 135 ff.) und an dem seither eifrig weitergearbeitet wurde, die Meinungen nun soweit geklärt haben, daß die Vertreter der Büchereien zu völligem Einverständnis betreffs der glücklichsten Lösung gelangt sind. Die dabei leitenden Gesichtspunkte — Erhöhung der Mittel, Prämiierung rationeller Büchereiarbeit, Zusammenwirken der Büchereien innerhalb einzelner Gemeinden, Zusammenwirken der größeren und kleinen Büchereien in weiteren Bezirken — wurden klar herausgehoben. Die Gefahr der Zersplitterung des staatsunterstützten Büchereiwesens durch die Studienzirkelbewegung (ihre Büchereien betragen dem Umfang nach ungefähr ein Drittel sämtlicher schwedischer Büchereien) scheint man nicht mehr für so bedrohlich zu halten, wie man es, zweifellos mit Recht, noch in Gotenburg tat. Auch eine neue Zersplitterungsgefahr, nämlich die Einrichtung von „Landesbüchereien“, die teils dem Reichsbibliothekar, teils den Konsulenten unterstellt sind, scheint man nicht tragisch zu nehmen, sondern ruhig — parallel mit gewissen Landesbüchereien — den Kurs auf Herausbildung von Zentralbüchereien nach dänischem Muster (die also nur den Konsulenten unterstellt wären) weiterzusteuern. (Die erste Landesbücherei ist kürzlich in Linköping aus der sehr bedeutenden alten Stiftsbibliothek heraus begründet worden.) Der Vortragende schloß mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf die für den Herbst nächsten Jahres geplante Eröffnung der neuen Stockholmer Stadtbücherei, die dem schwedischen Büchereiwesen sicher einen bedeutenden Zuwachs an Werbekraft und an Möglichkeiten zur Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses bringen wird.

Sehr gut ergänzten sich stofflich, standpunktlich und darstellerisch die Vorträge der Osloer Kinderbibliothekarin Rikka Bjölgerud über „Kinderbüchereien“ und der der Kopenhagener Bibliothekarin Annemarie Jacobsen über „Schulbüchereien“ (wir würden sagen „Schülerbüchereien“). Beide Referentinnen waren sich darin einig, daß es auf ein enges Zusammenarbeiten zwischen Bücherei und Schule ankomme, um schon die schulpflichtige Jugend zur planmäßigen Benutzung von Büchern und Büchereien anzuleiten, sodaß sie sich bei ihrem Abgang von der Schule bereits in den Volksbüchereien zu Hause fühlt. Fräulein Bjölgerud legte dabei den Nachdruck auf die Arbeit, die unmittelbar von den Volksbüchereien aus und in ihnen (Kinderlesehallen) geleistet wird (u. a. mit Hilfe von Kinderklubs nach angelsächsischem Vorbild und von Lichtbilderstunden), Fräulein Jacobsen zeigte an Kopenhagener Beispielen, wie von Seiten der Schulen eine weitgehende, in der Volksbücherei selbst nie mögliche, weil mit dem Schulunterricht als solchem in engster Wechselwirkung stehende Erziehung zur Büchereibenutzung geleistet werden könne. Ich darf dazu

bemerken, daß ich bei der späteren Besichtigung der ausgezeichneten Schülerbüchereien der von Frau Margarethe Petersen geleiteten großen Kopenhagener Gemeindeschule am Neuen Carlsbergweg die methodische Fruchtbarkeit der Grundgedanken des Vortrages von Fräulein Jacobsen zum mindesten bezüglich der unterrichtlichen Verwertung der Kinderbüchereiarbeit bestätigt gefunden habe.

Ich selbst sprach auf Wunsch des Vorstandes von „Dänemarks Büchereiverband", der ja die Tagung einberufen und den Vortragsplan aufgestellt hatte, über „Vorlesestunden als Hilfseinrichtung der Bücherei", wobei ich mich bemühte, ausgehend von den Gründen für die Ablehnung des Freihandsystems im Bereich der Verleihung von Schöner Literatur, die ausleihepädagogische Notwendigkeit der Vorlesestunden nachzuweisen und ihre methodische Besonderheit (ihre synthetische Bildungstendenz im Unterschied von der analytischen, wie sie Volkshochschulübungen im Betrachten von Werken der Erzählungskunst usw. eigentümlich ist) klar herauszustellen.

Schließlich ist noch eine Reihe von Referenten zu erwähnen, die je einen Überblick boten über die französische, englische, amerikanische, finnische und deutsche Schönliteratur seit 1900 mit Hinblick auf nordische Büchereien. Ich hatte das Referat über deutsche Schönliteratur übernommen. Dank der freundlichen Mitarbeit des Kollegen Thomsen von der Zentralbücherei in Esbjerg und der staatlichen Bücherei-Aufsichtsbehörde in Kopenhagen konnte ich den Hörern nicht nur eine Liste der Originaltitel der in meinem Referat erwähnten Bücher, sondern auch eine Liste der vorhandenen dänischen, norwegischen und schwedischen Übersetzungen bieten. Es war für mich nicht weniger als für meine Hörer interessant, aus dieser Liste zu ersehen, wieviele hochwertige deutsche Romane und Novellen der letzten 25 Jahre bisher noch keinen Eingang in die skandinavischen Sprachgebiete gefunden haben. Angesichts der Bestrebungen dänischer Kollegen, den Verlagsbuchhandel planmäßig von den Büchereien aus zu beraten (vgl. den Aufsatz von Jens Pedersen im 4. Jahrgang dieser Zeitschrift Seite 224 ff.), ist zu hoffen, daß auf dem Umweg über die Anschaffungspraxis der dänischen Büchereien, von denen manche recht umfangreiche Abteilungen deutscher Schönliteratur in der Ursprache besitzen, auch die Auswahl der zu übersetzenden Werke in bildungspfleglichem Sinne beeinflußt werde.

Mit der Tagung war eine kleine Ausstellung von Drucksachen, Photographien usw. verbunden, deren Zustandekommen vor allem der Kollegin Haralda Poulsen von der Zentralbücherei in Roskilde zu verdanken war. Besonders anregend waren die zahlreichen dänischen Plakate, die oft mit den einfachsten Mitteln (Aufkleben bunter, aus Zeitschriften ausgeschnittener Bilder) die Aufmerksamkeit vor allem jugendlicher Leser auf die einzelnen Literaturgebiete hinlenken. Die Deichmansche Bücherei in Oslo zeichnete sich durch eine Fülle von Drucksachen aus. Auch war eine Musterbücherei für norwegische Schiffe ausgestellt.

Die Tagung war von schönstem Wetter begünstigt, sodaß jeden Morgen, wenn wir der Hausordnung gemäß um 1/2 8 Uhr zum Frühstück zusammenströmten, in herrlicher Bläue der Kleine Belt zu unseren Füßen lag und, wenn wir abends auf der Schloßterrasse oder im Parke saßen oder wandelten, der unvergleichliche Blick auf die buchengekrönte Insel Fänö hinüber ganz allmählich und in wunderbarer Reinheit verlosch. Kein Wunder, daß die Teilnehmer rasch miteinander vertraut wurden und über dem Fachgenossen der Mensch nicht zu kurz kam. Mit besonderer Freude und Dankbarkeit gedenke ich auch hier eines Kreises von jungen dänischen Kollegen und Kolleginnen, mit denen ich manche stimmungsvoll heitere Stunde zu Wasser und zu Lande verleben durfte.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich im Anschluß an diese so restlos gelungene Tagung eine Büchereireise durch Jütland, Fünen und Seeland gemacht habe. Ich durfte unter kollegialer Führung besichtigen die Zentralbüchereien in Esbjerg, Silkeborg, Aalborg, Odense, Helsingör, Roskilde und Naestved, die Staatsbibliothek in Aarhus, die als eine Art Ergänzungsbibliothek für die Zentralbüchereien und die ländlichen Volksbüchereien von besonderer Bedeutung ist, die städtische „Hauptbücherei" und zwei „Kreisbüchereien" Kopenhagens und

die oben bereits erwähnten Schülerbüchereien. Über die zahlreichen, fachlich und psychologisch interessanten Beobachtungen, die ich dabei machen konnte, hoffe ich später in anderem Zusammenhang berichten zu können. Im wesentlichen habe ich das, was Dr. Langfeldt kürzlich (vgl. diesen Jahrgang Seite 188 ff.) ausführte, bestätigt gefunden. Das Wichtigste aber scheint mir zu sein, daß ich bei der Tagung wie bei der Besichtigung der Büchereien immer wieder feststellen mußte: In allen skandinavischen Ländern ist man mit denselben Büchereifragen befaßt, die auch uns beschäftigen, und man sucht sie, wie bei uns, immer mehr im Sinne bodenständiger Kulturpflege und auf Grund organischer Wechselwirkung mit allen andern Volksbildungseinrichtungen zu lösen. Und gerade, weil wir in Skandinavien, insbesondere in dem volksbibliothekarisch am weitesten entwickelten Dänemark, und in Deutschland von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus und, ohne von einander Näheres zu wissen, zur Erkenntnis von der Notwendigkeit derselben Aufgaben gelangt sind, können wir einander gegenseitig, wie ich glaube, nunmehr wertvolle Anregungen für die weitere Arbeit geben. Daß das im Geist kultureller Kameradschaft geschehe, dafür ist diese Tagung eine neue Gewähr.

E. Ackerknecht.

Lehrgang der Zentrale für Nordmarkbüchereien.

Wie im vorigen Jahre veranstaltete die Zentrale auch in diesem Jahre wieder einen einwöchentlichen Lehrgang. Er bildete die Fortsetzung und den Abschluß der im vorigen Jahre aufgenommenen erweiterten Ausbildungstätigkeit. (Früher fanden zweitägige Lehrgänge statt.) Die 115 Leiter dörflicher Büchereien waren nämlich in Gruppen von je 20 bis 30 zu achttägigen Veranstaltungen aufgefordert worden. Im Jahre 1925 wurden drei solcher Lehrgänge abgehalten, der letzte in diesem Jahre, sodaß nunmehr, abgesehen von einigen wenigen Büchereileitern, die aus äußeren Gründen verhindert waren, alle den gleichen Ausbildungsgang gehabt haben. Über die erste und zweite dieser Veranstaltungen ist in dieser Zeitschrift im Jg. 1925 Seite 295 ff. berichtet worden. Der diesmalige Lehrgang ist seiner Anlage nach ziemlich ähnlich gehalten gewesen. Wenn darüber trotzdem noch ein Bericht gegeben wird, so geschieht das deswegen, weil nach Abschluß dieser gesamten Lehrtätigkeit ein paar grundsätzliche Worte über die methodische Seite derselben hinzugefügt werden können. Es möge zunächst rein äußerlich das Programm dieses — im ganzen gerechnet — 11. Büchereilehrganges der Zentrale folgen:

Programm des 11. Büchereilehrganges
(vom 2. bis 7. August 1926.)

Montag.

1. Probleme der Dorfbücherei . . . . Dr. Schriewer
2. Ausländisches, insbesondere dänisch-nordschleswigsches Büchereiwesen . . . . Bibliothekar Christensen, Apenrade
3. Die Lebensbeschreibung in der Volksbücherei . Stadtbibliothekar Jungclaus, Kiel
4. Das Kitschproblem und das Unterhaltungsbuch in der Volksbücherei . . . . Dr. Schriewer
(Zugrundegelegt wird Herzog, Die Burgkinder.)

Dienstag.

1. Grundsätzliches zur Statistik . . . . Dr. Schriewer
2. Ein Gang durch den Leserkatalog . . . . . Stadtbibliothekar Jungclaus, Kiel
3. Heimat und Bildung . . . . Bibliothekar Christensen, Apenrade
4. Volksabende . . . . Schulrat Gröndahl

Mittwoch.

1. Übung über Ausleihe und Verwaltung der Grenzbücherei . . . . Dr. Schriewer
2. Bericht über die Arbeit einer Dorfbücherei . . Referat eines Büchereileiters
3. Wann ist ein Buch reparaturbedürftig? . . . Bibliothekarin Frau Weber

Nachmittags: Gemeinsamer Ausflug.

Donnerstag.

1. Schülerbücherei und Grenzbücherei . . . . . Schulrat Gröndahl
2. Arbeitsweise in der Bücherei Neustadt . . . . Bibliothekar Christensen, Apenrade
3. Die praktischen Grundlagen der Statistik . . . Bibliothekarin Frau Weber
4. Die Ergebnisse der diesjährigen Statistik . . . Dr. Schriewer

Freitag.

1. Der Gehalt einer Erzählung (Timm Kröger: Dat Gaarnmeß) . . . . Dr. Schriewer
2. Der Leserkatalog als buchpädagogisches Hilfsmittel . . . . Bibliothekar Christensen, Apenrade
3. Vorlesestunde (zweistündig).

Abends: Gemeinsame Fördefahrt.

Bei einem Vergleich mit dem Bericht über diese Veranstaltung im vorigen Jahre fällt zunächst eine weitgehende Übereinstimmung ins Auge. In Wirklichkeit bestehen aber doch immerhin ziemliche Unterschiede, die nicht bloß mit einem Wechsel der Vortragenden zu erklären sind, sondern aus den früheren Erfahrungen und aus dem Weiterschreiten der Arbeit entstanden. So ist auch an allen Stellen, wo die Themen gleiche Fassung tragen, nicht ohne weiteres der gleiche Inhalt anzunehmen. So hat z. B. „das dänisch-nordschleswigsche Büchereiwesen" von einem Kenner der Verhältnisse, dem Bibliothekar Christensen, Apenrade, eine besonders eindringliche Darstellung erfahren. Der grundlegende Unterschied besteht aber darin, daß die Dorfbücherei als soziologisches Problem viel klarer herausgearbeitet wurde, weil der einleitende Vortrag „Probleme der Dorfbücherei" durch eine Fülle von Material aus dem Vortrage „Die Ergebnisse der diesjährigen Statistik" veranschaulicht werden konnte. Und dieser deutschen Auffassung vom Wesen der deutschen Dorfbücherei wurde das mehr organisatorische dänische Büchereiwesen bewußt in dem Vortrage „Ausländisches, insbesondere dänisch-nordschleswigsches Büchereiwesen" entgegengestellt, allerdings nicht in der Absicht, darin eine Kritik auf jeden Fall zu üben, sondern ebenso sehr in dem Wunsche, daß sich an diesem in einem gewissen äußeren Sinne vorbildlichen Büchereiwesen — was nämlich das Verhältnis der Öffentlichkeit und des Staates dazu anbelangt — der Wille zum eigenen Werk entzündet. Weiterhin trat dann die besondere psychologische Struktur der ländlichen Büchereiarbeit besonders deutlich durch einen Vergleich mit den Leseverhältnissen in der Öffentlichen Bücherei Neustadt hervor, weil hier im wesentlichen Arbeiterverhältnisse vorliegen. Fast mehr aber noch als im vorigen Jahre wurde die eigentliche Praxis, d. h. Einzelheiten der Technik besprochen und erläutert. Der häufige Wechsel der Büchereileiter, der also einen Zustrom noch unausgebildeter Kräfte mit sich bringt, macht es notwendig, diese Dinge immer wieder heranzuziehen. Ja, auch wenn dieses nicht wäre, dürfte eine Unterstreichung dieser Dinge immer wieder angebracht sein, weil man in dörflichen Büchereiverhältnissen auf diese äußeren, aber nichts desto weniger grundlegenden Ordnungsdinge der Bücherei meist zu wenig Gewicht legt. Bei der Wichtigkeit dieses Themas ist es durchaus nicht verwunderlich, wenn der Leiter der Zentrale, um von vornherein dem Thema den nötigen Nachdruck zu geben, darüber selbst sprach. Ebenso wurden zur Sicherstellung statistischer Arbeiten die praktischen Grundlagen der Durchführung aufs genaueste dargelegt. Ein solches Thema pflegt erfahrungsgemäß leicht etwas Unbehagen bei den Hörern zu verursachen. Die Darstellung in den „Ergebnissen der diesjährigen Statistik" öffnete aber — zugestandenermaßen — jedem Büchereileiter die Augen über die große Bedeutung solcher Erhebung für das noch fast unbekannte Gebiet der Dorfbücherei. Im

vorigen Jahre waren regelrechte buchbinderische Übungen in unserer eigenen Buchbinderei veranstaltet worden. Wir sind davon abgekommen und beschränken uns nunmehr auf wichtige buchpflegliche Übungen. So wurde das Thema „Wann ist ein Buch reparaturbedürftig?“ als Übung in der Buchbinderei durchgeführt. Der Verzicht auf eingehende buchbinderische Tätigkeit ist leicht verständlich. Gewiß ist es erfreulich, wenn ein Büchereileiter imstande ist, ein Buch selbst zu binden. Er wird dann z. B. Schäden desselben ganz anders beurteilen können. Aber die aufgewandte Mühe lohnt doch nicht recht den Erfolg, weil die buchbinderische Ausbildung nachher auf dem Dorfe nur schlecht angewandt werden kann, da ihr die Hilfsmittel fehlen. Ja, es besteht dann sogar die Gefahr, daß der gute Wille, die Bücher selbst zu binden, schlecht gebundene Bücher liefert.

Die Betonung der Praxis der Bücherei ist also notwendig. Sie ist nicht gerade übermäßig beliebt, zumal, wie gesagt, diese Dinge vielfach zu leicht genommen werden. Die mechanischen Einzelheiten wurden daher nicht bloß aufgeführt, sondern als herauswachsend aus dem ganzen pädagogischen Getriebe der Arbeit vor den Hörer hingestellt. Darum werde z. B. auch der praktischen Besprechung der statistischen Arbeiten eine Erörterung über die Möglichkeit und Begrenztheit der Statistik vorausgeschickt.

Den Hauptteil des jetzigen, sowohl wie der früheren einwöchentlichen Lehrgänge bildete aber die pädagogische und literarische Schulung der Büchereileiter. Oder vielleicht ist dies zu viel gesagt; besser ist es wohl, von dem Versuch zu sprechen, ihnen den Blick für diese Dinge zu schärfen. Zu den mehr pädagogisch als rein literarisch eingestellten Themen gehört z. B. der Bericht über eine Ausleihe, wofür von einem Pastor ein glänzendes und lebensvolles Beispiel gegeben wurde. Einen gleichen Sinn hatten selbstverständlich auch die schon mehrfach erwähnten Ausführungen über die statistischen Ergebnisse, wie ja überhaupt Büchereithemen meistens eine mehrseitige Auswirkung haben. Die Darstellung der methodischen Grundsätze des Leserkatalogs war weiter ein Stück Büchereipädagogik, wie der „Gang durch den Leserkatalog“ dann sinnvoll Pädagogisches und Literarisches miteinander verband, indem nämlich eine Reihe von einzelnen in der Ausleihe meist noch nicht hinreichend gewürdigten Büchern besprochen wurden. Mit einer Erläuterung von Timm Krögers kleiner wundervollen plattdeutschen Erzählung „Dat Gaarnmeß“ wurde dann das literarische und geistige Gebiet stärker betreten (Gehalt einer Erzählung), wie ja auch die Vorlesestunde ähnliche Töne anschlug. Einige besondere Worte seien noch über das Thema „Kitschproblem und Unterhaltungsbuch in der Volksbücherei“ gesagt. Erst jetzt nach fünfjähriger praktischer Arbeit wurde dieses Thema in Angriff genommen, nachdem sich nämlich zeigt, daß schon erlebte Erfahrungen die nötigen Voraussetzungen für die Erläuterungen bieten konnten. Die starke und verständnisvolle Anteilnahme daran, wobei sich natürlich eine Darlegung der verschiedenen büchereipädagogischen Strömungen in Deutschland nicht vermeiden ließ, bewies, wie richtig es war, mit dieser wichtigen Frage nicht zu früh zu kommen. Die Gefahr des Doktrinarismus war so von vornherein ausgeschaltet, weil eben lebendige Erfahrung und unmittelbarer Zusammenhang mit dem Volkstum und seinen Nöten vor extremen Überspannungen bewahren mußte. Daß der gesunde pädagogische Instinkt der ländlichen Büchereileiterschaft sich dem Standpunkt einer übertriebenen Werthaftigkeit nicht anschließen konnte, braucht natürlich nicht erst betont zu werden. Um denn aber zu zeigen, was Kitsch sei, der auf jeden Fall abgelehnt werden müsse, wurden Herzogs „Burgkinder“ eingehender behandelt, welche einige Wochen vorher in der nötigen Anzahl an die Teilnehmer verschickt worden waren. Die Besprechung gerade dieses Buches war außerdem notwendig, weil es aus Versehen durch eine falsche Beurteilung in den Leserkatalog der Zentrale für Nordmarkbüchereien hineingekommen war (es ist kaum ausgegeben worden). Erfreulich für das literarische Verständnis der Kursusteilnehmer war die schnelle und klare Erkenntnis der eigentlichen kitschigen Momente und die gründliche Ablehnung des Buches. Die literarisch-pädagogischen Themen werden von den Büchereileitern, besonders natürlich wenn es Lehrer sind, sehr dankbar aufgenommen. Ihre Wünsche gehen durchaus nach dieser Richtung, wie manche Anträge zur weiteren Ausgestaltung der Lehrgänge bewiesen.

Man wird überhaupt bei den Büchereilehrgängen, und namentlich in den

Grenzgebieten, wo die Büchereiarbeit ein wichtigster Teil der gesamten Kulturpolitik ist, nicht vergessen dürfen, von der Büchereiarbeit immer wieder in allgemeine Kulturfragen hineinzuführen und auch die Verbindung zu verwandten Bestrebungen herzustellen. Bausteine zu einem allgemeinen kulturellen Untergrund gab das Thema „Heimat und Bildung". In ein sehr nahe liegendes Nebengebiet führten dann die „Volksabende", wozu ja die Büchereiarbeit mit Vorleseabenden einen sehr guten Übergang geben kann. Nachdem in früheren Lehrgängen schon verschiedentlich die Frage der Bücherei und der Jugendpflege behandelt worden war, dehnte sich gleichsam die Büchereiarbeit in dem jetzigen organisch weiter aus, indem sie dem Kapitel „Schülerbücherei" (nicht Schule und Bücherei) zu Leibe ging. Es handelte sich dabei nicht um eine grundsätzliche Erörterung über diese Frage, sondern um die rein praktische Erwägung: Wie gewinnen wir einerseits eine stark entwickelte Schülerbücherei im Grenzgebiet und wie geben wir der allgemeinen Dorfbücherei eine Schülerabteilung? Die Besprechungen endeten unter allgemeiner Zustimmung der Lehrer und mit der Feststellung, daß auf diesem Gebiete der Schülerbücherei eine große Not herrsche. Es wurde vorgeschlagen, daß die Kreislehrerkonferenzen zusammen mit den Schulräten einen kleinen Arbeitsausschuß bilden, der Richtlinien und Vorschläge für die Schülerbüchereien ausarbeiten solle. Die Schülerbücherei solle dann unter Verbindung mit der bisherigen Jugendabteilung der Grenzbücherei technisch in die allgemeine Grenzbücherei eingegliedert werden. (Verwaltung, Ausleihetechnik, Bücherbeschaffung, Statistik.) Finanziell solle die Scheidung bestehen bleiben und durch Anordnung der Schulvisitatorien solle der Fonds der Lehrmittelbeschaffung so erhöht werden, daß die Schülerbücherei jährlich einen anständigen Zuschuß erfahren könne.

Diese einwöchentlichen Lehrgänge haben sich, um dies denn noch einmal am Schlusse festzustellen, als außerordentlich geeignet erwiesen, eine geistige Grundlage und einen persönlichen Zusammenhalt zwischen der Zentrale und den Büchereien zu schaffen. Gemeinsame Ausflüge und eine herrliche Fahrt auf der im Abenddämmer liegenden Förde gaben Gelegenheit zu jener zwanglosen Art freundschaftlicher Fühlungnahme, ohne welche die Arbeit einer Zentralstelle nicht gedacht werden kann.

Die siebente pommersche Büchereitagung.

Die siebente pommersche Büchereitagung fand vom 20. — 22. September unter Leitung von Stadtbüchereidirektor Dr. Ackerknecht im Hörsaal der Stettiner Stadtbücherei statt. Volks- und Kreiswanderbüchereileiter und Freunde der Büchereisache hatten sich aus allen Teilen der Provinz dazu eingefunden. Daß, wie auf früheren Tagungen, auch diesmal Hinterpommern stärker vertreten war als Vorpommern, ist wieder ein äußeres Anzeichen dafür, daß dort das Volksbüchereiwesen weiter vorgeschritten ist als in Vorpommern. Für das doch gern als fortschrittsfreudiger geltende Vorpommern gewiß eine beachtliche Mahnung, auf diesem Gebiet Versäumtes durch doppelte Anstrengungen aufzuholen.

Der Leitgedanke der diesjährigen Tagung war, durch Untersuchung verschiedener Literaturgruppen eine Reihe der wichtigsten bildungspfleglichen Möglichkeiten und Aufgaben herauszuarbeiten. Daneben wurden aber auch andere Gebiete der Volksbüchereiarbeit in Vorträgen behandelt. Als von grundsätzlicher Bedeutung wurde dabei immer wieder die Bodenständigkeit aller Volksbildungsarbeit betont, die allein fruchtbare Ergebnisse zeitigen könne.

Im ersten Vortrag sprach Büchereidirektor Dr. Ackerknecht über „Die bildungspflegliche Bedeutung des Entwicklungsromanes", die in erster Linie in seinen, durch die künstlerische Form noch verstärkten und vertieften weltanschaulichen Werten liege und ihn insbesondere für Jugendliche zu einem geistigen Nothelfer für ihre Entwicklung mache. Die in diesem Hefte (S. 000) abgedruckten Richtlinien zum Vortrag Dr. Ackerknechts erübrigen ein nochmaliges Eingehen auf die grundsätzlichen Ausführungen. Im Anschluß an sie besprach der Vortragende folgende Romane als Musterbeispiele: Strauß, „Freund Hein"; Paquet, „Kamerad Fleming"; Schieber, „Ludwig Fugeler" — Hesse, „Peter Camenzind"; Huggenberger, „Die Bauern von Steig" — Bröger, „Held im Schatten"; Andersen-Nexö, „Pelle der Eroberer" und „Stine Menschen-

kind". Diese Auswahl ermöglichte nicht nur, eine Fülle weltanschaulicher Einzelwerte herauszuarbeiten, sondern auch den drei Lebenskreisen, welche die Werke verkörpern, dem bürgerlichen, dem bäuerlichen und dem proletarischen Lebenskreis entsprechend, die Bedeutung der Umwelt für den Einzelnen darzutun.

Der nächste Vortrag von Stadtbibliothekar Jungclaus (Kiel) behandelte „Die Praxis der Vorlesestunde auf dem Lande", dieses jüngsten Zweiges umfassender und zielbewußter Bildungspflege. Auf den in Schleswig-Holstein gemachten Erfahrungen fußend gab der Vortragende einen Überblick über die dortigen ländlichen Verhältnisse in soziologisch-psychologischer Hinsicht und erörterte dann die sich daraus ergebende besondere Gestaltung der ländlichen Vorlesestunde. Grundsätzlich mit der in der Stadt gepflegten übereinstimmend, erfordere die ländliche Vorlesestunde, um vollauf seelsorgerlich wirken zu können, in stärkerem Maße Bodenständigkeit und Anpassung an die Hörerschaft, auch in der äußeren Form. Eine von Jungclaus unter Mitwirkung Dr. Ackerknechts veranstaltete abendliche Vorlesestunde, die — in Anlehnung an ein Programm von Dr. Schriewer — Stücke von Timm Kröger, Falk-Rönne, Voigt-Diederichs, Fehrs und Klaus Groth brachte, ergänzte die Ausführungen in eindrucksvoller Weise.

Den zweiten Tag der Büchereiveranstaltung eröffnete Stadtbibliothekar Dr. Braun mit einem Vortrag „Die belehrende Literatur in der Volksbücherei". Unter Betonung ihrer Gleichstellung mit der Schönen Literatur entwickelte er zunächst die Aufgaben der belehrenden Literatur, die nicht so sehr in der Verbreitung von Zweckwissen als vielmehr im Aufbau eines erlebten, in sich geschlossenen Weltbildes beständen. Dann besprach er an Hand einer Auswahlliste die wichtigsten Systemgruppen. Da der Vortrag — ebenso wie die folgenden — in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift als Aufsatz erscheinen wird, ist ein weiteres Eingehen darauf an dieser Stelle nicht nötig.

Anschließend sprach Stadtbibliothekar Dr. Thilo (Stolp i. P.) über „Die bildungspflegliche Bedeutung des historischen Romans". Er fand sie einmal ganz allgemein in dessen stofflichem und formalem Reichtum und Spannungsreiz, der die starke Nachfrage danach und damit die große bildungspflegliche Reichweite bedinge, dann in einer Reihe einzelner erzieherischer Leistungen, als deren hauptsächlichste die Erschließung des Verständnisses für die Geschichte, die Erweckung und Vertiefung der Liebe zur Vergangenheit und zum Werdegang des deutschen Volkes und Volkstums, die Erziehung durch große Vorbilder und allgemeine Gefühlsbildung anzusprechen seien. Eine Anzahl typischer Beispiele diente als Beleg für die Ausführungen.

Im folgenden Vortrage behandelte Stadtbibliothekar Dr. Kock (Schneidemühl) „Die bildungspflegliche Bedeutung der biographischen Literatur", wobei er das Thema auf die ausleihepädagogisch besonders fruchtbare und verwendungsfähige Gruppe der Selbstbiographie einschränkte. Er deckte zunächst die Verwandtschaft mit der Schönen Literatur, insbesondere mit dem Entwicklungsroman, und mit der erdkundlichen Abenteuerliteratur auf und erörterte dann an Hand verschiedener, bestimmte inhaltliche Gruppen verkörpernder Selbstbiographien die hohen sittlichen Erziehungswerte dieser Literaturgattung.

Den Vormittag des dritten Tages begann Stadtbibliothekar Dr. Eggebrecht mit dem rein praktischen Thema „Das Äußere des Buches", in dem er den Entstehungsgang des Bucheinbandes, die verschiedenen Arten von Einbänden, ihre Vor- und Nachteile im büchereimäßigen Verbrauch eingehend beleuchtete.

Darauf sprach Dr. Sauer über „Die bildungspflegliche Bedeutung der Länder- und Völkerkunde", die vor allem im Gewand der Reisebeschreibung außerordentlich vielseitige und weite Bildungsmöglichkeiten in sich berge. Sie liegen einmal ganz allgemein darin, daß die Länder- und Völkerkunde „Weltanschauung" im ursprünglichen Sinne vermittele, die Zusammenhänge zwischen Mensch und Erde aufdecke und die Notwendigkeit naturrichtigen Lebens betone; zum andern in einer Reihe einzelner Bildungswerte, von denen, durch zahlreiche Beispiele belegt, als die wesentlichsten herausgehoben wurden die

Erweiterung des Gesichtskreises und Anregung zur eingehenderen Beschäftigung mit darin benutzten anderen Wissensgebieten, die gesunde Befriedigung erlebnishungrigen Spannungsbedürfnisses, Charakterbildung, Erziehung zu nationalem, kulturkritischem, welt- und wirtschaftspolitischem Denken und nicht zuletzt die Vertiefung des gefühlsmäßigen und ästhetischen Verständnisses und der Liebe zum eigenen Lande und Volkstum.

Im letzten Vortrag sprach Bibliothekar Rosin über den „Nebenamtlichen Volksbibliothekar". Nach einem Überblick über die innere und äußere Entwicklung unseres volkstümlichen Büchereiwesens, für das in kleinsten Verhältnissen, besonders auf dem Lande, der nebenamtliche Büchereiverwalter auch noch in Zukunft den allein möglichen Typ des Volksbibliothekars darstellen werde, würdigte der Vortragende das große Verdienst der deutschen Volksschullehrerschaft auch um die außerschulmäßige Bildungspflege und betonte, daß gerade sie aus beruflichen und sozialen Gründen die gedeihliche Ausübung und Ausgestaltung der ländlichen Bildungsarbeit gewährleiste. Aufgabe der provinziellen Beratungsstellen sei es, die nebenamtlichen Berufsgenossen durch Rat und Hilfe literarischer und organisatorischer Art, hinsichtlich der Buchbeschaffung usw. zu unterstützen. Erst wenn so der neben- und hauptamtliche Bibliothekar zusammenarbeiteten, könne ein voller Erfolg erzielt werden.

Eine wertvolle Ergänzung der Vorträge boten außer der schon erwähnten Vorlesestunde die Aussprache, zwei Führungen durch die beiden zuletzt eingerichteten Volksbüchereizweigstellen Bismarckstraße und Grabow und folgende Ausstellungen: die belehrende Literatur der mittleren und kleineren Volksbücherei, unter besonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung und der Länder- und Völkerkunde, Büchereieinbände, die Handbücherei des Bibliothekars, Auswahlbestände der Pommerschen Landeswanderbücherei, Graphische Statistiken, Formulare und Drucksachen.

An die Büchereitagung schloß sich eine eintägige Volkshochschultagung an, in der die Belange der pommerschen Volkshochschulen besprochen und Mittel und Wege zu ihrer Förderung in freier Aussprache erörtert wurden.

B. Sauer (Stettin).

Bücherschau.

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Drews, Arthur: Psychologie des Unbewußten. Berlin: Stilke 1925. 664 S. Brosch. 11,—, Hlw. 13,—.

Das Buch bietet einerseits mehr oder andererseits weniger, als sein Titel angibt. Der Titel „Psychologie des Unbewußten" schließt eine metaphysische Stellungnahme ein, und der Leser erwartet, daß der Verfasser entweder seine metaphysische Auffassung der Seele grundsätzlich durchführe — etwa in der Art des jüngeren Fichte — oder wenigstens denjenigen Erscheinungen eine ganz besondere Beachtung widme, die als Stütze seiner metaphysischen Behauptung geeignet erscheinen. Beides geschieht indessen nicht. Der Verfasser begnügt sich, das, was man sonst als Spontaneität oder synthetische Funktion der Seele bezeichnet, insbesondere die kategoriale Erfassung der Wirklichkeit, als eine Tätigkeit des Unbewußten anzusprechen, und glaubt hiermit seinen Leser auf dem richtigen Mittelweg hindurchzuführen zwischen materialistischer und spiritualistischer Psychologie. Im übrigen gibt er eine regelrechte Darstellung der Psychologie, die mit den Empfindungen beginnt und mit der Willensfreiheit schließt. Er erstrebt keine besondere Originalität, er gibt aber dafür eine Einführung in den heutigen Gesamtstand der Forschung, die er sehr gut beherrscht, und deren Ergebnisse er be-

sonnen abzuwägen weiß. In den Einzelheiten schließt er sich meist, aber immer mit Selbständigkeit, an Wundt an. Ein besonderer Vorzug des Buches ist das reine und verständliche Deutsch, in dem es geschrieben ist. Es erscheint trotz seines großen Umfanges zur Einführung in die heutige Psychologie für einigermaßen vorgebildete Leser von Volksbüchereien durchaus geeignet.

K. Hartmann (Stettin).

Kluckhohn, Paul: Die deutsche Romantik. Bielefeld: Velhagen & Klasing 1924. Mit 14 Abb. 286 S. Lw. 6,50.

Kluckhohns Darstellung der Romantik ist recht zu begrüßen für solche Leser, die ihren geschichtlichen Ablauf und ihren geistigen Gehalt erkennen wollen, in Ricarda Huchs unvergleichlich schöner dichterischer Nachschöpfung aber zu wenig stoffliche Struktur zu erfassen, aus Walzels prägnant zusammengedrängter wissenschaftlicher Schilderung zu wenig künstlerischen Gleichklang herauszuhören vermögen. Der Aufgabe, für weitere Kreise geistesgeschichtlich Interessierter eine gedrängte zusammenfassende Darstellung der romantischen Bewegung und zugleich Charakteristiken ihrer führenden Persönlichkeiten zu geben und darauf hinzuweisen, daß diese weitgreifende Kultur- und Seelenbewegung gerade auch unserer Zeit noch sehr Wesentliches zu sagen hat, wird das Buch ebenso gerecht wie die ursprünglichen Vorträge, die naturgemäß Abfassung und Gliederung der Darstellung bedingt haben. Den Ideengehalt der Romantik ordnet Kluckhohn nach seiner Bedeutung für die Erfassung der Kunst, der Religion und Natur, der Wiederbelebung deutscher Vergangenheit, der sozialen und politischen Begriffe, um in der zweiten Hälfte des Buches eine Darstellung der romantischen Dichtung, Kunst und Musik zu bringen. Daß dabei in vielen Dingen das letzte Wort nicht gesagt wird, liegt in der Entstehung des Buches aus Bildungsvorträgen begründet und tut seiner Brauchbarkeit als zuverlässiger und verständnisvoller Führer keinen Abbruch. — Schon für kleinere Büchereien geeignet.

G. Kemp (Solingen).

Drahn, Hermann: Das Werk Stefan Georges. Seine Religiosität und sein Ethos. Leipzig: F. Hirt & Sohn 1925. 160 S. Geb. 5,—.

Als Zeugnis eines verehrenden, tief und glühend von seinem Glauben erfüllten Herzens stellt sich dies Buch über das Unvergängliche an Stefan George dar. Seine Religiosität und sein Ethos deuten, heißt ihn heute den Vielen näher rücken, die schon bei seinem Namen aufhorchen, denen aber das Geheimnisvolle der Gestalt noch den Weg zum Verstehen verschließt. Drahn, dem weder George, noch ein Mitglied seines engeren Kreises bekannt war, hat es vermocht, gestützt auf die von Wolters und Gundolf gegebenen Wesensdeutungen des Dichters, sein Bild so weit in den Gesichtskreis der Fernerstehenden zu rücken, wie es mit Worten der Erklärung und Sinnbeschreibung überhaupt geschehen kann. Ob sein schönes und begeistertes Buch damit für den Leserkreis einer Volksbücherei gewonnen ist, bleibt freilich fraglich. Es gehört auch hierzu der Glaube an Georges Wert für unsere Zeit und insbesondere auch für unsere Jugend, der Drahn sein Buch gewidmet hat. Wer diesen Glauben nicht teilt, wird Drahns Bekenntnisbuch für entbehrlich halten. Für meine Person sehe ich in George und seinem Werk eines der wertvollsten Vermächtnisse unserer Zeit an eine kommende Generation schöpferischer Jugend und möchte deshalb gerade der Volksbücherei, die mit neuen Menschen wahrhaft zum Volk und zur Gemeinschaft führen will, dies Buch mit aller Wärme empfehlen. G. Kemp (Solingen).

Bab, Julius: Richard Dehmel. Die Geschichte eines Lebenswerkes. Leipzig: Haessel 1926. 432 S. 8,—, Lw. 11,—.

Als persönlicher Freund und gleichsam im Auftrage des Dichters gibt J. Bab diese Biographie heraus. Er will mit ihr nichts Endgültiges aussagen, nur zu weiterem Bemühen um Dehmel und sein Werk auffordern. Erst die biographischen Grundlagen zu einem „Mythos von Dehmel" will er herstellen, nicht schon selbst voreilig den Mythos verkünden. Darum und von dem persönlichen

Umgang her steht der Mensch Dehmel im Vordergrund: es wird nicht so sehr versucht, das Werk zu deuten oder auch nur zu analysieren (obwohl oft recht feine und klare, bei aller Liebe und Hingabe unbefangen objektive Analysen gegeben werden), als den „Dichtermenschen" zu verstehen und nahezubringen. Dabei wird die Einheit und Harmonie von Dichter und Dichtung betont: Mensch und Künstler sind untrennbar eins. Denn eben weil Dehmel nichts als seine eigene Not, seinen eigenen Überschwang singen und sagen konnte, blieb ihm ja versagt, was der Ehrgeiz aller großen Dichter erstrebt: Dramatiker zu sein. Er ist der geborene Lyriker, und Bab weiß gut zu überzeugen, wie aus so elementaren Kräften der Natur diese Dichtung keimen mußte, wie eigene Anlage, Eindrücke und Erlebnisse das reife Werk gestalteten. Was Dehmel groß macht, als Menschen nicht minder wie als Dichter, ist nach Bab die Versöhnung der zwiespältigen Grundkräfte in ihm, des dunklen, immer neu aus Chaos schöpferischen Lebens und des hellen, dem Kulturgewissen verantwortlichen Bewußtseins. Dies bestimmt dann alle einzelnen Haltungen, wie die zum Christentum, zum Sozialismus, zum Krieg, zu Volk und Menschheit. Von hier aus ergibt sich sein Verhältnis zu den Mitlebenden und Mitstrebenden seiner Zeit, vor allem seine Freundschaft mit solchen Antipoden wie Liliencron und Mombert. Bab deckt mit feinem Takt bei dennoch großer Offenheit diese und andere Beziehungen Dehmels zu Zeitgenossen auf. Wie endlich alles für Dehmel kreist um das eine große Lebenszentrum der Liebe von Mann und Weib als eines welthaft-schöpferischen Geschehens, das wird hier eindringlich herausgestellt. So überzeugt Bab überall, daß Dehmel „ein rastlos strebender Mensch war mit dem Willen zu allen starken und guten Wirklichkeiten des Leibes und der Seele". — Man wird dieses liebevoll schöne Werk Babs, die erste größere Biographie Dehmels nach dessen Tod, gewiß überall begrüßen; es sei zumindest allen größeren Volksbüchereien sehr empfohlen.

Victor A. Schmitz (Stettin).

Houben, H. H.: J. P. Eckermann. Sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt. Leipzig: Haessel 1925. XXI, 635 S. Brosch. 8,—, Lw. 10,—.

Houben hat das Glück gehabt, bei den Erben Eckermanns eine Fülle wichtiger Dokumente, insbesondere auch einen Teil der Uraufzeichnungen zu den „Gesprächen mit Goethe" aufzufinden. So konnte er sein Werk, die erste Biographie des treuesten Goethe-Evangelisten, zugleich zu einer der wichtigsten Veröffentlichungen der heutigen Goethe-Forschung ausgestalten. Das vorliegende Buch bringt zunächst nur die erste Hälfte von Eckermanns Sendung, nämlich „sein Leben für Goethe" bis zum Tode des Meisters. Ein zweiter Band, der bald folgen soll, wird dann die nachgoethesche Weimaraner Zeit Eckermanns bringen. Houben berichtet in den ersten Kapiteln — wie es Eckermann selbst in der Einleitung zu seinen Gesprächen getan hat — über die schwere Jugend seines Helden, über seinen mühseligen, durch Körperschwäche besonders erschwerten sozialen Aufstieg, über sein heroisches Ringen um Bildung. Er kann dabei aus neuaufgefundenen selbstbiographischen Aufzeichnungen und Briefen manches Licht aufsetzen. Vollends aber zeigt sich die Bedeutung der Nachlaßfunde in den Kapiteln, die der Frage gewidmet sind, wie Eckermann dazu kam, Gesprächsaufzeichnungen zu machen. Wir können nun den Prozeß des Wiederbelebens, des Ausformens und des Gruppierens genauer verfolgen, dessen einzigartiges Ergebnis wir in der vollendeten Natürlichkeit und Echtheit vor uns haben, die schon von den Zeitgenossen des alten Goethe gerühmt wurden. (Und wir lernen nebenbei auch stichwörtliche Aufzeichnungen kennen, die er nicht wiederzubeleben wußte.) Die menschlich reizvollsten Aufschlüsse dürften jedoch die Stellen sein, aus denen noch deutlicher als aus den Briefen und Gesprächen, die Eckermann selbst in seinem Buche mitgeteilt hat, hervorgeht, wie vollkommen er Goethe verfallen war. „Eckermanns Dämon war Goethe, der Mensch und Dichter, dessen Freund er sich seit Jahren nennen durfte, das Elementarwesen, dessen schaffende Kraft auf ihn übergegangen und die Gespräche mit Goethe in ihm gebildet hatte". Und hierher gehört auch zuletzt und nicht zumindest die Tragik seiner Brautschaft (die Lissauer zu einem geistreichen Drama gereizt hat, vgl. 3. Jg. dieser Zeitschrift S. 121 f.); wir sehen ihn ankämpfen gegen die tiefe Neigung zu einer liebenswürdigen und

geistreichen jungen Schauspielerin, wir fühlen mit die steigende Verzweiflung des wackeren, nach einer Heimat sich sehnenden „Hanchens“ über Goethes unbegreifliche Undankbarkeit und über die Schlappheit ihres Eckermann, und wir ahnen hinter dem allen auch die Tragik des Organisators Goethe. — Größere Büchereien müssen das Houbensche Buch für ihre „Goethestudenten“ bereithalten.

E. Ackerknecht.

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

de Man, Hendrik: Zur Psychologie des Sozialismus. Jena: Diederichs 1926. 433 S. Brosch. 14,—, Lw. 17,—.

Hendrik de Man, der früher Führer des marxistischen Flügels der belgischen Arbeiterpartei war, gibt in diesem deutsch geschriebenen Buch eine ausführliche Kritik des Marxismus. Nicht Karl Marx, sondern nur was von seinen Thesen in der Arbeiterbewegung bis heute lebendig geblieben ist, wird diskutiert, also vor allem die materialistische Geschichtsauffassung und die Theorie der Revolution. Die den gesamten Fragenkomplex des Sozialismus berührenden, völlig unvoreingenommen realistischen Ausführungen, die reich sind an ausgezeichneten psychologischen Beobachtungen, gipfeln schließlich in der Forderung nach einem Sozialismus, von dem man nicht als dem Paradies der Zukunft phantasiert, sondern den jeder schon heute in sich verwirklichen soll. Der Klassenbewegung der Arbeiterschaft ist damit nicht ihre Berechtigung abgesprochen — sie soll ja gerade von den ihre Praxis nur noch lähmenden Dogmen befreit werden —, aber entscheidend ist, daß de Man die sozialistische Kultur nicht mehr durch den Klassenkampf, sondern durch die Revolutionierung der Geister erreichen will. „Ich glaube nicht mehr an eine Revolution als Weltgericht. Ich glaube nur noch an die Revolution, die unser Selbst umwirft.“ Bezeichnend für das Buch ist, daß es dem deutschen „Jungsozialismus“ gewidmet ist. — Das Buch könnte wie eine Befreiung wirken, aber es hat einen Fehler — es ist zu lang; es „paukt“ zu sehr und es ist zu beladen mit „wissenschaftlichen“ Verzierungen. Dadurch verliert es an Übersichtlichkeit und an Wirkung. Und wir möchten inständig wünschen, daß der Verfasser uns eine gründlich gekürzte Ausgabe seines Werkes vorlegte. Erst dann wird es einen breiteren Leserkreis finden, und auch erst dann können es alle Büchereien einstellen. So werden sich nur größere Büchereien den Luxus der Anschaffung leisten können, aber denen ist jedenfalls die Einstellung des Buches aufs wärmste zu empfehlen.

R. Joerden (Stettin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Heise, Wilhelm: Gerhart Hauptmann. Leipzig: Reclam. (Reclam-Bändchen Nr. 6413, 6428, 6479, 6503.)

Der Verfasser gibt in vier Reclam-Nummern gute Analysen von je drei Hauptmannschen Dramen in sinngemäßer Zusammenstellung: Weber, Fuhrmann Henschel, Rose Bernd; Hanneles Himmelfahrt, Die versunkene Glocke, Und Pippa tanzt; Einsame Menschen, Florian Geyer, Der Weiße Heiland; Kollege Crampton, Der Biberpelz, Schluck und Jau. Er verfährt dabei im einzelnen so, daß er zunächst den Inhalt wiedergibt und dann die künstlerische Struktur des Werkes, das seelische Erlebnis, aus dem es hervorging, seine Glanzpunkte und seine Schwächen herausstellt. Das Urteil des Verfassers krankt weder an einseitiger Parteinahme noch an mißgünstiger Nörgelsucht; man wird ihm im allgemeinen immer zustimmen können, wenn er vielen Werken eine überzeitliche Bedeutung zuerkennt, andere, so auch „Die versunkene Glocke“, nur als historische Phänomene würdigt. Als Einführung in Hauptmanns Dramatik werden schon mittlere Büchereien die zu einem handlichen Büchlein zusammengebundenen Nummern gerne einstellen.

K. Schulz (Stettin).

Houben, H. H.: Verbotene Literatur. Von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. Ein kritisch-historisches Lexikon über verbotene Bücher, Zeit-

schriften und Theaterstücke, Schriftsteller und Verleger. 2. verb. Aufl. Dessau: Karl Rauch 1925. 623 S.

Houbens umfangreiches, ebenso gelehrtes wie anspruchsvolles Buch kommt lediglich für die große Volksbücherei in Betracht, und auch für diese mehr als Handwerkszeug für den Leiter als für laufende Benutzung aus dem Leserkreis. Unter den Besuchern der Volksbücherei wird kaum auf viele Sachkundige gerechnet werden können, die zu ermessen imstande sind, wie bitter ernst die von Houben mit weitester Stoffbeherrschung und tiefer sittlicher Überzeugung behandelte Frage der Einwirkung der Zensur auf die literarische Produktion und das öffentliche Urteil und die skandalöse Verquickung ästhetisch-ideeller Bewertung mit politischer Voreingenommenheit bewertet werden muß. Man ist zu leicht geneigt, im Walten der Zensur nur die verächtlich-komische Seite zu sehen, und gerade der Laie, der durch Negative und Satire seinem Bedürfnis nach Anteilnahme an kulturpolitischen Vorgängen schon Genüge getan zu haben meint, übersieht bei unzulänglicher Einstellung, wie tragisch und oft geradezu verhängnisvoll sich die Attacken des wildgewordenen Amtsschimmels auf ganze Jahrzehnte deutscher Geistesentwicklung ausgewirkt haben und wie sie oft genug nur möglich waren, weil ein borniertes Spießertum sich in bequemer Trägheit dem künstlerischen Leben der Zeit entzog. Man lese bei Houben die erschütternden Kapitel über Dehmel (mit der schonungslosen Bloßstellung der heute völlig vergessenen Denunziation durch Börries v. Münchhausen!) oder Hauptmann oder Wienberg, um den rechten Eindruck davon zu erhalten, wieviel reife, fruchtbare Saat durch die Zensur zertrampelt worden ist. Die Beurteilung dieser Dinge setzt die weit verzweigte Kenntnis literarischer, geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Zusammenhänge voraus. Jede oberflächliche laienhafte Betrachtung würde die Zensur zur humoristischen Schildbürgerei umfärben und den traurigen Kern der Sache damit gar nicht berühren. Daß Houben seiner früheren, mehr pragmatisch gerichteten Schrift „Hier Zensur — wer dort?" dies mit allem Material ausgerüstete Nachschlagewerk hat folgen lassen, wird ihm besonders auch der Volksbüchereileiter danken, der als Träger des örtlichen Bildungsgedankens leider bald genug in die Lage kommen kann, gegen die von beflissenen Schnüfflern vielleicht betriebenen Auslegungen des vorbereiteten Schund- und Schmutz-Gesetzes Front zu machen. G. Kemp (Solingen).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Behne, Adolf: Die Überfahrt am Schreckenstein. Eine Einführung in die Kunst. Mit 9 Bildern. Berlin: Arbeiter-Jugend-Verlag 1924. 87 S.

An dem Beispiel der wohlerwogenen Komposition von Richters „Überfahrt am Schreckenstein" gibt Behne hier ein Musterbeispiel analytischer Kunsterklärung. Es ist pädagogisch ganz außerordentlich geschickt, wie er dabei von der äußeren Feststellung der Bildelemente bis zum inneren Erlebnis des Künstlers fortschreitet und so einen Einblick in den Vorgang des künstlerischen Gestaltens gewährt, der eindringlicher ist als manche Kunstphilosophie. Als Beitrag zur Frage der künstlerischen Erziehung sei das Büchlein Anstalten jeder Größe warm empfohlen.
G. Kemp (Solingen).

Müller, Walter: Die griechische Kunst. Ein Taschenbuch in 475 Bildern. München: Buchenau & Reichert 1925. (Taschenbücher der Kunst Bd. 1.) 432 S. Geb. 8,50.

Die reichhaltige, gutgewählte Bildersammlung wird eingeleitet durch eine fast drei Bogen starke Darstellung, die, indem sie sich auf die anerkannten neuen Forschungen und Schilderungen stützt, doch den Eindruck eigner Stoffbeherrschung und -vertrautheit macht. Gerade für Leser volkstümlicher Büchereien wird der handliche, gut ausgestattete Band in Betracht kommen.
G. Kohfeldt (Rostock).

Unger, Erich Walter, und Zimmer, Fritz Alfred: Kunst und Künstler. Ein Lesebuch zum Dienst am Werk. Langensalza: J. Beltz 1925. 292 S.

Ein Buch wie das vorliegende, das einen Weg zum Verständnis des Künstlers durch eine Sammlung von Bekenntnissen, Äußerungen, Aussprüchen über ihn und seine Absichten erschließen will, scheint mir ganz abwegig. Was hilft es, einem Laien die Kunstbetrachtung und das Kunsterlebnis anderer zu zeigen, wenn ihm selbst das Werk des Künstlers vorenthalten wird, das allein imstande ist, in ihm die seelische Anteilnahme zu wecken, die wahres Verstehen in sich schließt? Was fremde Meinungen ihm bieten, kann immer nur Unterlage zu jenem Zitieren sein, dem die Herausgeber ausdrücklich entgegenarbeiten wollen. Hier liegt eine gut gemeinte Enthusiastenarbeit vor, die ihren Zweck von vornherein verfehlt hat und durch den subalternen Geist der Betrachtung vollends peinlich wirkt. Die von den Herausgebern selbst herrührenden biographischen Einführungen ergehen sich in phrasenhafter Begeisterung, die eher geeignet ist, von stiller und ernster Vertiefung abzuschrecken. Die Zeugnisse fremder Beurteiler sind bunt und willkürlich zusammengewürfelt. Recht schlimm sind die sachlichen Unrichtigkeiten, die nicht selten begegnen: Michelangelos Jüngstes Gericht gehört gar nicht zur Decke der Sixtinischen Kapelle, Rembrandt hat nach dem Tode Saskias nicht ein zweites Mal geheiratet (überhaupt sind die auf Seite 100 gebrachten Notizen über Rembrandts Leben voll von Mißverständnissen und Entstellungen), R. Schumann hat sich nicht in Bonn, sondern in Düsseldorf in den Rhein gestürzt, ist aber in einer Irrenanstalt bei Bonn gestorben. Von der Dürftigkeit der Abbildungen, besonders der zum Teil komischen Porträts sei gar nicht weiter die Rede. Die Literatur-Zusammenstellung ist recht kritiklos ausgeschrieben. Die Krone setzt dem Ganzen das Namen-Register auf, aus dem doch einige besonders schöne Blüten mitgeteilt seien: „Gerh. Hauptmann — Deutschlands größter lebender Dichter. Hebbel — gewaltige Dramen. Feine (!) Gedichte. Tiefste Tagebücher. Lionardo — ein Universalgenie. Marées — ein großer unglücklicher deutscher Maler. C. F. Meyer — Feierliche Verse, oft wie Orgelchöre. Aparte (!) Balladen. Millet — er lauscht dem „cri de terre". Morgenstern — einzig gearteter großer Humorist für einen klugen Kreis Feinschmecker. Schoenaich-Carolath — ein Edelprinz." Daß eine Kuriosität wie der belgische Maler Wiertz überhaupt angeführt, der Venetianer Palma Vecchio als Vecchio registriert wird, zeugt für die pädagogische und sachliche Ahnungslosigkeit der beiden Herausgeber. Das Buch würde ein eingehendes Urteil gar nicht verdienen, wenn es nicht in einem weitbekannten pädagogischen Verlag erschienen wäre und dadurch leicht in die Hand des Lehrers kommen könnte, wo es geradezu Unheil anrichten würde. Es sei eindringlich vor ihm gewarnt.

G. Kemp (Solingen).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Barth, Paul: Südwestafrika. Mit Abb. (Windhoek: Meinert) Leipzig: Köhler & Volckmar 1926. 304 S. Lw. 7,50.

Allen denen, die sich jetzt, wo auch uns Deutschen die Einwanderung in unsere einstige Kolonie Deutsch-Südwestafrika, das jetzige Mandatsgebiet der Union, wieder gestattet ist, mit dem Gedanken der Auswanderung dorthin tragen, kann das Studium des vorliegenden, von einem alten Siedler zusammengestellten Werkes über die heutigen Verhältnisse des Landes nicht dringend genug empfohlen werden. Nach einem Abriß der Geschichte gibt Barth vom wirtschaftlichen Standpunkt aus eine genaue Beschreibung der einzelnen Gebiete Südwestafrikas, der Verwaltung und der Bevölkerung, von Wirtschaft, Handel, Industrie und Verkehr. Eine besonders eingehende Darstellung ist der Ansiedlung und der Farmwirtschaft gewidmet, der Haupterwerbsquelle des Landes. Der Anhang schließlich enthält Tabellen geographisch-klimatischer und volkswirtschaftlicher Art und eine große Landkarte. Hervorzuheben ist noch, daß zahlreiche lehrreiche Abbildungen die Darstellung ergänzen. Nach dem Geleitwort des letzten Gouverneurs Südwestafrikas, Dr. Seitz, ist das Buch auf Grund seiner wertvollen Angaben und Ratschläge wohl geeignet, den ehemaligen Ratgeber für Einwanderungslustige zu ersetzen. — Für größere Büchereien. B. Sauer (Stettin).

Breyne, Marc. R.: Deutsch-Ostafrika ruft! Mit Abb. Berlin: Safari-Verlag 1926. 221 S. Lw. 6,50.

Als einer der ersten erhielt Breyne Ende 1924 von der englischen Mandatsverwaltung die Erlaubnis zu längerem Aufenthalt in dem für Reichsdeutsche damals hermetisch abgeschlossenen einstigen Deutsch-Ostafrika. In einer achtwöchigen Rundreise besuchte er die jetzt toten Hafenstädte und eine Anzahl Farmen im Kilimandscharo- und Morugebiet. Seine flämische Stammesangehörigkeit erschloß ihm die Herzen der schweigsamen Buren, die gegenüber den in der Nachkriegszeit auf die reichen Besitzungen der „repatriierten" Deutschen zugewanderten Engländern, Italienern und Griechen den alteingesessenen Teil der Bevölkerung bilden; bei aller Gegensätzlichkeit ihrer politischen Einstellung spürte er immer wieder die Achtung vor den Leistungen der noch nachwirkenden deutschen Kolonisation, das Bedauern über das mangelnde Interesse der Engländer für die Nöte und Bedürfnisse der Farmer und auch den offenen Wunsch nach Rückkehr der deutschen Herrschaft. Und ebenso erhielt er von den Eingeborenen manche Beweise der Anhänglichkeit an die Deutschen. — In den hier vereinigten Briefen und Tagebuchblättern erzählt Breyne ruhig und sachlich, ohne Haß und politische Voreingenommenheit, und das gerade macht sein Buch wertvoll. Tragische Farmerschicksale klingen auf, Landschaftsschilderungen und Jagderlebnisse verbinden sich mit den politischen und wirtschaftlichen Beobachtungen zu einem interessanten Bilde des Landes, wie es jetzt ist. Als erstes Buch dieser Art aus dem einstigen „Deutsch-Ost" verdient es die Beachtung aller Volksgenossen. Schon mittleren Büchereien ist die Anschaffung zu empfehlen. B. Sauer (Stettin).

Heye, Artur: Allah hu akbar. Mit Abb. Berlin: Safari-Verlag 1926. 190 S. Lw. 5,50.

„Unterwegs im Morgenlande" — wie der Untertitel des Buches lautet — finden wir den rastlosen Weltenwanderer Heye in diesem neuen abenteuerlichen Erlebnisbuche, der Fortsetzung seiner Lebenserinnerungen „Unterwegs". Der Tod der Mutter treibt den Vereinsamten aus dem herbstenden Morgen über die Alpen nach Italien, eine günstige Dampferverbindung bestimmt ihn zur Reise nach Ägypten und wenige Tage später stürzt ihn — mit einem Pfund Sterling in der Tasche — sein Erlebnisdrang in das lärmende, durch Farben und Gerüche verwirrende Brodeln des Orients. Eindringlicher, bildhafter als in „Unterwegs", mit liebevoller Vertiefung in die Reize von Landschaft und Stimmung, schildert Heye hier den Anfang seiner afrikanischen Jahre: die Eisenbahnfahrt nach Kairo und den abwechslungsreichen Aufenthalt dort; das überwältigende Erlebnis der Pyramiden und die erste Bekanntschaft mit beduinischer Gastfreundschaft; seine Tätigkeit als Stiefelputzer, Buchhalter und Direktor im Sanatorium von Heluan; und dann den merkwürdigen Aufenthalt im Beduinenstamm der Welad Ali, mit denen er einen Blutrachezug durch die Wüste unternimmt, bis ihn schwere Krankheit im Hause eines Fremden in der Oase Garah niederwirft. — Um seinen abenteuerlichen Lebenslauf getreu aufzuzeichnen, konnte Heye nicht umhin, einiges noch einmal zu erzählen, was er in seinem ersten Buche „Wanderer ohn Ziel" bereits vorweggenommen hat. Da er aber den Erlebnissen neue Seiten abgewinnt, zudem die Akzente in der Gestaltung des Ganzen anders verteilt, haben auch für den Kenner des ersten Buches diese Partien nicht ihr Interesse verloren. Das ausgezeichnete Buch, dem eine Anzahl guter Photobilder beigegeben ist, ist allen Büchereien zur Anschaffung wärmstens zu empfehlen.

B. Sauer (Stettin).

Klemann, Fr.: Japan, wie es ist. Leipzig: Voigtländer 1921. 140 S.

Im bewußten Gegensatz zu vielen in „Gefühlsduselei" und grenzenloser Schwärmerei für das „ritterliche Japan" abgefaßten Büchern unternimmt es der Verfasser, ein „abgerundetes Gesamtbild des japanischen Wesens" zu geben. In gedrängter Kürze beleuchtet er die Wesenszüge des Japanertums in Kunst, Kunstgewerbe, Wissenschaft, Wirtschaft, Rechts- und Staatswesen, in den hygienischen, sozialen, militärischen und politischen Verhältnissen und immer in Beziehung auf Deutschland, um in nüchterner Abschätzung das zu gewinnen, „was Japan er-

warten läßt und was wir von ihm zu erwarten haben". Das lehrreiche, allgemeinverständliche Buch bildet eine unumgängliche Ergänzung der deutschen Japanliteratur, das auch schon in keiner mittleren Volksbücherei fehlen darf. Es räumt mit den oberflächlichen, enthusiastischen Vorstellungen gründlich auf und zeigt, ohne ungerecht zu werden, daß gerade das „Märchenland des fernen Ostens" wie kein anderes Land die nüchternste Politik treibt, von der die Deutschen nur lernen können. H. Horstmann (Gleiwitz).

Kohl, Ludwig: Zur großen Eismauer des Südpols. Mit Abb. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. 203 S. Lw. 8,—.

Nicht eigentlich wissenschaftlichen, sondern wirtschaftlichen Zwecken diente die hier geschilderte Fahrt des norwegischen Kapitäns C. A. Larsen im Jahre 1923/24, nämlich dem Fang von Walen zum Zwecke der Ölbereitung. Der 12500 Tonnen große Dampfer „Sir James Clark Roß" als Mutterschiff und fünf Walboote bildeten mit 200 Mann Besatzung die Expedition, der Kohl als Arzt angehörte. Sie fuhr von Norwegen um Afrika herum nach Tasmanien und von da südlich bis zum Packeisgürtel, stieß durch ihn in die offene Roß-See vor und lag dann etwa acht Wochen in diesen todeinsamen, jungfräulichen Jagdgründen mit vollem Erfolg dem Walfang ob. Im Juni 1924 traf sie auf dem Wege von Neuseeland und Amerika wohlbehalten wieder in Europa ein. — Kohl, der schon an der zweiten deutschen Südpolarexpedition unter Filchner anfangs teilgenommen hatte, schildert diese moderne Walfischfängerfahrt ebenso fesselnd wie lehrreich. Er ist ein Freund der großartigen Natur und ein guter Beobachter, dem auch die kleinen Dinge nicht entgehen. Dabei ist er gleich weit entfernt von trockener Gelehrsamkeit wie von literarischer Empfindsamkeit. Sein besonderes Interesse gilt der Landschaft, dem Meer und der Tierwelt. Neben den eigentlichen antarktischen Bildern der Roß-See und der „Großen Eismauer" sind die der einsamen, aber tierreichen Macquarie- und Campbell-Insel südlich von Neuseeland sehr reizvoll. Gute Photographien erhöhen den Genuß der Darstellung. — Schon für die reifere Jugend. Auch kleineren Büchereien zu empfehlen. B. Sauer (Stettin).

Pommernland. Ein Heimatbuch. Hrsg. von Hermann Kasten und Dr. Karl Müller. Ill. (Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften. Bd. 23.) Leipzig: Brandstetter 1926. VIII, 503 S. Lw. 8,—.

Als neuester Band der bekannten Sammlung ist nunmehr das Heimatbuch über Pommern erschienen. Es enthält, in der Anlage den Vorgängern gleichend, eine Fülle von Aufsätzen, Erzählungen und Gedichten, die, zum Teil bereits an oft entlegener Stelle verstreut veröffentlicht, nun zu einem reizvollen Gesamtbild vereinigt sind. Ein einleitender Aufsatz Buschans gibt über die geologische und völkische Entwicklung einen Überblick. In dem ersten Abschnitt „Kreuz und quer durch Pommern" wird das Lob der pommerschen Landschaft gesungen; H. Hoffmann, Dreyer, H. Ploetz, Karla König, M. Reepel und viele andere haben die Schönheit Rügens und der Ostseeküste, die verschwiegenen und meist unbekannten stillen Landstädte oder alte Winkel Stettins und Stralsunds, Wald und Heide und Seen des Binnenlandes ausgebreitet. „Aus vergangenen Tagen" berichten Sastrow und Nettelbeck, Wehrmann, Ric. Huch, Benzmann u. a. m. Die beiden folgenden Abschnitte bringen Volkskundliches und Sagen mit Beiträgen von Haas, Kaeker, Schleich u. a. In dem Schlußabschnitt „Von Kultur und Arbeit" finden wir Aufsätze über Schleiermacher in Pommern, über den Maler Ph. O. Runge, über die pommerschen Seebäder, die Landwirtschaft, die Vulkanwerke. Den Büchereileiter wird wohl besonders interessieren der Überblick A. Bieses über die pommersche Literatur und Ackerknechts Aufsatz „Pommersches Kultur- und Geistesleben der Gegenwart". — Zahlreiche Federzeichnungen von W. Grube und R. Krampe geben Ausschnitte der pommerschen Landschaft. Acht, z. T. farbige gute Reproduktionen von Gemälden K. D. Friedrichs, Ph. O. Runges und L. Douzettes bringen die bekanntesten heimatlichen Maler zu Ehren. — Es wird mit diesem umfassenden Heimatbuch eine fühlbare Lücke unserer heimatkundlichen Literatur in befriedigender Weise ausgefüllt, und die pommerschen Büchereileiter

werden diesen Band als Mittel zum Wecken und Finden des Heimatsinns begrüßen. Zu bedauern ist nur, daß das östliche Hinterpommern in der Sammlung zu kurz kommt. M. Thilo (Stolp i. P.).

Siemers, Kurt: Städte im Niederland. Hamburg: Hermes 1925. 266 S. Lw. 7,—.

Es ist ein Vergnügen, mit dem Verfasser durch die anheimelnden niedersächsischen Städte zu wandern und unter seiner Führung die ganze Behaglichkeit der meist etwas abgelegenen, immer aber am Hergebrachten gern festhaltenden alten Sachsensiedelungen auf sich wirken zu lassen: ihre malerischen Fachwerkbauten, ihre hochstrebenden Giebelhäuser, ihre wuchtigen Backsteinkirchen, ihre oft reizvolle landschaftliche Umgebung und das Treiben ihrer gesunden, tüchtigen Bevölkerung. Braunschweig, Hildesheim, Bremen, Lübeck, Flensburg bezeichnen ungefähr die Grenzen des beschriebenen Gebiets. Ihnen, den kulturreicheren Hauptorten, folgen dann auf der Wanderroute die vielen freundlichen Mittel- und Kleinstädte Helmstedt, Hameln, Osnabrück, Celle, Lüneburg, Ratzeburg, Schleswig u. v. a. Die im besten Sinne feuilletonistischen Schilderungen verflechten Züge aus Geschichte, Sage und Brauch in hübscher stimmungsvoller Weise mit den Bildern aus dem heutigen Volksleben und der alten und neuen Stadtarchitektur.

G. Kohfeldt (Rostock).

Siwertz, Sigfrid: Unter dem Gluthimmel der Tropen. Mit Abb. Lübeck: Quitzow 1926. 440 S. Geb. 19,—.

Der schwedische Erzähler Sigfrid Siwertz erweist sich in diesem vorzüglichen, reich bebilderten Werke als ein hervorragender Reiseschilderer, dessen gepflegte, in gleicher Weise lehrreiche wie amüsant unterhaltende Darstellung zum Besten dieser Gattung gehört. In ungemein frischer Weise erzählt er von den Erlebnissen und Abenteuern der Reise, die ihn mit zwei Gefährten 1923 und 1924 in Diensten der schwedischen Filmindustrie um die Erde führte — von London über New York, Chicago, San Francisco nach Hawaii, dann weiter nach den Fidschi-Inseln, Neusüdwales, Java und Sumatra und von dort durch den Suezkanal zurück. Mit dichterisch geschärftem Auge hat Siwertz die Fülle widerstreitender Eindrücke in sich aufgenommen, mit leichtem Farbstift die bunten Reize der Exotik festgehalten, gleich weit entfernt von trockenem Bericht wie von oberflächlicher Stimmungsmalerei. Dabei heiter, schönheitsempfänglich, witzig und auch polemisch, wo die Unvernunft sich übersteigender Zivilisation, Technik und Reklame — wie in Amerika und Sydney — und die Verantwortungslosigkeit insbesondere angelsächsischer Kolonisation sein kritisches Gewissen schlägt. Alles in allem ein Werk, das anspruchsvolle Leser befriedigt, aber auch mehr auf äußere Spannung ausgehende zu fesseln vermag. — Schon für kleinere Büchereien.

B. Sauer (Stettin).

Voigt, Bernhard: Auf dorniger Pad. Mit Abb. Berlin: Safari-Verlag 1926. 246 S. Lw. 5,50.

Dieses neue Werk Voigts ist das gleich bedeutende Gegenstück zu seinem früheren Buche „Du meine Heimat Deutsch-Südwest!". Wieder ist diese unsere einstige Kolonie der Schauplatz der Handlung. Aber nicht zu der trotz allen Schwierigkeiten froh schaffenden und aufstrebenden Zeit vor dem Weltkriege; die „dornige Pad" sind die ersten neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und die sie zogen, das war jene kleine Schar Schutztruppler unter den Brüdern v. François und unter Leutwein, die damals heroisch um ihre Selbstbehauptung gegen Hereros und Hottentotten und um die Herrschaft im kaum erschlossenen Lande kämpfte. In knappen, wuchtigen Bildern rollt das Werk die fast vergessene Frühgeschichte der Kolonie auf. Was Akten nur unvollkommen boten, das fand Voigt in der Erinnerung manch alten Schutztrupplers: die führenden Persönlichkeiten der Deutschen und der Farbigen; Kampf und notvolles Untätigsein im Innern des Landes; die Gründung der Hauptstadt Windhuk; die Meuterei in der zermürbten Truppe; den Sieg in der Naukluft; von alledem be-

dingt und doch darüber hinausragend herbe Einzelschicksale; im Hintergrunde aber die lähmende und sabotierende bittere Kurzsichtigkeit der heimatlichen Regierung. Die Sachlichkeit monumentaler Schilderung verbindet sich hier — ähnlich wie bei Hans Grimm — mit erlebnisnaher Darstellung zu einem machtvollen Heldenlied, dem Erwachsene, aber auch schon die reifere Jugend aller Kreise unseres Volkes gespannt und ergriffen lauschen werden. — Für alle Büchereien.

B. Sauer (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Becker, Friedrich: Eine Fahrt durch die Sonnenwelt. Mit 29 Abb. Berlin: Ferd. Dümmler 1925. 131 S. Hlw. 3,50.

In Form einer Wanderung durch unser Sonnensystem läßt der Verfasser die vielfältige Formenwelt von Sonne, Planeten, Monden, Kometen und Meteoren vorüberziehen und schließt mit einem Ausblick auf die Fernen der Milchstraßenwelten. Er versteht es, jede Trockenheit geschickt zu vermeiden, indem er durch einen anziehenden Plauderton und wechselvollen Aufbau dafür sorgt, daß die Fühlung mit dem Leser stets erhalten bleibt. Auch dadurch, daß öfter einmal eine Frage aufgeworfen wird, der die Antwort nicht gleich folgt, bekommt das Buch etwas Anregendes und Frisches. In seiner Darstellungsform ist es so gehalten, daß jeder, der eine gute Volksschulbildung mitbringt, es ohne Schwierigkeiten durcharbeiten kann. Der Stand der heutigen Wissenschaft ist in allen Punkten berücksichtigt. — Als Volksbuch im guten Sinne verdient das Werk weiteste Verbreitung in den Kreisen der Sternfreunde und in allen volkstümlichen Büchereien.

Conrad Barth (Stettin).

Weber, Edmund: Eine Astronomie, die jeder verstehen kann. Mit 31 Bildern. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1926. 187 S. Kart. 2,40.

Der Verfasser bringt eine Zusammenstellung der wichtigsten Tatsachen aus der Sternenkunde in Form eines der grünen Weidmannschen Bändchen. Das Buch wendet sich an jedermann und mag zur ersten Einführung für jemand, der sich einen raschen Überblick verschaffen will, auch ganz brauchbar sein. Allerdings ist es besonders im einführenden Teil nicht immer allgemeinverständlich genug, da an verschiedenen Stellen Erklärungen geboten werden, bei denen Zwischenglieder fehlen; auch sind mitunter Fachausdrücke gebraucht, die wohl ein Schüler höherer Lehranstalten gewohnheitsmäßig handhabt (leider, denn es ginge auch anders), die aber einem Leser mit Volksschulbildung Schwierigkeiten bereiten müssen. Kaum eine Wissenschaft bietet wohl den Forschern noch so viele offene Fragestellungen wie die Sternkunde; doch geht dies aus dem Buche nicht immer zur Genüge hervor. Ein unbefangener Leser wird leicht in Gefahr kommen zu glauben, daß unserer Wissenschaft das astronomische Weltbild ein leicht durchschaubarer Mechanismus sei. Wenn auch an einigen Stellen mehrere Auffassungsweisen einander gegenübergestellt sind, so vermißt man andererseits wieder heute wichtig gewordene Lehrmeinungen wie z. B. die von Russell über die Bildung der Fixsterne. Weiterhin wäre es wünschenswert, wenn bei Gelegenheit der allgemeinen Massenanziehung auch die „Frage der drei Körper" gestreift worden wäre, wie überhaupt die Grenzen unserer Erkenntnis und die vielen Rätsel, die bei jeder Teillösung immer wieder aufs neue auftauchen, nicht in gebührendem Lichte erscheinen. Aber auch das muß von einem Buche gefordert werden, welches sich ausdrücklich an „jeden" wendet, damit nicht etwa der so leicht entstehenden Selbstsicherheit des Urteilens Vorschub geleistet wird, die dem droht, der sein Wissen sich aus Büchern selbst erarbeitet. Man wird daher das Buch in erster Linie Leuten in die Hand geben, die vor allem auf Tatsachenwissen eingestellt sind und die über ein paar Fremdwörter nicht stolpern.

Conrad Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Jahresbericht des literarischen Zentralblattes über die wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen des gesamten deutschen

Sprachgebietes. 2. Jg. 1925. Hrsg. von Wilhelm Frels. Leipzig: Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler 1926. 4⁰. 743 S.

Dieser zweite Jahrgang umfaßt nicht wie der erste (vgl. meine Besprechung im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 240 f.) 24 Oktavbändchen, von denen jedes die Literatur eines Wissensgebietes enthält, sondern er drängt die gesamten Literaturnachweise — es sind diesmal mehr als 22 000 — in einen starken Quartband zusammen. Auch sind aus Sparsamkeitsgründen alle Inhaltsangaben weggelassen und ist die Form der Titel möglichst gekürzt. Dafür sind jeweils numerische Verweisungen auf die Angaben im Literarischen Zentralblatt hinzugefügt. Die Einteilung der Wissenschaften ist dieselbe wie im Vorjahre, nur daß die Landwirtschaft in der „Angewandten Biologie" aufgegangen ist. Ein Autorenregister und ein Anhang, der rund 500 ausländische Werke aufführt, die während des vorigen Jahres im zweiten Teil des Literarischen Zentralblattes besprochen wurden, erhöhen den Nutzen dieses bücherkundlichen Handwerkszeuges, das wir in großen Studienbüchereien nicht mehr missen möchten. E. Ackerknecht.

Müller, Georg Hermann: Von Bibliotheken und Archiven. 3 Vorträge. Leipzig: Helingsche Verlagsanstalt 1925. 73 S.

Für Volksbüchereien kann keiner der drei in dieser Schrift vereinigten Vorträge wesentliche Bedeutung haben. Es ist gewiß auch heute wieder verdienstlich, die Öffentlichkeit darüber zu unterrichten, wie Bibliotheken und Archive entstanden sind, worin sie Trennendes und worin Gemeinsames aufweisen. Aber das auf diese Weise herausgearbeitete Bild erweist sich als perspektivisch ganz schief gesehen, wenn sich zeigt, daß der Verfasser lediglich die gewohnheitsmäßig als wissenschaftlich bezeichnete Bibliothek im Auge hat, sich von der sogenannten „Bildungsbibliothek" aber nur verschwommene, von der Volksbücherei überhaupt keine Vorstellungen macht. Die Volksbücherei wird an zwei oder drei Stellen gewissermaßen als Mitläufer erwähnt. Für die Verständnislosigkeit, mit der ihrer Arbeit und ihrer Stellung in der öffentlichen Bildungspflege vom Verfasser begegnet wird, ist es charakteristisch, wenn bei einer kurzen Erörterung über die wissenschaftlichen Vorbedingungen des Bestandaufbaues, die Müller historisch-philologisch, insbesondere methodengeschichtlich orientiert wünscht, nach einer herablassend wohlwollenden Glosse über die Bildungsbibliothek der Volksbücherei folgender Passus gewidmet wird: „Die einseitige Volksbibliothek bleibt und wird doch nur Fragment." Wer die auf Gestaltwerdung des Bildungsgedankens gerichtete aktive Arbeitswirkung der Volksbücherei heute noch als „einseitig" und „fragmentarisch" bezeichnen kann, verrät damit, daß ihm die begriffliche Scheidung zwischen Bildung und Wissenschaft noch nicht aufgegangen ist. Das Referat von Waas auf dem Wiener Bibliothekarstag hat, wie zu hoffen ist, in der prinzipiellen Haltung der wissenschaftlichen Bibliothek zur Volksbücherei so weit Klarheit geschaffen, daß eine auf derartigen Anschauungen begründete Einstellung bald nur noch als befremdliches Mißverständnis aufzufassen sein wird.

G. Kemp (Solingen).

C. Schöne Literatur.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Dahncke, Friedrich W.: Abenteuergeschichten. 236 S. Hamburg: Enoch. Hlw. je 4,—.

— Jagdgeschichten. Ebenda. 211 S.

— Tiergeschichten. Ebenda. 224 S.

Diese drei Sammlungen vereinigen in kleinen Erzählungen oder gut ausgewählten und in sich abgerundeten Kapiteln aus größeren Werken eine Reihe der bedeutendsten exotischen Erzähler, Reise-, Jagd- und Tierschilderer. Da finden sich Jürgensen, Jack London, Sven Hedin, Sealsfield, Schomburgk, Steinhardt, Kapherr, Roberts, Kipling, C. Hagenbeck u. a. Grundgedanke der Auswahl war,

unbedingt spannende Geschichten zu bringen, die dabei literarischen Ansprüchen genügen und zugleich echte Anschauungen ferner Länder, fremder Völker und Tiere vermitteln. Das Unternehmen ist vom Herausgeber gut durchgeführt worden. Die Fülle des Abenteuerlichen, die diese Kurzgeschichten bergen, ist erstaunlich und so bunt und mannigfaltig, daß jeder, auch die reifere Jugend, davon gefesselt wird. Dazu ist die Ausstattung, insbesondere die große schöne Fraktur zu loben. — Die Auswahlbände sind um ihrer selbst willen wie als Schrittmacher für die größeren vollständigen Werke der einzelnen Schriftsteller allen Büchereien zu empfehlen. B. Sauer (Stettin).

Ehrler, Hans Heinrich: Die Reise in die Heimat. München: Kösel & Pustet 1926. 199 S. Lw. 5,—.

Aus der seelenarmen Welt des technischen Fortschritts will der Erzähler in ein Stück frommer, seelentiefer und kulturreicher Vergangenheit führen, wie es ihm und uns seine fränkische Vaterstadt Mergentheim bewahrt hat. Aus Jugenderinnerungen und historischen Miniaturen (in diesen versonnenen und verträumten Winkeln der fränkischen Landschaft raunt ja alles vom Zauber des Mittelalters und der „guten alten Zeit") entstehen lyrisch-beschauliche Fragmente, mehr ein Tagebuch und Heimatführer als eine Erzählung. Bisweilen gelingt die Vergegenwärtigung eines Lebens, erfüllt von der frommen Weihe und gesättigt von der farbig-sinnlichen Pracht der katholischen Welt, die in den Kirchen dieser Heimat sich so eindringlich kundgibt. Wem aber sonst die Lebensdaten des Erzählers zu belanglos persönlich, wem seine Seelenlage zu gemütvoll innig und fremd ist, dem wird dieses Buch nicht viel bedeuten. Es wird sich sein Publikum in der engeren Heimat des Verfassers suchen müssen, der es gewidmet ist.

Victor A. Schmitz (Stettin).

Fischer, Marthe Renate: Die letzte Station. Skizzen aus dem Altersheim. Stuttgart: Bonz & Co. 1925. 205 S. Geb. 5,—.

— Hört was die Scholle spricht. Ebenda 1925. 321 S. Geb. 8,—.

Die beiden Bände enthalten einfache Erzählungen, die meistens in der thüringischen Heimat der Verfasserin spielen. Der in den direkten Reden verwendete Dialekt ist auch in Norddeutschland leicht verständlich. Namentlich der zweite Band kann schon kleinen Büchereien für ihre anspruchslosesten Leser empfohlen werden. Frida Endell (Stettin).

Forest, Ellen: Yuki San. Erzählung aus dem japanischen Mädchenleben. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. Ill. 182 S. Lw. 9,—.

Yuki San ist die Tochter eines japanischen Samurai; ihre Eltern leben noch nach den alten Gesetzen Japans, sie selbst besucht eine japanische Mädchenschule und ihr Bruder studiert in Paris. In der Schule lernt sie ein holländisches Mädchen kennen, das nach Japan kam, die japanische Seele zu suchen. Trotz der Fremdheit ihrer beiden Welten schließen sich die Mädchen freundschaftlich aneinander, aber während für Gabriele daraus nur ein Gefühl hoffnungsloser Fremdheit gegenüber der Seele Japans erwächst, wird diese Freundschaft für Yuki San zum Verhängnis; sie verstärkt in ihr die westlichen Einflüsse: das Gefühl von dem Recht und der Freiheit auch der japanischen Frau. Als die Eltern sie zur Heirat mit einem ihr unbekannten Japaner zwingen wollen, will sie mit ihrem Geliebten in den „Liebestod" gehen. Aber der Tod verschmäht sie: als eine den Eltern Ungehorsame wird sie fortan in Schande leben. „Das letzte, was Gabriele von ihr sah, war ein blödes Lächeln, das letzte, was sie von ihr hörte, war ein törichtes Kichern. Doch als sie ihr vom Fenster aus im Dunkeln nachschaute, sah sie Yuki San unter einer Laterne stehen. Yuki San, gebrochen, „eine Lilie im Sturm", die sich mit dem langen Ärmel die Tränen abwischte." Erst in Europa hört Gabriele, daß Yuki San doch noch glücklich geworden ist; denn der Mann, dem sie versprochen war, war groß genug, um über ihre Schande hinwegzusehen, und modern genug, um ihr ihre Freiheit und ihre Persönlichkeit zu lassen. — Diese Geschichte ist kein Roman: Yuki San lebt, und Gabriele, die ihr Schicksal

mit erlebte, ist die Tochter der Verfasserin. Aber die Geschichte ist mit künstlerischer Meisterschaft erzählt, die Seele Japans gewann Gestalt in dem Buche, in seiner feinen, behutsamen Sprache, in den unendlich zarten Bildern. Das „männliche" Japan, das Japan einer lächerlichen Imitation des Westens, lehnt auch die Verfasserin ab, aber umso stärker tritt die „Liebe zu den Frauen Japans und die ewig erneute Bewunderung ihrer stillen Tugenden" hervor. Selten wird man ein Buch finden, das soviel Verständnis einer fremden Kultur vermittelt, und in einer so meisterhaften Form. Ich glaube, daß schon mittlere Büchereien viele begeisterte Leser dafür haben werden. K. Schulz (Stettin).

Gatzwiller, Knud: Der gelbe Marquis. Roman. Aus dem Dän. übers. von E. von Kraatz. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. (Der Abenteuer-Roman.) 251 S. Hlw. 5,50.

Die Haßgefühle der gelben Rasse gegen die weiße, genauer Japans Feindschaft gegen Amerika, konzentriert auf ein japanisches Erfindergenie, geben den Anlaß zu den Ereignissen dieses Buches. Teuflische Erfindungen, die erst noch gemacht werden sollen, Gedankenübertragung und Hypnose, zu verbrecherischen Zwecken angewendet, betonen das sensationelle Moment der Handlung aufs stärkste. Durch geschickten Aufbau hat Gatzwiller aus dem Stoff das Äußerste an Spannung herausgeholt. — Mit Rücksicht auf den vielleicht Schundwirkungen erzielenden Schluß ist dieser Abenteuerroman, wenn er in großen Büchereien angeschafft wird, sehr mit Vorsicht auszugeben. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Godyn, C. J.: Pitt Burn. Mit Abb. Stuttgart: F. A. Perthes 1926. 252 S. Lw. 6.50.

Die vorliegende Geschichte, der eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt, spielt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Innern des damals noch wenig erschlossenen australischen Staates Neusüdwales. Sie erzählt von dem abenteuerlichen Geschick eines Farmerkindes, das sich beim Spielen im dichten „Busch" verliert, bis es nach tagelangem Umherirren völlig erschöpft von einem eingeborenen Häuptling gefunden und ins Lager mitgenommen wird. Im Spiel mit dessen Kindern wächst Pitt Burn — wie der Knabe heißt — ganz in das Leben und die Gebräuche der Eingeborenen hinein, sodaß er sich bald nur noch durch seine Hautfarbe von ihnen unterscheidet. Erst nach Jahren führt ein Zufall ihn wieder in die Arme der Eltern zurück. — All die Erlebnisse Pitt Burns werden spannend und gut erzählt und der Leser dabei in unterhaltsamer Weise mit dem Leben und Treiben der Eingeborenen bekannt gemacht. Dabei sucht der Verfasser die weit verbreitete Ansicht von der grundsätzlichen Bösartigkeit und Grausamkeit der australischen Ureinwohner zu widerlegen. Insbesondere Jungen vom 11. Jahre an werden an der frischen und lehrreichen Erzählung Freude haben.

B. Sauer (Stettin).

Hoechstetter, Sophie: Der Weg nach Sanssouci. Fränkische Novellen. Dachau bei München: Einhorn-Verlag o. J. 233 S. Geh. 2,—, geb. 3,—.

Die Titelnovelle behandelt die Jugendjahre Gneisenaus, in denen verschiedene sentiments amoureux eine anmutige auf Moll gestimmte Melodie spielen, bis zu seinem Eintritt in die preußische Armee. Es wirkt befremdend, daß Hoechstetter die schwärmerische Note, die sie dem Bild des jungen „dem Kult großer Persönlichkeiten zugetanen" Offiziers gegeben hat, auch auf seine erste Begegnung mit Friedrich II. ausdehnt und den Sieger des 7jährigen Krieges vom Vaterland und vom Ruhm als von der „Sache der Menschheit" lispeln läßt. — Um nach sechsjähriger Ehe dem Zustand der „Entzauberung" zu entgehen, verläßt in der „Römerstraße" die Gräfin Pappenheim Mann und Kind und Heimat und wird die Geliebte des Fürsten Pückler, später seine Gattin. Die inneren und äußeren Beweggründe dieser Flucht in die Ferne werden überzeugend, wenn auch nicht

sympathisch, verdeutlicht. Was aber hat das erotische Abwechselungsbedürfnis dieser Frau, der ihr Mann keine „Ekstasen der Liebe" mehr bereitet, mit dem zu tun, „was Deutschland jetzt wieder an Niederbeugung erduldet"? — Künstlerisch am besten gelungen erscheint die freilich etwas leichtfertig klingende Geschichte von der lach- und tanzlustigen „Schenkin", einer ansbachischen Freifrau, die sich alle Männer unterwirft und doch tugendhafter als ihr Ruf ist. Die Novelle hat einige feine Pointen und ist mit so liebenswürdigem Humor erzählt, daß sie in die gefühlvolle Atmosphäre der andern gar nicht hineinpaßt. — Von den beiden übrigen „Byron und Mary" und „Geschwister", ist diese sehr verschwommen, und jene gibt ein allzu einseitiges Bild des Dichters, um Eindruck zu hinterlassen. — Wenn man von der Geschmacklosigkeit absieht, fast nur durch Titel und äußere Aufmachung Beziehungen zu der Gestalt Friedrichs des Großen in das Buch bringen zu wollen, so kann man dem Band die Brauchbarkeit für große und mittlere Büchereien nicht absprechen. Besonders Frauen werden an dem sentimentalen Stil Gefallen haben. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Janssen, Albrecht: Der Deichgraf. Ein Buch von friesischer Not. Hamburg: Hermes 1922. 208 S.

Schwer lastet auf dem Friesenstamm das alte Germanenerbe, die aus giftigem Neid, eitler Ruhmsucht und eklem Geiz geborene Zwietracht zwischen Geschlechtern und Parteien, und hindert den gemeinsamen Kampf gegen den „Waterkerl", die meerentstiegene Not, die das Land frißt, Häuser stürzt und Menschenglück zerstört. Nur wenn eine starke Persönlichkeit die freiheitlichen Friesen führt gegen Bischofs- oder Kaisergewalt, sie zwingt zur Arbeit am Bau der Deiche, kehren Ruhe und Glück ein in das gefährdete, fruchtbare Küstenland. — Eine solche Persönlichkeit ist der Deichgraf Edzard Beninga. Ganz reinen Willens, voll heiliger Begeisterung opfert er die Kraft seiner Mannesjahre, die Ruhe seiner Nächte, das Recht seiner Liebe dem Dienst an der Heimat. Als sie geschützt liegt hinter dem geschlossenen Deich, der ein Werk seiner zähen, treuen Arbeit ist, geht er in den Tod mit dem geliebten Wesen, das ihm gehört, wenn es auch äußerlich das Weib seines Gegners ist. — Der Roman, ein Spiegel unserer Zeit, deren Not immer noch nicht alle Gegensätze ausgeglichen hat, erinnert oft an Storms „Schimmelreiter"; seine Größe freilich erreicht er nicht. Er hat aber auch eigene Schönheiten: Natur und Menschen sind sonderlich gesehen. Viele alte dialektische Wörter und Formen werden für „Binnenländer" nur mit Hilfe der Worterklärungen verständlich. Das gute Heimatbuch wird viele Leser — Jugendliche vom 17. Jahre an — auch kleiner Büchereien erfreuen. K. Jungclaus (Kiel).

Jerome, K. Jerome: Alle Wege führen nach Golgatha. Roman. Übers. von H. zur Mühlen. München: Drei-Masken-Verlag 1922. 367 S. Geh. 5,—, Hlw. 6,50.

Das Buch behandelt, anfangs sich scheinbar lediglich auf eine angelsächsisch kühle Seelenzergliederung beschränkend, die Entwicklung eines ebenso schönen wie klugen und guten Mädchens, um schließlich mit zunehmender Wärme in der Heldin für ein reines Menschheitsideal einzutreten. Joan Allways „Weg nach Golgatha" ist ihr Journalisten- und Selfmadewoman-Dasein mit allen äußeren Erfolgen und inneren Enttäuschungen bis zu dem Wendepunkt, wo sie „den Glauben verliert, der Journalismus sei eine Trommel, mit der man die Empörung der Menschen gegen das Unrecht aufrütteln könne". — Hinter der Heldin treten die Nebenpersonen ziemlich schattenhaft zurück, bis auf zwei Ausnahmen, die rührende Gestalt einer alten Kirchendienerin, durch deren Beispiel Joan in erster Linie von ihrem reformatorischen Theoretisieren zur praktischen Menschenliebe geführt wird, und eine Frau, deren Willen zur Selbstvernichtung zugunsten der sozialen Ideale ihres Mannes Joan durch Überwindung eigener Wünsche und Konzentration auf den nächstliegenden „Dienst am Menschen" überbietet und dadurch ins Positive wandelt. Über der Absicht, seine Idee deutlich genug in dem Buch erscheinen zu lassen, vernachlässigt Jerome gelegentlich die

Romanform. Dadurch beschränkt er die Wirkung seines Werkes, das trotzdem nicht etwa als pazifistischer Tendenzroman angesprochen werden darf. Es ist nur für bedächtige und nachdenkliche Leser und keineswegs für parteipolitisch Interessierte geeignet. Für große Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Isemann, Bernd: Klothilde. Die Geschichte einer Entführung. Stuttgart: Seifert 1921. 198 S.

Die „romantische Geschichte", wie sie der Dichter selbst nennt, spielt im 18. Jahrhundert in Lothringen während eines Truppenmanövers. Der reiche Gutsbesitzer Christoph hat hohe Einquartierung: den Marschall mit seinem Stab und einer Menge Kriegsvolk. Nichts Leichtes eine solche Einquartierung! Eine frech plündernde und zechende Soldateska, Offiziere, die sich einen Sport daraus machen, den Bürger durch gewalttätigen Hochmut zu ducken! Aber Christoph will sich das „Soldatengesindel", das „sein Leben an Pulver und Blei verkauft", durch Freigebigkeit und Liebenswürdigkeit möglichst vom Halse halten. Es kommt jedoch anders. Der Adjutant des Marschalls, der Leutnant Pont d'Arc, eine lebensprühende Natur mit hervorragenden Gaben, ehrgeizig, gutmütig und gefährlich zugleich, sucht ein amoureuses Abenteuer mit der schönen Klothilde, der Tochter Christophs. Wie dieses muntere Landkind, getroffen von der glänzenden Erscheinung des Edelmanns, eine reine, starke Liebe zu ihm faßt und, die Art seiner Liebe durchschauend, sich fähig weiß, „ihm die Tiefen seines Herzens zu erschließen, die er selbst nicht kannte", wie sie ihm in Nacht und Ungewißheit folgt und ihn immer mehr in ihren Bann bekommt bis zum glücklichen Ausgang des Abenteuers, das ist ohne Sentimentalität, flott, anschaulich und spannend erzählt. Verwunderlich ist, daß diese wackere Fabulierkunst sich eines so konventionellen, lässigen Stils bedient. — Als leichter Unterhaltungsroman zu empfehlen.

R. Gerstlauer (Stuttgart).

Kolb, Annette: Spitzbögen. Mit 11 Zeichn. von R. Großmann. Berlin: Fischer 1925. 101 S.

Diese kleine Novelle — so bezeichnet die liebenswürdige Deutschfranzösin, deren tapfere Briefe aus dem Kriege hoffentlich nicht so bald vergessen werden, selber den Inhalt des kapriziös ausgestatteten Bändchens — ist das Fragment eines vor dem Kriege begonnenen „unitalienischen Romans". Annette Kolb erzählt darin ihre „florentiner Mißgeschicke", die immer wieder die jugendliche, jubelnde Erwartung, nun bald nach Rom zu gelangen, umknicken in die trostlose Aussicht, sofort auf dem kürzesten Wege nach dem düsteren Norden umkehren zu müssen. Als der Weg endlich frei ist, und sie in die ewige Stadt gelangt, da versagt Rom. Sie fühlt eine tiefe, fast verzweifelte Enttäuschung und erst in Venedig findet sie neuen Mut. — Es ist unmöglich, durch eine Wiedererzählung des Inhalts einen Eindruck von dem Buch zu vermitteln. Alle diese Ereignisse, die einer Nachkriegszeit nichtig erscheinen müssen, werden lebendig in der unvergleichlich entzückenden, sprühenden Art des Plauderns unserer Dichterin. Doch der Wert des Buches liegt vor allem in seiner Jugendlichkeit. Es steckt voll von fast kindlichem Übermut („Wozu eigentlich Märtyrer, wäre es nicht besser gewesen sich zu drücken?"), von Leichtsinn und Laune, die jeden Spießbürger von diesem maliziösen Buch fernhalten wird. Es ist aber auch voll jener feinen Jugendlichkeit, die wahrhaftig, sehnsüchtig, leicht ekstatisch ist, „zu reinlichen Scheidungen immer gewillt, zu Donquichotterien immer aufgelegt". Und es steht in ihm etwas von der Not der Jugend, von ihrer „Dürftigkeit und ihrem Chaos". — Ob der Jugendlichkeit des Buches, dessen Wesen Fragment ist, wird man es mit einer eigenen Wehmut aus der Hand legen, wie man mit Wehmut der letzten Sommertage vor dem Krieg gedenkt. „Der Weg, der hierhin zurückführen würde, ist auf ewig verschüttet." — Das Buch wird leider nur wenigen Lesern zugänglich sein. Um dieser Leser willen stelle man es aber doch schon in mittlere Büchereien ein.

J. Langfeldt (Mülheim R.).

Löffler, Joh. Heinrich: Martin Bötzinger. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem siebzehnten Jahrhundert. (Neue Ausg. bearb. von H. Lilienfein.) (Sammlung volkstümlicher Romane und Erzählungen. 1.) Weimar: Böhlau 1925. 451 S. Kart. 4,50, Lw. 6,—.

Mit dem breitangelegten Lebenslauf des thüringischen Pfarrers, dessen Erlebnisse als Knabe, Student und Hauslehrer Löffler schildert, gibt er ein Bild des Aberglaubens zur Zeit des 30jährigen Krieges und, offenbar nach eingehenden Studien, eine Darstellung der kulturellen Verhältnisse jener Zeit in Thüringen. Die vorliegende Bearbeitung des vor 30 Jahren erschienenen Romanes durch H. Lilienfein hat dem Werk trotz starker Kürzungen nicht eine ermüdende Weitschweifigkeit und einigen archivalischen Staub zu nehmen vermocht. Doch mögen beschauliche Leser an den liebevoll ausgemalten Einzelszenen und der im ganzen nicht spannungslosen Handlung immerhin Freude haben. Das Buch ist mit 16 ganzseitigen Zeichnungen von thüringischen Kleinstädten, in denen die Handlung sich abspielt, geschmückt. — Es kommt zur Anschaffung für Büchereien in Frage, die es als Heimatliteratur einstellen können. M. Thilo (Stolp i. P.).

Niederer, Gertrud: Susanna Rotach. Roman. Basel: Rhein-Verlag 1923. 352 S. Geb. 4,40.

Susanna Rotachs Jugend- und Entwicklungsgeschichte ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Autobiographie der Verfasserin. — Eine unharmonische Ehe der Eltern, oft wechselnde wirtschaftliche Verhältnisse, kleine Liebeleien und eine große Liebe, der frühe Tod der Mutter und des Bruders bilden die wesentlichen Momente, die auf Susannas seelische Entwicklung bestimmend wirken, und die zuletzt den Entschluß in ihr reifen lassen, ihrem Leben eine Wendung zu geben und sich nur dichterisch auszuwirken. — Es war wohl die Absicht der Dichterin, in diesem Roman die Wandlungen einer komplizierten weiblichen Psyche klarzulegen und zu beleuchten. Aber liegt es nun an der Befangenheit bei der Schilderung des eigenen Ich oder an der großen Schwierigkeit des Gebietes überhaupt —, das seltsam schillernde Wesen dieser Susanna bleibt bis zum Schluß rätselhaft, die Motive ihrer Handlungen unverständlich. Auch die Zeichnung der übrigen Charaktere ist verschwommen und es fehlt dem Buch die große verbindende Linie, die da sein muß, und läge sie noch so verborgen. Die einzelnen Szenen und die Komposition zeugen von der starken erzählerischen Begabung Gertrud Niederers und in der Reihe der gangbaren zeitgenössischen Romane jeder größeren Bücherei wird der Band doch seinen Platz behaupten. Eva Burchardi (Charlottenburg).

Pauls, Eilhard Erich: Jan Jites Wanderbuch. Eine Erzählung. Ebenhausen: Langewiesche-Brandt 1925. (Bücher der Rose.) 189 S.

Der Lübecker Oberlehrer Eilhard Erich Pauls erzählt in diesem, „trotz Tod und Tränen fröhlichen Buche" vom Entwicklungsgang eines Jünglings, der nach froher, im sonnigen Elternhaus und auf dem Gymnasium der alten, schönen Hansestadt Lübeck verlebten Jugend und nach kurzer, von erstem Liebesglück beglänzter Studienzeit in Tübingen in den ersten Wochen des Weltkriegs sein Leben in den flandrischen Sümpfen fürs Vaterland läßt. „Es war ein Frühling gewesen, und wenn diesem Frühling ein Sommer nicht hatte folgen dürfen, so war es ein geweihter Frühling, ein heiliger Frühling gewesen. Wer kann ihn verlieren, wenn er ihn einmal besessen hat?" — Nicht das äußere Geschehen verleiht dem Buch seinen Reiz und Wert, sondern die Art der Darstellung. Es steckt etwas von raabeschem Geist in dieser Erzählung, die von heller Daseinsfreude erfüllt ist. Die sonnige Christelmutter mit ihrer Vorliebe für Haydn und Mozart, der ernste grüblerische Vater, der sich die Paten für seinen spätgeborenen Jungen im Anstaltsgefängnis sucht und der besinnliche, naturliebende Kantor Holz sind Gestalten, die für die Entwicklung Jan Jites richtunggebend werden, Menschen mit einer kleinen liebenswerten Schwäche, wie sie auch Raabe so gern darstellt, die doch dem Leben gegenüber stets ihren Mann zu stellen wissen. Auch der Ge-

fahr, die dem Schlusse des Buches leicht hätte zum Verhängnis werden können, der Darstellung des Krieges, ist Pauls glücklich entgangen. So ist das Buch schon für mittlere Büchereien durchaus brauchbar und wird auch an ernstere Jugendliche mit Erfolg ausgegeben werden können. W. Eggebrecht (Stettin).

Reymont, W. S.: Die polnischen Bauern. Roman in vier Jahreszeiten. Jena: Diederichs 1926. V, 679 S. Geb. 12,50.

Der Verlag Eugen Diederichs hat das Verdienst, vor 14 Jahren bereits die erste Übersetzung der „Polnischen Bauern" herausgebracht zu haben. Jetzt hat er eine einbändige, auf die Hälfte gekürzte Ausgabe veranstaltet, um den eiligen Zeitgenossen die Werte dieses umfangreichen epischen Werkes zu vermitteln und weiter ihnen Mut zu machen, sich in das Gesamtwerk zu vertiefen. Der eigentümliche Charakter des Werkes, die imposante Langsamkeit und Breite, ist natürlich durch die radikale Kürzung stark beeinträchtigt. Aber dafür ist es jetzt spannender, dramatischer geworden, ohne doch den Reichtum des schmückenden Beiwerks ganz eingebüßt zu haben. Jedenfalls wird diese Ausgabe der großen polnischen Dichtung und eines der größten Volksbücher überhaupt in jeder Bücherei begeisterte Leser finden. R. Joerden (Stettin).

Saatmann, Paula: Erin. 3 Erzählungen. Paderborn: Schöningh 1924. 168 S. Lw. 3,—.

In diesen drei einfachen Geschichten sucht die Verfasserin die Zeit der Unterwerfung Irlands durch Cromwells Heer darzustellen. Leider sind die Versuche, die Menschen lebendig und echt zu gestalten, nicht ganz geglückt, da Sentimentalität und romantisierende Schilderung sich mit dem recht fesselnden Stoff nicht vertragen. — Volksbüchereien können auf die Anschaffung verzichten.
M. Thilo (Stolp i. P.).

Sejfullina, Lydia: Der Ausreißer. Berlin: Malik-Verlag 1925. 96 S. 1,50, Hlw. 2,50, Lw. 3,50.

Daß die neue Erziehung der Jugend mit dem Menschen zu beginnen hat, im Leben und nicht in noch so schönen Theorien, daß sie in der Liebe, nicht in der Humanität begründet sein muß, das vergewissert neu diese Geschichte des fünfzehnjährigen „Ausreißers": keine Erziehungsanstalten und Kinderheime der Sowjetrepublik heilen ihn von seinem Vagabundentum, wohl aber das Leben in der „Kinderkolonie" eines Mannes, der in strenger, doch liebender Zucht durch Arbeit, die dem Betätigungs- und Abenteuerdrang der Jungen gerecht wird, eine bindende Gemeinschaft zu schaffen weiß. — Knapp, fast wortkarg wird hier erzählt, aus einem Leben tiefer sozialer Nöte heraus. So wendet sich das Buch auch an einfache, doch ernste, vor allem an sozial und pädagogisch interessierte Leser.
Victor A. Schmitz (Stettin).

Stickelberger, Emanuel: Zwingli. Roman. Mit Buchschmuck von B. Mangold. Leipzig: Grethlein 1925. 462 S. Lw. 12,—.

Das Leben des großen Schweizers, seine Jugend und Studienzeit, die Vorbereitung auf sein Werk in Glarus und Einsiedeln, und vor allem sein machtvolles reformatorisches und staatsmännisches Wirken stellt ein Landsmann in packenden Szenen und unter enger Anlehnung an die bewegte Lebensgeschichte des Helden dar. Besonders eindrucksvoll sind Zwinglis vaterländisches Auftreten gegen die Reisläuferei, seine Kämpfe gegen Papsttum und Wiedertäufer und zuletzt die Marburger Disputation mit Luther. Zwinglis Gestalt steht überall, mit leidenschaftlicher Teilnahme erfaßt, im Vordergrund, doch ebenso lebensvoll sind die historischen und erdichteten Nebenpersonen dargestellt. Die kräftige, mit volkstümlichen und mundartlichen Wendungen durchsetzte Sprache, in der auch Abstraktes und Problematisches verständlich erscheint, und die geschickte Komposition werden auch einfachere Leser fesseln. Das gut ausgestattete Buch kann allen Büchereien empfohlen werden. M. Thilo (Stolp i. P.).

Undset, Sigrid: Kristin Lavranstochter 2. Bd. (Die Frau.) Frankfurt am Main: Rütten & Loening 1926. 586 S. Geb. 10,—.

Der jetzt vorliegende zweite Band des großen Romanwerks der Sigrid Undset behandelt Kristin Lavranstochters Ehe mit all ihren Enttäuschungen neben dem geliebten und doch immer wieder auch gehaßten Erlend, ihre seelische Zerrissenheit unter dem Druck der Sünde, den das frühere zuchtlose Verhalten auf sie geladen hat, das Sterben der Eltern, das Heranwachsen ihrerer eigenen zahlreichen Söhne, zuletzt die Verstrickung Erlends in politische Wirren und seine Errettung vor der drohenden Todesstrafe. Der Kreis des Geschehens verbreitert sich nach allen Seiten, nicht eben zum Vorteil der Erzählung: denn abgesehen von wenigen wie Wegweiser in die Handlung eingefügten Situationen bleiben die Vorgänge und Motive im Grunde stets eng und belanglos, ja kleinlich. Wäre nicht die Teilnahme an Kristins seelischer Not, die mit tiefer Empfindung geschildert wird, würde man der uferlos und umständlich fließenden Chronik der Ereignisse kaum bis zum Ende des Bandes folgen mögen. Dazu kommt, daß gerade dieser Band der Erzählungskunst Sigrid Undsets kein besonders rühmliches Zeugnis ausstellt. Sie hat wohl die Fähigkeit, kräftig herausgearbeitete Menschen hinzustellen, aber sie vermag ebenso wenig eine Handlung von langem Atem in Gang zu halten, wie Vorgänge in Gestaltung umzusetzen. Im Fortgang der Erzählung wirkt es geradezu peinlich, wie immer wieder der Faden abreißt und mit ermüdender Hilflosigkeit wichtige Handlungsmomente nachträglich berichtet werden müssen. Das Buch schleppt sich so größtenteils in breiten Schilderungen der Vorvergangenheit hin, statt dem Sinn echter epischer Kunst entsprechend bildhaft gestaltete Gegenwart zu zeigen. Dem Eindruck tut auch diesmal die Vereinzelung des erschienenen Bandes verhängnisvollen Abbruch. Die unplastische Art der Darstellung hat die Menschen und Geschehnisse des ersten Bandes so schnell verblassen lassen, daß es nicht leicht fällt, in den Zusammenhang hineinzufinden und ihn festzuhalten. Aber während dort immerhin noch eine fortschreitende, in allen ihren Motiven festgeschlossene Handlung geboten wurde, folgen hier eine Unzahl von Episoden und Einzelbildern, die sich bei ihrer blassen Farbigkeit selbst zum Mosaikgemälde nur schlecht zusammenschließen. Das beschleunigte Erscheinen des abschließenden Bandes wäre dringend zu wünschen. Andernfalls wird mancher Leser unter dem unaufhaltsam verwischenden Eindruck zu einem Gesamturteil nicht mehr gelangen können. Und wer sich von vornherein bei der maßlosen Propaganda für das Werk zu einer kritischen Einstellung genötigt sah, wird angesichts dieses Bandes nun erst recht von einem bedenklichen Mißtrauen in die dichterische Kraft der vielleicht schon allzu bereitwillig gepriesenen Verfasserin erfüllt.

G. Kemp (Solingen).

Watzlik, Hans: An Gottes Brunnen. Legenden. Leipzig: Staackmann 1924. 259 S. Brosch. 3,—, geb. 4,50.

Der deutsch-böhmische Heimatdichter zeigt mit diesen schlicht erzählten sechs Legenden in der Beseelung von Wald und Tieren und in der Schilderung frommeinfältiger Menschen, daß er ein starkes Gefühl für die Poesie und Gedankenwelt des Landvolkes besitzt. Am besten gelungen ist wohl der innige und mitleidsvolle „Kreuzzug der Tiere", daneben seien „Rübezahls Ende" und die mit leisem Humor erzählte Legende „Sankt Zillebill und ihr Strahlenring" erwähnt. Zu allen Legenden bildet seine Heimat den Hintergrund. — Auch jugendlichen Lesern zugänglich, doch vor allem für einfache, besinnliche Leser geeignet.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Zech, Paul: Peregrins Heimkehr. Ein Roman in sieben Büchern. Berlin: J. H. W. Dietz Nachf. 1925. 384 S.

Paul Zech wollte in diesem Entwicklungsroman eines Künstlers das Schicksal der Generation zeichnen, die kurz nach dem Kriege reif wurde. Einer Generation mit dem Willen zum Geistigen, ja mit ihrem Schicksal in diesem, aber trotz reicher Anlagen zum Vollbringen zu schwach, zum Leben untüchtig, weil los-

gelöst von der dunklen Erde und dem tiefroten Geheimnis des Blutes, zu verfeinert, zu dünnwandig, um den Spannungen des durstigen Willens in ihnen und den brutalen Forderungen des Lebens außer ihnen standhalten zu können. — Peregrin ist der Sohn eines Großindustriellen, der überzarte Sproß eines Geschlechts, das seinen Tatwillen verausgabte, ein produktiv hochbegabter Musiker. Mareija, die Lehrerstochter, seine Geliebte, besitzt die Härte des aus der Niederung zur Höhe emporwollenden Menschen. Vor allem will sie dem Manne nicht Stufe sein, nicht Baustein zu seinem eigentlichen geistigen Leben (um vielleicht einmal verworfen werden zu können). Sie will dem Traumbild gleichen, das er von ihr trägt, will auf dem Gipfel sich mit ihm treffen und verschmelzen. Deshalb versagt sie sich dem in glühender Sehnsucht rastlos Schaffenden, der vergeblich bei einem anderen Weibe sucht, was bei der Geliebten sich zu erzwingen er zu schwach, zu wenig blutvoll ist. Nach seinem frühen Tode aber zerstört Mareija in harter selbstgewählter Buße grausam ihre Stimme, mit deren Ausbildung sie dem Geliebten gleichzukommen trachtete. Sie erkennt ihr Vergehen gegen diesen wie gegen ihr eigenes Weibesschicksal und gibt sich dem ungeliebten Manne, dem Blute und dem Leben den Zoll zu entrichten, den sie ihm schuldet. — Nach der Schilderung der Jugendjahre steigt das Schicksal Peregrins des Musikers in steiler Kurve empor bis zum tragischen Ende. Vielleicht empfand es der Dichter als notwendigen Ausgleich für das Opfer des im Schaffen Verglühenden, die freiwillig sühnende Buße der Frau mit brutaler Härte zu geben. Schon diese Schlußszenen setzen einen reifen Leser voraus, wie ihn im ganzen der Stil des Dichters fordert. Starke Gegensätze vereinigen sich in ihm. Erdverwurzelte, elementare Kraft steht gegen empfindliche Sensibilität, die sich ebenso zu visionärer Ekstase steigern wie zu einer fast krankhaft reizbaren Hellsichtigkeit verfeinern kann, die sich in anderen Menschen kaum noch wahrnehmbare Abstufungen der Empfindungen und Gefühle bohrt. Die in ihm lodernde Leidenschaftlichkeit treibt den Stil dann oft ins Bizarre. Die kühne, barocke Schönheit mancher Bilder und Wendungen erzwingt Bewunderung, daneben stehen kindhaft reine Zartheiten. Es ist, als ob der Dichter an Stellen hoher Steigerung oder tiefster Versenkung das spätgotisch starr gefaltete, kantig bewegte Gewand seines Stiles von sich würfe, um im brausenden Orgelton des Hymnus oder in einer klaren, sanften und unsäglich innigen Melodie emporzusteigen. Und diese Stellen reifer Süße oder hymnischer Erhebung sind das Köstlichste an dem Buche, das große Büchereien anschaffen müssen. W. Schuster (Berlin).

Zech, Paul: Das törichte Herz. 4 Erzählungen. Berlin: Dietz 1925. 263 S. Lw. 5,25.

Die vier Stücke sind recht verschieden. Die Titelnovelle erscheint mir als die beste: Das so oft abgewandelte Thema verbotener Leidenschaft, die durch den Tod entspannt wird, ist hier bezwingend gestaltet; die Geradheit der Linienführung und die gleichzeitige Gedämpftheit des Tons erinnern an Lieblichs Novellenkunst. Wundervoll ist die altväterische Umwelt einer bergischen Hammerschmiede gezeichnet. Diese Geschichte greift ans Herz und ist jedermann zugänglich, nur stolpert man immer wieder über gezierte Abstraktheiten im Ausdruck (z. B.: „Das Unternehmen brachte seine Denkungen in die Bahnen des Realen zurück“). — „Traumfieber“ ist in der Skizze steckengeblieben: Das freiwillige Ende eines von Leben und Liebe Enttäuschten. Solche Pathologen- und Neurasthenikerliteratur lehnen wir ab. — „Johannes Todspieler“ ist eine ganz eigenartige Geschichte mit einem tiefsinnigen, aber nur dem Aufmerksamen erkenntlichen Hintergrund: Die Lebensgeschichte eines Menschen, der trotz einer Veranlagung, die ihn zu Höherem verpflichtete, sich zu den Bequemlichkeiten und Denkfaulheiten der „Bürgerlichkeit“ bekennt und ein spießiger Pfarrer wird. Durch einen mysteriösen Unfall verliert er sein Erinnerungsvermögen, wird Bauernknecht, Mörder, Landstreicher und endet jämmerlich als solcher — „Gott aber hat ihm verziehen und sieht mit den ewigen Sternen in seine Knabenaugen hinein.“ Schon dieser Geschichte wegen ist der Band, den große Büchereien einstellen mögen, mit Vorsicht auszuleihen, da empfindliche Menschen in ihren religiösen Gefühlen verletzt werden könnten. Übrigens geht ein Riß durch die Darstellung, die im allgemeinen auf einen fast legen-

dären Ton gestimmt ist, in der mittleren Partie aber ins Satirisch-Zynische umschlägt. — Den Abschluß bildet „Das Bergwerk", eine naturalistische Skizze aus dem belgischen Kohlenbezirk, gewiß ohne soziale Hetztendenz, aber für gewisse Leser doch nicht ungefährlich. — Im übrigen werden Durchschnittsleser sich schwer in die expressionistisch gefärbte Darstellungsweise Zechs hineinfinden, der Gebildete wird mit Respekt und Kühle von ihm scheiden. K. Fuß (Essen).

Zweig, Arnold: Regenbogen. Erzählungen. Berlin: Spaeth 1925. 445 S. 7,50.

Der Titel zeigt an, was das Buch will: für Frieden und Versöhnung werben in den kalten, sinn- und herzlosen Wirren der Nachkriegszeit. Bitter und böse erzählen diese Anti-Kriegs-Novellen abseitige und unscheinbare Seelenereignisse aus dem Leben unserer Tage. In „Helbret Friedebringer" z. B. wird psychologisch sorgsam und kraß geschildert, wie die Einsamkeit des hellsichtigen Kriegsgegners zur geistigen Entrückung und Zerstörung wird. Überwindung der Natur auf dem Weg zu Geist und Gott, darauf kommt es an, damit ist für Arnold Zweig die Absage an den Krieg, diesen Ausbruch elementarer ungeistiger Natur, gegeben. Wer dagegen mehr Kunst, weniger Tendenz wünscht, ist enttäuscht: diese Erzählungen erzählen weniger als sie schelten und verdammen. Dazu kommt, daß der Stil sich oft bauscht und unnötig anschwillt: geistreiches Rankenwerk (das ja schon die weit wertvolleren „Novellen um Claudia" beeinträchtigt) ist dem Verfasser lieber als künstlerische Klarheit und Konzentration. So wird am ehesten noch die letzte Novelle „Pont und Anna" befriedigen, die Geschichte der Leidenschaft des Architekten Pont für die schöne, gefeierte Tänzerin Anna Maréchal, welche in das sonst gleichmäßige Dasein dieses dumpfen vierschrötigen Mannes und Künstlers die Unruhe, Seligkeit und Qual letzter Lebensgründe bringt. Denn hier geht es gottlob um Menschen mehr als um Meinungen. (Allerdings weicht dieses Stück auch auffällig vom bisherigen Programm ab.) — Nur geschulte, vor allem intellektuelle Leser geht dieses Buch aus Berlin W. etwas an, für kleinere Büchereien erübrigt sich daher die Anschaffung. Victor A. Schmitz (Stettin).

D. Jugendschriften.

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Caspari, Gertrud: Nimm mich mit. Verse von A. Holst. Leipzig-Reudnitz: Hahn 1926. Je 8 S. Je 1,40.

Kutzer, Ernst: Gute Freunde. Verse von A. Holst. Ebenda.

Koch-Gotha, Fritz: Butzemann. Ein lustiges Klein-Kinderbuch. Reime von C. Ferdinands. Ebenda.

Zoozmann, Hans: Klingling! Wer ist da? Verse von C. R. Schmidt. Ebenda.

Vier „unzerreißbare" Bilderbücher. Drei davon sind völlig gelungen, das vierte („Klingling! Wer ist da?") ist ziemlich schwach. Alle vier knüpfen unmittelbar an kindliche Vorstellungen an. Sie bringen Geschehnisse und Erlebnisse aus dem täglichen Leben des Kindes oder zeigen ihm (in „Gute Freunde") die vertrauten Tiere seiner weiteren Umwelt — Hund und Katze, Osterhas und Maus. Die kurzen Verse von ganz kindertümlichem Rhythmus geben weniger eine Erklärung der Bilder als eine lustige Begleitmusik. — Für Kinderlesehallen kommen die Bändchen kaum in Frage, da sich ABC-Schützen nicht mit den Drucktypen, ältere Kinder nicht mit dem Inhalt werden befreunden können. Volksbüchereien sollten sie jedoch für die Eltern der Kleinsten zum Vorlesen bereitstellen.
Therese Krimmer (Berlin).

Danilowatz, Josef: Auf der Straße in Land und Stadt. Verse von Rich. Klement. Mainz: Scholz 1926. (Scholz' Kinderbilderbücher.) 4,50. — Aufgepaßt! Das geht geschwind! 10 bunte Bilder. Verse von Klement. Ebenda. 3,—.

Beide Bilderbücher auf derber Pappe stehen im Zeichen des Verkehrs. Das erste doppelseitig und aufstellbar, fortlaufend auf einer Seite eine Landstraße mit Motorrädern, Autos, Omnibus, Bahnübergang, Ochsentreibern, kurz allem denkbaren Verkehr, auf der andern Bilder aus dem Straßenleben der Großstadt. Die Verse sind mitunter vielleicht absichtlich etwas ungeschlacht, aber leicht zu behalten. Das andere Buch bringt Einzelbilder ganz ähnlicher Art. Beide sind recht eindrucksvoll und für 4—7jährige gut zu gebrauchen.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Unsere Haustiere. München: G. W. Dietrich 1926. 3 Bl. 2,50.

Tiere der Wildnis. Ebenda. 3 Bl. 2,50.

Je sechs wirkungsvolle farbige Tierbilder auf steifer Pappe ganz ohne Text. Einige Bilder der „Haustiere" sind reichlich unruhig und für die Kleinsten, denen das Buch zugedacht ist, nicht deutlich genug. Die „Tiere der Wildnis" stehen gut und klar im Raum und sind in Form und Farbe eindrucksvoll.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Jank, Angelo: Hindenburg. Erzählt von W. Fronemann. Mainz: Scholz 1926. 8 S. 2,50.

Wenn schon die Notwendigkeit empfunden wird, alter Tradition folgend die führenden Männer des Volkes durch Bild und Wort bereits der jüngsten Schuljugend nahezubringen, so wäre dieser Plan einer besseren Ausführung würdig gewesen. In dieser Form, wenigstens was die Reproduktion der Bilder anbelangt, ist das vorliegende Bilderbuch mehr eine Herabwürdigung als eine Verherrlichung des Reichspräsidenten. In Wort und Bild steht der Weltkrieg in bedenklicher Weise im Vordergrund. Hindenburgs Friedensarbeit, deren Art und Bedeutung kennen zu lernen für die heutige Jugend viel wichtiger wäre, kommt dabei viel zu kurz. Der Text geht nach der Weise: „Da starb Friedrich Ebert, der mit Klugheit seines hohen Amtes gewaltet hatte, und es galt einen neuen Reichspräsidenten zu küren." Von der Anschaffung des Buches kann Volksbüchereien und Kinderlesehallen nur abgeraten werden.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Kreidolf, Ernst: Alte Kinderreime. Köln: Schaffstein 1924. 32 S. Geb. 7,50.

Während Kreidolf bekanntlich sonst fast immer den gereimten oder ungereimten Text zu seinen Bildergeschichten selbst verfaßt, ist er hier „nur" Illustrator. Freilich ließen ihm die Kinderreime mit ihrem krausen und bruchstückhaften Inhalt einen weiten Spielraum, welchen er denn auch mit starken, eine kindliche Phantasie nachhaltig bewegenden Phantasiereizen erfüllt hat. Mit welch erfindungsreichem und eigenwüchsigem Dichtertum hat er die meisten Reime bildlich bereichert! Z. B. den Vers, wo die Mäuse pfeifen, die Läuse tanzen und die Flöhe zum Fenster hinaushupfen, dadurch, daß er eine große Mohnblume in einem Wasserglas auf den Tisch am Fenster stellt und die Läuse darum einen Reigen tanzen läßt; oder bei Jans Kutschenfahrt auf den Blocksberg, wo er unter den kugelförmigen Berganstieg eine Höhle mit einer Feuerkröte und Zwergen setzt. Und dann das Schlußbild (zu den Abzählreimen) mit dem verzwickten Flamingo-Hals- und -Beingeschlinge! — Über Kreidolfs farbige Zeichenkunst, über seine fabelhafte Romantisierung von Menschen-, Tier- und Pflanzengestalten braucht man heute unter Literaturfreunden glücklicherweise kein Wort mehr zu verlieren. Auch seine besondere Art von Kindertümlichkeit braucht nicht mehr „gerechtfertigt" zu werden. Wir können nur wünschen, daß er rüstig weiterschaffe und daß — unsere Büchereien immer das Geld hätten, seine Bücher zu kaufen.

E. Ackerknecht.

Mühlmeister, Karl: Hans Lustig. Ein heiteres Bilderbuch mit alten und neuen Reimen. München: G. W. Dietrich 1926. 15 Bl. 4,—.

Großes Bilderbuchformat. Die Verse flott, allerdings nicht ganz gleichwertig. Zum Teil sind es alte bekannte Kinderreime. Keine zusammenhängende Handlung. Die Bilder sind sehr kindertümlich und frisch in der Farbe. Sehr zu empfehlen. Fraktur. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Oßwald, Eugen: Reineke Fuchs. Erzählt von Hans Frauengruber. Mainz: Scholz 1926. (Scholz' Künstlerbilderbücher, Nr. 213.) 8 S. 2,—.

Zu dem in Prosa kurz und kindertümlich erzählten alten Tierepos von Reineke Fuchs hat E. Oßwald die Bilder gemalt, z. T. ganzseitig, z. T. in Vignettenform den Text begleitend, und durchweg farbig. In der Charakterisierung der Tiergesichter hat Oßwald sich gegenüber seinen früheren Bilderbüchern noch bedeutend vervollkommnet. Die Bilder zu Reineke Fuchs sind, abgesehen vom letzten, das ein wenig unruhig und ungeschickt in der Raumaufteilung ist, von starkem Ausdruck und überwältigender Komik. Die Reproduktionen sind gut, die Drucktype groß und deutlich. Für 7—10jährige.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Thiele, Arthur: Im Katzenkränzchen. Ein lustiges Bilderbuch. Verse von A. Sixtus. Leipzig-Reudnitz: Hahn 1925. 28 S. 3,50.

Dies völlig unmoderne Bilderbuch mag vom rein künstlerischen Standpunkt aus durchaus anfechtbar sein, seine Realistik auf der einen und seine weitgehende Vermenschlichung der Katzen auf der anderen Seite ebenso verwerflich wie die Muschelmöbel und die Volantkleider, die wir bei Katzens finden. Die Bilder, die beim Zusammenwirken dieser Faktoren zustandekamen, sind jedoch von solcher Komik und verraten so liebevolle Beobachtung von Mensch und Katze, Kinder werden vor allem soviel Vergnügen an den Geschehnissen dieses Katzen-Kaffeekränzchens haben, daß wir das Buch unbesorgt für die 6- bis 10jährigen einstellen dürfen. Therese Krimmer (Berlin).

Thoma, Hedwig: Knirps der Tierfreund. Ein Bilderbuch. Mit Reimen von Stora Max. München: G. W. Dietrich 1926. 34 Bl. 6,—.

Die Freundschaft eines noch ungeborenen kleinen Menschenkindes mit allerlei wilden und krabbelnden von unseren Kindern vielfach gefürchteten Tieren, mit Mai- und Hirschkäfern, Kröten und Heuschrecken, ist der Gegenstand dieses prächtig ausgestatteten Buches, dessen Bilder, von japanischer Malerei, besonders in den zart abgetönten Farben, beeinflußt, in den drolligen, rundlichen Kindergestalten verraten, daß Hedwig Thoma die gemütvolle Tochter ihres großen Vaters ist. Die leise betonte Tendenz des Buches, Kindern das Törichte ihrer etwaigen Furcht und Abneigung gegen alles, was da kreucht und fleucht, klar zu machen, kann nur rühmlich anerkannt werden. Die Verse von Stora Max sind sehr einfach und kunstlos und nicht immer so humorvoll wie die Bilder.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Timmermans, Felix: St. Nikolaus in Not. Bilder von Else Wenz-Vietor. Oldenburg: Stalling 1926. 20 S. Hlw. 3,80.

Zu der ersten Märchenerzählung aus Timmermans' „Licht in der Laterne", das keines lobenden Hinweises mehr bedarf (s. Jahrg. 1926, Heft 1, S. 62), hat Else Wenz-Vietor, die längst rühmlich anerkannte Bilderbuchkünstlerin, Bilder von gemütvoller Schalkhaftigkeit und schönen weichen Farben gemalt. Der Zauber verschneiter Winternacht in den engen Gassen der kleinen Stadt und alle Träume und Wünsche, die ein Kinderherz an die Weihnachtszeit knüpft, werden darin lebendig. Für alle Büchereien und Kinder von 8—12 Jahren.
Elisabeth Wernecke (Stettin).

Uzarski, Adolf: Allerlei schöne Sachen. Mainz: Scholz 1926. 9 Bl. 3,75.

„Allerhand schöne Sachen", als da sind: Schaukelpferd und Teddybär, Kreisel und Puppenwagen und ähnliche Dinge, in Form und Farben so einfach, kräftig und fröhlich hingesetzt, ohne jeden überflüssigen Text, daß schon zweijährige Kinder sich eifrig damit beschäftigen werden. In seinem festen Leineneinband und den dicken Pappseiten bietet das siebenfarbige Bilderbuch die bestgeeignete allererste Buchgabe für unsere Kleinsten. Für alle Volksbüchereien, die ihren Lesern auch Kinderbücher leihen, und zu Geschenkzwecken geeignet, jedoch nicht mehr für Kinderlesehallen. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Wacik, Franz: Das Schlaraffenland! Spruchgedicht von Hans Sachs. Mainz: Scholz 1926. (Scholz' Kinderbilderbücher.) 1,25.

Zu den Hans Sachsschen Versen hat Franz Wacik eine Reihe von so derbkomischen Bildern geschaffen, daß das Büchlein bei unsern Kleinen gewiß Anklang findet, wenngleich auch schon in ihnen heimlich dabei so ein leises Grauen vor diesem Wunderland aufsteigen wird. Aber das soll es ja auch. Für 4—7jährige. Überall verwendbar. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Wild, Ilse von: Des Kindes Königreich. Ein Bilderbuch. Mit alten Liedern und Reimen. München: G. W. Dietrich 1925. 16 Bl.

Die Bilder zu den in Sütterlin-Schrift gedruckten, also leicht lesbaren, wohlbekannten alten Reimen sind mit dem Kohle- und Pastellstift gemalt und überbieten sich gegenseitig in fröhlichem Schwung, in lebendigem Humor und in der farbigen Fülle der Gestalten. Besonders prächtig und reich an lustigem Geschehen sind die Bilder mit der wunderbaren Gans, die schließlich eine halbe Welt mit sich herumträgt, die Geschichte vom „kurz rund bunten Mann", von den wohlfeilen Buben und Mädels und die von den „schönen Mädchen, die auf Bäumen wachsen". Das schön ausgestattete farbenfrohe Künstlerbilderbuch kann zur unerschöpflichen Quelle fröhlicher Unterhaltung für die ABC-Schützen werden, besonders für die kleinen Mädchen. Für Kinderlesehallen und Hausbüchereien geeignet. Elisabeth Wernecke (Stettin).

2. Märchen, Sagen.

Berstl, Julius: Plimplamplauz. Leben, Streiche und klägliches Ende eines Teufels aus dem Kasten. Eine Märchengeschichte. Mit 4 mehrfarb. u. 12 einfarb. Bild. von E. Kutzer. Braunschweig: Westermann 1925. 134 S. Lw. 5,—.

Plimplamplauz, der „Teufel aus dem Kasten", hat sich in der Silvesternacht auf seinen Spiralfederbeinen auf Wanderschaft begeben. Zuerst spielt er den Leuten nur Schabernack, bald aber entpuppt er sich als gierig, hämisch und wahrhaft teuflisch. Nachdem er manches Unheil angerichtet hat, gelingt es, ihn auf Leim zu locken und zu fangen. Es stellt sich heraus, daß er — überhaupt kein Herz hat. Und darum muß er unschädlich gemacht werden. Das von Anfang bis zu Ende fesselnde Märchen mit seiner Fülle von Gestalten und Begebenheiten wird durch die äußerst reizvollen Bilder sehr wirksam unterstützt. Einband, Druck, Papier gut. Eine willkommene Gabe für unsere 7—14jährigen. Für alle Büchereien. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Brentano, Clemens: Vier Märchen. Mit 6 farb. Bild. u. Schwarz-Weiß-Zeichn. von R. Winkler. München: G. W. Dietrich 1926. 105 S. (Dietrichs Märchen-, Sagen- und Geschichtenbücher Buch 7.) Geb. 4,50.

Inhalt: Das Märchen von dem Baron von Hüpfenstich. Das Märchen von dem Witzenspitzel. Das Märchen von dem Dilldapp. Das Märchen von dem

Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen. — Diese Ausgabe ist schon deshalb zu begrüßen, weil sie einige von den weniger bekannten italienischen Märchen bringt. Der Text ist ungekürzt. Die Anspielungen auf die Mode der Zeit im Dilldapp werden Kinder nicht verstehen, es wird sie aber kaum stören; eher könnten die Ausfälle gegen die Franzosen am Schluß des gleichen Märchens Anstoß erregen. Bilder und Buchausstattung halten sich, wie man es bei diesem Verlag gewöhnt ist, auf guter Höhe. Vom 10. Jahre ab geeignet.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Brockhaus, Paul: Der Wunderbaum. Geschichten, Lieder und Rätsel für die Kleinen. Mit 4 farb. Bildern von V. May-Hülsmann. Stuttgart: Thienemann 1926. 80 S. Hlw. 2,—.

Von der 1920 in seinem Verlag erschienenen Märchen-, Lieder- und Rätselsammlung „Der Wunderbaum" hat Thienemann eine noch reichhaltigere und hübschere Ausgabe in etwas anderer Zusammenstellung zu sehr wohlfeilem Preise herausgebracht. In etwas größerem Format, mit vier farbenfrohen Buntbildern und vielen stimmungsvollen Zeichnungen, bringt der Band jetzt eine umfangreichere Zahl von Schwänken und noch manches kurze Grimmsche Märchen. Das Buch kann für 7—9jährige bestens empfohlen werden.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Busch, Gertrud: Wundersame Dinge. Märchen. Ill. Köln: Schaffstein 1926. 219 S. Lw. 5,50.

Eine Sammlung neuer Märchen, die aber anmuten wie ganz alte. Wenn auch mitunter die Motive an Grimm und Andersen erinnern, so bringt doch die Verfasserin so viel Eigenes, daß man die Anlehnung nirgends als bloße Nachahmung empfindet. Im Grunde ist hier die alte Lebensweisheit der Volksmärchen in ein neues Gewand gekleidet. Gerade jetzt, wo viele Kinder schon vorzeitig von dem praktisch nüchternen Geist unserer Zeit erfaßt werden, sollte man in ihnen den Sinn für die echte Romantik solcher Märchen pflegen. Es sind Märchen für Kinder, einzelne schon für 6jährige, aber (und das teilen sie ja auch mit ihren großen Vorbildern) in ihrer ganzen Tiefe wird sie nur der Erwachsene erfassen. Allen Büchereien warm zu empfehlen. Schade ist, daß die Zeichnungen nicht besser sind. Der Einband ist ansprechend. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Franke, Else: Vom Teufel und seinen Gesellen. Mit Bildern von Ulla von Both. Oldenburg: Stalling 1926. 129 S. Hlw. 4,—.

In Märchen- oder Sagenform, kurzweilig und humorvoll, erzählt Else Franke alte Geschichten vom Teufel, der mehr noch dumm als böse ist, und von seinen stets geprellten Gefährten. Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, mehr noch aber Geistesgegenwart und Schlauheit der aufs Glatteis geführten Menschlein tragen jeweils den Sieg über die List des unheimlichen Gesellen davon. Die Bilder, die — besonders die bunten — alten Holzschnittbibeln entnommen sein könnten — so echt altertümlich und primitiv sind sie — begleiten die Geschichten auf eine sehr lustige und lebendige Weise. Das vorzügliche Kinderbuch eignet sich für 10—14jährige. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Hauff, Wilhelm: Märchen. Mit 4 farb. Vollbildern u. 70 Schwarz-Weiß-Zeichn. von H. Stockmann. München: G. W. Dietrich 1926. 267 S. (Märchen-, Sagen- und Geschichtenbücher Buch 8.) Geb. 8,50.

Inhalt: Märchen als Almanach und die drei Rahmenerzählungen Die Karawane, Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven, Das Wirtshaus am Spessart. In dem dicken Buche sind sämtliche Hauffschen Märchen in unverändertem Abdruck vorhanden, nur die Rahmenerzählung ist an den Stellen gekürzt, wo sie den Übergang zu Märchen bildete, die nicht von Hauff stammen

und hier fortgelassen sind. Die Ausstattung: Einband, Druckanordnung, Bildschmuck sind mustergültig, nur der helle Deckelbezug und das empfindliche weiche Papier wäre besser vermieden. Vom 13. Jahre an zu empfehlen.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Hepner, Klara: Seine letzte Nuß. Neue Tiergeschichten. Mit farb. und schwarzen Bildern von Fritz Lang. Stuttgart: Thienemann 1926. 80 S. Hlw. 2,—.

Hesselbarth, H.: Klaus und Alarich. 3 Geschichten vom kleinen Klaus. Mit farb. u. schw. Bildern von Penzoldt. Ebenda. 79 S. Hlw. 2,—.

Raff, Helene: Laurins Rosengarten. Märchen, Geschichten und Sagen aus dem Lande Tirol. Mit 4 farb. Bildern von K. M. Schultheiß. Ebenda. 78 S. Hlw. 2,—.

Mit der Reihe „Kinderbücher", zu der auch die drei angeführten gehören, hat der Verlag Thienemann wieder einmal das Richtige getroffen. Lockende Einbände und Bilder vereinen sich mit fesselndem und wertvollem Inhalt. — Die Tiergeschichten von Klara Hepner zeugen durchweg von liebevoller Naturbeobachtung. Einzelne sind harmlos heiter gehalten, doch häufig geben sie eine dunkle Ahnung von dem Kampf ums Dasein und dem Recht des Stärkeren unter den Lebewesen. Schon für 7jährige. — H. Hesselbarth erzählt drei hübsche Geschichten vom kleinen Klaus. In der ersten macht er mit seines Vaters (und natürlich auch seinem) Lieblingspferd eine abenteuerliche Reise ins Pferdeland. Die zweite träumt Klaus, darin ist er selbst ein Füchslein und erfährt manches aus dem Leben der Tiere des Waldes. Die dritte, auch ein Traum, erinnert — nicht zu ihrem Schaden — an „Peterchens Mondfahrt". Für 7—10jährige. — In König Laurins Rosengarten findet der junge Leser manchen guten Bekannten aus anderen deutschen Gauen wieder, daneben aber auch vieles, was ihm neu und gerade für Tirol bezeichnend ist. Der Stil der Erzählerin ist flüssiger, als man ihn im allgemeinen in Volkssagen antrifft, und dadurch Kindern leichter verständlich. Für 9—12jährige. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Hichtum, N. van: Umnandi u. a. Geschichten aus fremden Ländern. Aus dem Holl. übers. von H. Hefele. Mit 4 farb. Bild. von Rie Cramer. Stuttgart: Thienemann 1926. 78 S. Geb. 2,—.

Die z. T. recht kurzen elf Märchen aus Japan, Rußland, Persien, Schottland und Korsika sind einfach und leicht verständlich geschrieben. Gemessen an dem Geist des deutschen Volksmärchens mit seinen häufig wiederkehrenden drei Aufgaben sind sie mit Ausnahme des persischen und des korsischen Märchens für die Begriffe deutscher Kinder nicht gerade spannend. Dafür eignet fast allen eine seltsame Anmut, die auch in den vier zartfarbigen Bildern gut zum Ausdruck kommt. Die kleine, stilistisch einwandfreie Märchensammlung ist in der vorliegenden ansprechenden und außerordentlich preiswerten Ausgabe ein vortreffliches Kinderbuch für 9- bis 12jährige, besonders Mädchen.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Lofting, Hugo: Doktor Dolittle und seine Tiere. Ill. vom Autor. Charlottenburg: Williams & Co. Verlag 1926. 170 S.

Diese Abenteuer eines gutmütigen alten Arztes und Tierfreundes und seiner zahlreichen sehr verschiedengearteten vierbeinigen und gefiederten Gefährten wollen durchaus von zwei höchst entgegengesetzten Seiten betrachtet werden, und je nach dem Ausgangspunkt der Betrachtung richtet sich die bildungspflegliche Eignung der märchenhaften Erzählung. Der naive kindliche Leser wird sich nur an die Ereignisse der vergnüglichen Afrikafahrt mit ihren mehr lächerlichen als

schrecklichen Zwischenfällen halten und über die reichliche, aber sanftmütige Kritik an der menschlichen Gesellschaft getrost hinweglesen. Und für diese Nebenabsicht der Erzählung kommt nun eben nur der erwachsene Leser in Betracht, vorausgesetzt, daß er unverbildet genug ist, sich neben dem satirischen Gewürz des Buches mit einer ganz kindlich erzählten und wenig umfassenden Handlung zu begnügen. Die höchst komischen gelungenen Bilder werden trotz ihrer Kleinheit und Farblosigkeit und trotz ihres ausgesprochen englischen Stiles wenigstens bei großen Lesern ihren Eindruck nicht verfehlen. Vom 8. Jahre an.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Mosbacher, E.: Onkel Doktor erzählt Märchen. Mit Bildern von R. Fr. Hartogh. Berlin-Grunewald: Klemm. 91 S. Hlw. 3,50.

Onkel Doktor hat es sehr gut gemeint, als er diese Märchen erzählte, mit denen er Buben und Mädel vor Leichtsinn mit seinem Gefolge von Schnupfen, verdorbenem Magen, Arm- und Beinbrüchen und vor allerlei hygienischen Unarten, wie Nägelkauen, Krummgehen, Unsauberkeit und spätes Schlafengehen, warnen wollte — aber richtige Märchen sind's nicht geworden. Sondern nur eine Reihe recht monotoner Geschichten, in denen Kinder durch wunderbare und schmerzhafte Erlebnisse auf dem Schnupfenberge, beim Nagel-Zwerg, in der Verkehrshölle, beim Rizinusmännchen usw. von ihren Fehlern geheilt werden. Es ist zu befürchten, daß ihre unmärchenhafte Schwunglosigkeit der Wirkung dieser Märchen sehr im Wege stehen wird. — Die Bilder sind unmöglich.

Therese Krimmer (Berlin).

Reinick, Robert: Kinderzeit. Lieder, Reime und Gedichte. Mit schönen Bildern und Buchschm. von A. Löffler. München: G. W. Dietrich 1926. 77 S. (Märchen-, Sagen- und Geschichtenbücher Buch 9.) Geb. 5,—.

Robert Reinick ist bei den Kindern noch immer beliebt. Die geschickte Auswahl der Gedichte ist von G. Dietrich getroffen. Der reiche Buchschmuck besteht fast ausschließlich aus Schwarz-Weiß-Zeichnungen und zwar meist aus Kopf- und Randleisten und Streubildern. Trotz der skizzenhaften Ausführung sind viele Bilder etwas kompliziert und für Kinder nicht leicht zu erkennen. Vielleicht hat die Verkleinerung für den Druck manche Feinheiten verwischt und die Umrisse zu stark vergröbert. Diese Verschwommenheit hat aber auch wieder den Vorteil, daß sie die Kinder zu längerem Betrachten der Bilder anregt. Das weiche büttenartige Papier sieht sehr schön aus, ist aber für Kinderhände recht empfindlich. Der dunkle praktische Leineneinband ist zu loben. Bilderbuchformat. Fraktur. Für kleine und große Kinder, mehr vielleicht noch für die Mütter.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Siebe, Josephine: Kasperle im Kasper-Land. Eine lustige Geschichte. Mit 4 farb. Vollbild. von Ernst Kutzer und Scherenschn. von Berta Werner. Stuttgart: Levy & Müller 1926. 202 S. Lw. 6,—.

In diesem fünften Kasperlebuch unternimmt der kleine Held, den viele Kinder schon auf mancher abenteuerlichen Fahrt begleitet haben, eine Seereise und kommt dabei in seine Heimat, das Kasperland. Hier geht es höchst drollig und wunderbar zu, und der freche Kasper wäre fast König geworden, aber er geht dann doch aus alter Gewohnheit ins Menschenland zurück, und so wird er wohl im nächsten Jahr wieder auftreten, denn ein sechster Band wird schon angekündigt. So reizend die Kasperlebücher bis jetzt auch sind, es besteht schließlich doch vielleicht die Gefahr, daß hier ein guter Gedanke zu Tode gehetzt wird. Die Ausstattung des Buches ist gut und wirklich äußerst anziehend für Kinder, sowohl die frischen Buntbilder wie auch die lustigen Scherenschnitte, die geradezu zu leben scheinen. — Dieser Band kann auch in Büchereien eingestellt werden, wo die andern nicht vorhanden sind. Für etwa 8—12jährige.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.)

3. Erzählungen.

Brandenburg, Hans: Pankraz der Hirtenbub. Ein Idyll für Jung und Alt. Mit Zeichn. von Dora Brandenburg-Polster. Leipzig: Haessel 1926. 162 S. Brosch. 3,30, geb. 5,80.

Dieses prächtige Jugendbuch, für dessen volle Schönheit freilich erst ein Menschenkind mit reiferem Sinn und Gemüt aufgeschlossen sein wird, ist ein einziges Preislied auf das Hirtenleben, auf jugendliches Träumen, Fühlen und Denken und auf das Einssein eines jungen gesunden fröhlichen Menschen mit der Natur. Das Buch hat keine starke Handlung. Das Dasein eines einfachen Hirtenbuben im bayrischen Alpenvorland zieht im Wechsel der Jahreszeiten vorüber. Mit wenigen kräftigen Strichen sind die bedeutsameren Menschen seiner Umgebung charakterisiert. Die Feste des dörflichen Lebens spielen eine große Rolle und machen die Erzählung volkskundlich bedeutungsvoll. Ein Zug heidnischer Naturseligkeit, trotz der leise betonten christlich-katholischen Note, geht durch das Ganze, und in der dichterisch schönen, schwungvollen Besingung von Berg und Baum, Wald und Wasser, im liebevollen Hingegebensein an die Welt der Pflanzen und der Tiere wird die alte Waldgottheit lebendig. Zuweilen geht dem Erzähler in der Schilderung der Überschwang seines Lobliedes durch; doch ist das bei allen Vorzügen des Buches unwesentlich. Die Zeichnerin der Bilder hat augenscheinlich von Slevogt gelernt, sehr zu ihrem Gewinn; doch wiederholt sie sich leicht. Die Verwendung des Buches für Jugendliche ist nicht einfach; sie setzt bei ihnen ein von Räubergeschichten noch nicht abgebrühtes Gemüt voraus. Umsomehr sollte jeder Bildungspfleger bemüht sein, ihm eine große Gemeinde zu verschaffen, erst recht unter den Erwachsenen. Für Jugendliche von 14 Jahren an zu verwenden. Für alle Büchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Busch, Paula: Zirkus. Geschichten für die Jugend. Mit 30 handkol. Zeichn. von O. Theuer. Berlin: Mosse 1926. 124 S. Hlw. 4,50.

Das zuerst 1923 erschienene und in Jg. 1925 H. 6 S. 374 schon besprochene Buch kam dieses Jahr in ganz neuer und erheblich verbesserter Gestalt heraus. Papier sowie Druck sind nun durchaus einwandfrei, die kolorierten Zeichnungen flott und lebensvoll. So sei es nochmals allen Büchereien warm empfohlen.
Hanna Voll (Stargard i. Pom.)

Eberlein, Gustav W.: Der Seebär. Wulffs weitere Fahrten und Abenteuer. Ill. Stuttgart: Thienemann 1926. 156 S. Geb. 4,—.

Die in sich abgeschlossene, jedoch auch als Fortsetzung von „Kapitän Wulff" gedachte Erzählung bringt die bunten und mannigfaltigen Erlebnisse eines Schleswig-Holsteiner Kapitäns in süd- und ostasiatischen Gewässern zur Zeit der vielfach kriegerisch bewegten 70er und 80er Jahre. Ohne eine besonders stark hervortretende Handlung, packt das Buch durch die ungeheuer lebendige und kurzweilige Schilderung der einzelnen Episoden, denen wirkliche Erlebnisse zu Grunde liegen müssen. Anders hätte ein so farbenfrohes, frisches, unsentimentales Bild von Land und Leuten nicht zustande kommen können. Die komische Trockenheit des alten „Seebären" und das klugerweise recht sparsam angebrachte Seemannslatein sichern dem ausgezeichneten Buch nicht nur das ungeteilte Interesse jugendlicher Leser etwa vom 12. Jahre an: auch erwachsene abenteuerlustige — jedoch nicht sensationshungrige — Leser werden voll auf ihre Kosten kommen. Die farbigen Bilder, leider nicht sehr zahlreich, passen sich dem Charakter des Buches gut an. Für alle Büchereien. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Elkan, Adele: Das Haus am Park. Erzählung. Stuttgart: Thienemann 1926. 197 S. Lw. 4,—.

Um ihrer jungen, lebhaften und eigenwilligen Enkelin die einst selbst begangenen Irr- und Umwege zu ersparen, erzählt eine alte Dame adeliger Her-

kunft aus einem kleinen Städtchen im Dessauer Land in einem Tagebuch ihr Leben, in dem eine leidenschaftliche Liebe zur Musik die größte Rolle spielt. Sehr schlicht und harmlos fröhlich und zugleich von ernster Bescheidenheit ist dieser Bericht einer alten Frau, wohl dazu angetan, Mädchen, die sich in der zur Schwärmerei neigenden Periode ihrer Entwicklung befinden, in seinen Bann zu ziehen, ein wenig „unzeitgemäß" freilich auch; denn die heutige weibliche Jugend ist in den meisten Fällen gezwungen, den Schutz des Elternhauses bald aufzugeben. Die Verwendbarkeit des Buches beschränkt sich wegen des Milieus, das leicht die Arbeiterjugend zu bitteren Vergleichen reizen könnte, auf die bürgerliche Jugend. Bei dem großen Mangel an Jungmädchenbüchern ist die Erzählung — trotz ihrer leicht moralischen Tendenz — für mittlere und große Büchereien zu empfehlen. Für 12—15 jährige. Elisabeth Wernecke (Stettin).

Findeisen, Kurt Arnold: Der Raubschütz. Erzählung. Mit Federzeichn. (Hainbücher. Bd. 9.) Leipzig: Hegel & Schade o. J. 45 S. Hlw. 1,25.

Der Verfasser bringt hier eine Jugendbearbeitung seines Romans „Der Sohn der Wälder". Leider hat er gerade die Kindheitsgeschichte weggelassen und an ihre Stelle eine etwas trockene Einleitung gesetzt. Dann folgen wie im Romane einzelne Ausschnitte aus dem Leben des Raubschützen, die zwar das Bild eines edlen Menschen, der an seiner Zeit und der Gesellschaft zugrunde geht, erkennen lassen, denen man aber häufig anmerkt, daß sie einem größeren Ganzen entnommen sind. Die vielen erklärenden Fußnoten machen das Lesen für Kinder unerquicklich. Alles in allem: inhaltlich recht brauchbar, jedoch in Form und Ausstattung wenig ansprechend für Kinder. Für Knaben von 10—13 Jahren immerhin verwendbar. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Freytag, Gustav: Ingo. Köln: Schaffstein o. J. (Blau 165/166.) 181 S.

— Ingraban. Ebenda. (Blau 167/168.) 171 S. Kart. je 1,80.

Diese unverkürzten Ausgaben der beiden ersten Ahnenerzählungen in der bekannten Aufmachung der „Blauen Bändchen" haben zwar auf den ersten Blick den Vorzug der Billigkeit, aber die Drahtheftung sowie die schmalen Ränder, die ein Neueinbinden fast unmöglich machen, schränken ihre Verwendbarkeit für Volksbüchereien sehr ein. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Hoffmann, E. T. A.: Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. Erzählung. Mit 12 Zeichn. von Bruno Goldschmitt. München: G. W. Dietrich 1926. 112 S. Lw. 3,—.

Stieler, Karl: Ein Winteridyll. Federzeichn. von K. Schmidt-Wolfratshausen. Ebenda. 48 S. Lw. 2,50.

Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal. Bilder und Buchschmuck von Anton Kling. Ebenda. 82 S. Lw. 2,75.

In sehr ansprechender Ausstattung mit klarem Druck, gutem Satzbild, in solidem orangefarbenem Leineneinband liegen drei Bände der Sammlung „Gutenberg-Drucke" hier vor. Der Text ist ganz unverkürzt und ohne Erläuterungen. Den Buchschmuck bilden Zeichnungen: teils ganzseitige Bilder, teils Kopfleisten und Vignetten. Sie sind dem Inhalt der drei Erzählungen entsprechend sehr verschieden: E. T. A. Hoffmann derb und deutlich, Stieler lyrisch zart. Am feinsten sind die ganz entzückenden, graziös humorvollen Illustrationen zu Jean Paul.

Als Jugendbuch im eigentlichen Sinne kann nur „Meister Martin" gelten, das vom 12. Jahre ab — auch von Mädchen — gern gelesen wird.

Ob das reichlich altmodische „Winteridyll“ mit seinen gemütvollen Versen heute noch Leser findet, kann jeweils nur der Bibliothekar selbst entscheiden. Jedenfalls ist diese Ausgabe durchaus zu empfehlen und für Geschenkzwecke sogar recht geeignet. Vom 15. Jahre ab.

Das „Schulmeisterlein“ kommt überhaupt nur für Erwachsene in Frage. Es ist nicht ganz leicht, Jean Paul den Lesern näher zu bringen. Die wunderhübsche Ausstattung dieses Buches könnte vielleicht manchen dazu bringen, es einmal mit ihm zu versuchen.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Löns, Hermann: Aus Wald und Heide. Geschichten und Schilderungen. Hannover: Sponholtz 1926. 171 S. Hlw. 5,—.

Eine geschmackvoll ausgestattete, reichhaltige Auswahl aus den verschiedenen Bänden Lönsscher Heidebilder (zum größeren Teil aus „Mümmelmann“ und dem „Braunen Buch“), die sehr dazu geeignet ist, der Art des Dichters unter der Jugend Freunde zu gewinnen. Über den farbigen Einschaltbildern liegt echte Heidestimmung. — Von 12 Jahren an, auch für Erwachsene, für alle Büchereien. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Marschall, E.: Muztagh, der weiße Elefant und andere Tiergeschichten. Aus dem Engl. übers. von K. Freinthal. Ill. Stuttgart: Franckh 1926. 140 S. Lw. 4,—.

Von den fünf Geschichten dieses Buches, in denen Mensch und Tier gleichermaßen mit dämonischer Kraft der Wildnis gefüllt sind, ist eine immer packender als die andere; künstlerisch betrachtet steht an der Spitze die „Schlangenstadt“ in der Gestaltung des grauenvollen Stoffes, den ein minder bedeutender Erzähler ins Schundhafte umgebogen hätte. Die geheimnisvolle, unbesiegbare, gleichsam zur Gottheit gewordene Wildnis ist es, die Muztagh, den in Gefangenschaft geborenen weißen Elefanten, übermächtig zu sich zurückruft, die unerbittlich Rache nimmt an Wolf Aikens, dem zum Kain gewordenen Pelzjäger, und an den drei Trottern, die voll Heimtücke einem einsamen Mann der Berge den einzigen Gefährten morden. Außerordentlich fesselnd, aber immerhin bedeutungsloser, sind auch die beiden letzten Geschichten, „Urson, das Stachelschwein“ und „Ein Schrei über dem Schnee“. Bei der letzteren handelt es sich um einen Schäferhund, der, von Jugend an mit den Wölfen aufgezogen, auf der Hungerjagd nach einem menschlichen Wild, plötzlich den uralten Instinkten des Gehorsams und der Anhänglichkeit seiner Ahnen folgend, ein Menschenleben rettet. — Die Sprache des Buches ist reich und beschwingt und voll unheimlicher Musik der Einsamkeit. Für alle Büchereien; für Jugendliche vom 15. Jahre an geeignet.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Miethe, K.: In das Eismeer verschlagen. Die Abenteuer von drei schiffbrüchigen Kameraden. Mit 8 Dreifarbenbildern nach photogr. Naturaufn. von Ad. Miethe. Berlin: D. Reimer (Vohsen) 1925. 125 S. Geb. 5,—.

Es handelt sich um die Irrfahrt von drei jungen Seeleuten, zwei norwegischen Brüdern und einem Deutschen, deren durch Havarie seeuntüchtig gewordenes Schiff sich im nächtlichen Sturm vom Anker losreißt und sie als machtlose Beute mit dem sicheren Tod vor Augen aus dem Hammerfester Hafen ins Eismeer entführt. Ein gutes Schicksal treibt sie aber schließlich an die Westküste von Spitzbergen, wo sie monatelang im nordischen Winter ein elendes Leben fristen, sich von Tag zu Tag unter tausend Gefahren und Entbehrungen weiterhelfend, bis sie im Zustand höchster Erschöpfung auf mühevoller Wanderung nach Norden von Fuchsjägern aufgefunden und errettet werden. — Die ungeheuer fesselnde und eindringliche Darstellungsweise, frei von Schönfärberei und schablonenhafter Abenteuerheldenmache, macht die Erzählung zu einem ausgezeichneten Jugendbuch. Von den Bildern werden die kunstlosen Zeichnungen der jugendlichen Phantasie

reizvoller erscheinen als die sicher sehr naturgetreuen, aber langweiligen Dreifarbenbilder. Vom 12. Jahre an zu verwenden.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Otto, Max: Trapper- und Farmerleben in kanadischer Wildnis. Für die Jugend hrsg. im Auftr. der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege Berlin von Alexander Troll. Mit 29 Abb. 3. Aufl. Berlin: Parey 1925. 224 S. Lw. 6,50.

Die vorliegende Schrift ist eine Auswahl aus Ottos großem, im gleichen Verlage erschienenen Werk „In kanadischer Wildnis“, in dem Otto seine Kanadaerlebnisse von 1912—1919 erzählt. Sie enthält die Kapitel „Mein Lehrjahr im hohen Nordwesten“, „Mit den Indianern auf Pelzjagd“, „Achthundert Meilen im Schlitten“, „Im Biberflußdistrikt“ und „In den Rocky Mountains“. Mit gutem Geschick hat der Herausgeber die durch besonders starken Erlebnisgehalt ausgezeichneten, in sich selbständigen Kapitel ausgewählt und ihre Wirkung weiterhin durch kleine zweckmäßige Kürzungen (wo es sich um rein jagd- oder forstwissenschaftliche oder politische Abschweifungen handelt) und gelegentliche Glättung eines schiefen Ausdrucks noch erhöht. — Als wirklichkeitsechtes deutsches Abenteuerbuch nicht nur für die Jugend zu empfehlen; kleineren Büchereien, die sich das vollständige Werk nicht leisten können, ist die Anschaffung dieser Auswahl auch für ihre erwachsenen Leser anzuraten.

B. Sauer (Stettin).

Rothmund, Toni: Schloß Ohneleid. Erzählung. Stuttgart: Thienemann 1926. 198 S. Lw. 4,—.

Drei junge Menschen, ein genial veranlagter blinder Geiger, der dichterisch hochbegabte Sohn eines Landwirtes und eine Dorfpastorentochter, das gesündeste, einfachste und natürlichste Element unter den drei Kindheitsgefährten, müssen, jedes auf seine Weise, schweren Tribut an Kummer und Enttäuschung bezahlen, ehe sie alle ihr „Schloß Ohneleid“, das einstige Kindheitsparadies, nun (in übertragener Bedeutung) als Zufluchtsort der Seele wiederfinden. Der unromantische, wirklichem Leben entnommene Stoff ist so gestaltet, daß brennende Fragen und Nöte unserer Gegenwart in helles Licht gerückt sind. „Wunderschön, wenn du Zeit für deine Seele hast . . . Ein Blumenstrauß in einer ärmlichen Hütte, ein reines Lied in einer Kneipe, ein liebes, zartes Wort in einer hoffnungslosen Nacht . . .“ Das Streben nach Verinnerlichung predigt die Jugend dieser drei psychologisch scharf erfaßten Menschen. Nach künstlerischen Gesichtspunkten betrachtet, verdient dies lebensvolle, von falschem Idealismus freie Buch die Beachtung nicht nur der Jugend (etwa vom 15. Jahre ab), sondern auch erwachsener Leser, die an der seelischen und geistigen Entwicklung der Jugend mit all ihren Klippen und Schwierigkeiten Interesse haben. Für alle Büchereien.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Salten, Felix: Bob und Baby. Zeichn. von Anna Katharina Salten. Berlin: Zsolnay 1925. 70 S. Hlw. 6,—.

Bob und Baby, ein etwa drei- und vierjähriges Geschwisterpaar, verleben in dem schönen alten Landhaus ihrer Eltern ihre Kindheit. Alle ihre großen und kleinen täglichen Freuden und Leiden füllen in Wort und Bild die Blätter des Buches in zwangloser Folge. Auf den vielen sonst recht charakteristischen und kindlich frohen schwarz-roten Bildern zeigt nur die kleine Baby mitunter ein zu affektiertes Gesichtchen. — Ausstattung, Papier und Druck gut. Mit Auslassungen schon zum Vorlesen für die Kleinen, im ganzen erst für 8—12jährige geeignet. Nicht für Proletarierkinder. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Schaeffer, Albrecht: Die Treibjagd und zwei Legenden. Köln: Schaffstein o. J. 131 S. Hlw. 4,—.

Wenn man aus der Fülle der Schaefferschen Dichtungen Jugendlichen überhaupt etwas zugänglich machen kann, so sind es die drei hier ausgewählten Stücke

(vielleicht noch die epische Dichtung: „Der Raub der Persephone". Insel-Bücherei Nr. 311). Aber selbst an diesen wird nur eine gebildete und wirklich „reifere" Jugend, die auch schon Sinn für die Kunst Schaefferscher Sprache hat, Freude und Genuß finden. Dementsprechend ist das Bändchen für Erwachsene, wobei der ganz einfache Leser ausscheidet, als Einführung in das Werk des Dichters sehr gut zu gebrauchen. — Die Titelerzählung spielt im Jahre 1728 in einem hannoverschen Kleinstaat. Sie berichtet in einer Sprache, die mitunter an C. F. Meyer erinnert, von einer mit all dem glitzernden Pomp der damaligen Zeit ausgerüsteten Treibjagd, bei der ein Mädchen einen gedankenlosen, im Kern aber guten Fürsten zur Besinnung auf sich selbst bringt. — In der „Regula Kreuzfeind", einer Legende von kühner Symbolik, zeigt der Dichter gleichsam warnend, zu welchem übermächtigen Erlebnis der gekreuzigte Christus einer zarten Kindesseele werden kann. — „Das verdoppelte Lebensalter" ist die tief erfaßte Legende von der erlösenden Kraft selbstlos dienender Arbeit. Vom 16. Jahre an.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.)

Schumacher, Tony: Heimat um Heimat. Erzählung für die Jugend. Ill. Stuttgart: Levy & Müller 1926. 216 S. Lw. 4,50.

Das kümmerliche Dasein einer Spielzeugmacherfamilie im Thüringer Wald, in der die acht Kinder schon von klein auf täglich bis 12 und 1 Uhr nachts mitschaffen müssen, um einen Hungerlohn zu verdienen, stellt die Verfasserin lebenswahr und Anteilnahme erweckend dar. Zuerst wandern dann die älteren Geschwister und schließlich die ganze Familie nach Amerika aus. Es sei zugegeben, daß sich in der Behandlung der Charaktere und Schicksale mitunter echt und natürlich Entwickeltes findet, aber im ganzen spielen doch unwahrscheinliche Zufälle eine allzugroße Rolle, als daß selbst Kindern die Geschichte noch glaubwürdig vorkommen könnte, und das soll sie doch offenbar. Es fragt sich, ob ein Buch, das zweifellos das „Leben" spiegeln will, dabei aber diese Art von „Romantik" pflegt, der Jugend sehr dienlich ist. — Für 9-, höchstens 14jährige mag es noch Verwendung finden, keinesfalls aber, wie der Verlag angibt, für 16jährige.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Stifter, Adalbert: Die Narrenburg. Mit 4 farb. u. 12 Textbildern von Gerh. Ulrich. (Lebensbücher der Jugend. 50.) Braunschweig: Westermann 1924. 136 S. Lw. 3,50.

Eine ungekürzte Jugendausgabe, die sich in ihrer Ausstattung sehen lassen kann! Die Bilder passen sich der Stifterschen Art geschickt an und werden auch Erwachsenen keine unangenehme Beigabe sein. Gut lesbarer Druck, geschmackvoller, fester Einband. Für alle Büchereien, von etwa 14 Jahren an.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

4. Belehrende Schriften.

Günther, Hanns: Pioniere der Radiotechnik. Mit 24 Porträtzeichn. Stuttgart: Dieck & Co. 1926. 78 S. Geh. 1,80.

Die Lebensbilder von 24 Männern, deren Arbeit richtunggebend auf die Entwicklung des Funkwesens gewirkt hat, sind hier zu einem kleinen Bändchen vereinigt. Diejenigen, welche der Radiotechnik nahestehen — sei es, daß sie ihre Fortschritte aufmerksam verfolgen, sei es, daß sie selbst bastelnd sich darin betätigen — werden so manches Mal bei irgendeiner Einzelheit, deren Gebrauch heute an der Tagesordnung ist, sich die Frage vorgelegt haben, wem die Erfindung dieser Dinge zu verdanken sei. Eine Würdigung dieser Männer liegt bei der verhältnismäßig kurzen Lebenszeit des ganzen Funkwesens sonst noch nicht vor. Es ist deshalb zu begrüßen, daß im vorliegenden Werkchen in knapper Form eine Übersicht geboten wird, wobei auch die älteren Physiker nicht vergessen sind, deren Arbeiten die Grundlagen für die neueren Forschungen auf dem Felde der elektro-magnetischen Schwingungen bildeten. — Jedem Abschnitt ist eine in Feder-

zeichnung ausgeführte Bildnisskizze beigefügt; einige davon hätten allerdings in der künstlerischen Durchführung besser sein können. Das Buch wird in der Bücherei des Rundfunkliebhabers eine willkommene Ergänzung sein. Die Darstellungsart ist allgemeinverständlich gehalten und auch für Schüler geeignet. Vom 14. Jahre an.

Conrad Barth (Stettin).

Kerner, Justinus: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Ill. Köln: Schaffstein 1926. 80 S. Kart. 0,55.

Diese Auswahl aus Kerners Jugenderinnerungen, in der die französische Revolution und die mit ihr verknüpften Abenteuer seines ältesten Bruders eine wesentliche Rolle spielen, ist als Lesestoff unmerklich belehrenden Charakters besonders für 11—13jährige Knaben geeignet. Mit warmherziger Begeisterung hat Kerner hier manchem heldenhaften Zeitgenossen ein Denkmal gesetzt. Die mehr oder minder bedeutungsvollen Ereignisse seines Knabenlebens erzählt er schlicht und eindrucksvoll. Die altertümlichen Bilder im Stile Ludwig Richters passen sich gut an.

Elisabeth Wernecke (Stettin).

Mittelstraß, Gustav: Der junge Mann. Wege zur Lebensgestaltung. Mit 48 Zeichn. von O. Schoff. Berlin: Mosse 1926. 270 S. Geb. 9,—.

Aufsätze über Beruf, über Universitätsstudium, Studium von Technik, Handwerk, Landwirtschaft, über Sport, Bücher, Kunst, Laienspiel, Philosophie u. s. f. wechseln mit Gedichten und Prosastücken von Goethe, W. Schäfer, Storm, Binding u. a. Den Jünglingen „um die achtzehn herum", den Abiturienten unserer höheren Lehranstalten, soll mit diesem Buch ein Wegweiser „ins Leben" gegeben werden. Mit Bewunderung bemerkt man, daß ein solches Buch nach einem zwölfjährigen Schulbesuch noch nötig sein soll. Ob das Buch seine Aufgabe wird bewältigen können, ist mehr als fraglich, da der Abiturient meist viel problematischer ist und viel mehr unter der Krise der Zeit leidet, als bei diesen Aufsätzen vorausgesetzt wird. Und die Bilder, die für ein Tertianergemüt berechnet zu sein scheinen, können nicht im geringsten werbend wirken. — Für Volksbüchereien kommt das Buch schon seiner ganzen Anlage nach nicht in Frage.

R. Joerden (Stettin).

Thiemann, August: Das Buch der Sphinx. Ein Rätselbuch mit 800 Rätseln und Scherzfragen aus alter und neuer Zeit. Vorwort von Kurt de Bra. (Sämann-Bücher. Bd. 46.) Lahr i. B.: Keutel o. J. 376 S. Lw. 4,80.

Einleitend spricht Kurt de Bra über Wesen und Geschichte des Rätsels, das schon bei den alten Völkern eine gewichtige Rolle spielte. Besonders bei den Indern und Ägyptern (den Orientalen überhaupt), aber auch bei den Germanen galt es nicht nur als eine Übung des Scharfsinns, sondern barg oft tiefe Lebensweisheit. Allenthalben begegnen wir bei Dichtern und Denkern häufig einer starken Vorliebe für das Rätsel, und es findet in weitesten Kreisen gerade in unsern Tagen freudige Aufnahme. „Von der Beschäftigung mit dem scheinbar leichtesten Rätsel aus ist aber Csehr wohl eine Besinnung auf tiefere und tiefste Zusammenhänge möglich." Das beweist die planvolle und vielseitige Auswahl der vorliegenden Sammlung durchaus, und darin liegt ihr Wert. Wenn auch mehrere der Gruppen eine umfangreiche Allgemeinbildung voraussetzen, so sind dafür doch andere schon dem einfachen Leser zugänglich. In allen Büchereien, besonders größeren und mittleren, für Erwachsene und Jugendliche gut verwendbar.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Wells, H. G.: Unsere Welt auf dem Fußboden. Mit Randzeichn. und 8 ganzs. Abb. Wien: Steyrermühl-Verlag o. J. 80 S.

„Wie die Bausteine unsrer Kinderstube, so werden in Zukunft die Bausteine unserer Wohnhäuser sein", sagt Wells. Unter diesem Gedanken stehen die sinn-

und phantasievollen Spiele, die er mit seinen Jungen spielt, und von denen er anderen Eltern und Kindern zur Anregung erzählt. Aus einfachen rohen Holzklötzen, Brettern, Stangen, Wellpappe usw. werden immer neue Welten auf dem Fußboden geschaffen. Einmal sind es Inseln mit hohen Bergen, Tempeln und Türmen, auf denen sich die abenteuerlichsten Erlebnisse abspielen. Ein andermal baut man Städte, die sowohl Rathaus, Museum und Bahnhof als auch zoologischen Garten, Kaufläden und Restaurants aufweisen u. s. f., jedesmal etwas Neues. Für die billige und belustigende Herstellung der kleinen Figuren, mit denen diese Welten bevölkert werden, gibt Trude Hammerschlag im Nachwort eine Anleitung mit Abbildungen. Den Spielzeugläden, zu denen nur „Leute, die nicht wissen, was sie wollen", ihre Zuflucht nehmen, wird ziemlich offenkundig der Krieg erklärt. Das Buch ist allen Büchereien (die ländlichen kommen weniger in Frage), warm zu empfehlen. Für Eltern und Kinder.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Wunder im Weltall. Ein Buch aus Natur und Werk. Hrsg. von Paul Siebertz. Mit 400 Abb. München: Kösel & Pustet 1926. 416 S. Geb. 10,—.

In 60 Einzeldarstellungen aus der Welt der Natur und der Technik wird hier der Leser in folgerichtig aufgebautem Gang durch das Reich der Himmelskörper geführt, an welches sich zwanglos Betrachtungen über unsere Erde anschließen, die wiederum überleiten zu ihren Bewohnern, den Tieren und Pflanzen. Durch die Hilfsmittel zu deren Erforschung wird schließlich das Gebiet der Physik und der Technik erschlossen. Trotzdem auf diese Weise ein Zusammenhang vom ersten bis zum letzten Thema gewahrt ist, vermittelt doch jede der einzelnen Abhandlungen ein geschlossenes Bild, so daß man auch ohne weiteres jede für sich herausgreifen kann. — In dem ganzen Aufbau des Werkes tritt das Streben hervor, die behandelten Gegenstände nicht nur als Wissensübermittlung zu geben, sondern vor allen Dingen mit ihnen den Leser zum Nachdenken zu bringen, indem ihm Fragen aufgezeigt und Eigenartigkeiten der Natur nähergebracht werden, die einer rein verstandesmäßigen Lösung nicht zugänglich sind, den Leser also auf diese Weise die Grenzgebiete menschlicher Erkenntnisfähigkeit kennen lernen lassen. Das ist bei der materialistischen Einstellung unserer Durchschnittsjugend außerordentlich begrüßenswert, besonders wenn es durch das Mittel der Naturwissenschaft erfolgt, deren Forschungen sich ja bei der Jugend allseitiger Anerkennung zu erfreuen pflegen. Allerdings muß es als verfehlt bezeichnet werden, wenn an einigen wenigen Stellen des Buches die günstige Sachlage zu religiöser Stimmungsmache benutzt wird, wie z. B. bei einer Abschnittsüberschrift: „Der Odem Gottes: die Luft". Ein Jugendlicher wird dadurch leicht in dem Ganzen ein naturwissenschaftlich verhülltes Bekehrungsbuch vermuten können und, die vermeintliche Absicht merkend, verstimmt sein. Das wäre aber bei der Hochwertigkeit des Inhaltes außerordentlich schade. Auch hier sollte man die weiteren Schritte dem Leser selbst überlassen, zu denen auch ein Jugendlicher gern bereit ist, wenn er sich nicht gegängelt fühlt. Jugend ist gerade in dieser Hinsicht sehr empfindlich und zur Ablehnung schnell bereit. — Alle Abhandlungen werden dem neuesten Stand der Wissenschaft gerecht, wie schon die klangvollen Namen der Mitarbeiter verbürgen. Die Ausstattung in Abbildungen, Druck und Einband muß als vorzüglich bezeichnet werden. Für die reifere Jugend (und Erwachsene) ist das Werk sehr geeignet, für Schülerbüchereien besonders zu empfehlen.

Conrad Barth (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

39. Diplomprüfung. In der Zeit vom 7.—16. Oktober 1926 fand in der Preußischen Staatsbibliothek die 39. Diplomprüfung statt. Es hatten sich 31 Prüflinge gemeldet und zwar 6 männliche und 25 weibliche. 4 Prüflinge traten wäh-

rend der Prüfung zurück, 1 bestand sie nicht. Von den übrigen 26 bestanden die Prüfung 9 mit gut, 17 mit genügend.

Was die Ergebnisse im einzelnen anbetrifft, so waren wie gewöhnlich die Sprachkenntnisse recht schwach; aber auch die Leistungen in der Bibliographie bewiesen, daß ein großer Teil der Prüflinge die in Betracht kommenden Werke kaum dem Titel nach kennt.

Die nächste Prüfung beginnt voraussichtlich am 17. März 1927. Nähere Mitteilungen erfolgen später.

Der Erlaß des Herrn Ministers über die Forderung der Primareife für die Zulassung zur mittleren Bibliothekslaufbahn nebst Übergangsbestimmungen ist noch nicht ergangen; doch haben wegen des außerordentlichen Andrangs Bewerber ohne Primareife naturgemäß sehr wenig Aussicht auf Annahme als Praktikant.

Kaiser.

Folgende 26 Damen und Herren haben die Prüfung bestanden, davon die neun erstgenannten mit „Gut": Hans Busch, Nora Imendörffer, Elsbeth Kaulla, Heinrich Marohl, Annemarie Nerong, Elfriede Scheunemann, Sabine Schönfeld, Hella Freiin von Spiegel, Margret Tilmann; Wilhelm Bolm, Gerta Braun, Gertrud Dittrich, Kurt Hartwig, Leni Hubert, Lea Jessen, Else Imand, Christa Kutter, Gisela Peters, Anneliese Printz, Liselotte Rathje, Hermine Reintjes, Ruth Schmarsow, Erna Schultze, Therese Schwandt, Henriette Maria Stockmar, Hedwig Wagener.

Personalveränderungen. Zur Leiterin der Stadtbücherei Charlottenburg ist Fräulein Marie Nörenberg, bisher Bibliothekarin daselbst, gewählt worden. Zum Leiter der Städtischen Volksbüchereien in Kassel wurde Herr Hans Gräßel, bisher Bibliotheksobersekretär an der Städtischen Volksbücherei in Nürnberg, berufen. An Stelle des in den Ruhestand getretenen Direktors der Städtischen Volksbüchereien und Lesehallen in Breslau, Dr. B. Kronthal, wurde Herr Pastor Lic. Moering zum Direktor bestellt.

Fachvorbildung und Kommunalpolitik. In Breslau ist der bekannte liberale Pastor und Politiker Lic. Moering zum Direktor der städtischen Volksbüchereien ernannt worden. Der Vorsitzende des „Verbandes Deutscher Volksbibliothekare" hat, sobald die erste Zeitungsnachricht über die diesbezüglichen Wahlabsichten des Breslauer Magistrates erschienen war, in einem offiziellen Schreiben an die Breslauer Stadtverwaltung gegen diese den Ausschreibungen des Breslauer Magistrates nicht entsprechende Wahl eines Nichtfachmannes protestiert. Es ist zu erwarten, daß auch der Gesamtvorstand des „Verbandes Deutscher Volksbibliothekare" gemäß den von ihm vertretenen Richtlinien Einspruch erheben wird, umso mehr als alle Richtungen im deutschen Volksbüchereiwesen ohne Ausnahme in wiederholten öffentlichen Kundgebungen stets die Forderung vertreten haben, großstädtische Büchereibetriebe mit Büchereifachleuten zu besetzen.

Beim Redaktionsschluß erhalten wir soeben noch folgende „Entschließung" vom „Verband Rheinischer Bibliotheken", dem viele der größten Bildungsbibliotheken Deutschlands angehören:

> „Der Verband Rheinischer Bibliotheken hat sich auf seiner heutigen Tagung mit der Besetzung der Stelle des Direktors der städtischen Volksbibliotheken zu Breslau beschäftigt; die Teilnehmer sprechen ihr äußerstes Befremden darüber aus, daß ein Amt, das in so hohem Maße fachliche Eignung, Bewährung und Kenntnisse verlangt, unter Übergehung der Fachleute einem Laien im bibliothekarischen Beruf übertragen worden ist."

Verband deutscher Volksbibliothekare. An die Stelle des verstorbenen Herrn Dr. Homann, Charlottenburg, ist als Schriftführer Herr Dr. Krohn, Wilmersdorf, in den Vorstand des Verbandes eingetreten.

Besprechendes Bücherverzeichnis. Die Volksbücherei Kaiserswerth hat ein besprechendes Bücherverzeichnis herausgegeben (Verfasser Lehrer Peckhaus). Die schöne Literatur ist darin nach Stoffgruppen geordnet. Eine genauere Besprechung hoffen wir demnächst bringen zu können.

Offene Stellen: Charlottenburg: Bibliothekar (siehe Anzeigenteil).
Flensburg: Büchereiassistentin (siehe Anzeigenteil).

Abonnementserneuerung. Mit dem vorliegenden Heft 6 der „Bücherei und Bildungspflege" ist der Jahrgang 1926 zum Abschluß gekommen. Der Preis des ganzen Jahrganges 1927 beträgt wie bisher Rm. 9,— beim Bezuge durch den Buchhandel oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder von Verbänden, deren Verbandsorgan die Zeitschrift ist, erhalten die Zeitschrift zum Vorzugspreise von Rm. 5,—. Die Lieferung zum Vorzugspreise erfolgt nicht durch den Buchhandel, sondern ausnahmslos durch den „Verlag der B. u. B" Stettin, Grüne Schanze 8.

Das 1. Heft des neuen Jahrganges wird allen Beziehern zum Vorzugspreise, soweit sie nicht ausdrücklich Abbestellungen vorgenommen haben, unverlangt zugehen. Wir bitten, möglichst bald, spätestens aber sogleich nach Empfang den Jahresbezugspreis von Rm. 5,— einzuzahlen auf Postscheckkonto Stettin 9036 (Verband pommerscher Büchereien), damit bei der Versendung des zweiten Heftes keine Verzögerung eintritt. Da die Zeitschrift wirtschaftlich auf sich selbst gestellt ist, kann das zweite Heft ausnahmslos nur nach Bezahlung des Jahresbezugspreises zugestellt werden.

Abonnenten, welche die Zeitschrift zum vollen Bezugspreis durch den Buchhandel oder direkt vom Kommissionsverlag bezogen haben, werden gebeten, ihre Bestellung auf den neuen Jahrgang rechtzeitig zu erneuern.

Lesefrüchte.

Walther Rathenau und das deutsche Volksbüchereiwesen. Die folgenden beiden Briefe Rathenaus an Walter Hofmann (entnommen den bei Reißner in Dresden 1926 erschienenen Briefbänden) werden unsere Leser interessieren. Enthalten sie doch in einer vorbildlich noblen Form sachliche Einwendungen gegen die auch von uns abgelehnte rationalistische Einseitigkeit der Leipziger Büchereiauffassung. Freilich deckt sich die Stellungnahme Rathenaus nicht ganz mit der unsrigen. Er wirft Schund und Kitsch zusammen, und auch in seiner Auffassung ist noch ein Rest von rationalistischer Verkennung der entwicklungsmäßig positiven Bedeutung des Kitsches und von ideologischem Glauben an die Möglichkeit eines „Hinauflesens" im engeren Sinne (anstatt einer Entwicklung des Leseorgans der Büchereibenutzer durch Vorlesestunden usw. bis zu der jeweils vorbestimmten inneren Grenze). Es ist jedoch sicher nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der Mann, der mit so sicherem Instinkt die Fehlerquelle in den allen Nichtpraktikern einleuchtenden Qualitätsforderungen der Leipziger Richtung entdeckte, auch vollends ganz zu einem organischen Verständnis dieser volksbildungspsychologischen Hauptfrage durchgedrungen wäre, wenn er Gelegenheit zu praktischer Arbeit auf dem Gebiet des Volksbüchereiwesens gehabt hätte. Und wir sind gewiß, daß Rathenau in unserer Auffassung und Arbeitsweise eben „die Verwandlung des starren Gleichgewichts in ein bewegliches" gefunden hätte, die er mit Recht forderte. — Ähnlich verhält es sich übrigens auch mit seinem Spott über den Ausdruck „Bücherei": Rathenau konnte als ein unserer Arbeit fernstehender Mann die büchereipolitische Bedeutung nicht ahnen, die für uns Volksbibliothekare die Einführung und Festhaltung dieser neuen Bezeichnung hatte und heute noch hat.

An Walter Hofmann, Leipzig.

Berlin, 12. 3. 1917.

Sehr geehrter Herr Hofmann!

Ihre gütige Sendung hat mir eine angeregte Stunde gegeben. Der erste Eindruck war der, daß der Standpunkt des Herrn Dr. L., der, wie aus Ihrer Schrift hervorgeht, rundweg für die Einstellung unliterarischer Produktion, also sagen wir Schundliteratur, in öffentlichen Bibliotheken eintritt, ganz unhaltbar sei.

Ich habe mir dann überlegt, was wohl einen Mann, der offenbar in seinem Fach Bescheid weiß und eine bedeutende Stellung zu bekleiden scheint, veranlaßt haben könnte, diese Auffassung zu vertreten, und bin zu dem Ergebnis gekommen: Wahrscheinlich zeigt die Erfahrung, daß zwei Drittel aller Leser ferngehalten werden, wenn eine Bibliothek sich auf gute oder vertretbare Literatur beschränkt, und der leitende Gedanke L.'s und seiner Parteigänger ist vielleicht der, daß eine Bibliothek (verzeihen Sie den griechischen Ausdruck, ich sage heute noch immer Symphonie und Tragödie) ihre Aufgabe nicht voll erfüllt, wenn sie aus irgendeinem, noch so erziehlich gemeinten Grunde den größten Teil der Lesebedürftigen abstößt.

Hier entsteht nun ein interessanter Konflikt, über den ich nachgedacht habe, und Ihnen, weil Sie die Freundlichkeit hatten, mich aufzufordern, meine, freilich laienhafte, Auffassung mitteilen möchte.

Als Junge von acht oder neun Jahren bekam ich Hauffs „Mann im Monde" durch ein Versehen in die Hand und las die Geschichte mit großem Entzücken. Dem Buch war ein merkwürdiges Stück angehängt, das, wenn ich mich recht erinnere, betitelt war „Kontroverspredigt gegen H. Clauren". Ich las auch diese Predigt, verstand wenig davon, fand sie aber interessant und ersah soviel daraus, daß hier gegen eine schlechte Schriftstellerei gekämpft wurde und daß die Sache mit dem „Mann im Monde" nicht ganz ihre Richtigkeit hatte, daß sogar zu meinem Leidwesen irgendeine Teufelei oder Persiflage dahintersteckte. (Später habe ich erfahren, daß Hauff den „Mann im Monde" ursprünglich ganz ernst gemeint haben soll und ihn erst später gewissermaßen unter Anführungsstriche setzte; aber das tut nichts zur Sache.)*)

Auch in späteren Fällen hat es mich als jungen Menschen immer interessiert, was bedeutende Leute über Werke sagten, die mir gewissermaßen absolut erschienen waren, und ich erinnere mich des Anteils, mit dem ich Schillers Kritik über Egmont las.

Diese Erinnerung ging mir durch den Sinn, als ich den Konflikt zu erörtern suchte, der zwischen der gewissenhaften Pflicht des Bibliothekars (oder sagt man Bücherers?) und der Neigung des naiven, vielleicht im Geschmack schon etwas geschädigten Lesers besteht. Wäre es hier nicht möglich, an die Stelle des statischen Gleichgewichtes ein kinetisches zu setzen, oder mit anderen Worten: Muß man mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, kann man sie nicht *vielmehr langsam umlenken*, indem man ihnen gleichzeitig entgegenkommt und sie berichtigt?

Ich übersetze die Frage in die Praxis: Ein Arbeiter kommt und verlangt einen Hintertreppenroman. Man macht nicht den Versuch, ihn zu überreden, sondern gibt ihm das Geforderte. Er schlägt zu Hause das Buch auf und findet eine nur kurze, eingeheftete, lebendig geschriebene Vorbemerkung zwischen Umschlag und Text, etwa folgenden Inhalts: Wir haben den schöngeistigen Teil unserer Bibliothek in drei Abteilungen gegliedert: I. Abteilung: Klassische Werke. (Es folgt eine nur kurze, aber packende Darstellung dessen, was ein Volk unter seiner Klassik versteht und an ihr hat.)

II. Abteilung: Gute und literarisch wertvolle Bücher der Unterhaltung. (Es folgt eine ebenfalls kurze Charakteristik der notwendigen Forderungen, die das Volk an künstlerisches Literatentum und seine Wirkungen zu stellen hat.)

III. Abteilung: Unliterarische Produktion. (Abermals eine, nicht allzu herabsetzende, aber gerechte und klare Beurteilung dieser Klasse.)

Nun folgt die weitere Bemerkung: Dieses Buch gehört zur Abteilung III. Der Leser, der sich für die Technik und Charakteristik dieses Produkts interessiert, wird gebeten, die am Schlusse des Buches beigeheftete kritische Besprechung zu lesen, die von einem Kenner, Herrn xy, verfaßt ist.

Dieser ganze Text ist gedruckt und wird einem jeden Buche beigeheftet, gleichviel, ob es der I., II. oder III. Abteilung angehört; die Sondernotizen werden mit der Schreibmaschine eingesetzt.

---

*) Darin irrt Rathenau. Für die psychologische Anschauung von der Entstehung des Kitsches und damit auch für seine kulturelle Bewertung ist diese Tatsache sehr aufschlußreich.

Am Ende des Buches befindet sich eine kurze Besprechung, die in klarer und verständlicher Weise dem Leser den armseligen Mechanismus der Handlung, die Typik der Figuren, die Trivialität der Situationen, die falsche Sentimentalität oder Blutrünstigkeit der Darstellung oder die Fehlerhaftigkeit der Sprache erläutert. Am Schlusse der Besprechung wird dem Leser nahegelegt, als Gegenbeispiel eine besonders zu bezeichnende Erzählung der Abteilung II zu lesen, um sich selbst durch Vergleich ein Urteil zu bilden.

Ich verkenne nicht die Schwierigkeit, die darin liegt, für Hunderte, vielleicht Tausende von Büchern Besprechungen von maßgeblichen Beurteilern zu erhalten; doch es kann geschehen, ebensogut wie jede Zeitung im Laufe des Jahres Hunderte von kurzen Bücherbesprechungen bringt. Möglich erscheint es mir, für diese Aufgabe die Mitwirkung freiwilliger Kräfte, insbesondere Studierender und junger Literaten, zu gewinnen. Im Falle des Gelingens aber möchte ich glauben, daß das Interesse jedes intelligenten Lesers auf Urteil und Nachdenken gerichtet wird. Ich habe Beispiele dafür, wie Geschmack und Urteilskraft in überraschend kurzer Zeit in ähnlichen Fällen geweckt werden konnten. Somit scheint mir die Möglichkeit gegeben, daß eine Bibliothek sich weder von dem verbildeten Urteil der Leser bestimmen läßt, noch auch ihm eine schroffe Weigerung entgegensetzt, sondern allmählich den Leser gewinnt.

Vielleicht habe ich in diesen Ausführungen längst Besprochenes vorgebracht und Sie als Dank für Ihre Freundlichkeit mit nutzlosen Erörterungen geplagt. Ich konnte indessen der Anregung, die Sie mir gaben, mich nicht verschließen, und die Tatsache, daß Ihre Sendung am Sonntag eintraf, hat die gegen meine Gewohnheit langatmige Auseinandersetzung gezeitigt.

In Ergebenheit der Ihre Rathenau.

An Walter Hofmann.

Berlin, 28. 3. 1917.

Sehr geehrter Herr Hofmann!

Mit großem Interesse habe ich Ihre Ausführungen gelesen. Dankbar bin ich Ihnen für die Vermittlung Ihres schönen polemischen Aufsatzes.

Immer wieder führt die Erwägung mich dahin, daß beiden Standpunkten ein Fehler anhaftet; der Verzicht auf die breiten Massen des Volkes hat einen Kern von Hoffnungslosigkeit und mangelndem Idealismus, der Verzicht auf literarische Sichtung hat einen Kern, fast möchte ich sagen von Unsittlichkeit*). Die Synthese kann ich nur immer wieder in der Verwandlung des starren Gleichgewichts in ein bewegliches finden, und so scharf Sie die Analogie mit gefährlichen Berauschungsmitteln aussprechen: Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß es nicht gelingen sollte, Tausende und Abertausende, die nicht hoffnungslos im Geschmack korrumpiert, sondern schwankend sind, zu einer höheren Stellung herüberzuziehen und sie als neue Vorkämpfer für ein gutes Prinzip zu gewinnen.

Die große Arbeitsleistung, die erfordert wird, erkenne ich an, glaube sie indessen nicht ganz so hoch wie Sie einschätzen zu sollen, da auch hierin nicht das Endgültige sofort erreicht werden muß, sondern zunächst nur ein Beginn zu machen ist, der mit dem Erfolge von selber wachsen würde.

In hohem Maße schätze ich die Leistung Ihres Werkes, soweit es mir aus Ihrem Aufsatz entgegengetreten ist, und ich wüßte mir keine schönere Entwicklungsrichtung als die des Kampfes gegen das Schädliche und der Ausbreitung des Guten.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr Rathenau.

*) Wenn Rathenau mit dem Verzicht auf literarische Sichtung die nicht von Hofmann vertretene Büchereiarbeit meinte, wäre das wohl darauf zurückzuführen, daß er diese nur aus dem erwähnten polemischen Aufsatze Hofmanns kannte.

Verantwortlich für die Redaktion: i. V. Dr. E. Ackerknecht, Stettin, Stadtbücherei.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 27. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und H. J. Homann

1926

6. Jahrgang + Heft 1

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1926 in 6 Heften im Gesamtumfang von 24 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 9.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch die Vertriebsstelle der „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 5.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Charlottenburg** (Wilmersdorfer Str. 166/67). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Vorlesestunden V.
Aichberger, Kinderurteile über Bücher.
Biedermann, Kouplet-Ersatz.
Kühl, Jungmädchenlektüre.
Langfeldt, Eindrücke vom dänischen Büchereiwesen.
Rosin, Die Buchgemeinschaften.
Wild, Englisches Büchereiwesen.

Zur Beachtung für die Abonnenten unserer Zeitschrift zum Vorzugspreise.

Heft 1 des neuen Jahrganges geht allen bisherigen Abonnenten, soweit sie nicht ausdrücklich abbestellt haben, unberechnet zu. Heft 2 kann jedoch nur nach Bezahlung des Abonnementspreises von Mk. 5,— geliefert werden. Damit in der Zustellung keine Verzögerung entsteht, wird um baldige Einsendung des Betrages auf das Postscheckkonto: Stettin 9036, Verband pommerscher Büchereien gebeten. Eine Zahlkarte liegt jedem Hefte bei.

Den **Städtetagsmitgliedern** unter unseren Beziehern lassen wir, dem behördlichen Rechnungsverkehr entsprechend, das erste Heft des neuen Jahrganges mit einer Rechnung zugehen.

In diesem Heft liegt das Titelblatt des abgelaufenen Jahrganges 1925.